

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

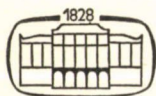
I. BORZSÁK, I. HAHN, J. HORVÁTH,
ZS. RITOÓK, Á. SZABÓ, S. SZÁDECZKY-KARDOSS

REDIGIT

J. HARMATTA

TOMUS XXIII

FASCICULI 1—2



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1975

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADEÉMIA KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: 1054 BUDAPEST, ALKOTMÁNY UTCA 21.

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (1363 Budapest Pf 24 Bankszámla 215 11488), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap Külkereskedelmi Vállalatnál (1389 Budapest 62, P.O.B. 149 Bankszámla: 218 10990) vagy külföldi képviselőiteinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten. Abonnementspreis pro Band: \$ 32.00.

Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Außenhandels-Unternehmen „Kultúra” (1389 Budapest 62, P.O.B. 149 Bankkonto Nr. 218 10990) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM
HUNGARICAE

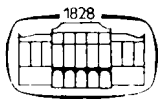
ADIUVANTIBUS

I. BORZSÁK, I. HAHN, J. HORVÁTH,
ZS. RITOÓK, Á. SZABÓ, S. SZÁDECZKY-KARDOSS

REDIGIT

J. HARMATTA

TOMUS XXIII



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1975

ACTA ANT. HUNG.

INDEX

<i>A. M. Bautier</i> : „Popularis” et la motion de „populaire”	285
<i>I. Boronkai</i> : Sprachliche Calques in einer lateinischen Übersetzung aus dem 12. Jahrhundert	305
<i>I. Borzsik</i> : Heroisches Epos — unheroische Gesellschaft. Homer und Vergil.	141
<i>I. Borzsik</i> : Die Spuren des sprachlichen Substrats in der horazischen Textüberlieferung	319
<i>C. Curri</i> : Note preliminari sui monumenti arcaici della necropoli e del territorio di Vetulonia	175
<i>Gy. Györffy</i> : <i>Civitas, castrum, castellum</i>	331
<i>J. Harmatta</i> : Colloque sur la lexicologie du latin médiéval	285
<i>J. Harmatta</i> : Remarques sur le lexique du latin médiéval et le substrat hongrois ...	331
<i>Δ. Χάτζη</i> : <i>Τά νεοελληνικά μελετήματα τοῦ Ἰούλιου Μόραβτσικ</i>	25
<i>J. Irmischer</i> : Gedenkworte auf Gyula Moravcsik	1
<i>J. Irmischer</i> : Die byzantinische Literatur im Widerstreit von von Tradition und Gegenwart	3
<i>I. Jelenits</i> : <i>Cena Agni — mensa Christi</i>	345
<i>I. Kapitányfi</i> : Ungarische Gesandte im türkischen Lager zur Zeit der Belagerung Konstantinopels	15
<i>I. Kapitányfi</i> : Römisch-rechtliche und kanonistische Terminologie in der ungarischen Historiographie des 12. 14. Jh.	355
<i>O. Karsay</i> : Der Jäger von Euböa	9
<i>G. Komoróczy</i> : Akkadian Epic Poetry and its Sumerian Sources	41
<i>G. Komoróczy</i> : Lobpreis auf das Gefängnis in Sumer	153
<i>Á. Kurecz</i> : <i>Fortuna, humanitas, gloria</i>	363
<i>E. Marosi</i> : Das <i>decus</i> des mittelalterlichen Kunstwerkes	371
<i>M. Maróth</i> : Epischer Stil im Ugaritischen und im Griechischen	65
<i>E. Maróti</i> : Über die Verbreitung der Wassermühlen in Europa	255
<i>L. Mezey</i> : Autour de la terminologie ecclésiastique et culturelle de la Hongrie médiévale	377
<i>A. Michel</i> : Y a-t-il un art poétique de Virgile?	209
<i>A. Mohay</i> : <i>Lingua, idioma</i> und Verwandtes	387
<i>K. Mollay</i> : Latinität und ungarische Lehnwortforschung	395
<i>L. M. Pákozdy</i> : Zur Frage des altisraelitischen Nationalepos	77
<i>Zs. Rátoók</i> : Stages in the Development of Greek Epic	127
<i>Zs. Rátoók</i> : Lexikalisches zu den neulich entdeckten Übersetzungen aus dem Griechischen von Janus Pannonius	403
<i>J. Sarkady</i> : Outlines of the Development of Greek Society in the Period between the 12th and 8th Centuries B. C.	107
<i>I. Tegyei</i> : Empire mycénien et empire homérique de Nestor	93
<i>D. Turkowska</i> : Autour du problème des changements sémantiques dans le latin médiéval	417
<i>P. Váczy</i> : Arrabona (Győr) an der Wende der Antike und des Mittelalters ...	221

•

J. IRMSCHER

GEDENKWORTE AUF GYULA MORAVCSIK

GESPROCHEN AUF DER SITZUNG DER UNGARISCHEN
ALTERTUMSWISSENSCHAFTLICHEN GESELLSCHAFT AM 22. FEBRUAR 1974

Es ist mir eine hohe Ehre, daß Sie mich dazu einladen, heute an Ihrer Gedenkfeier für Akademiemitglied Prof. Dr. Dr. h. c. Gyula Moravcsik teilzunehmen. Fast auf den Tag genau vor zwei Jahren hatte ich Gelegenheit, dem nach einem erfüllten Gelehrtenleben von uns Gegangenen in seinem Hause zu besuchen. Ich traf ihn an, von schwerer Krankheit leidlich genesen, voller Genugtuung über die Auszeichnungen, die ihm aus Anlaß seines 80. Geburtstages zuteil geworden waren, und zugleich in ungebrochener geistiger Frische, in disziplinierter wissenschaftlicher Arbeit, soviel nur der physische Zustand es ermöglichte, voller Interesse am Fortgang seines Studienggebietes und nicht ohne eigene Pläne, um dieses auch weiter zu fördern. Ich ahnte damals, daß dieser Besuch wohl der letzte sein würde, und war um so glücklicher darüber, dem Altmeister Dank sagen zu können für das, was er mir persönlich, was er den von mir vertretenen Institutionen, was er für mein Land, die Deutsche Demokratische Republik, bedeutete. Und das ist nicht wenig!

Gyula Moravcsik hat mehreren Akademien und Gelehrtengeellschaften angehört, aber abgesehen von der Akademie seines ungarischen Heimatlandes, hat wohl keine jener Institutionen soviel an ideeller Unterstützung und realer Kooperation von ihm erfahren wie die Akademie der Wissenschaften der DDR, deren korrespondierendes Mitglied er lange Jahre hindurch gewesen ist. Ich bin stolz darauf, daß jenes Werk, durch das sein Name am stärksten internationale Wirkung übte, die «Byzantinoturcica», in der maßgeblich gewordenen Gestalt in den «Berliner Byzantinistischen Arbeiten» erscheinen und Kollegen aus unserem Berliner Arbeitskreise daran teilhaben durften. Aber auch von seinen Untersuchungen zu den byzantinisch-ungarischen Beziehungen hat Moravcsik ein Fazit in einem Sitzungsbericht unserer Akademie niedergelegt, und von seinen Bemühungen, das klassische Altertum und die klassische Altertumswissenschaft für die Herausbildung der sozialistischen Kultur in der Volksrepublik Ungarn fruchtbar werden zu lassen, kündigt ein Bändchen in unserer altertumswissenschaftlichen Reihe. So hat sich Gyula Moravcsik allein durch so gewichtige Veröffentlichungen in der Deutschen Demokratischen Republik und ihren wissenschaftlichen Einrichtungen ein

bleibendes Monumentum geschaffen, in den Herzen aller aber, die mit ihm in Berührung treten durften, lebt er weiter—nicht nur als der profunde Gelehrte, sondern nicht minder als der allzeit hilfsbereite Förderer, der zuverlässigste Freund, der gute Mensch.

Berlin.

DIE BYZANTINISCHE LITERATUR IM WIDERSTREIT VON TRADITION UND GEGENWART*

Es gehört zu den bleibenden Verdiensten der philologisch-historischen Wissenschaft des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, daß sie den in Jahrhunderten erreichten Wissens- und Kenntnisstand in umfassenden Sammelwerken, Korpora, Thesauri und Handbüchern zusammenfaßte; von der Ordnung der Archive der Vergangenheit sprach in solchem Zusammenhang der Althistoriker Theodor Mommsen, einer der bedeutendsten Repräsentanten des positivistischen Historismus als der wissenschaftstheoretischen Grundlage jener Arbeitsrichtung und bezeichnete dieses Ordnen der Archive der Vergangenheit geradezu als die vornehmste Aufgabe der historischen Wissenschaft. Die Byzantinistik, aus deren Forschungsobjekt eine wesentliche Problematik hier und heute zumindest angedeutet werden soll, verdankt ihre Existenz als eine selbständige Disziplin den eben charakterisierten historischen Tendenzen und Bestrebungen: So, wie innerhalb der einzelnen Fächer das Faktenmaterial vollständig vorzulegen galt, mußte auch der Kosmos der Wissenschaften ausgefüllt werden, traten zu den in langer Tradition herausgebildeten Fächern der klassischen Fakultäten immer neue Einzel- und Spezialdisziplinen in gleicher Weise, wie sich im Zeichen imperialistischer Expansion, des Welthandels und Weltverkehrs der allgemeine Gesichtskreis weitete. Die «Geschichte der byzantinischen Literatur» von Karl Krumbacher, 1891 in erster, 1897 in zweiter Auflage erschienen, stellt eine typische Leistung des historistischen Wissenschaftsbetriebs dar. Von einer Geschichte, einer Vermittlung von Prozessen, kann dabei freilich ebensowenig die Rede sein wie von einem lesbaren Buch, das man *uno tenore* durchnehmen möchte, und die Kritik hat nicht ungern bei diesen Schwächen angesetzt. Sie vergaß dabei jedoch nur zu leicht die andere Seite, daß nämlich jener wahrhafte Thesaurus des byzantinischen Schrifttums, der die Autoren und Werke, ihre handschriftliche Überlieferung, ihre oft weit entlegenen Editionen nebst der modernen interpretierenden Fachliteratur mit minuziöser Exaktheit erfaßte, bis heute erst partiell durch bessere Leistungen — etwa Gyula Moravcsiks «Byzantino-

* Vortrag, gehalten auf der Sitzung der Ungarischen Altertumswissenschaftlichen Gesellschaft am 22. Februar 1974.

turcica» I — ersetzt ist und darum noch immer herangezogen werden muß, mögen auch die verwendeten literarhistorischen Kriterien unseren heutigen Bedürfnissen nicht mehr genügen.

Die Tatsache jedenfalls, daß die byzantinische Literatur jahrhundertlang lediglich als ungleichwertiges Anhängsel der antiken galt und von ihr nur das Achtung genoß, was scheinbar dem Altertum entstammte, sowie der weitere Umstand, daß dieses Schrifttum in seiner Selbständigkeit nicht um seiner literarischen Bedeutung willen, sondern vornehmlich dank Erudition und gelehrtem Perfektionsstreben erfaßt wurde, haben seine gerechte Beurteilung a priori behindert, haben die Literatur der Byzantiner von vornherein dem Odium ausgesetzt, daß es sich hier nicht um lebendige Gestaltungen, sondern allenfalls um gekonnte Imitationen unerreichter und unerreichbarer Vorbilder handelte. Dabei wirkte zusätzlich die durch die Historiographie der Aufklärung geprägte, bis in die Gegenwart nachwirkende pejorative Betrachtung der byzantinischen Geschichte ganz allgemein, die in Ostrom allein die Verfalls- und Untergangsphase des Imperium Romanum, nicht aber eine selbständige historische Epoche zu erkennen vermochte und ihre Wertung unreflektiert auf die kulturellen Phänomene übertrug: vom Erstarrungstod insonderheit der byzantinischen Kunst wurde gesprochen und in diese Einschätzung die Literatur stillschweigend einbezogen. Die Aufgabe, die heute vor der byzantinistischen Literaturgeschichtsschreibung steht, zeigt somit mehrfache Aspekte. Vor allem gilt es, die mehr oder minder isolierten Einzelfakten in den großen Zusammenhang des historischen Geschehens einzuordnen, ihren jeweiligen geschichtlichen Standort zu erfassen und damit die Voraussetzungen für eine objektive Bewertung zu legen. Die nachfolgenden Reflexionen, die einen in diesem Zusammenhang wesentlichen Gesichtspunkt herauszukehren versuchen, sollen dieser gewichtigen Aufgabe einer Darstellung der Entwicklung der byzantinischen Literatur vorarbeiten.

Als byzantinische Literatur möchten wir die mit dem byzantinischen Reiche verbundene Literatur bezeichnen, die im wesentlichen in griechischer Sprache, in der Frühzeit zum Teil auch in lateinischer Sprache abgefaßt war und partiell nur in Übersetzungen in orientalische Sprachen, ins Altslawische und so fort zugänglich ist; zu ihr gehören gleichermaßen die Leistungen in der durch Tradition und Konvention geprägten Schriftsprache wie die in einer dem Alltagsidiom sich nähernden Diktion, für die sich mit wachsender Zeit zunehmend mehr Testimonien vorlegen lassen. Damit ist bereits die eine, die gewissermaßen formale Seite des die byzantinische Literatur durchziehenden Widerstreits von Tradition und Gegenwart angedeutet.

Das Problem jener Diglossie resultiert wesentlich aus dem Selbstverständnis der Byzantiner bzw., konkreter, ihrer herrschenden Klasse. Der objektiven Zugehörigkeit der byzantinischen Gesellschaft zu einer sich herausbildenden, sich voll entfaltenden und endlich sich zersetzenden Feudalordnung

steht das Faktum gegenüber, daß der der Feudalklasse dienende Staat seine offizielle Ideologie auf den Anspruch gründete, gleichermaßen das Imperium Romanum, d. h. das Reich katexochen, die griechische Kultur sowie den wahren, orthodoxen Christenglauben zu verkörpern. Der Rückgriff auf die antike Vergangenheit — denn auch die universale, gegen Hörätiker und Sektierer siegreich abgegrenzte Kirche war ja ein Produkt der Antike — kann somit nicht als ein Zeichen des Versagens gegenüber der lebendigen Gegenwart, sondern muß als Ausfluß bewußten Staats- und Machtwillens angesehen werden; die byzantinischen Renaissancen (sofern es zweckmäßig ist, diese Wortverbindung überhaupt zu verwenden), mag man sie nun mit Justinian, mit Photios, mit den Komnenen und mit den nikänischen Herrschern verbinden, sind in allen Fällen Perioden kraftvoller Selbstbesinnung und fern von jedem Epigonismus: die antike Tradition mit ihren Erscheinungen und Ergebnissen diente in effektiver Weise der Lösung der Aufgaben der Gegenwart, das Historische wurde das Aktuelle. Die selbstgewollte Unterwerfung unter Formen und Inhalte einer weit zurückliegenden Vergangenheit übte somit Wirkung in recht zwiespältiger Weise: auf der einen Seite führte die unumschränkte Herrschaft von Stilgesetzen, die bereits in der Epoche ihres Entstehens, der frühen römischen Kaiserzeit, anachronistisch waren, zu einer künstlichen, in vieler Beziehung sterilen Gelehrtenliteratur, die gegenüber den breiten Massen der Bevölkerung bereits durch ihre sprachliche Form unübersteigbare Bildungsbarrieren errichtete, während sie doch gleichzeitig das herrschende Feudalsystem ideologisch stärkte und dadurch in gewisser Weise progressiv wirkte. Andererseits bietet die vulgarsprachige Literatur zumindest in den Relikten, die auf uns gekommen sind (und diese Auswahl ist natürlich nicht nur durch Zufälligkeiten der Überlieferung, sondern weit stärker durch bewußte gesellschaftliche Entscheidung bestimmt), keineswegs unmittelbare Dokumente einer «zweiten Kultur» (im Leninschen Sinne), sondern in sehr viel stärkerem Maße Zeugnisse bewußter Anlehnung an die herrschende Klasse bzw. Mittel der Manipulation in deren Dienste.

Das hier in komprimierter Zusammenfassung Vorgetragene soll an wenigen Beispielen aus verschiedenen Entwicklungsphasen der byzantinischen Geschichte erhellt und exemplifiziert werden.

Das erste führt uns in die mit dem Namen Justinians I. (527—565) verbundene Epoche, die nicht nur für die spätere byzantinische Entwicklung zum Leit- und Vorbild wurde, sondern in der auch der Doppelcharakter des byzantinischen Schrifttums, das Nebeneinander von gelehrter- und volkssprachiger Literatur, voll in Erscheinung trat. Die Historiographie, nach dem Vorbild Herodots, Thukydides' und Xenophons als Darstellung der Zeitgeschichte in ununterbrochener Folge gepflegt, wurde durch Prokopios von Cäsarea repräsentiert, einen Autor, der eine historische Quelle von hohem Wert ausmacht und zugleich als Schriftsteller welthistorischen Rang beanspruchen kann.

Seine den geltenden Stilgesetzen formvollendeten Bücher «Über die Kriege» (scil. Justinians) wirkten in einem hervorragenden Sinne politisch als literarischer Ausdruck der Kritik der frondierenden Senatsaristokratie an dem *Homo novus* Justinian und seinen Maßnahmen. Demgegenüber begegnet uns in dem Syrer Johannes Malalas, der mit seiner *Chronographia* das weitwirkende Genus der byzantinisch-christlichen Mönchschronik einleitete, der bedingungslose Konformist und überzeugte Jasager. Doch trotz aller solcher Umstände erging der Auftrag, in einer panegyrischen Prosaschrift die Bautätigkeit des Kaisers aufzuzeichnen, an den kritischen Prokop und nicht an den Lobredner Malalas oder an einen anderen Mönch, der nach Herkunft, Milieu und Sprache sehr viel leichter das Ohr der Massen gefunden haben würde als der aristokratische Jurist aus dem Stabe des Feldherrn Belisar. Die Staatsräson forderte indes für ein derartiges Werk den in jeder Beziehung in der antiken Tradition stehenden Schriftsteller, und Auftraggeber wie Autor beugten sich dieser Staatsräson und vermochten das um so leichter, als ihre Gegensätze ja nicht prinzipieller, sondern lediglich taktischer Natur waren.

Auf poetischem Felde wiederholte sich dieser Vorgang. Zur Zeit des Nika-Aufstandes (532) hatte Romanos aus Emesa mit dem Beinamen Melodos («der Sänger»), welcher sein doppeltes Wirken als Dichter wie als Komponist und darüber hinaus seine Stellung als Begründer und gewichtigster Repräsentant der rhythmischen Kirchendichtung andeuten soll, im 62. seiner geistlichen Gesänge jene gewaltige Volkserhebung, die das Justinianische Regime an den Abgrund drängte, als ein göttliches Strafgericht gegenüber allen Menschen bezeichnet und den Kaiser von jeder speziellen Schuld absolviert. Diese poetische Stimme von breiter Resonanz bedeutete eine nachhaltige Unterstützung der Staatspolitik in einer für diese denkbar diffizilen Situation. Als es jedoch notwendig wurde, für die festliche Wiedereinweihung der durch ein Erdbeben zerstörten Hagia Sophia (563), einen gleichermaßen staatlichen wie kirchlichen Anlaß also, das Festkarmen abzufassen, da wurde dieser Auftrag nicht dem frommen Sänger zuteil, sondern dem Hofbeamten Paulos Silentiarios, der sein dichterisches Talent bis dato in antiker Form sich nähender Epigrammatik betätigt hatte, die für einen enggezogenen Kreis von Liebhabern in streng klassischen Maßen hellenisches Lebensgefühl und frivole Erotik pries. Der Silentiarios hat seine Aufgabe begriffen und sie mit Bravour erfüllt: der in dem weiten Zusammenhang der Restauration des Imperiums zu sehende Weiheakt bedurfte eben der poetischen Ausgestaltung in der tradierten Form; die sehr viel stärker auf Zukünftiges weisende und dabei ungleich volkstümlichere Dichtung des Romanos dagegen konnte für ihn nicht taugen.

Unser letztes Beispiel führt uns in das 12. Jahrhundert. 1081 hatte, den hauptstädtischen Beamtenadel ablösend, der provinziale Militäradel mit Alexios I. Komnenos die Macht ergriffen und erstrebte — übrigens nicht ohne

Erfolg — eine Erneuerung des Reiches und seiner internationalen Stellung. Diese Tendenz in der Außenpolitik wurde mit Notwendigkeit von einer Renaissance im kulturellen und literarischen Leben begleitet, deren sie zu ihrer Fundierung und Stützung bedurfte. In den Werken der Anna Komnene, des Johannes Kinnamos und des Niketas Choniates erreichte die byzantinische Historiographie einen Gipfelpunkt. Insonderheit die ehrgeizige Prinzessin Anna schuf mit ihrer «Alexias», welche die Lebensleistung ihres Vaters Alexios I. zum Thema hat, ein an klassische Vorbilder angelehntes, in gesuchtem antikem Stil konzipiertes Werk, das zu den hervorragendsten Zeugnissen des byzantinischen Humanismus zählt und dabei als Geschichtsquelle hohen Rang besitzt. Im gleichen Säkulum, das solche aus dem Geiste des Altertums gespeiste Werke hervorbrachte, verbreiterte aber auch die Vulgärsprache ganz offensichtlich ihren Anwendungsbereich als literarisches Idiom. Sie brachte allerdings weder einen Dante noch eine «Divina commedia» hervor — dann wäre die neugriechische Sprach- und Literaturgeschichte wahrscheinlich anders verlaufen —, wohl aber stimulierte und förderte das Herrscherhaus die geistreichen Bettelpoesien, die, dem literarischen Proletariat der Hauptstadt entsprossen, unter dem Namen des gelehrten Vielschreibers Theodoros Prodromos umliefen, ja ein Angehöriger der Komnenenfamilie wird sogar selbst als Autor eines volkssprachigen Lehrgedichts genannt, des Spaneas, eines handfest-praktischen Fürstenspiegels. Doch so gewichtig solche Äußerungen auch sein mochten, unter anderem als Niederschlag des neugefundenen Selbstbewußtseins der städtischen Kaufleute und Handwerker sowie als Vorboten einer sich mit dem vierten Kreuzzug rasch entfaltenden vielgestaltigen Literatur in der Lingua volgare, für das außenpolitische Programm der Komnenen konnten sie nicht taugen; daß jene dennoch gleichzeitig die neuen Ansätze protegierten, zeugt von ihrem politischen Instinkt.

Noch lange bedurfte das Griechentum der ideologischen Stützung durch die antike Tradition. Selbst als im 18. Jahrhundert die moderne griechische Nation entstand, nachdem mit den kapitalistischen Produktionsverhältnissen eine griechische Bourgeoisie heraufgeführt worden war, bedeutete für diese der Rückgriff auf das klassische Altertum eine gewichtige Kraft, um feudale Beschränktheit und mittelalterlichen Byzantinismus zu überwinden. Es war daher ein langer Weg, bis daß der Freiheitsgesang des auf Volksliedgut sich gründenden Zakynthiers Dionysios Solomos zur Nationalhymne der bürgerlichen Nation werden konnte. Doch liegen diese Entwicklungen bereits weit außerhalb des Gegenstandes unserer Betrachtung.

Berlin.

O. KARSAY

DER JÄGER VON EUBŌA*

Gyula Moravcsik hat immer besondere Aufmerksamkeit dem Problem gewidmet, ob die archaisierenden Klischees in der byzantinischen Literatur wirkliche Informationen enthalten, oder nur «topoi» sind. In dieser Hinsicht sind Verhältnisse zu analysieren, die im Text nicht vorkommen, doch ohne sie ist der Text, aus dem Gesichtspunkt der Information, sinnlos oder falsch. Diesen außertextlichen Beziehungen mißt der sowjetische Literaturwissenschaftler, J. M. Lotman, die leitende Persönlichkeit der «Schule von Tartu», einen großen Wert bei: nach Lotman «besteht der reale Körper des literarischen Werkes aus dem Text (aus dem System der innertextlichen Beziehungen) in seiner Beziehung zur außertextlichen Realität, zur Wirklichkeit, zu den literarischen Normen, zur Tradition, und zu den Vorstellungen . . . Im Moment des künstlerischen Aktes tritt dabei die außertextliche Situation, ähnlich wie die Sprache, als Material auf. Im weiteren Verlauf geht sie in die Komposition des Werkes ein und ist in diesem Sinn dem Text gleichberechtigt» (Lotman 180 ff.). «Der außertextliche Teil der literarischen Struktur bildet eine völlig reale (manchmal eine sehr bedeutende) Komponente des literarischen Ganzen. Natürlich unterscheidet er sich durch größere Unbestimmtheit von dem Textteil, er ist beweglicher» (Lotman 65 ff.).

Die außertextlichen Beziehungen versehen zwei wichtige Funktionen: einerseits «entsteht *der künstlerische Effekt* im ganzen aus der vergleichenden Zusammenstellung des Textes mit dem vielschichtigen Komplex der Vorstellungen vom Leben und dem Ideell-Ästhetischen» (Lotman 57 ff.), andererseits «entstehen durch das Vorhandensein eines festgelegten Feldes von Erlaubtem und Verbotenem jene außertextlichen Verbindungen, auf deren Hintergrund *die Rezeption des Textes* allein möglich ist» (Lotman 183 ff.).

«Die Rezeption eines literarischen Textes ist immer eine Auseinandersetzung zwischen Publikum und Autor», insofern «die tatsächliche Struktur des Werkes der vom Hörer erwarteten Struktur entspricht» (Lotman 186 ff.). Demgemäß teilt Lotman alle Formen literarischer Werke in zwei Klassen ein:

* Vortrag zu Ehren von Gy. MORAVCSIK auf der Sitzung der Gesellschaft für Altertumswissenschaft am 22. 2. 1974.

1. «Die erste Klasse bilden die künstlerischen Erscheinungen, deren Struktur von vornherein gegeben ist. Die Erwartung des Publikums wird durch den ganzen Aufbau des Werkes bestätigt» (Lotman 187 ff.). Die literarischen Systeme dieses Typs bezeichnet «*die Ästhetik der Identität*.» In diese Klasse ordnet Lotman die mittelalterliche (bzw. byzantinische) Kunst, die Folklore, und den Klassizismus (Lotman 197).

2. Die zweite Klasse bilden «die Systeme, deren Kode-Charakter dem Publikum bei Beginn der künstlerischen Rezeption nicht bekannt ist. Wir haben es hier . . . mit *der Ästhetik der Entgegenstellung* zu tun. Jenen dem Publikum vertrauten Methoden der Modellierung von Wirklichkeit stellt der Künstler seine eigene originelle Lösung entgegen, die er für wahrheitsgetreuer hält» (Lotman 191). Das charakterisiert das Barock, die Romantik und den Realismus (Lotman 197).

Im folgenden wird am Beispiel der Textverarbeitung des *Theoktista-Romans* untersucht, wie die Ästhetik der Identität im byzantinischen literarischen Leben funktioniert.

1. Die byzantinische Literatur mißt den Wert eines Werkes an der Beachtung bestimmter Regeln. «Die Regeln . . . bilden ein ganz besonderes literarisches System, wobei das Publikum, was besonders wichtig ist, nicht nur mit einer *Ansammlung von Möglichkeiten*, sondern auch mit einer dieser paarig entgegengestellten *Ansammlung von Nicht-Möglichkeiten* für jede Ebene der literarischen Konstruktion ausgerüstet ist. Die Zerstörung der vom Publikum erwarteten Struktur, die entstände, würde der Autor eine vom Standpunkt der Kode-Regeln «nicht-mögliche» Situation auswählen, riefte bei dem vorliegenden System der literarischen Erziehung die Vorstellung von einer geringen Qualität des Werkes, von der Unkenntnis und der Ungebildetheit des Autors oder sogar die Vorstellung von einer Lästerung und sündhaften Dreistigkeit hervor» (Lotman 188).

Im 9–10. Jh. entstand auf dem Gebiet der byzantinischen Hagiographie die folgende Situation: das naive Erzählen und die volkstümliche Sprache der Märtyrerakten bzw. der Passionen und der Heiligenleben entsprach nicht mehr den Erwartungen und den klassisierenden Bestrebungen des Publikums — es war das Zeitalter des ersten byzantinischen Humanismus, der sogenannten makedonischen Renaissance. Wie Psellos berichtet, kamen in den hagiographischen Schriften «die wunderbaren Kämpfe und Siege der Knechte Christi ins Gespött der Leute» (Psellos 184 ff.). Symeon Metaphrastes hat das umfangreiche hagiographische Material aus der Ebene der Nicht-Möglichkeiten in die Ebene der Möglichkeiten transponiert: d. h. er hat es den humanistisch-rhetorischen Vorstellungen entsprechend umgearbeitet.

Er hat in seine Sammlung u. a. die *Vita der heiligen Theoktista* übernommen, deren Verfasser *Niketas Magistros* (Anfang 10. Jh.) war, der sich auch eine «metaphrastische» Aufgabe stellte, als er die *Vita der Maria Aegyptiaca*,

geschrieben von Sophronios (7. Jh.), umarbeitete (Beck 435, 563). Die einschlägige Literatur verurteilt die Schaffenstätigkeit des Niketas: er wurde als Plagiator beschuldigt (Delehaye 224, Beck 563).

Wie ist er nach dem Prinzip der Ästhetik der Identität zu beurteilen?

Es ist zuerst das Sujet des Theoktista-Romans zu untersuchen (laut ASs): Nicetas ad Arabes in Cretam missus ad Parum appellit, templum Matris Dei et maxime ciborium miratur. Eremita e nemore progrediens Symeon nomine, percontanti Nicetae Arabum sacrilegia narrat. Fausta quaecumque praenuntiat Nicetae. Sacra alebat mysteria. Refert Symeon quae audierat a *venatore Euboico* de sanctae mulieris in insula diuturno exsilio. Theoctiste historiam suam venatori narrat. Ab insula Lesbo ab Arabibus rapta in Paro lapsa monachicam vitam acta rogat, ut eucharistia sibi afferatur, qua, post annum, reverenter accepta migrat ad Dominum. Sepelitur miraculo modo a venatore. Nicetam Symeon obtestatur, ut historiam illam litteris mandet. In Cretam proficiscitur Nicetas

Inwieweit rezipiert Niketas die Erzählung der Maria Aegyptiaca? Der Maria begegnet der fromme Zosimas in der palästinischen Wüste unter denselben Umständen, wie der Theoktista der fromme Jäger von Euböa. Auch Maria erzählt ihm ihre Lebensgeschichte: wie sie durch Bekehrung aus einer Kurtisane zur Einsiedlerin geworden ist. Genauso wie Theoktista bittet sie um die Eucharistie, die sie nach einem Jahr zu sich nimmt, wonach sie verstirbt. Sie wurde vom Zosimas unter wunderbaren Umständen beigesetzt.

2. Die zwei Sujets sind sehr ähnlich, doch nicht ganz identisch. «Dennoch ist zu dem Zweck, damit eine Identifizierung verwirklicht werden kann, auch eine Verschiedenartigkeit notwendig . . . Nicht zufällig fördern die typischsten Erscheinungen der Ästhetik der Identität, indem sie an dem einen Pol die erstarrten Systeme der Personendarstellung, der Sujetschemata und anderer struktureller Elemente herausstellen, an dem anderen Pol eine so besondere fließende und bewegliche Form des künstlerischen Schaffens wie die Improvisation. Die Unbefangenheit bei der Improvisation und die Befangenheit in bezug auf die Regeln bedingen sich wechselseitig. Die Improvisation schafft für diese Kunstformen die notwendige Entropie. Wenn wir es nur mit dem strengen Regelsystem zu tun hätten, würde jedes neue Werk nur eine genaue Kopie des vorhergehenden darstellen, die Redundanz würde die Entropie unterdrücken, und das Kunstwerk verlöre seinen Informationswert.» (Lotman 189).

In diesem Fall bringt die notwendige Entropie der Jäger von Euböa mit. Er bedeutet in der Identität die Verschiedenartigkeit, im strengen Regelsystem die Improvisation. Wer ist dieser Jäger von Euböa? Natürlich der Jäger des Dion Chrysostomos aus der prachtvollen euböischen Idylle, die über Dions Besuch bei einer frommen und gottesfürchtigen Jägerfamilie berichtet, die fern von der Welt, in der freien Natur arm und glücklich, einfach und menschlich lebt (Christ-Schmid-Stählin 364).

3. Warum trifft die Wahl des Niketas gerade den Jäger von Euböa? Ist die Improvisation nicht ganz frei? Nein, «die Improvisation . . . stellt nicht einen ungehemmten Flug der Phantasie dar, sondern die Kombination von dem Publikum bekannten Elementen» (Lotman 190). Auch innerhalb der Ästhetik der Identität existiert der Kreativitäts- und Originalitätsdruck, aber er «kann sich nicht in beliebiger Richtung entwickeln. Die Kapazität eines Systems ist unter Kreativitätsgesichtspunkten nicht nur begrenzt, sondern auch gerichtet» (Wienold 141). «Der Autor hat große Strecken nur die Illusion der Wahl», die Systeme bieten die Möglichkeiten, innerhalb deren er kreativ sein kann» (Wienold 174). Nach Lotman charakterisieren solche Gesetze die *commedia dell'arte*; es ist noch hinzuzufügen, daß auch die Ikonenmalerei nach solchen Gesetzen arbeitet.

Das System, innerhalb dessen Niketas die Möglichkeit hat, kreativ zu sein, orientiert sich nach der Klassik: Niketas soll in der klassischen Tradition ein wohlbekanntes Motiv suchen, das mit der Maria-Vita in Opposition stehen soll, und dieses Motiv findet er in Dions Euboikos: der Jäger von Euböa ist zum Topos der Lebensform geworden, die das Glück und die Rechtfertigung im Fernsein von der Welt findet.

4. Wie verwirklicht sich die Improvisation? Wie tritt der Jäger von Euböa in die Erzählung ein? Durch ein — verstecktes — Zitat. Um die Identität durch Verschiedenartigkeit abzulösen, zitiert der Verfasser den Dion, d. h. nicht er, sondern der zweite Erzähler, der Einsiedler spricht. Es gibt eine Verschiedenartigkeit in den drei Erzählungen in bezug auf die «Einkodierung des Erzählers»: bei Dion und bei Niketas wird persönlich erzählt, in der Maria-Vita nicht, und zwar bei Niketas so, daß in den im Vergleich mit Dion verdoppelten Rahmenerzählungen alle drei Erzähler in der ersten Person sprechen. Durch diese erzählerische Fiktion entfernt der Verfasser das Erzählen von sich und gibt dem persönlichen Erzähler, dem Einsiedler, freien Weg, um in freier Souveränität mit dem Dion-Zitat zu schalten und es in neue und eigene Form- und Sinnzusammenhänge hineinzustellen. (Analogien s. bei Meyer 16 f.). So kann er die zynisch-stoische Idylle mit der christlichen Vita verbinden, den heidnischen Jäger in die orthodoxe Tradition einschmuggeln, und sogar durch die griechische *couleur locale* eine neue Heilige schaffen.

Der Verfasser bietet dem Publikum die spielerische Möglichkeit, das Dion-Zitat zu entdecken, und dadurch bewirkt er ästhetischen Reiz; dagegen löst die Feststellung, daß der Verfasser die Maria-Vita entlehnt hat, nur philologische Befriedigung aus (Analogien s. bei Meyer 13).

5. Es gibt in der Theoktista-Vita einen aktualisierenden, synchronisierenden Punkt: die Funktion der die Insel Kreta erobernden Araber in der Erzählung. Die Ursache des Einsiedlertums der Theoktista ist nicht ihr sündhaftes Leben vor ihrer Bekehrung, wie bei der Maria Aegyptiaca, sondern der Einfall der Araber. So kann Theoktista ihren Glauben gegenüber dem Islam bekennen,

was im 10. Jh. in der Hagiographie in Mode war (Beck 270), außerdem kann der Verfasser des entehrende Motiv der sündhaften Maria weglassen. Darum sind gewisse Hypothesen naiv, die aufgrund der Erwähnung der Araber in der Theoktista-Vita mit tatsächlichen geschichtlichen Ereignissen rechnen und sie anhand der biographischen Daten der Theoktista, d. h. eigentlich der Maria, genau datieren (Zerlentes 159 ff.). Über dieses Problem hat schon E. von Ivanka gesprochen — ich möchte ihm für seine Hinweise in bezug auf Theoktista meinen herzlichsten Dank sagen. Er hat auch festgestellt, daß wir es hier nicht mit Geschichte zu tun haben, sondern mit Literatur, nicht mit tatsächlichen Ereignissen, sondern mit «topoi», obwohl die arabische Gefahr, gerade in Hinsicht auf die Inseln, für das byzantinische Reich eine Realität war (Ostrogorsky 207).

6. Das literarische Leben des Theoktista-Romans ist weiter zu untersuchen. Die Motive des Einfalls der Araber, der ägyptischen Maria, des Jägers von Euböa sind für das Publikum Anhaltspunkte, mit deren Hilfe es nach der Rezeption eines gewissen Textteils das Ganze «zu Ende» führt, und der folgende Verlauf, den der Autor gibt, bestätigt diese Vermutung (Lotman 186). Der Moment, in dem der Leser das Weltmodell des Autors annimmt, kennzeichnet das Ende des Werkes (Lotman 186). «Es ist verständlich, daß der Leser nicht passiv ist, er ist an der Aneignung des Modells, das der Künstler ihm vorlegt, interessiert. Mit Hilfe des Modells hofft er, die Kräfte der äußeren und inneren Welt zu erklären und sie dadurch zu bezwingen. Deshalb bereitet ein Sieg des Künstlers dem besiegten Leser emotionelle Freude» (Lotman 186).

In der Person des Symeon Metaphrastes ist dieser «besiegte Leser» zu sehen, der das Werk von Niketas rezipiert, kritisiert und kodifiziert hat. Dadurch, daß der Theoktista-Roman Platz in Symeons Menologion gefunden hat, wurde Theoktista immer populärer und sie, diese niemals existierende Heilige, wurde im Kultus am 9. November geehrt. Parallel dazu hat der Roman seine Existenz als literarisches Werk verloren: er ist nämlich in die Synaxaria hineingeraten, die als praktische Sammlungen kurz die Heiligenleben behandeln, und in den Synaxarien verzichtet er auf die Entropie, die in der Identität die Verschiedenartigkeit bedeutet hat, auf den Jäger von Euböa. Es gelang Theoktista, sich noch in Lesbos vor den Arabern zu verbergen, es erfolgt kein Hinweis auf Dion, und der Hörer kann das kryptisch gewordene Zitat nicht mehr entdecken.

Zur Zusammenfassung ist der Textverarbeitungsprozeß des Theoktista-Romans zu analysieren (laut Wienold 140 ff.). Wir haben es mit 6 Texten zu tun:

1. Vita Mariae Aegyptiacae von Sophronios
2. Der Euboikos von Dion
3. Die Theoktista-Vita von Niketas

4. Die Theoktista-Vita bei Symeon Metaphrates
5—6. Zwei Synaxarion-Texte

Diese Textreihe, die Verhältnisse der Texte zueinander zeigen die dynamischen Aspekte des literarischen Lebens in Byzanz, den Prozeß der Kommunikation über die Texte zwischen Produzenten und Rezipienten der Texte. Es sind *drei Verfahren der Textverarbeitung* zu beobachten:

1. *Verfahren der Synchronisierung.* Niketas hat nach der Rezeption des ersten und zweiten Textes den ersten Text so verarbeitet, daß er parallel auch den zweiten Text mitverarbeitet hat. Dadurch hat er einen relativ unabhängigen Text (den dritten) produziert. Er hat eigentlich die vergangene Literatur «synchronisiert», durch Neufassung modernisiert und diese wieder rezipierbar gemacht.

2. *Verfahren der Kodifikation.* Symeon hat nach der Rezeption des dritten Textes dessen Variation, d. h. Paraphrase geschaffen. Seine Kodifikation ist eine *positive Wertung*, die das Überleben des Textes für eine ausführliche Weiterverarbeitung sichert.

3. *Verfahren der Transformation.* Der fünfte und sechste Text ist die Paraphrase des vierten. Das System ist nicht abgeschlossen, sondern ist hier am meisten dynamisch: die Synaxariontexte als Zeremonientexte transformieren den Text in ein anderes Medium, in das Medium der gesprochenen Sprache, und dadurch schaffen sie die Möglichkeit, daß immer mehr Menschen an der Kommunikation über die Texte teilnehmen können.

Berlin.

BENUTZTE AUSGABEN

1. Maria Aegyptiaca: MIGNE: PG 87, 3, 3697—3726.
2. Dion: Dionis Prusaensis . . . omnia, ed. J. DE ARNIM, Berolini 1893.
3. Theoktista: Th. Joannou, Mnemeia hagiologica. Volumen phototypice edendum. Leipzig 1973. 1—39; ASs Nov. IV 224—233.
4. Synaxarien: Propylaeum ad Acta Sanctorum. ed. H. DELEHAYE. Bruxellis 1902. 206—207.
5. Psellos: MIGNE: PG 114, 1684—205.

LITERATUR

- H.-G. BECK: Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich. München 1959.
CHRIST—SCHMID—STÄHLIN: Geschichte der griechischen Literatur. II. 1. München 1920⁶.
H. DELEHAYE: Sanctus. Brüssel 1927.
K. KRUMBACHER: Geschichte der griechischen Literatur. München 1897².
J. M. LOTMAN: Vorlesungen zu einer strukturalen Poetik. München 1972.
H. MEYER: Das Zitat in der Erzählkunst. Stuttgart 1961.
G. OSTROGORSKY: Geschichte des byzantinischen Staates. München 1952.
G. WIENOLD: Semiotik der Literatur. Frankfurt/Main 1972.
P. G. ZERLENTES: *Περὶ τοῦ ἀξιοπύστου τοῦ συναξαρίου Θεοκτίστης τῆς ὁσίας*. BZ 10(1901) 159—165.
H. ZILLIACUS: Zur stilistischen Umarbeitungstechnik des Symeon Metaphrastes. BZ 38 (1938) 333—350.
H. ZILLIACUS: Das lateinische Lehnwort in der griechischen, Hagiographie. BZ 37 (1937) 302—344.

UNGARISCHE GESANDTE IM TÜRKISCHEN LAGER ZUR ZEIT DER BELAGERUNG KONSTANTINOPELS

Unter den Quellen zur ungarischen Geschichte besitzen die Werke byzantinischer Geschichtsschreiber eine besondere Bedeutung. Daß diese Behauptung ohne weitere Beweise und Argumente selbstverständlich klingt, ist in erster Linie den wissenschaftlichen Verdiensten von Gy. Moravcsik zu verdanken.¹ Er hat die byzantinischen Quellen zur ungarischen Geschichte erschlossen und geordnet, er leistete auch die notwendige philologische Vorarbeit, damit dieses Quellenmaterial auch vielseitig verwendet werden könne. In zahlreichen Teilfragen gelang es ihm, zu neuen Erkenntnissen zu gelangen — angefangen von der ersten Periode der ungarisch—byzantinischen Beziehungen und der Landnahme (seinem anscheinend liebsten Forschungsgebiet) bis zur letzten Zeitphase, als die türkischen Eroberer den byzantinischen Staat vernichtet haben, um nach einigen Jahrzehnten auch dem mittelalterlichen Ungarn dasselbe Los zu bereiten.

Im folgenden soll ein Problem dieser letzten Periode untersucht werden, und zwar eine Nachricht, die nur bei zwei byzantinischen Geschichtsschreibern vorzufinden ist, und wonach sich ungarische Gesandte zur Zeit der Belagerung Konstantinopels im Jahre 1453 im türkischen Lager befanden.

Der Bericht der beiden Historiker — Dukas und Sphrantzes — weicht voneinander in einigen Details ab. Auf dieser Grundlage nahmen einige Forscher an, daß sie gar nicht von einer, sondern von zwei Gesandtschaften berichteten.² Andere Forscher wollen wieder von *einer* Gesandtschaft wissen und berufen sich gleicherweise auf beide Historiker, ohne aber die Abweichungen in ihren Berichten zu diskutieren.³ Es gibt auch Forscher, die die Glaub-

¹ Vorgelesen am 22. 2. 1974, an der byzantinologischen Tagung der Gesellschaft für Altertumswissenschaft, gewidmet dem Andenken von Gy. MORAVCSIK.

² J. TELEKI: Hunyadiak kora Magyarországon [Das Zeitalter der Hunyadi in Ungarn] II. Pest 1852. 290—292; T. GUILLAND: *Αἱ πρὸς τὴν δύσιν ἐκκλήσεις Κωνσταντίνου ΙΑ' τοῦ Αγαπάτου πρὸς σωτηρίαν τῆς Κωνσταντινουπόλεως*. *ΕΕΒΣ* 22 (1952) 67; Gy. MORAVCSIK: Ungarisch-byzantinische Beziehungen zur Zeit des Falles von Byzanz. *Acta Ant. Hung.* 2 (1954) 356 = *Studia Byzantina*. Budapest 1967. 379—380.

³ A. D. MORDTMANN: Belagerung und Eroberung Constantinopels durch die Türken im Jahre 1453. Stuttgart und Augsburg 1858. 51; S. RUNCIMAN: *The Fall of Constantinople 1453*. Cambridge 1965. 123. S. KATONA: *Historia critica regum Hungariae XIII*. Pestini 1790. 925 bezweifelt Dukas' Worte und schenkt Sphrantzes Glauben. Ihm folgt A. PÓR: Hunyadi János. Budapest 1873. 241—242. F. BABINGER: Mehmed der Eroberer und seine Zeit. München 1953. 106 reproduziert nur Dukas.

würdigkeit dieser Nachricht bestreiten. Besonders Gelehrte, die auf Grund ungarischer Quellenmaterialien arbeiteten, sind zu dieser Folgerung gelangt.⁴

Zunächst wollen wir die beiden Nachrichten ins Auge fassen. Dukas schreibt, daß bei der Beschießung der Mauern Hunyadi's Gesandter den Türken fachmännische Ratschläge erteilte, auf welche Weise man leicht erreichen kann, daß die Mauern einstürzen. Als Erklärung fügt Dukas hinzu, daß Ungarns König in jenem Jahr die römische Kaisermacht erhielt, vom Papst Nikolaus gekrönt wurde und die Herrschaft übernahm; dem Iankos (Hunyadi) wurde die Vormundschaftsmacht entzogen, alle Regierungsgeschäfte übernahm der König und Kaiser. Da er (Hunyadi) auf drei Jahre festgesetzten Freundschaftseid (Waffenstillstand) mit Mehmed hatte, von dem bereits anderthalb Jahre verflossen waren, ließ er ihm folgendes sagen: «Ich übergab meinem Herrn die Herrschaft, und von nun an kann ich nicht mehr dafür bürgen, was ich versprochen habe. Nimm das Dokument, das du mir gegeben hast, und gib das unsere zurück, und ordne deine Sachen mit dem König von Ungarn, wie du willst.» Das war die Ursache der Ankunft (des Gesandten).⁵ Das wäre die Paraphrase des Textes von Dukas.

Bevor wir auf den anderen Bericht übergehen, soll darauf hingewiesen werden, daß Dukas nebst einem groben Fehler überraschend genaue Kenntnisse über die ungarischen Verhältnisse verrät. So zunächst die Rückverlangung des Waffenstillstandsdokuments. Der Abschluß des Friedens bzw. Waffenstillstands bestand nicht in der Unterzeichnung *eines* von beiden Seiten angenommenen Textes. Die ausgehandelten Bedingungen hat jede Seite in ihrem eigenen Namen in Eidesform in Schrift gefaßt, dann den Eid darauf auch wörtlich abgelegt und ihr Exemplar dem Vertragspartner zugeschickt. Eine Abschrift des hier erwähnten Vertrags, und zwar des von Mehmed II. ausgestellten Dokuments in lateinischer Sprache, ist auf uns gekommen. Seine Formulierung bestätigt unsere Ausführungen und somit auch Dukas' Worte.⁶

Wenn wir dieses Moment bei Dukas auch mit der Kenntnis der allgemeinen diplomatischen Gepflogenheiten der Zeit erklären können, fallen zwei chronologische Beobachtungen schwer ins Gewicht: er weiß ganz genau, wann der Waffenstillstand zustande kam und wann Hunyadi die Macht entzogen wurde. Der Waffenstillstand galt für drei Jahre, davon sind anderhalb ab-

⁴ V. FRAKNÓI: A Hunyadiak és a Jagellók kora (1440–1526) [Das Zeitalter der Hunyadi und der Jagellonen (1440–1526)] = A magyar nemzet története [Geschichte der ungarischen Nation] IV. Budapest 1896. 126 erwähnt zwar den Fall Konstantinopels, übergeht aber mit Schweigen diese Nachrichten. L. ELEKES: Hunyadi. Budapest 1952. 419 sieht darin griechische Wunschvorstellungen, die keine faktische Grundlage hatten.

⁵ Dukas 273–275 ed. Bonn.

⁶ N. IORGA: Acte și fragmente cu privire la istoria Romînilor III. București 1897. 23–27. Beginnt: ego magnus dominus et magnus amir swlthan Mehmetweg . . . iuro vobis, illustri principi Iohanni de Huniad, regni Hungarie gubernatori et dominis Hungarie (op. cit. 23); Die Eidesleistung vor den Zeugen: factum coram nobilibus domini Georgii despoti . . . coram ipsis dominacio mea iuramentum prestitit (op. cit. 27). Der hier erwähnte Georgius despota ist Georg Branković, Vermittler des Waffenstillstands.

gelaufen. Wenn wir von der Zeit der Belagerung (April—Mai 1453) 18 Monate zurückzählen, kommen wir auf die Monate Oktober—November 1451. Auf dem Dokument steht das Datum 20. November 1451!⁷ Ebenso genau gibt er den Zeitpunkt des Rücktritts von Hunyadi an: «in jenem Jahr», d. h. im Jahre der Belagerung, also 1453. Zwar mußte Friedrich III. den jungen Ladislaus bereits im September 1452 entlassen, aber die Regelung der ungarischen Angelegenheiten nahm längere Zeit in Anspruch. Hunyadi blieb bis Jahresende Reichsverweser und erst im Januar 1453 legte er sein Amt nieder.⁸

Die genauen Details unterstützen die innere Glaubwürdigkeit dieser Nachricht. Der Irrtum, den Dukas hier begeht, mag darauf zurückgehen, daß er die beiden Habsburger (Friedrich III. und Ladislaus V.) für eine Person hält, und an dieser Stelle die Angabe über die Kaiserkrönung Friedrichs III. miteinkombiniert.⁹

Gehen wir jetzt auf den anderen Historiker über! Nach Sphrantzes haben die Ungarn Gesandte zum Sultan geschickt. Eine Bedingung des Friedens war, daß die Türken auch den Frieden mit dem byzantinischen Kaiser halten. Da aber die Türken (durch die Belagerung Konstantinopels) den mit den Ungarn geschlossenen Vertrag nicht beachten, werden auch die Ungarn den Frieden nicht halten. Das soll die Botschaft der ungarischen Gesandten gewesen sein. Sphrantzes erzählt weiter, daß die Gesandten eine Woche vor der Eroberung der Stadt eingetroffen seien. Der Sultan habe nicht gleich geantwortet, er wollte abwarten, ob es ihm gelingt, die Stadt zu erobern. In diesem Falle kann er dann sagen: «Nun, wir haben sie erobert; ihr sollt zurückkehren, und macht, was ihr wollt, sei es Friede mit uns oder Krieg.» Das ist auch geschehen.¹⁰

Dieser Bericht enthält viel weniger Einzelheiten. Vom Frieden (bzw. Waffenstillstand) wird berichtet, die Geltungsdauer wird jedoch nicht angegeben. Und er enthält eine falsche Behauptung: das byzantinische Reich war im ungarisch—türkischen Waffenstillstand von 1451 nicht einbegriffen; dieser erstreckte sich nur auf Ungarn und auf die Vasallenstaaten der ungarischen Krone, die darin auch sorgfältig aufgezählt werden.

Eine wichtige Aufgabe ist es zu klären, ob Dukas und Sphrantzes von

⁷ N. IORGA: op. cit. 27. J. RADONIĆ: Zapadna Evropa i balkanski narodi prema Turcima u prvoj polovini XV veka. Novi Sad 1905. 266 schlug auf Grund Ragusaner Archivmaterialien vor, das Datum auf den 24. November zu korrigieren. F. BABINGER op. cit. 70 bringt — wahrscheinlich aus Versehen — anstatt November September. S. RUNCIMAN op. cit. 60 und die Anmerkung 1 dazu auf S. 213 übernimmt diesen Fehler von ihm.

⁸ Noch am 29. Dezember 1452 bezeichnet er sich in einem Brief als *gubernator* (J. TELEKI: op. cit. X. Post 1853. 345); in einem Privileg, das am 30. Januar 1453 für ihn ausgestellt wurde, heißt es: (nos, rex Ladislaus) volentes dignitatem illam gubernatoris temporalem, quam *hactenus* dignis meritis ad pefinitum tempus tenuit (J. TELEKI: op. cit. X. 353—354).

⁹ Beide Ereignisse (die Kaiserkrönung und Ladislaus' «Befreiung») fallen ins Jahr 1452.

¹⁰ Sphrantzes 102 ed. Grecu.

derselben Gesandtschaft sprechen oder von zwei verschiedenen. Da Dukas von Hunyadis Gesandten berichtet, Sphrantzes aber von denen der Ungarn, und auch der Inhalt der Botschaft nicht derselbe ist, würde man zunächst an zwei verschiedene Gesandtschaften denken. Dementsprechend hätte Hunyadi nach seinem Rücktritt den türkischen Herrscher darüber benachrichtigt; zu einem späteren Zeitpunkt aber — wahrscheinlich von den Nachrichten über die Vorbereitungen oder den Beginn der Belagerung veranlaßt — wäre eine zweite Gesandtschaft geschickt worden, mit dem Auftrag, bei den Türken auf die Einstellung des Kampfes zu drängen. Diese Lösung hat eine grundlegende Schwierigkeit: war die Ursache für die erste Gesandtschaft nur Hunyadis Rücktritt, dann hätte diese gleich nach diesem Ereignis stattgefunden. Wenn sie aber im Januar oder in der ersten Februarhälfte losgefahren wäre, hätte sie den Sultan schon viel früher, vor dem Beginn der Belagerung erreicht.¹¹

Die Gesandtschaft machte sich aber erst viel später auf den Weg (zwischen Mitte März und Mitte April);¹² so muß für ihre Abschiekung die eigentliche Ursache doch nicht Hunyadis Rücktritt, sondern die Nachrichten von der bevorstehenden Belagerung gewesen sein. Hätten also die Ungarn erwartet, daß Hunyadis Botschaft an den Sultan und die Rückverlangung des Vertrags die Türken beeindrucken werden? Warum haben sie nicht gleich gefordert, daß der Sultan die Belagerung abbreche? Doch, das haben sie getan — nur darüber berichtet nicht mehr Dukas, sondern Sphrantzes. Die beiden Historiker widersprechen einander keinesfalls, sondern ergänzen sich gegenseitig. Noch mehr: den wahren Sinn und Zusammenhang können wir nur dann verstehen, wenn wir die beiden Berichte aufeinander beziehen. Die Gesandtschaft hat einerseits im Namen Hunyadis mitgeteilt, daß die Gültigkeit des Waffenstillstands wegen seiner Abdankung fragwürdig geworden ist (genau das schreibt Dukas); andererseits wurde die weitere Aufrechterhaltung des Waffenstillstands davon abhängig gemacht, ob der Sultan seine Pläne gegen Konstantinopel aufgibt. (Das entspricht im Grunde genommen dem Bericht von Sphrantzes, der nur darin irrt, daß diese Bedingung auf Grund des türkisch — ungarischen Waffenstillstands gestellt wurde. Das ist unmöglich, da darin Byzanz nicht einmal erwähnt wird.) Die Forderung konnte nur gestellt werden, weil die Gültigkeit des Waffenstillstands durch den Rücktritt Hunyadis nicht mehr eindeutig war.

Strikt rechtlich gesehen, war der ungarische Standpunkt keinesfalls unanfechtbar. Hunyadi hat ja 1451 den Vertrag nicht für sich, sondern für Ungarn geschlossen,¹³ den Eid hat er allerdings persönlich darauf abgelegt.

¹¹ Über die uralte Militärstraße Belgrad-Konstantinopel s. D. OBOLENSKY: *The Byzantine Commonwealth*. London 1971. 19—21. Mehmed weilte vor dem Aufbruch zur Belagerung in Adrianopel. Diese Stadt liegt auf derselben Straße, natürlich beträchtlich näher zu Belgrad.

¹² Wenn man mit einer Reisezeit von etwa einem Monat rechnet.

¹³ S. seine eigenen Worte, zitiert in Anm. 15.

So kann die ungarische Gesandtschaft nur als ein Versuch verstanden werden, auf die Türken auf diplomatischem Wege einzuwirken, wofür als Vorwand der Herrschaftswechsel in Ungarn diente. Wie aus Sphrantzes Bericht ersichtlich ist, kam es von keiner Seite zur Kündigung des Waffenstillstands.¹⁴ So hat Hunyadi den Vertrag noch im Spätsommer von 1454 als gültig erachtet und den Einfall der Türken in Serbien als Vertragsbruch gebrandmarkt.¹⁵

Wir kamen also zur Folgerung, daß es nur eine ungarische Gesandtschaft gab. Dem scheint zu widersprechen, daß Dukas, der viel genauer unterrichtet ist, nur von Hunyadis Gesandten (*ἀποκριτάριος τοῦ Ἰάγκου*) berichtet. Wenn unsere vorige Analyse richtig ist, dann sollte die Gesandtschaft über die weitere Aufrechterhaltung des Vertrags verhandeln, und zwar natürlich nicht im Namen Hunyadis, sondern des neuen Herrschers. Über diese Schwierigkeit verhilft uns die Nachricht über eine frühere ungarische Gesandtschaft bei den Türken hinweg. 1444 weilte Ciriaco d'Ancona¹⁶ in Adrianopel, als dort *ex Pannonia legati* eintrafen. Er berichtet darüber in einem Brief,¹⁷ dem er auch die Abschrift des Schreibens des ungarischen Königs beifügt. Schon dieser Umstand zeigt, daß er wohlunterrichtet war. In der Gesandtschaft kamen vier *oratores*, schreibt er, von sechzig Reitern begleitet. Einer der vier kam vom ungarischen König, der andere von Hunyadi und zwei von Georg Branković. Aus dem weiteren Text geht hervor, daß jeder ein eigenes Beglaubigungsschreiben von seinem Herrn mithatte, und sie verhandelten einzeln mit dem Sultan.¹⁸ Es ist interessant, daß Hunyadi bereits 1444 einen eigenen *orator* schickt, obwohl er damals nur ein (wenn auch bedeutender) Lehensherr des Königs war.

Nach dieser Analogie können wir uns auch die ungarische Gesandtschaft im Jahre 1453 vorstellen. Hunyadi hat darin einen Vertreter (über ihn berichtet Dukas), und einen anderen hat der König. Sie sollten den Sultan dazu bewegen, daß er die Belagerung abbricht. Vorwand für diese Initiative war Hunyadis Abdankung. Es war nichts mehr als ein diplomatischer Schritt, dessen Scheitern nicht zur Kündigung des Vertrags führte.

Um die angebliche ungarische Bereitschaft, dem bedrängten Kaiserreich militärische Hilfe zu leisten, zu beweisen, wird auf eine weitere Stelle

¹⁴ F. BABINGER op. cit. 106 schreibt, daß der Vertrag gekündigt worden sei, was aber weder Dukas noch Sphrantzes sagen.

¹⁵ In seinem Brief, den er 1454 (wahrscheinlich im August) aus Belgrad an Kaiser Friedrich III. geschrieben hat und der bei S. KATONA op. cit. XIII. 963 ff. herausgegeben ist. Darin heißt es: *sevus ille Mehmetbeg . . . violata fide sua paganissima ruptaque treuga et pace, quam cum ipso eo tempore, quo serenissimus princeps et dominus noster . . . Ladislaus . . . patruus vestre serenitatis sub educatione eiusdem vestre serenitatis confovebatur et tenebatur, pro parte regni et ducatus eiusdem domini regis Ladislai per terminum Hungarie Rascie feceramus et firmaveramus.*

¹⁶ Über ihn s. F. BABINGER op. cit. 28–29 etc.

¹⁷ Geschrieben am 24. Juni 1444. Veröffentlicht in FR. PALL: Ciriaco d'Ancona e la Crociata contro i Turchi. Valentii-de-Munte 1937. 51–57.

¹⁸ *Regius orator primum, deinde despotei et ultimus ex primario bellica virtute Jano Latinis Graecis Servianis litteris epistolas de fide et sua quaeque modesta munera principii magno dederunt* (FR. PALL op. cit. 53–54).

bei Sphrantzes hingewiesen.¹⁹ Er schreibt, daß Hunyadi Selymbria oder Mesembria verlangt hatte, er wollte dort «seine Leute» halten, und im Falle eines Krieges die Türken mit diesen bekämpfen und der Stadt helfen. Als der Krieg begann, wurde ihm Mesembria gegeben. Sphrantzes behauptet noch, das Chrysobull eigenhändig ausgestellt zu haben.

Wann mag sich Hunyadi mit diesem Wunsch an den Griechenkaiser gewandt haben? Sphrantzes bietet hier keinen Anhaltspunkt. Die Geschichte kommt in einem langen Exkurs vor, in dem er alles zusammenfaßt, was der Kaiser unternommen hat, um Hilfe von den «ausländischen Christen» zu bekommen. In diesem Teil ordnete er seinen Stoff nicht chronologisch, sondern geographisch.

Ein lateinisches Gedichtswerk über den Fall Konstantinopels²⁰ scheint mehr zu bieten. Nach dem Bericht über den Einfall und die Plünderungen der Türken in der Umgebung der Stadt im Spätsommer des Jahres 1452 erfahren wir noch, daß die Türken abzogen, dann lesen wir folgendes:

*Legati interea veniunt a rege per aequor
Pannonio ad Danaos missi fortique Joanne
auxiliumque urbi spondent, iamque affore in armis
Pannonios Panonumque duces, modo Pontica classem
Pannoniam acceptet proprio Mesembria portu,
scilicet ut Phrygibus fieret terraque marique
impetus et campos vastent simul et freta pulsant.*²¹

Somit wäre der Zeitpunkt klar: Herbst 1452. Die Erwähnung Mesembrias stellt die Verbindung mit der Angabe des byzantinischen Historikers her. Bei näherer Betrachtung dieses Berichts aber kommen gewisse Schwierigkeiten zum Vorschein. Wenn Sphrantzes über dasselbe spricht, worüber der Verfasser des lateinischen Gedichts, Pusculus, wieso erwähnt er auch Selymbria (sogar an erster Stelle!)? Die Entfernung dieser Stadt von der Donaumündung ist das Zweifache der von Mesembria, und dazwischen liegt der Bosporos, wo die türkischen Kanonen den Schiffsverkehr blockierten. Überhaupt, woher hätte Ungarn eine entsprechende Flotte gehabt, mit der ein Heer hätte hingschifft werden können? Wenn die Ungarn im Herbst 1452 tatsächlich mit einem solchen Angebot an den byzantinischen Kaiser herangetreten wären, wäre das ein unverantwortliches, leeres Versprechen gewesen.

¹⁹ Sphrantzes 102—103 ed. GRECU.

²⁰ Pusculi Brixiensis Constantinopoleos libri IV, herausgegeben in: PH. DETHIER: Mon. Hung. Hist. XXII. Budapest 1872. 95—262. Pusculos Werk wurde in diesem Zusammenhang zuerst von GY. MORAVCSIK: a. W. 352 ff. herangezogen. Seine Folgerungen weichen von den unsrigen ab. FR. PALL: Byzance à la veille de sa chute et Janco de Hunedoara (Hunyadi). BSl 30 (1969) 119—126 sucht Moravcsiks Thesen weiter auszubauen.

²¹ Pusculus 3, 461—468.

Pusculus ist anderer Meinung. Er nimmt den Plan ernst. Nur deswegen wurde er nicht ausgeführt, weil die Griechen ihn abgelehnt hatten:

*Hoc rex (sc. Constantinus) ipse negat, negat hoc totusque senatus
Graiorum. Sua se dicunt castella tueri
velle opibus propriis.*²²

Dabei stoßen wir auf einen neuen Widerspruch zu Sphrantzes. Dieser sagt ausdrücklich, daß über Hunyadi's Verlangen außer ihm und einem anderen Reichsbeamten niemand gehört habe.²³ Pusculus schreibt von einer öffentlichen Verhandlung (*totus senatus Graiorum*).

Neben der völligen Unwahrscheinlichkeit und technischen Unausführbarkeit dieses Plans gibt es im Bericht noch einen inneren Widerspruch, der die Glaubwürdigkeit des verdienstvollen Humanisten noch mehr erschüttert. Er behauptet, die Gesandten seien vom ungarischen König und Hunyadi geschickt worden. Im Herbst 1452 ist das aber eine Unmöglichkeit! Der König — Ladislaus V. Postumus — und Hunyadi werden sich erst Ende Dezember treffen. Die erste Fühlungnahme zwischen dem jungen König (den Friedrich III. im September 1452 entlassen mußte) und den Ungarn kam Anfang Oktober zustande. Damals besuchte ihn ein Ausschuß des Landtags. Hunyadi war nicht Mitglied dieser Delegation. An den Verhandlungen, die bis Mitte Oktober hielten, wurden innenpolitische Fragen erörtert.²⁴ Sie konnten nicht entschieden werden, und wurden auf eine spätere Beratung vertagt, die dann im Dezember in Wien begann und an der auch Hunyadi erschien, aber erst am 29. Dezember, als die schwierigen innenpolitischen Fragen bereits geklärt worden waren. In dieser Lage stand die Türkenfrage ganz im Hintergrund, ja, an den Verhandlungen wurde sie kaum berührt. In diesem Zusammenhang scheint es unglaublich zu sein, daß die Ungarn aus eigener Initiative eine Gesandtschaft mit dem bei Pusculus zu lesenden Vorschlag nach Byzanz geschickt hätten. (Ebenso unwahrscheinlich ist es natürlich, daß die Griechen am Vorabend des türkischen Angriffs einen solchen Vorschlag abschlugen.)

Wir haben aber auch direkte Beweise dafür, daß die von Pusculus berichtete Geschichte in das Reich der Phantasie gehört. Im Januar drängte sich die Türkenfrage doch hervor: im ungarischen Hof erschien eine byzantinische Gesandtschaft, die für das bedrohte Kaiserreich um Hilfe bat. Im Zusammenhang damit stehen zwei Briefe, beide vom 16. Januar 1453, ein

²² Pusculus 3, 469—471.

²³ Sphrantzes 102 ed. GRCU: *Τίς γὰρ ἡπίστατο τῶν ἄλλων πάντων πάρεξ τοῦ Καντακουζηνοῦ Ἰωάννου καὶ ἐμοῦ; ὅτι ὁ Ἰάγκος προεζήτησε . . .*

²⁴ Ein ausführlicher zeitgenössischer Bericht darüber in: Századok [Jahrhunderte] 44 (1910) 544—562.

Antwortbrief dem Kaiser und ein Brief an den Papst.²⁵ An den Briefen ist die Verlegenheit des Hofes klar ersichtlich; es mußte doch mitgeteilt werden, daß von ungarischer Seite keine Hilfe zu erwarten ist. Wenn ein Vierteljahr früher die Griechen ein ungarisches Hilfeangebot abgewiesen hätten, dann würden wir unbedingt einen Hinweis darauf in den Briefen finden.

Die Annahme, daß die Staatsgeschäfte im Jahre 1452 noch Hunyadi geführt hatte, der neue Herrscher aber nicht wohl unterrichtet war, so daß es möglich wäre, daß Puscus' Geschichte dennoch wahr ist, ist nicht stichhaltig. Denn den ganzen Monat Januar 1453 verbrachte Hunyadi am königlichen Hof, und der neue Kanzler, der auch die beiden Briefe abgefaßt hat, war sein Vertrauter, Johannes Vitéz de Zredna.²⁶

Die Absicht von Puscus mit dieser Geschichte ist leicht erkennbar. Mit seinem Gedicht, das er dem Papst Pius II. gewidmet hat, will er darlegen, daß an der Katastrophe von Konstantinopel einzig und allein die Griechen schuld sind.²⁷ Und Sphrantzes? Dieselbe Geschichte (wenn es tatsächlich dieselbe ist!) dient ihm zum Beweis, daß an dem Fall der Kaiserstadt die christlichen Staaten die Schuld tragen, die eigennützig verschiedene Territorien vom Kaiser verlangt und erhalten haben, Byzanz dann aber doch im Stich ließen.

Es wäre natürlich ein voreiliger Schluß, Sphrantzes mit Puscus auf das gleiche Niveau zu stellen. Seine Memoiren sind alles andere als eine literarische Hochleistung, an seiner Redlichkeit aber ist nicht zu zweifeln. Als Mitarbeiter des Kaisers Konstantin XI. war er in den Staatsgeschäften gewiß orientiert. Bewußte Fälschung könnte man in seinem Werk nicht finden. Es lohnt sich also, seinen Bericht genauer anzusehen.

Wie schon weiter oben gesagt wurde, ist die Datierung dieser Episode innerhalb des Werkes nicht möglich. Nur die Schenkung ist zeitlich festgelegt durch die Wendung «und als der Krieg begann». Diese Formulierung erlaubt die Annahme, daß zwischen Hunyadis Vorschlag und der Donation eine größere Zeitspanne lag. Wie oben gezeigt, kann Hunyadis Vorschlag nicht 1452

²⁵ Beide herausgegeben in: Győri Történelmi és Régészeti Füzetek [Historische und archäologische Hefte aus Győr] I (1861) 309–312. Den Hinweis darauf verdanke ich Herrn I. BORONKAI. Für die Gelegenheit, mit ihm über diese Probleme diskutieren zu können, sei ihm auch an dieser Stelle bester Dank gesagt.

²⁶ Mitteilung von Herrn I. BORONKAI, der die Ausgabe der Werke von Johannes Vitéz de Zredna vorbereitet.

²⁷ Nach Puscus sollen die Griechen immer um Hilfe gebettelt haben, die angebotene Hilfe aber wegen ihrer *superbia* und *perfidia* nicht angenommen. Vgl. die Fortsetzung der oben zitierten Verse (der Dichter wendet sich an Papst Nikolaus V.): Nec minus ingratum exhibuit Nicolae benigne / dive parens populus Grajus tibi perfidus (3, 481–482). In Wirklichkeit war das Verhalten des Papstes gegenüber dem Hilferuf der Griechen im Januar noch völlig ablehnend, wie das aus seinem ultimatumartigen Brief vom 29. Januar 1453 klar ersichtlich ist; vgl. W. DEETERS: Ein Breve des Papstes Nikolaus V. an den oströmischen Kaiser von 1453. Quellen und Forschungen 48 (1968) 365–368.

erfolgt sein; gehen wir aber in der Zeit weiter zurück, so läßt er sich in die gegebenen historischen Zusammenhänge leicht einordnen.

Der ungarisch – türkische Waffenstillstand vom November 1451 wurde schon öfters erwähnt. Der Entschluß, den Krieg zu beenden und die Beziehungen zu den Türken vertraglich zu regeln, wurde nach der ungarischen Niederlage am Amselfeld (Kosovopolje) gefaßt. Die Verhandlungen begannen 1449, Vermittler war der Despot Georg Branković. Es dauerte allerdings zwei Jahre, bis der Vertrag unterzeichnet werden konnte. Über den Verlauf der Verhandlungen sind wir schlecht informiert.²⁸ Aber wir besitzen aus dem Jahre 1449 einen Vertragsentwurf, den die ungarischen Feudalherren als Richtlinien für Branković erarbeitet hatten.²⁹ Darin steht auch eine Garantie für Byzanz. Im Vertrag von 1451 fehlt dieser Punkt, überhaupt sind dessen Bedingungen ungünstiger für Ungarn als die des Entwurfs.

Es ist leicht vorstellbar, daß sich Hunyadi in jener Periode der ungarisch – türkischen Verhandlungen, als es noch möglich schien, im Vertrag auch die Sicherheit des byzantinischen Staates zu garantieren, mit dem Vorschlag an den Kaiser gewandt hat, ihm eine Grenzfestung zu überlassen (Mesembria war die nördlichste byzantinische Festung am Schwarzmeerufer, Selymbria war die Grenzfestung am Marmarameer),³⁰ wo er dann auch hätte Soldaten stationieren können. Das wäre also eine praktische Sicherung der im Vertragsentwurf vorgesehenen ungarischen Garantie gewesen.

Diese Annahme kann durch eine weitere Beobachtung unterstützt werden. Sphrantzes behauptet, über den Vorschlag Hunyadis sollen nur er und ein anderer Hofbeamter gewußt haben.³¹ Man hat also den Plan geheimgehalten. Das hätte 1452 überhaupt keinen Sinn gehabt, ist aber während der Waffenstillstandsverhandlungen wohl verständlich.

Es ist auch nichts unwahrscheinliches darin, daß man sich dann im byzantinischen Hof in der Notlage vor dem türkischen Angriff des seinerzeit nicht ausgeführten Plans und Hunyadis Vorschlags erinnerte und daß ein Chrysobull mit der Schenkung ausgestellt wurde. Man hoffte vielleicht Hunyadis Hilfsbereitschaft auf diese Weise anspornen zu können.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Lösung weiterer Beweise bedarf. Allerdings steht sie zu den bisher bekannten Fakten in keinem Widerspruch.

²⁸ Daß sie auch 1450 fortgeführt wurden, beweisen einige Dokumente aus dem Ragusaner Archiv, s. J. GELCICH: *Diplomatarium relationum Reipublicae Ragusanae cum Regno Hungariae* 1358–1525. Budapest 1887. 471 (vom 2. Juni 1450); 474 (vom 13. August 1450); 479 (vom 28. Januar 1451). Im frühesten Dokument drücken die Ragusaner – wahrscheinlich infolge einer Fehlinformation – ihre Freude über den Abschluß des Vertrags aus.

²⁹ Herausgegeben bei J. TELEKI: op. cit. X. 243–244.

³⁰ Vgl. A. BAKALOPOULOS: *Les limites de l'Empire byzantin depuis la fin du XIV^e siècle jusqu' à sa chute* (1453). BZ 55 (1962) 56–65. Selymbria war zwischen 1449 und 1451 Grenzfestung, weil Herakleia nach dem Tod des Kaisers Johannes VIII. den Byzantinern weggenommen, aber nach der Thronbesteigung Mehmeds II. zurückgegeben wurde.

³¹ S. Anm. 23.

Wenn sie richtig ist, dann ist sie ein weiteres Zeugnis dafür, daß Sphrantzes nichts Unwahres berichtet. Man könnte ihm höchstens nachsagen, daß er seine Daten tendenziös gruppiert und daß er es unterließ, darauf hinzuweisen, daß die beiden Ereignisse,³² die er so unbekümmert in einem Satz unterbrachte, nicht nur durch eine längere Zeit getrennt waren (Hunyadis Angebot würde in die Zeit zwischen 1449 und 1451 fallen, wahrscheinlich näher zum ersten als zum zweiten Zeitpunkt), sondern unter völlig verschiedenen politischen und militärischen Umständen erfolgten.

Das Fazit dieser Ausführungen ist zweifach. Erstens: Ungarn konnte aus verschiedenen Gründen in den fünfziger Jahren nicht mehr die Rolle spielen, die ihm in dem vorigen Jahrzehnt so viel Ruhm und Ansehen eingebracht hatte. Auch der berühmte Sieg von 1456 bei Belgrad war ein Defensivsieg. Zweitens: die byzantinischen Historiker enthalten auch für diese späte, aus anderwärtigen Quellen verhältnismäßig reich dokumentierte Zeit interessante Berichte, die anderswo nicht zu finden sind und die für die richtige Bewertung der Ereignisse Bedeutung haben.

Budapest.

³² Nämlich Hunyadis Bitte und ihre Erfüllung durch die Ausstellung des Chrysobulls.

Α. ΧΑΤΖΗ

ΤΑ ΝΕΟΕΛΛΗΝΙΚΑ ΜΕΛΕΤΗΜΑΤΑ ΤΟΥ
ΙΟΥΛΙΟΥ ΜΟΡΑΒΤΣΙΚ*

Τό πλούσιο φιλολογικό καί ιστορικό ἔργο τοῦ Gyula Moravcsik — 'Ιουλίου Μόραβτςικ, πού τιμοῦμε σήμερα τή μνήμη του, ἐπεκτάθηκε σέ ὅλες τίς περιόδους τοῦ ἑλληνισμοῦ. Ἔτσι καί ὁ νέος ἑλληνισμός δέν ἔμεινε ἔξω ἀπό τά ἐνδιαφέροντά του. Καί δέν ἔμεινε ἔξω ἀπό τό γενικό πλαίσιο τῆς μιᾶς καί ἐνιαίας ἑλληνικῆς φιλολογίας, ὅπως τήν ἐννόησε, τήν ἄσκησε δημιουργικά καί τή δίδαξε περισσότερο ἀπό σαράντα χρόνια στό πανεπιστήμιο αὐτό.

Ἡ ἔκθεση καί ἡ ἐξέταση τῶν μελετημάτων του πού ἀναφέρονται στό νέο ἑλληνισμό εἶναι τό θέμα τῆς δικῆς μου ὁμιλίας.

Ἑ ν ό τ η τ α τ ῶ ν ἐ λ λ η ν ι κ ῶ ν σ π ο υ δ ῶ ν — ἐ ν ό τ η τ α τ ο ῦ
ἐ λ λ η ν ι σ μ ο ῦ

Εἶναι ὥστόσο, νομίζω, ἀναγκαῖο, πρὶν προχωρήσω σέ αὐτήν τήν ἔκθεση, νά ἀναφερθῶ στή γενική ἀντίληψη τοῦ Μόραβτςικ γι' αὐτή τήν ἐνότητα τῶν ἑλληνικῶν σπουδῶν — καί ἀπό κεῖ στήν ἀντίληψή του γιά τήν ἐνότητα τοῦ ἑλληνισμοῦ.

Ἡ ἐνότητα τῶν ἑλληνικῶν σπουδῶν ἦταν ἀπό τά πρῶτα βήματα τοῦ σταδίου του ἡ ἀρχή πού ἔδινε στήν σκέψη του τήν κατεύθυνση. Ἀκολουθώντας, ὅπως ὁ ἴδιος μᾶς πληροφορεῖ, τή γραμμή πού εἶχε χαράξει στήν Οὐγγαρία ὁ δάσκαλός του Pecz Vilmos — Γουλιέλμος Πέτς, πρότεινε ἀπό τό 1933 ἀκόμα τόν ὄρο Ἑ λ λ η ν ο - λ ο γ ί α γιά τό ἐνιαῖο σύνολο τῶν ἑλληνικῶν σπουδῶν. Ἀργότερα ἀνάπτυξε τό περιεχόμενο τοῦ ὄρου αὐτοῦ καί σέ πολλά καί διάφορα ἄλλα δημοσιεύματά του, ἀλλά καί σέ ξεχωριστό μελέτημα πού ἔγραψε στήν πλήρη ὠριμότητά του μέ τόν τίτλο, Byzantinologie et hellénologie — Βυζαντινολογία καί ἑλληνολογία, 1965. Τό χρονικά τελευταῖο δημοσίευσμά του, σέ ἑλληνική γλῶσσα, μέ τόν τίτλο, Περὶ τῆς ἐνότητος τῶν ἑλληνικῶν σπουδῶν, στό ἴδιο θέμα ἀναφέρεται.

Ἡ γενική αὐτή ἀρχή — ἐνότητα τῶν ἑλληνικῶν σπουδῶν — εἶχε φυσικά καί γιά τόν Μόραβτςικ τήν στερεότατη βάση της στήν ἐνότητα τῆς ἑλληνικῆς γλώσσας: Ἡ ἑλληνική γλῶσσα εἶναι ἓνα processus ininterrompu — ἓνα ἀδιάσπαστο ξετύλιγμα, ὅπως ὁ ἴδιος τό γράφει στό δημοσίευσμά του αὐτό.

* Ὁμιλία στήν συνεδρίαση πού ὀργάνωσε, τιμώντας τή μνήμη τοῦ 'Ιουλίου Μόραβτςικ, ἓνα χρόνο μετὰ τό θάνατό του, ἡ Οὐγγρική Ἑταιρεία Κλασσικῶν Σπουδῶν.

‘Ο Μόραβτσικ τό ξέρει καλά αὐτό τό ἀδιάσπαστο ξετύλιγμα. ‘Η ἐλληνική γλώσσα τοῦ εἶναι κατά βάθος γνωστή σέ ὅλες τίς μορφές πού πῆρε στή μακριά της ὑπαρξη. Πέρα ἀπό τήν ἀρχαία γλώσσα, προχώρησε στήν Κοινή τῶν ἀλεξανδρινῶν χρόνων καί ἀπό νοηρῆς ἀρχίζει νά εἰδικεύεται στή ζωντανή μεσαιωνική, πού εἶναι ἡ φυσική, ἡ ζωντανή συνέχεια τῆς Κοινῆς, ἀλλά καί στό ἀττικιστικό ἰδίωμα πού εἶναι τό ἐκφραστικό ὄργανο τῆς βυζαντινῆς λογοτεχνίας. Αὐτῆς τῆς βαθιάς του γνώσης τῆς γλώσσας τῶν Βυζαντινῶν — τῆς διπλῆς αὐτῆς γλώσσας τῶν Βυζαντινῶν — καρπός εἶναι: οἱ κριτικές ἐκδόσεις βυζαντινῶν κειμένων πού ἔκανε, εἰδικά μελετήματα ἢ παρατηρήσεις του πάνω στή γλώσσα ἄλλων διάφορων βυζαντινῶν κειμένων, οἱ πρόλογοι στά μεγάλα ἔργα του, ἓνα μελέτημα γιά τίς ἐλληνικῆς προέλευσης λέξεις τῆς οὐγγρικής γλώσσας, βιβλιοκρισίες γιά διάφορα σχετικά δημοσιεύματα μέσα στά τελευταῖα σαράντα χρόνια, τό κεφάλαιο γιά τή γλώσσα τῶν Βυζαντινῶν στό μικρό (— καί ὄχι ὀλοκληρωμένο) βιβλίο του — πανεπιστημιακό βοήθημα, Bevezetés a bizantinológiába — Εἰσαγωγή στή βυζαντινολογία, 1966, καί ὄχι λιγότερο ὁ δεύτερος τόμος τῶν Byzantinoturcica, ὅπου ἐξετάζει τήν ἀπόδοση λέξεων καί κυρίων ὀνομάτων τῶν τουρκικῶν (= τουρκομογγολικῶν) λαῶν ἀπό τοὺς βυζαντινοὺς συγγραφεῖς. Σέ ὅλα αὐτά τά δημοσιεύματά του φανερόνεται ἡ βαθιά του γνώση καί τῆς ζωντανῆς μεσαιωνικῆς καί τοῦ τεχνητοῦ ἀττικιστικοῦ ιδιώματος πού χρησιμοποίησαν οἱ Βυζαντινοί. Ἀλλά καί ἡ μεσαιωνική ἐλληνική εἶναι οὐσιαστικά ἄγραφη καί τό ἀττικιστικό τους ἰδίωμα οἱ Βυζαντινοί συγγραφεῖς τό χρησιμοποίησαν σέ μιὰ ἐκλεκτική κλίμακα προσωπικῶν παραλλαγῶν πολύ μεγάλη, ἔτσι πού συχνά νά παρασροθοῦν σέ λάθη καί παρανοήσεις καί σοβαροὶ μελετητές. ‘Ο Μόραβτσικ δέν ἔκανε κανένα λάθος, δέν παρανόησε κανένα κείμενο, καμιά λέξη.

Μέ τόν ἴδιο τρόπο γνώριζε ἄριστα καί τή νεοελληνική γλώσσα. Καί ὄχι μόνο τή μιλοῦσε ἀβίαστα καί ἀλάθευτα (— μέ κάποιους χαριτωμένους ψυχαρασμούς — ἔλεγε π. χ. οἱ φοιτητάδες μου), ἀλλά ἤξερε κατά βάθος τήν προέλευση τῶν φαινομένων καί τῶν δομῶν της καί ἤξερε καί τή σημασία πού ἔχουν γιά τή γενική γλωσσολογία οἱ ἀλλαγές πού ἔγιναν ἀπό τήν ἀρχαία στή νέα ἐλληνική γλώσσα. Θά τολμοῦσα νά νομίζω πώς ὁ Α. Thumb, ὁ λαμπρός P. Chantraine ἦταν, μαζί μέ τόν Χατζηδάκι, οἱ ἀγαπημένοι του γραμματικοί. ‘Η πεποίθηση πού μέσα ἀπό τήν στέρεα αὐτή γνώση εἶχε γιά τήν ἐνότητα τῆς ἐλληνικῆς γλώσσας ἦταν τόσο μεγάλη, πού στήν πλήρη ἀκμή τοῦ σταδίου του ἔφτασε νά γράφει: «Seule la connaissance du grec moderne peut inspirer le souffle de la vie à la lecture et à l’explication des auteurs classiques» — «μόνον ἡ γνώση τῆς σύγχρονης ἐλληνικῆς μπορεῖ νά δώσει τήν πνοή τῆς ζωῆς στό διάβασμα καί στήν ἐρμηνεία τῶν κλασσικῶν συγγραφέων».

Μερικά μελετήματά του τά ἔγραψε ἀπ’ εὐθείας στήν ἐλληνική γλώσσα. Συντηρητικός ὅπως ἦταν ἀπό τή φύση του, χρησιμοποίησε καί αὐτός στά δημοσιεύματά του αὐτά τό ἐπίσημο ἰδίωμα τῆς λεγόμενης «καθαρεύουσας». Ἦταν ὁμῶς θερμός φίλος καί ὁπαδός τῆς νεοελληνικῆς γλώσσας, τῆς ζωντανῆς νεοελληνικῆς, πού εἶναι βέβαια ἡ ἐθνική — ἡ μοναδική — γλώσσα τῶν Νεοελλήνων. Στό περίφημο γλωσσικό ζήτημα τῆς νέας Ἑλλάδας — ἓνα ζήτημα πού τόσο βασάνισε καί βασανίζει ἀκόμα τή μικρή αὐτή χώρα μέ τήν βία ἐπιβολή καί παράταση τῆς τ ε χ ν η τ ῆ ς μ ε σ α ι ω -

νικῆς διγλωσσίας της ὁ Μόραβτσικ ἦταν ἀπὸ τὴν ἀρχὴ τοῦ σταδίου του μέ τοὺς Δημοτικιστὲς, μέ αὐτοὺς δηλαδή πού εἶχαν διακηρύξει τὴν ἀνάγκη τῆς ἐπιβολῆς τῆς ζωντανῆς γλώσσας σέ ὅλους τοὺς τομεῖς τῆς ζωῆς. Γνώρισε προσωπικά μερικοὺς ἀπὸ τοὺς πρωταγωνιστὲς αὐτοῦ τοῦ ἀγώνα, πού δυστυχῶς συνεχίζεται ἀκόμα. Μέ συγκίνηση βλέπει κανένας στὴ βιβλιοθήκη τῆς ἐλληνικῆς ἐδρας τοὺς τόμους τῶν ποιημάτων τοῦ Κωστῆ Παλαμᾶ μέ τίς ιδιόχειρες ἀφιερώσεις του στὸν «Ὀδύγηρο σοφόν», στὸν «φίλο τῆς Νέας Ἑλλάδας».

Δέν ξέρω ἂν ὑπάρχουν γράμματα Ἑλλήνων ἱστορικῶν, φιλόλογων ἢ συγγραφέων στὸ προσωπικό του ἀρχεῖο, ἀπὸ τὸν καιρὸ τῶν πρώτων Δημοτικιστῶν ὡς τὰ τελευταῖα χρόνια. Ἄν ὑπάρχουν, ἢ ἐκδοσὴ τους σέ ἓνα μικρὸ τόμο, θά ἦταν ἴσως τὸ καλὺτερο ἐλληνικὸ μνημόσυνο σ'αὐτόν τὸν ἀκούραστο ἐργάτη τῶν ἐλληνικῶν γραμμάτων. Ἀπὸ τὴν ἐλληνικὴ πλευρὰ μερικά ἀπ'αὐτὰ μποροῦσε νά ἔχουν κάποια σημασία.

Θά πρέπει ὥστόσο νά σημειώσουμε ἐδῶ: Ἡ σωστή ἀρχὴ τῆς ἐνότητας τῶν ἐλληνικῶν σπουδῶν εἶναι δυνατό νά ἔχει τὴν προέκτασή της, τὴν ἐπέκτασή της: Νά νοεῖται δηλαδή, πέρα ἀπὸ τὴ συνέχεια καὶ τὴν ἐνότητα τῆς ἐλληνικῆς γλώσσας, σάν ἡ ἔκφραση τῆς συνέχειας κάποιου ἐλληνικοῦ πνεύματος, πού σάν «πνεῦμα» ἐπιξεῖ μέσα στοὺς αἰῶνες καὶ μέσα στίς ἀλλαγές τῶν καιρῶν μέ φορέα του τὸν ἐλληνισμό τῶν ἐλληνιστικῶν χρόνων, τὸν ἐλληνισμό τοῦ Μεσαίωνα καὶ τὸν νέον ἐλληνισμό.

Ὁ Μόραβτσικ αὐτὴ τὴν ἐνότητα ἐννοεῖ ὅταν γράφει: «Il n'y pas de césure entre la littérature antique et la littérature byzantine: Toutes les deux font partie d'une evolution ininterrompue» — «δέν ὑπάρχει τομὴ ἀνάμεσα στὴν ἀρχαία λογοτεχνία καὶ τὴ βυζαντινὴ λογοτεχνία. Οἱ δύο μαζί ἀποτελοῦν τμῆμα μιᾶς ἀδιάκοπης συνέχειας». Καὶ αὐτὴν ἐννοεῖ ὅταν καὶ γιὰ τὴν πέρα ἀπὸ τὸ Βυζάντιο περίοδο γράφει: «Aussi bien du point de vue linguistique et littéraire que dans les autres domaines de la vie intellectuelle la continuité est donc indéniable» — «Τόσο ἀπὸ τὴν ἀποψη τῆς γλωσσικῆς καὶ τῆς λογοτεχνικῆς, ὅσο καὶ καὶ στοὺς ἄλλους τομεῖς τῆς πνευματικῆς ζωῆς ἡ συνέχεια εἶναι ἀναμφισβήτητη».

Ἡ θέση, λοιπόν, τοῦ Μόραβτσικ σέ αὐτὸ τὸ ζήτημα τῆς ἐνότητας» εἶναι κατηγορηματικὴ καὶ πολὺ καθαρή. Ἐκφράζει μιὰ ἀντίληψη πού, ἀπὸ τὸ εἰδικὸ πρόβλημα τοῦ ἐνιαίου συστήματος τῶν ἐλληνικῶν σπουδῶν, μετατίθεται σέ πρόβλημα γενικὸ τῆς θεωρίας τῆς ἱστορίας. Μετατίθεται δηλαδή ἀπὸ τὴν ἐνότητα τῆς ἐλληνικῆς γλώσσας στὴν ἐνότητα τοῦ ἐλληνισμοῦ — μιὰ ἐνότητα πού γιὰ τὸν Μόραβτσικ ἔχει τὴν ἐννοια τῆς ἐνότητας τοῦ ἐλληνικοῦ πνεύματος: Ἡ ἱστορία τῆς ἀνθρωπότητος εἶναι ἱστορία τοῦ πνεύματος. Καὶ τοῦ ἐλληνισμοῦ ἡ ἱστορία εἶναι ἔτσι ἡ ἱστορία τοῦ ἐλληνικοῦ πνεύματος.

Ἀκρότατος θετικιστὴς στὴν ἔρευνα καὶ στὴν ἐργασία του ὁ Ἰούλιος Μόραβτσικ μένει ταυτοχρόνα στὴ γενικὴ του ἀντίληψη ὁπαδὸς αὐτοῦ τοῦ ἀκρότατου ἱστορικοῦ ἰδεαλισμοῦ. Μέσα ἀπὸ τὴν ἀντίφαση αὐτὴ προβάλλει καὶ ἡ πνευματικὴ του φυσιογνωμία τελικά, νομίζει ἡ ταπεινότη μου, ὁ δισταγμὸς του, ἡ ἀδυναμία του νά προχωρήσει σέ γενικότερες συνθέσεις. Ὁ φιλολογικὸς θετικισμὸς του κυριόρχησε τελικά, αὐτὸς σφραγίζει τελικά τὸ ἔργο του καὶ αὐτὸς τοῦ δίνει τὴ μεγάλη ἀξία πού ἔχει.

Δέν εἶναι βέβαια ὁ σκοπός μου στήν ὁμιλία αὐτή νά ἐπιμείνω στή γενική θεώρηση τοῦ ἔργου του καί τῶν ἀντιλήψεών του. Θά παρατηρήσω μόνο πῶς οἱ σύγχρονες βυζαντινές καί νεοελληνικές σπουδές ἀκριβῶς μέ τήν πέρα ἀπό τήν ἐνότητα τῆς ἐλληνικῆς γλώσσας ἀνεξαρτοποιήσῃ τους ἀπομακρύνουν τόν κίνδυνο μιᾶς τέτοιας ἐξιδανίκευσης τῆς συνέχειας τοῦ ἐλληνισμοῦ. Ἡ ἀνεξαρτοποίηση αὐτή ἀναφέρεται στό ξεχωριστό, ἄσχετο μέ τήν κλασσική ἀρχαιότητα ἀντικείμενό τους, στήν τοποθέτηση τοῦ δικοῦ τους ἀντικειμένου μέσα δικό του κόσμος καί του δικό του καιρό καί ἀναφέρεται ἐπίσης καί στήν ξεχωριστή, δική τους, ἀνεξάρτητη ἀπό τήν κλασσική φιλολογία μέθοδό τους. Μέ τόν ἴδιο τρόπο, ἕνα βῆμα πῶς πέρα, ἡ γενική τάση πού διέπει τά τελευταῖα χρόνια τίς νεοελληνικές σπουδές εἶναι ἡ ἀνεξαρτοποιήσῃ τους ἀπό τή βυζαντινολογία σέ αὐτόνομους καί αὐτοτελεῖς κλάδους νεοελληνικῆς ἱστορίας καί νεοελληνικῆς φιλολογίας.

Ἡ φυλετική καταγωγή τῶν Νεοελλήνων

Ἀνασκοπώντας τίς ἐργασίες τοῦ Μόραβτσικ πού ἀναφέρονται στό νεοελληνισμό, βρίσκουμε στήν ἀρχή — ἀρχή ἀκόμα τοῦ σταδίου του — στά 1920 — μιᾶ βιβλιοκρισία γιά τό μικρό ἔργο τοῦ Albert Thumb, *Οἱ Νεοέλληνες καί ἡ καταγωγή τους*, 1916.

Ἦταν καί αὐτό ἕνα θέμα πού καί ἄλλες φορές ἀπό τότε ἀπασχόλησε τόν Μόραβτσικ. Ἐγραψε καί ἀργότερα βιβλιοκρισίες γιά κάθε εἶδους σχετικά μέ τό θέμα δημοσιεύματα καί ἔγραφε καί ὁ ἴδιος ἕνα ἀρκετά μεγάλο μελέτημα μέ τόν τίτλο, *Antik görögség — élő görögség* — Ἀρχαῖος ἐλληνισμός-ζωντανός ἐλληνισμός, 1940, πού ἀργότερα, στά 1953, τό δημοσίευσε καί τουρκικά.

Θά θυμίσω ἐδῶ πῶς στά χρόνια ἐκεῖνα τῆς ἀρχῆς τοῦ σταδίου τοῦ Μόραβτσικ τό θέμα αὐτό, τῆς φυλετικῆς καταγωγῆς τῶν Νεοελλήνων, εἶχε πάψει πιά νά ἔχει τήν δξύτητα πού προκάλεσε τόν περασμένο αἰώνα: Ὁ Γερμανός ἱστορικός καί φιλόλογος Ph. Fallmerayer στό ἔργο του, *Geschichte der Halbinsel Morea, während des Mittelalters* — Ἱστορία τῆς χερσονήσου τοῦ Μορέα στή διάρκεια τοῦ μεσαίωνα, 1830—1836, εἶχε διακηρύξει τόν τέλειο ἐκσλαβισμό τῆς ἐλληνικῆς φυλῆς. Ἀπό κεῖ ξεκίνησε μιᾶ δλόκληρη φιλολογία πάνω στό θέμα αὐτό. Ὁ Γερμανός ἱστορικός Karl Hopf καί ὁ Ἕλληνας Κωνσταντῖνος Παπαρηγόπουλος ἦταν οἱ πρῶτοι πού ἀντίκρουσαν καί τά πορίσματα ἀλλά καί τά στοιχεῖα τῆς θεωρίας αὐτῆς. Μπορεῖ ὅμως νά πεῖ κανένας πῶς αὐτή ἔδωσε τήν πῶς μεγάλη ὥθηση γιά τήν ἀνάπτυξη τῶν ἱστορικῶν, φιλολογικῶν, λαογραφικῶν καί γλωσσικῶν νεοελληνικῶν μελετῶν.

Μέ αὐτή τήν ἀνάπτυξη, σήμερα, ἑκατόν πενήντα χρόνια ἀπό τότε πού δημοσιεύτηκε τό ἔργο τοῦ Fallmerayer, δέν μένει τίποτα ἀπό τή θεωρία τοῦ ἐκσλαβισμοῦ καί ἄν κάποιος μένει — μένει μονάχα σάν καθυστερημένα ἐπαρχιωτικό φιλολογικό παράδοξο. Θά μοῦ ἐπιτραπεί νά νομίζω πῶς αὐτό πρέπει νά ὑπογραμμιστεῖ καί στήν Οὐγγαρία.

Ὁ Μόραβτσικ ἀνῆκει σέ κείνους πού βασικά ἀντιτίθενται στή θεωρία αὐτή. Ἡ τοποθέτησή του στό ζήτημα, ὅπως τήν ἐκθέτει στό ἀντίστοιχο κεφάλαιο τῆς

Bevezetés a bizantinológiába, είναι ἡ γενικά παραδεκτὴ σήμερα. Βάση τῆς ἀποψῆς του εἶναι ἡ (παρὰ τὸ μεγάλο πλῆθος τῶν σλαβικῶν τοπωνυμίων, ἀπὸ τῆ Μακεδονία καὶ τὴν Ἑπείρο ὡς τὴν Πελοπόννησο, πλῆθος ποὺ δείχνει τὴν μαζικότητα τῶν σλαβικῶν ἐγκαταστάσεων στὴν Ἑλλάδα) σχεδὸν τέλεια ἀνυπαρξία σλαβικῶν λέξεων στὴ νεοελληνικὴ γλῶσσα — ἀνυπαρξία ποὺ δείχνει τὸν πλήρη ἐξελληνισμό τῶν Σλάβων ποὺ ἐγκαταστάθηκαν στὴν Ἑλλάδα.

Ἡ ἀντίθεση τοῦ Μόραβτσικ στὴ θεωρία τοῦ ἐκσλαβισμού εἶναι πολὺ φυσικὸ γι' αὐτόν νά προέρχεται ἀπὸ τὴ γενικὴ του ἀντίληψη τῆς ἐνότητος τοῦ ἑλληνισμού, τὴν ἀντίληψή του ἐνὸς ἐνιαίου ἑλληνισμού — φυλετικὰ καὶ πνευματικὰ ἐνιαίου. Θὰ ἤθελα ὅμως νά πῶ πὼς γιὰ μᾶς τοὺς Νεοέλληνες σήμερα τόσο ὁ ἀνικανοποίητος ἀπὸ μᾶς ἱστορικός ρωμαντισμὸς τοῦ Fallmerayer, ὅσο καὶ οἱ παράφρονες ἰσχυρισμοὶ τῆς ἰδεολογίας τῶν ἡγετικῶν τάξεων στὴν Ἑλλάδα γιὰ τὴν αἰωνιότητα καὶ τὴν καθαρότητα τῆς ἑλληνικῆς φυλῆς δέν εἶναι παρὰ οἱ δύο ὄψεις τοῦ ἴδιου κίβδηλου νομίσματος τοῦ φυλετισμοῦ. Οἱ πρόγονοί μας τοῦ 1821 μέ τὴν ἑλληνικὴν γλῶσσα καὶ μέ τὴν ἑλληνικὴν συνείδηση — (κρᾶμα φυλετικὸ Ἑλλήνων καὶ πολλῶν ἄλλων λαῶν — ὅπως κρᾶμα φυλετικὸ εἶναι ὅλοι γενικά οἱ λαοί — τῆς Εὐρώπης τουλάχιστο) διακήρυξαν, διεκδίκησαν καὶ μπόρεσαν νά ἐπιβάλουν τὴν ἱστορικὴ ὕπαρξιν τοῦ νεοελληνικοῦ τοῦς ἔθνους, χωρὶς καθόλου νά ἐνδιαφέρονται γιὰ τὴν ἑλληνικὴ φυλετικὴ τους καθαρότητα.

Νεοελληνικά θέματα, ἔργα καὶ κείμενα στὰ Byzantinoturcica

Τὰ Byzantinoturcica εἶναι τὸ ἔργο τοῦ Μόραβτσικ ποὺ τὸν κατατάσσει στοὺς σπουδαίους ἐργάτες τῆς φιλολογικῆς καὶ τῆς ἱστορικῆς ἐπιστήμης. Ἄν ὁ G. Ostrogorsky χαρακτηρίσει τὸ ἔργο αὐτὸ ἰσάξιο τῆς Geschichte der byzantinischen Literatur τοῦ Karl Krumbacher — ἓνα ἔργο ποὺ πέρα ἀπὸ τὸν εἰδικὸν τοῦ σκοποῦ ἐκπληρώνει, μέ τὴν θαυμαστὴν του πληρότητα, τὰ καθήκοντα μιᾶς νέας γραμματολογίας τῆς βυζαντινῆς γραμματείας — καὶ τῆς ἄλλης κριτικῆς ἢ γενικῆς ἀντίληψης δέν εἶναι διαφορετικὴ, δέν εἶναι λιγώτερο ἐπαινετικὴ.

Τὸ περιεχόμενον τοῦ ὅρου "βυζαντινός" — ὁ Μόραβτσικ τὸ ἐπεκτείνει ὡς τὸ τέλος τοῦ 16. αἰ. καὶ ὡς τὸν 17. αἰ. Ἔτσι ἀπὸ τὴν ἀποψη τοῦ ἱστορικοῦ ὕλικου ἔχει περιλάβει στὰ Byzantinoturcica: Τὸ σύνολο τοῦ ὕλικου ποὺ περιέχεται στὰ Acta et diplomata τῶν F. Miklosich — I. Müller, σουλτανικά καὶ πατριαρχικά ἔγγραφα καὶ γράμματα, ἔγγραφα τῶν μονῶν τοῦ Ἀθῶ, καθὼς καὶ τὰ βραχέα χρονικά τοῦ Σπ. Λάμπρου. ἔχει περιλάβει ἐπίσης σάν βυζαντινὰ ἱστορικά ἔργα: Τὸ χρονικὸν τοῦ Μορέως, τὰ δύο κυπριακά χρονικά τοῦ 15. καὶ τῶν ἀρχῶν τοῦ 16. αἰ., καθὼς καὶ τὰ ἔργα, Χρονικὸν περὶ τῶν Τούρκων σουλτάνων καὶ, Βιβλίον ἱστορικόν.

Μέ τὸν ἴδιον τρόπο ἔχει περιλάβει τὰ λογοτεχνικά ἔργα: Προδρομικά ποιήματα, τὸ Βέλθανδρο καὶ Χρυσάντζα, τὸν Πουολόγο, τὴν Ἰλιάδα τοῦ Κ. Ἑρμονιακοῦ, τὸ Ἀκριτικὸ ἔπος, τοὺς Θρήνους — (καὶ μαζί μέ αὐτοὺς καὶ τὸ θρηνο Περὶ τῆς μάχης τῆς Βάρνας — ποὺ τὸν ἔχει ἐκδώσει τὸ 1935, ἀπὸ ἓνα χειρόγραφο, ποὺ παραλλάζει κάπως ἀπὸ τὸ γνωστὸ ὡς τὰ τότε καὶ μεταφρασμένο ἀπὸ τὸν Pecz

κείμενο τοῦ Παρασπόνδουλου Ζωτικού). Ἀλλά καί πιό πέρα ἀπ' αὐτά ἔχει περιλάβει τὰ ἔργα τῶν Ἑμμανουήλ Γεωργιλᾶ, Ἰάκωβου Τριβώλη, Στέφανου Σαχλίκη καί Μανόλη Σκλάβου (— πού τόν γράφει Μανουήλ).

Προχώρησε ἔτσι καί μέ τὰ ἱστορικά στοιχεῖα καί ἔργα καί μέ τὰ λογοτεχνικά κείμενα μισόν, ἕναν, ἐνάμισο καί δύο αἰῶνες ὕστερα ἀπό τήν ἐξαφάνιση τοῦ βυζαντινοῦ κράτους στά 1453.

Μποροῦμε νά θεωρήσουμε τὰ ἔργα αὐτά βυζαντινά, μέ τόν τρόπο πού τὰ θεωρεῖ ὁ Μόραβτσικ, δηλαδή χωρίς καμιά διάκριση χρόνου, γλώσσας, ἐσωτερικῶν γνωρισμάτων;

Δέν ὑπάρχει ἀμφιβολία πώς οἱ ρίζες τοῦ νεοελληνισμοῦ εἰσχωροῦν βαθιά στό Βυζάντιο καί μποροῦμε κάποτε νά ἐπισημάνουμε τήν ὑπαρξή τους καί πρὶν ἀπό τήν ἱστορική του ἐμφάνιση: Ὁ P. Lemerle μᾶς εἶπε πώς ὁ δωδέκατος αἰώνας ἀνήκει πιά λιγότερο στούς αἰῶνες τῶν Κομνηνῶν καί περισσότερο στούς ἐπόμενους, τῶν Παλαιολόγων καί τίς νέες τους συνθήκες. Ἕνα γνώρισμα αὐτῶν τῶν νέων συνθηκῶν εἶναι ἡ ἱστορική τοῦ νεοελληνισμοῦ ἐμφάνιση. Ἀπό τό ἄλλο μέρος δέν ὑπάρχει ἀμφιβολία πώς τό Βυζάντιο καί ὕστερα ἀπό τήν ἐξαφάνιση τοῦ κράτους του ἐξακολουθεῖ νά ὑπάρχει σάν «Byzance après Byzance» καί νά ἐπιβεῖ καί στήν Ἑλλάδα καί στίς βαλκανικές χῶρες καί στή Ρωσία, σάν παράδοση βαθιά ριζωμένη στή ζωὴ τῶν λαῶν τοῦ ὀρθόδοξου χώρου ἢ — ἂν θέλετε — σάν συντήρηση ἢ ἀκόμα καί σάν ἀναστολή. Ἐπιβεῖ ἐπίσης καί στήν Ἑλλάδα ἀλλά καί στίς χῶρες αὐτές σάν λόγια παράδοση. Μά ἐπιβεῖ ἀκόμα σάν πολιτική δύναμη — σάν μεσαιωνική πολιτική ἀνάσχεση — μέσα ἀπό τό κύρος, τὰ προνόμια καί τίς πολιτικές ἐξουσίες τοῦ Πατριαρχείου ἢ τῶν πατριαρχείων στήν τουρκοκρατούμενη Βαλκανική καί στήν Τρίτη Ρώμη τῆς Ἀγίας Ρωσίας. Ἔτσι ἡ περίοδος αὐτή, ἀπό τόν 15. ὡς τόν 17. αἰ., μπορεῖ νά εἶναι — καί εἶναι ἀπό ὀρισμένες ἀπόψεις, ὀρισμένες πλευρές καί βυζαντινὴ: «Ὁ Μεσαίων παρ' ἡμῖν παρατείνεται καί πέραν τοῦ Μεσαίωτος (Νικόλαος Πολίτης). «Κατεβαίνει ὡς τό Εἰκοσιένα» (Karl Brugmann) — καί συντηρεῖται — κυριότατα μέ τή βία — μέχρι σήμερα σέ αὐτούς ἢ ἐκείνους τούς τομεῖς τῆς ζωῆς, θά προσθέσουμε.

Ἀλλά μέ τόν ἴδιο τρόπο, ἡ περίοδος αὐτή δέν εἶναι πιά βυζαντινὴ. Οἱ ἀλλαγές πού ἔχουν γίνει — καί γίνονται — εἶναι σημαντικές: Τό 1204 ἡ βυζαντινὴ κυριαρχία στόν ἑλληνικὸ χῶρο καταλύεται ἀπό τοὺς σταυροφόρους τῆς Δ' σταυροφορίας. Ἀπὸ τό 1261, ὅταν οἱ Παλαιολόγοι ξαναστήνουν κάπως κάποιο βυζαντινὸ κράτος, αὐτό τό βυζαντινὸ κράτος γιὰ τόν ἑλληνικὸ χῶρο περισσότερο δέν ὑπάρχει παρὰ ὑπάρχει. Βενετσιάνικες κτήσεις, ἑλληνικά κράτη, φραγκικά κράτη καί κρατίδια πού δημιουργοῦνται στόν ἑλληνικὸ χῶρο ἀρνοῦνται τήν κυριαρχία του καί οἱ πληθυσμοὶ τους — μέ τήν βυζαντινὴ τους παράδοση καί τίς μεσαιωνικές της ἀναστολές βεβαίωτα — τραβοῦν ὥστόσο ἀπὸ τότε ἕναν δρόμο δικό τους. Ἐδῶ ὁ Κωνσταντῖνος Παπαρηγόπουλος — μέ τήν δική του ἀντίληψη τῆς αἰωνιότητος τοῦ ἑλληνικοῦ ἔθνους ἀλλά μέ τήν εὐθυκρισία ἐνός προικισμένου ἱστορικοῦ — τοποθετεῖ τίς ἀρχές τῆς ἐμφάνισης τοῦ νεοελληνισμοῦ — «Παρέστη εἰς μέσον ὁ νέος ἑλληνισμός» — τοποθετεῖ δηλαδή ἐδῶ τήν ἀρχή τῆς πορείας τοῦ νεοελληνικοῦ ἔθνους πρὸς τήν ἀποκρυστάλλωσή του.

Ἡ νεότερη ιστοριογραφία — ἄσχετα μέ τίς ὅποιες ἄλλες τοποθετήσεις της ἢ τά ὅποια ιδεολογικά της κριτήρια — ἀποδέχεται γενικά τήν ιστορικότητα αὐτῆς τῆς — μιᾶς τομῆς πού σημαδεύει τήν ἀρχή αὐτῆς τῆς πορείας πού βασανιστικά, μέ ἀναστολές, τμηματικά ὀδηγεῖ στήν ἐθνική σύνθεση τοῦ νεοελληνισμοῦ (M. Svoronos).

Ἀπό τό πανεπιστήμιο τῆς Θεσσαλονίκης ἔρχεται τίς τελευταῖες δεκαετίες ἡ ἐπεξεργασία αὐτῆς τῆς ἀντίληψης γιά τήν ιστορική ἐμφάνιση τοῦ νεοελληνισμοῦ γύρω στίς ἀρχές τοῦ 13. αἰ. καί ἡ ἐπισήμανση ἐκείνων τῶν ιστορικῶν στοιχείων καί ἐκδηλώσεων πού διαφοροῖζον τόν νέον αὐτόν κόσμον ἀπό τό Βυζάντιο σέ ἕνα στάδιο νεοελληνικοῦ πρωτοεθνισμοῦ (Ἀπ. Βακαλόπουλος).

Ἡ τουρκική κατάκτηση καί ἡ τουρκοκρατία πού ἀκολουθεῖ εἶναι βέβαιον πώς ἀναστέλλει τοὺς κοινωνικούς ἀνασχηματισμούς καί συνεπῶς καί τήν πορεία πρὸς τήν ἐθνική ἀποκρυστάλλωση σέ ὅλες τίς βαλκανικές χῶρες. Ἔτσι καί στήν Ἑλλάδα ἡ πορεία αὐτή θά εἶναι μιά μακριά καί περίπλοκη διαδικασία ὡς τόν 18. αἰ. Δέ μποροῦμε ὥστόσο νά παραβλέψουμε τό γεγονός πώς μεγάλα καί σημαντικά τμήματα τῆς Ἑλλάδας ἔμειναν ἔξω ἀπό τήν ταφόπετρα τῆς τουρκοκρατίας, ἀναπτύχτηκαν κάτω ἀπὸ ἄλλες συνθῆκες — ἡ Ρόδος ὡς τό 1522, ἡ Κύπρος τό 1571, ἡ Κρήτη ὡς τά 1669. Τά Ἰόνια νησιά δέν γνώρισαν ποτέ τήν τουρκική κυριαρχία. Τό γεγονός αὐτό συνεπάγεται ὑποχρεωτικά μιά ξεχωριστή προβληματική: Καί γιά τά ἄλλα φαινόμενα καί γιά τά ιστορικά ἔργα καί γιά τά λογοτεχνικά κείμενα τῆς περιόδου αὐτῆς, ἀπὸ τόν 12. ὡς τόν 17. αἰ. — μιᾶς περιόδου δηλαδή πού τό Βυζάντιο ἐπιβεῖ δίπλα στήν ἔντονη παρουσία τοῦ νεοελληνισμοῦ — μιά διπλή προβληματική.

Τά προβλήματα αὐτά τῆς ἐμφάνισης καί τῆς πορείας τοῦ νέου ἐλληνικοῦ κόσμου πρὸς τήν ἐθνική του συγκρότηση — σάν προβλήματα ἐπιβίωσης τοῦ Βυζαντίου καί σάν προβλήματα ἀπομάκρυνσης ἀπ'αὐτό — εἶναι βέβαια τά εἰδικά προβλήματα τῆς ιστορίας μιᾶς μικρῆς ἐθνοπολιτικῆς χώρας. Ἀλλά ἡ τοποθέτηση αὐτῆς τῆς ιστορίας τῆς νέας Ἑλλάδας μέσα στά πλαίσια τῆς εὐρωπαϊκῆς ιστορίας μεταφέρει ἀμέσως τά εἰδικά τῆς προβλήματα ἀπὸ τό δικό τους πλαίσιο στό γενικό πλαίσιο τῆς ιστορίας τῶν λαῶν τῆς Εὐρώπης, τῆς πορείας τους πρὸς τήν ἐθνική τους συγκρότηση καί τήν ἀποκρυστάλλωση τῆς ἐθνικῆς τους συνείδησης, τά τοποθετεῖ δηλαδή μέσα στό γενικό θεωρητικό πρόβλημα τί εἶναι Μεσαίωνας καί τί εἶναι Ἀναγέννηση, τί εἶναι δηλαδή αὐτό τό πολυδαίδαλον, μακραίωνον καί συχνά ἀνολοκλήρωτο ἢ καί ἀντιφατικό πέρασμα ἀπὸ τή μεσαιωνική κοινωνική καί πνευματική διάσπαση στοὺς ἀστικούς — ἐθνικούς σχηματισμούς, πού τοὺς προωθεῖ ἡ Ἀναγέννηση καί τοὺς ὀλοκληρώνουν οἱ Νέοι Χρόνοι.

Γιά τόν Μόραβτςικ Ἀναγέννηση εἶναι ἡ καλλιέργεια τῶν κλασσικῶν σπουδῶν καί ὄχι κοινωνική ἀλλαγὴ στήν Εὐρώπη — δέν εἶναι ἡ ἀνοδική — καί ἐπαναστατική — πορεία τῶν ἀστικῶν στοιχείων, πού μέ τίς ἐμπορευματικές σχέσεις καταστρέφουν τήν φεουδαρχία καί πού μέ τή νέα τους σκέψη καί νέα λογοτεχνία τους καταστρέφουν τό θεοκρατικό οἰκοδόμημα τοῦ Μεσαίωνα ἀλλά εἶναι ἡ καλλιεργημένη στό Βυζάντιο ἀπὸ τή λόγια παράδοση καί μεταφερόμενη στήν Ἱταλία στροφὴ πρὸς τήν ἀρχαιότητα. (Ἔτσι καί ἡ ἀντίληψή του γιά τίς «Ἀναγεννήσεις» τοῦ Φωτίου, τοῦ Ψελλοῦ, τῶν

Κομνηνῶν καὶ τῶν Παλαιολόγων εἶναι χωρὶς τὰ εἰσαγωγικά πού ἡ υἱοθέτησή τους ἀρχίζει νά γενικεύεται στή νεώτερη βυζαντινολογία. Μόνον στήν Bevezetēs μπορεί νά σημειώσει κανένας μιά μικρή, πρόχειρη — καὶ μᾶλλον βεβιασμένη — τροποποίηση, μετρίαση αὐτῆς τῆς δογματικῆς ἰδεαλιστικῆς του τοποθέτησης.) Ἀλλά ἔτσι, καὶ γιὰ τὴν ἀντίληψή του τοῦ νεοελληνισμοῦ, μεσαιωνικὴ ἐπιβίωση ἢ Ἀναγεννητικὴ προχώραση δέν ἔχουν νά τοῦ δώσουν κανένα μέτρο ἢ κριτήριο γι' αὐτά ἢ γιὰ κείνα τὰ φανερώματα τῆς περιόδου αὐτῆς, πού τὴ θεωρεῖ ἀναλλοίωτα βυζαντινὴ, μέσα στοῦ σχῆμα ἐνὸς αἰώνιου ἑλληνισμοῦ.

Θά μοῦ ἐπιτραπεῖ νά νομίζω πὼς ἡ μελέτη καὶ ἡ γνώση τῶν προβλημάτων αὐτῶν — τῶν προβλημάτων πού σχετίζονται μέ τὴν ἐπιβίωση καὶ ταυτόχρονα μέ τὴν ἀπάρνηση καὶ τὴν ἐγκατάλειψη τοῦ Βυζαντίου, ἡ παρακολούθηση τῆς νεότερης βιβλιογραφίας καὶ προβληματικῆς, εἶναι τό πρῶτο καθήκον τῶν νεοελληνικῶν ιστορικῶν σπουδῶν στήν Οὐγγαρία.

Κοιτάζοντας, λοιπόν, μέ τὴν ὑποχρεωτικὰ διπλὴ προβληματικὴ τους τὰ ἔργα πού ὁ Μόραβτσικ ἔχει περιλάβει στὰ Byzantinoturcica σάν βυζαντινά, χωρὶς διάκριση τοῦ χρόνου, τῶν νέων συνθηκῶν, τῆς γλώσσας τους, τῆς στιχουργίας τους καὶ τῶν ἐσωτερικῶν τους γνωρισμάτων, θά ἔχουμε νά παρατηρήσουμε:

Τό Χρονικόν τοῦ Μορέως εἶναι ἔργο τοῦ τέλους τοῦ 13. αἰ., τῶν ἀρχῶν τοῦ 14. Εἶναι ἓνα «ποίημα» πού σέ δέκα χιλιάδες — πολὺ κακούς — στίχους ἐξιστορεῖ τὴν κατάκτηση καὶ τὴν κατοχὴ τῆς Πελοποννήσου ἀπὸ τοὺς Γάλλους καὶ φτάνει ὡς τό 1292. Γραμμένο στή ζωντανή γλώσσα τοῦ καιροῦ — πού τὴ χρησιμοποιεῖ κακόγουστα — σέ τονικούς δεκαπεντασύλλαβους, εἶναι γλωσσικὸ μνημεῖο ἀνεκτίμητης ἀξίας καὶ τὴν ἴδια ἀνεκτίμητη ἀξία ἔχει γιὰ τίς ἱστορικές, τίς λαογραφικές, τίς τοπωνυμικές καὶ τίς ἐθνογραφικές εἰδήσεις πού περιέχει. Ἀλλά ἐκτός ἀπὸ τό ἑλληνικὸ ἔχουμε γαλλικὸ, ἰσπανικὸ (ἀραγωνέζικο) καὶ ἰταλικὸ κείμενο τοῦ χρονικοῦ αὐτοῦ. Καὶ πρέπει ἐδῶ νά ποῦμε πὼς ἡ σημερινὴ ἔρευνα ἀποκλείει κατηγορηματικά — καὶ μᾶλλον τελειωτικά — τὴν προέλευση τῶν ἄλλων αὐτῶν κειμένων ἀπὸ τό ἑλληνικὸ κείμενο. Τό ἑλληνικὸ κείμενο δέν εἶναι πρωτότυπο, εἶναι μετάφραση — προφανέστατα τοῦ γαλλικοῦ.

*Ἔτσι πρέπει νά κατατάξουμε τό κείμενο αὐτό, πού ἔρχεται ἀπὸ τὴ Λύση καὶ ἔρχεται ἀπὸ τίς νέες συνθῆκες πού δημιουργοῦνται στὸν ἑλληνικὸ χῶρο μέσα στὰ φανερώματα καὶ τὰ πνευματικὰ προϊόντα ἐνὸς κόσμου πού θέν εἶναι πιά ὁ βυζαντινὸς κόσμος.

Τὰ δύο κυπριακὰ χρονικά, ἔργα τοῦ 15. καὶ τῶν ἀρχῶν τοῦ 16. αἰ., ὅπως σημειώσαμε, εἶναι πραγματικὰ τυπικά δείγματα τοῦ τοπικοῦ χρονικοῦ, χωρὶς εὐρύτερη προοπτικὴ ἢ ἐποπτεία καὶ χωρὶς ἱστοριογραφικὴ ἀξιώσεις. Ἡ λόγια βυζαντινὴ ἱστοριογραφικὴ παράδοση εἶναι κομμένα μέ τό μαχαίρι. Ἀλλά καὶ ὁ κόσμος πού προβάλλει καὶ στοῦ ἓνα καὶ στοῦ ἄλλο μέσα ἀπὸ τὰ γεγονότα πού περιγράφουν, ὁ κόσμος τῆς φεραγκοκρατούμενης Κύπρου, εἶναι ἓνας κόσμος ἑλληνικὸς πού δέν εἶναι πιά ὁ βυζαντινός.

Τό ἴδιο ἰσχύει — καὶ πολὺ περισσότερο — καὶ γιὰ τὰ δύο μεγάλα ἱστορικά ἔργα τοῦ 16. καὶ τοῦ 17. αἰ., πού ἐπίσης τὰ ἔχει περιλάβει στὰ Byzantinoturcica.

Τό ένα είναι τό *Χρονικόν* περί τῶν Τούρκων σουλτάνων. Σήμερα ἔχουμε τήν πλήρη ἔκδοσή τοῦ κειμένου του ἀπό τόν Γεώργιο Ζώρα, πρέπει ὁμως νά σημειώσουμε πώς ὁ Μόραβτςικ εἶναι ἀπό τούς πρώτους πού ἐπισήμαναν τήν ὑπαρξή τοῦ ἀνέκδοτου χειρογράφου. Τό ἔργο αὐτό γραμμένο στή ζωντανή ἐλληνική τοῦ καιροῦ του — μέ ὅλες βέβαια τίς τοτινές δυσκολίες της νά εἶναι πιά ἡ γραφή νεο-ἐλληνική — ἐξιστορεῖ τά γεγονότα ἀπό τό 1373 καί φτάνει ὡς τό 1517. Στίς πηγές τοῦ ἔργου ὁ Μόραβτςικ σημειώνει τούς τελευταίους ἱστορικούς τοῦ Βυζαντίου μά σημειώνει καί τίς δυτικές πηγές γιά τήν ἄλωση τῆς Κωνσταντινουπόλης. Ὁ ἴδιος σημειώνει σάν ἓνα χαρακτηριστικό γνώρισμα τοῦ ἔργου τόν φιλοβενετισμό του — ἓνα γνώρισμα καινούριο: Ἡ Βενετία εἶναι ἡ πνευματική πρωτεύουσα τοῦ νεοελληνισμοῦ στούς αἰῶνες αὐτούς — ἓνα εἶδος γέφυρας ἢ ἀνοιχτοῦ παράθυρου πρὸς τή Δύση τῆς Ἀναγέννησης καί τῶν νέων κοινωνικῶν σχέσεων, τόν ἴδιο καιρό πού τό σουλτανικό πατριαρχεῖο εἶναι ὁ θεματοφύλακας τῆς λόγιας παράδοσης, τοῦ Βυζαντίου, τοῦ βυζαντινισμοῦ.

Δύσκολα, λοιπόν, μποροῦμε νά θεωρήσουμε βυζαντινὸ αὐτό τό ἔργο.

Τό ἄλλο εἶναι τό Βιβλίον ἱστορικόν τοῦ Λωρθέου (ἢ ἴσως Ψευδοδωροθέου) Μονεμβασίας. Ἡ πρώτη ἔκδοσή του εἶναι στά 1631 στή Βενετία (μέ εἴκοσι περίπου κατοπινές ἐκδόσεις καί μέ τεράστια διάδοση, πέρα ἀπ'τὴν Ἑλλάδα, σέ ὅλες τίς βαλκανικές χώρες). Ὁ Μόραβτςικ εἶχε γράψει ἀπό τό 1929 γιά τό ἔργο αὐτό. Ἡ ἔκθεσή του στά *Byzantinoturcica* γιά τίς πηγές καί τούς ἀναβαθμούς τῆς σύνταξής του, δηλαδή τίς νεότερες ἐπεξεργασίες του ὅσο νά φτάσει ὡς τό 1595, θεωρεῖται πάντοτε ἀπό τίς πιό ὑπεύθυνες καί ἔγκυρες.

Καί τό ἔργο αὐτό εἶναι γραμμένο στή ζωντανή γλώσσα, μέ φανερά πιά τήν προσπάθεια νά ἀναχθεῖ ἡ γλώσσα αὐτή σέ γραφτὴ γλώσσα τοῦ νεοελληνικοῦ κόσμου. Εἶναι — φανερά — γραμμένο στή βενετοκρατούμενη περιοχὴ. Οἱ πηγές του ἀνάγονται στούς βυζαντινούς συγγραφεῖς τῆς Ἀλωσης — καί σέ λίγο παλιότερους, ἀλλὰ γιά τή συνταξὴ του χρησιμοποιήθηκε τό *Χρονικόν* τοῦ Μορέως καί χρησιμοποιήθηκαν καί δυτικές πηγές. Μέσα στούς ἀναβαθμούς τῆς σύνταξής του ὡς τὴν τελικὴ του μορφή τῆς ἔκδοσης του τοῦ 1631 οἱ νεώτερες προσθήκες καί ἐπεξεργασίες εἶναι τόσο πολλές πού χαρακτηρίστηκε «Ὁμηρος τῆς νεοελληνικῆς ἱστοριογραφίας» (Γ. Βαλέτας) — φτωχὸς βέβαια, ταπεινὸς καί προζαϊκὸς Ὁμηρος, θά προσθέσουμε. Δέν εἶναι ἔργο «λαϊκό» ἀλλὰ τυπικὸ προϊόν μιᾶς ν ε έ α ς δ ι α ν ό η σ η ς, πού μέ κέντρο τὴν Βενετία, δέν εἶναι πιά ἡ διανόηση τῶν φυγάδων βυζαντινῶν λογίων. Ἡ ἐθνικὴ νεοελληνικὴ συνείδηση πού ἐκφράζει εἶναι ἀρκετὰ προχωρημένη καί ἡ προσπάθειά του — ἀτελής βέβαια — εἶναι νά δώσει μιὰ προοπτικὴ στό τουρκοκρατούμενο ἔθνος — πού δέν τό διαχωρίζει ἀπὸ τό βενετοκρατούμενο τμῆμα του — καί σ'αὐτό βρίσκεται τό προχώρημα τῆς νεοελληνικῆς ἐθνικῆς συνείδησης πού ἐκφράζει. Οἱ βυζαντινές πηγές — γιά τά γεγονότα τοῦ παρελθόντος — μένουν πίσω καί ἡ ἔκθεση τῶν τωρινῶν γεγονότων, τῆς Ἀλωσης, τῆς τουρκοκρατίας, τῆς τραγικῆς μοίρας τοῦ ἔθνους, φτάνει κάποτε, μέσα ἀπὸ τὴν ἀπλοϊκότητα τῆς διήγησης σέ δραματικὸ ὕψος: Δέν εἶναι ἓνας ἀντικειμενικὸς ἱστορικὸς αὐτὸς πού ἐκθέτει τά γεγονότα ἀλλὰ ἓνας ἐνδια-

φερόμενος — και εκφράζει τά κοινά αισθήματα, τίς κοινές ιδέες της νεοελληνικής του κοινότητας.

“Αν υπάρχει ένα βιβλίο που μέ κανένα τρόπο δέ μπορούμε νά τό πούμε βυζαντινό, αυτό είναι τό Βιβλίον ιστορικών.

Μέ τόν ίδιο τρόπο, μαζί μέ τά λογοτεχνικά προϊόντα του άττικισμού της λόγιας παράδοσης τών Βυζαντινών στά Byzantinoturcica περιλαμβάνονται έργα που από τόν 12. αϊ. και ύστερα δέν είναι πιά γραμμένα στην άττικιστική της βυζαντινής λογογραφίας και στιχουργία τους έχουν τήν (άπαράδεκτη από τούς Βυζαντινούς) τονική στιχουργία. Είναι τά έργα που σημειώσαμε. Τά πρώτα άπ'αυτά είναι του 13., του 14. και του 15. αϊ. Χρονικά δηλαδή πέφτουν μέσα στους τελευταίους αιώνες του Βυζαντίου.

“Ο. Κ. Krumbacher τά κατάταξε στη «βυζαντινή λαϊκή λογοτεχνία». Τό ίδιο τελευταία και ό Hans-Georg Beck στό βιβλίο του, Geschichte der byzantinischen Volksliteratur — ‘Ιστορία της βυζαντινής λαϊκής λογοτεχνίας, 1971. ‘Ο Μόραβτσικ ούτε αυτόν τόν χωρισμό κάνει Byzantinoturcica ούτε τόν άποδέχεται στην Bevezetés: Τά θεωρεί έργα της βυζαντινής λογοτεχνίας.

Θά σημειώσουμε ώστόσο πώς τά έργα αυτά άποτελούν τμήμα μιās λογοτεχνίας που από τά μέσα του 12. αϊ. ο ρ γ α ν ι κ ά αναπτύσσεται και που μέ τή νέα εκφραστική της μορφή (ζωντανή γλώσσα, σέ όποια μορφή της αλλά όχι πιά άττικιστική και τονική στιχουργία) απομακρύνεται από τή βυζαντινή λόγια παράδοση, τήν διακόπτει, άπαρνείται τήν άυστηρή της και μέχρι τότες άπαραβίαστη άρχή του άττικισμού της και τραβάει τόν δικό της, ξεχωριστόν, ανεξάρτητο δρόμο. Μαζί μέ αυτό τό (πάντοτε καθοριστικό) μορφικό της γνώρισμα, ή λογοτεχνία αυτή έχει επίσης τό έσωτερικό γνώρισμα μιās λογοτεχνίας ξ ν τ ε χ ν η ς και π ρ ο σ ω π ι κ ή ς, που σάν γ ρ α φ τ ή λογοτεχνία δέ μπορεί νά θεωρηθεί συνέχεια της άνώνυμης λαϊκής — προφορικής ποίησης τών Βυζαντινών. ‘Ο καταπιγμένος λαϊκός κόσμος του Βυζαντίου είναι βέβαιο πώς μέσα σέ αυτήν τή λογοτεχνία πρωτοβρίσκει τώρα τήν έκφρασή του. ‘Αλλά ό κόσμος αυτός δέν είναι ή μοναδική της πηγή. Κύρια πηγή της είναι ή λογοτεχνία που τήν ίδια εποχή δημιουργείται στην Εδρώπη, μέ όργανο τίς έθνικές γλώσσες τών λαών της και όχι πιά τή λατινική. “Ετσι και από τήν άποψη της ούσίας (τά έργα της λογοτεχνίας αυτής) και από τήν άποψη της μεθόδου (ή άντιστοιχία τών έργων της μέ τά ίδια φανερώματα τόν ίδιο καιρό στην Εδρώπη) είμαστε ύποχρεωμένοι νά θεωρήσουμε ούσιώδη χαρακτήρα της λογοτεχνίας αυτής τήν άπάρνηση της βυζαντινής λόγιας παράδοσης, τήν άπόσπασή της από αυτήν και τήν άναζήτηση μιās νέας έκφρασης για λογαριασμό μιās νέας άντίληψης της ελληνικής κοινότητας. Είναι, λοιπόν, μιά νέα λογοτεχνία, ενός νέου κόσμου και ή άδιάσπαστη συνέχειά της, ή οργανική της άνάπτυξη είναι, από τήν άποψη της θεωρίας της ιστορίας της λογοτεχνίας, ή κυριότατη άπόδειξη της άυθιπαρξίας, αὐτοτέλειας και αὐτονομίας της σάν πνευματικής έκφρασης του κόσμου από τόν όποιο προέρχεται: Του νεοελληνικού κόσμου.

Στίς τελευταίες δεκαετίες οι ιστορικοί της λογοτεχνίας κατατάσσουν πιά τά έργα αυτά στη νεοελληνική γραμματεία. “Ετσι (για νά άναφερθώ μονάχα στους

ξένους) οί Bruno Lavagnini, Börje Knös, Mario Vitti. 'Αλλά καὶ ὁ Η.—G. Beck πού τὰ ἔχει περιλάβει στό περίγραμμα τῆς βυζαντινῆς λαϊκῆς λογοτεχνίας ἔχει ἓνα σαφέστατο διαχωρισμό γιά τὰ ἔντεχνα, προσωπικά αὐτά ἔργα ἀπό τὰ μέσα τοῦ 12. αἰ. καί ὕστερα: «Mit dem 12. Jahrhundert setzt eine Literatur in der Volkssprache ein (...), die nicht wie die epischen Lieder aus der Anonymität des Volkes aufsteigt, sondern teils autographisch, teils zeitkritisch und sozialkritisch die eigene Gegenwart zum Gegenstand der Dichtung nimmt: das typische Produkt einer großstädtischen Gesellschaft, die sich zu artikulieren beginnt» — «μέ τόν 12 αἰ. παρουσιάζεται μιὰ λογοτεχνία στή λαϊκή γλώσσα πού ... δέν ἀντλεῖ πιά, ὅπως τὰ ἐπικά τραγούδια, ἀπό τή λαϊκή ἀνω- νυμία ἀλλά, κατά μέρος αὐτοβιογραφική καί κατά μέρος κριτική τοῦ καιροῦ καί τῆς κοινωνίας, βάζει τό παρόν γιά μοναδικό ἀντικείμενο τῆς ποίησης: Εἶναι τό τυπικό προϊόν τῆς κοινωνίας μιᾶς μεγαλοπόλης — μιᾶς κοινωνίας πού ἀρχίζει νά διαφοροποιεῖται ».

Θά ἀναφέρω ἐδῶ πῶς τό πανεπιστήμιο τῆς Θεσσαλονίκης ἐπεξεργάστηκε στίς τελευταῖες δεκαετίες τήν ἀντίληψη τοῦ χαρακτήρα τῆς λογοτεχνίας αὐτῆς. 'Ο καθηγητής 'Εμ. Κριαρᾶς διατύπωσε τόν ὅρισμό της: ὅ σ τ ε ρ ο β υ ζ α ν τ ι ν ῆ — π ρ ω τ ο ν ε ο ε λ λ η ν ι κ ῆ λογοτεχνία. Πιό πέρα προχωρώντας, ὁ καθηγητής Λῖνος Πολίτης θεωρεῖ τή λογοτεχνία αὐτή ἔ θ ν ι κ ῆ ν ε ο ε λ λ η ν ι κ ῆ λ ο γ ο - τ ε χ ν ί α — ἐθνική μέ τήν ἔννοια πῶς τοποθετεῖται μέσα στό πλαίσιο τῶν ιστορικῶν καί κοινωνικῶν συνθηκῶν πού φέρουν σέ φῶς τίς νέες, τίς ἐθνικές (δηλαδή στίς ἐθνικές γλώσσες πιά) λογοτεχνίες τῶν λαῶν τῆς Εὐρώπης.

'Ανάμεσα στίς δύο αὐτές βασικές απόψεις — ὅσα κι ἂν εἶναι τὰ στοιχεῖα τοῦ διαφορισμοῦ τους — θεμελιώνεται σήμερα — ὄχι χωρίς δυσκολίες καί χωρίς ἐλλείψεις καί χωρίς ὑποτροπές — μιὰ νεοελληνική φιλολογία ἀπαλλαγμένη ἀπό τίς δύο βαριές προλήψεις πού ἐμπόδισαν τήν ἀνάπτυξή της: Τήν πρόληψη τῆς ἐλληνικῆς αἰωνιότη- τας ἀπό τή μεριά καί τήν πρόληψη τοῦ λαϊκισμοῦ ἀπό τήν ἄλλη. 'Η πρόληψη τῆς ἐλληνικῆς αἰωνιότητος σημαίνει τήν ἀναζήτηση ἐλληνικῶν ἐπιβιώσεων μέσα στά ἔργα τῆς νεοελληνικῆς λογοτεχνίας, ἀκόμα καί ὅταν εἶναι ὀλοφάνερο πῶς ἡ εἰσαγωγή τῆς ἀρχαιότητος γίνεται ἀπό τή Δύση. 'Η πρόληψη τοῦ λαϊκισμοῦ — ἔξω ἀπό ἄλλα, πού ἰσχύουν καί ἄλλοῦ — σημαίνει τήν ταύτιση νεοελληνικοῦ καί λαϊκοῦ. 'Η νέα φιλολογία πού δημιουργεῖται περιορίζει ὅλο καί περισσότερο, ὅλο καί μεθοδικότερα τήν ἔννοια τοῦ λαϊκοῦ στά προϊόντα τῆς ἀνώνυμης — προφορικῆς λογοτεχνίας, ξεχωρίζοντάς τα ἀπό τὰ ἔντεχνα, προσωπικά βήματα πρὸς τήν ἐθνική σύνθεση — πού δημιουργεῖται ἀργά, βασανιστικά καί σταδιακά (B. Knös), ἀπό τό μερικό στό γενικό, ἀπό τό ἐπαρχιακό στό ἐθνικό (A. Mirambel), μέσα στή διάρκεια ἑξ αἰώνων, ὡς τήν «τελική σύνθεση τοῦ λόγου» (Κ. Δημαρᾶς) μέ τόν Διονύσιο Σολωμό.

'Αλλά καί ἔξω τό πλαίσιο μιᾶς τέτοιας ἀντίληψης τῆς ιστορίας τῆς νεοελληνικῆς λογοτεχνίας, τὰ ἔργα τῶν Ἑμμανουήλ Γεωργιλᾶ, Ἰάκωβου Τριβώλη, Στέφανου Σαχλίκη καί Μανόλη Σκλάβου, πού ἐπίσης περιλαμβάνονται στά Byzantinoturcica εἶναι πολύ δύσκολο νά χαρακτηριστοῦν βυζαντινά. Ἔργα τοῦ τέλους τοῦ 15. καί τῶν ἀρχῶν τοῦ 16. αἰ. προέρχονται ὅλα ἀπό τίς βενετοκρατούμενες περιοχές

καί αποτελοῦν τμήμα μιᾶς ποσοτικά μεγάλης γραμματείας πού — ἀξεχώριστα δεμένη μέ τά ἔργα τῆς πρωτονεοελληνικῆς περιόδου —, τρέφεται ἀπό τά ἔργα τῆς γαλλικῆς καί τῆς ἰταλικῆς πρωτοευρωπαϊκῆς λογοτεχνίας καί ὕστερα τῆς Ἀναγέννησης, στή διάρκεια τοῦ 15., τοῦ 16. καί τοῦ 17. αἰ., ὡς τό 1669 πού οἱ Τοῦρκοι παίρνουν τήν Κρήτη: Τό ἐρωτικό ἱπποτικό μυθιστόρημα, ἡ λογοτεχνία μέ τίς ἱστορίες τῶν ζώων, ὁ Βοκκάκιος καί ἡ μεγάλη μεταβοκκακιακή λογοτεχνία τῶν διασκευῶν του καί τῶν «νοβελίνο», ὁ Πετράρχης καί ἡ πανευρωπαϊκή μεταπετραρχική ποίηση τοῦ σονέττου, οἱ γαλλικές «μοραλιτέ», ἡ ἰταλική κωμωδία καί τό θέατρο τῆς Ἀναγέννησης εἶναι οἱ πηγές τῆς λογοτεχνίας αὐτῆς — ἔμμετρης στό σύνολό της, ἀπό μεταφράσεις καί διασκευές, χωρίς πρωτότυπα ἔργα. Ἡ νεότερη νεοελληνική φιλολογία πού θετικά πιά γνωρίζει τίς συγκεκριμένες, ἄμεσες ἀλλά καί τίς ἔμμεσες δυτικές πηγές τῶν ἔργων αὐτῶν, ὑπογραμμίζει ταυτόχρονα τήν ἐλληνικότητά τους — πού δέν περιορίζεται μονάχα στή γλωσσική τους μοφή. Ἡ ἐλληνικότητά τους αὐτή καί ὅταν θεωρεῖται κατά ἓνα μέρος ἢ μέ κάποιον τρόπο βυζαντινή (κυριότατα: Μ. Κριαρᾶς, Μ. Μανούσας) κρίνεται ὡστόσο οὐσιαστικά νεοελληνική.

Μέσα στό περίγραμμα τῆς λογοτεχνίας αὐτῆς ἀνήκουν καί τά τρία ποιήματα — ἢ ἀκριβέστερα: παραλλαγές ποιημάτων, δημοσιευμένων ἤδη ἀπό τόν D. H. Hesselting — πού ὁ Μόραβτσικ δημοσίευσε στό μελέτημά του, 1930. Ἐπιδιώκοντας μιά σύνθεση τῶν «ἐλληνικῶν» ἀντιλήψεων γιά τόν θάνατο καί τόν Ἄδη, ὁ σοφός δάσκαλος δούλεψε αὐτή τή φορά τό ὕλικό του ὄχι μέ τόν συνηθισμένο του τρόπο τοῦ ἀσθητοῦ θετικισμοῦ. Ταύτισε ἔτσι στό μελέτημά του στοιχεῖα πού ἀπό λαογραφική ἄποψη καί ἀπό φιλολογική ἄποψη ἄλλου ἀποτε, κάπως συμπίπτουν ἀλλά ἄλλου ἰσχυρότατα διαφορίζονται καί μένουν ἄσχετα μεταξύ τους, ὅπως: οἱ ἀντιλήψεις τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων γιά τόν Ἄδη, οἱ ἀντιλήψεις τοῦ βυζαντινοῦ κόσμου, κόσμον βέβαια χριστιανικοῦ, οἱ ἄσχετες — λόγιες μιμήσεις τῶν νεκρικών διαλόγων τοῦ Λουκιανοῦ, οἱ δοξασίες τοῦ νεοελληνικοῦ λαοῦ, ὅπως ἐκφράζονται στήν ἀνώνυμη λαϊκή — προφορική ποίησή του, στοιχεῖα τέλος τοῦ καθολικοῦ κόσμου, πού ἐκφράζονται στήν πλούσια μεταδαντική δυτική λογοτεχνία, ὅπως περνοῦν, αὐτούσια ἢ τροποποιημένα στά νεοελληνικά ἔντεχνα καί προσωπικά ἔργα τῆς περιόδου αὐτῆς. Τά κείμενα πού δημοσιεύει εἶναι τοῦ 16. καί τοῦ 17. αἰ. καί τό τελικό συμπέρασμα καί τό δικό του εἶναι πώς καί τά κείμενα αὐτά πρέπει ἐπίσης νά τοποθετηθοῦν μέσα στό κύμα τῆς δυτικῆς ποίησης πού τοῦς τελευταίους αἰῶνες τοῦ Μεσαίωνα κατακλύζει καί τόν ἐλληνικό χῶρο. Ἀλλά ἀκριβῶς αὐτό τό τελικό του συμπέρασμα δικαιολογεῖ τήν — ἂν θέλετε — ἀσεβῆ μας ἀντίληψη πώς ὁ προσεκτικός φιλόλογος, προδίδοντας τόν θετικισμό του, ἔκανε ἐδῶ ἓνα ἔργο ἀποτυχημένο. Τέτοιο θεωροῦμε τό μελέτημά του αὐτό.

Τά προβλήματα αὐτά εἶναι βέβαια τά εἰδικά προβλήματα τῆς ἱστορίας τῆς λογοτεχνίας μιᾶς μικρῆς ευρωπαϊκῆς χώρας πού παρακολουθεῖ τίς ἀντίστοιχες ευρωπαϊκές προχωρήσεις ἢ τάσεις, μέ καθυστέρηση πενήντα ἢ ἑκατό χρόνων. Συνδέονται ὁμως ἔτσι τά προβλήματα αὐτά μέ τά γενικά προβλήματα τῆς θεωρίας τῆς ευρωπαϊκῆς λογοτεχνίας καί τῆς γέννησής της καί ἔτσι κοιταγμένα ἔχουν τήν γενικότερη σημασία τους. Ἡ πρόοδος τῶν μελετῶν καί στόν τομέα αὐτόν εἶναι σημαντική.

Ἡ παρακολούθηση τῶν προόδων αὐτῶν, ἡ γνώση τῶν νέων πορισμάτων — καί συζητήσεων ἀκόμα — καί στό μέτρο τοῦ δυνατοῦ, ἡ συμμετοχή στήν παραπέρα ἐπεξεργασία τους εἶναι, παράπλευρα μέ τίς ἱστορικές σπουδές, μέσα σέ κείνο πού ἀποκάλεσα κύριο καθήκον τῶν νεοελληνικῶν σπουδῶν στήν Οὐγγαρία — ἡ ἀκριβέστερα: Καί στήν Οὐγγαρία. Θά μπορούσα μάλιστα νά πῶ πῶς οἱ μελέτες αὐτές ἔχουν γιά τήν Οὐγγαρία καί μιά εἰδικότερη σημασία: Ἀναφέρονται στό σημαντικό ζήτημα τῆς ἀπήχησης καί τῆς ἐπίδρασης τῆς Ἀναγέννησης σέ τέτοιες χῶρες πού δέν εἶχαν τίς ἱστορικές — δηλαδή τίς κοινωνικές — συνθήκες καί προϋποθέσεις γιά μιά δική τους, πρωτότυπη, δημιουργική συμμετοχή στήν Ἀναγέννηση.

Συγκεφαλαιώνοντας, λοιπόν, θά πούμε πῶς ἓνα μέρος ἀπό τά μελετήματα τοῦ Μόραβτσικ πάνω σέ νεοελληνικά ἔργα βρίσκεται στά *Byzantinoturcica* μέ τόν γενικό τους χαρακτηρισμό σάν ἔργων βυζαντινῶν. Οἱ μικρές του «γλῶσσες» στήν ὀγκώδη συλλογή του γιά τά ἔργα αὐτά διακρίνονται (ἂν ἐξαίρεσει κανένας τά Προδρομικά ποιήματα καί τό Χρονικόν τοῦ Μορέως) γιά τήν σωστή γνώση καί τήν ἀκριβολογία, πού εἶναι τό γνώρισμα ὅλου τοῦ ἔργου του.

Zur Quellenfrage der Helenaepisode in Goethes Faust — Τό πρόβλημα τῶν πηγῶν τοῦ ἐπεισοδίου τῆς Ἑλένης στό Φάουστ τοῦ Γκαίτε. 1929—30. Ἀνάφερα ἤδη τό Χρονικόν τοῦ Μορέως. Καί ἀνάφερα καί τό, Βιβλίον ἱστορικόν. Ἀπό τό 1904 ὁ John Schmitt, ὁ ἐκδότης τοῦ ἑλληνικοῦ κειμένου τοῦ Χρονικοῦ τοῦ Μορέως, εἶχε διατυπώσει τήν γνώμη πῶς βρῆκε μέσα σ'αὐτό τήν πηγὴν ἐνός ἐπεισοδίου ἀπό τό Φάουστ τοῦ Γκαίτε. Συγκριμένα τῆς συνάντησής τοῦ Φάουστ μέ τήν Ἑλένη.

Στά 1929/30 ὁ Μόραβτσικ δημοσίευσε σημαντικό μελέτημα σχετικά μέ αὐτήν τήν ὑποθετική φιλολογικὴ πηγὴ τοῦ Γκαίτε (— μέ τήν ὁποία καί πολλοὶ ἄλλοι ἀσχολήθηκαν). Ἡ ἐργασία του ἔχει τὴ σφραγίδα τῆς φιλολογικῆς μεθοδικότητας καί τῆς ἀξιοστηρ γνώσης τῶν πηγῶν, πού χαρακτηρίζει ὅλο του τό ἔργο.

Ὅπως προκύπτει ἀπὸ τό περίφημο ἡμερολόγιό του, ὁ Γκαίτε (πού εἶχε ἐνδιαφερθεῖ γιά τὴ μαχόμενη τότε Ἑλλάδα καί εἶχε μεταφράσει μερικά νεοελληνικά λαϊκά τραγούδια) μπορούσε νά ξέρει τό Χρονικόν τοῦ Μορέως ἀπὸ τὴ μετάφραση τοῦ Buchon, καθὼς καί ἀπὸ τίς ἐργασίες τοῦ Karl Hopf γιά τὴ φραγκικὴ κατάκτηση τῆς Ἑλλάδας. Τό Χρονικόν τοῦ Μορέως περιγράφει αὐτὴ τὴν συνάντηση — τὴν συνάντηση δηλαδή τοῦ Γουλιέλμου Β. Βιλλαρδουίνου μέ τὴν Ἄννα, κόρη τοῦ Δεσπότη τῆς Ἡπείρου Μιχαήλ Β' (— καί ἃς προσθέσω ἐγὼ σέ μιά παρένθεση πού ἴσως χρειάζεται — καί τῆς Ἀγίας Θεοδώρας τῆς Ἄρτας, σημαντικῆς προσωπικότητας τοῦ 13. αἰ. πού ἡ δράση της σχετίζεται μέ τίς δικές της ἐνωτικές τάσεις καί τοὺς χωριστικούς προσανατολισμούς τοῦ πολυμήχανου συζύγου της). Ἡ συνάντηση τῶν δύο νέων γίνεται στήν Πελοπόννησο καί ὁ Γκαίτε, πού τοῦ ἄρrese νά ζωγραφίζει, σέ ἓνα σκίτσο πού σώθηκε σχεδίασε αὐτὴ τὴ συνάντηση. Πίσω ἀπὸ τοὺς δύο νέους προβάλλει μιά μεσαιωνικὴ πόλη καί ὁ Μόραβτσικ δέχεται χωρὶς ἀμφιβολία (μαζί μέ τόν Schmitt) πῶς εἶναι ἡ σημερινὴ νεκρόπολη τοῦ Μυστρά, ἐκεῖ ὅπου ὁ μεσαιωνικὸς κόσμος συναντιέται μέ τὴν Ἀναγέννηση: Αὐτό ἀκριβῶς πού ἤθελε καί

ὁ Γκαϊτε νά συμβολίσαι μέ τήν συνάντηση τοῦ ἱππότη Φάουστ μέ τήν Ἑλένη τῆς ἀρχαιότητος.

Ὁ Μόραβτσικ στό μελέτημά του προχωρεῖ ὡς τό Βιβλίον ἱστορικό, πού, ὅπως εἶπαμε, περιλαμβάνει καί τό Χρονικό τοῦ Μορέως. Ἐκεῖ, στό Βιβλίον ἱστορικό, ὑπάρχει ἓνα χωρίο, ὅπου μαζί μέ τήν περιγραφή τῆς συνάντησης ἀναφέρεται: Ἡ Ἄννα «εἶχεν ἀδελφήν εὐμορφοτάτην καί χαριτωμένην ἀπό κεφαλῇ καί ὄλον τό κορμί, ὡς δευτέραν Ἑλένην τοῦ Μενελάου». (Θά προσθέσω πάλι ἐγώ σέ παρένθεση πῶς αὐτή ἡ Ἑλένη, ἡ ἀδελφή τῆς Ἄννας εἶναι ἐπίσης ἱστορικό πρόσωπο. Εἶναι ἡ Ἑλένη, σύζυγος τοῦ Μάνφρεντ Μπαρμπαρόσσα, τοῦ Γουέλφου βασιλιᾶ τῶν δύο Σικελιῶν, τοῦ ἱππότη καί τροβαδούρου μέ τό τραγικό τέλος. Τραγικό τέλος, πού συνδέεται στενά καί μέ τόν περίφημο Σικελικό ἐσπερινό καί τή σφαγή τῶν Γάλλων κατακτητῶν, εἶχε καί ἡ Ἑλένη, μαζί μέ τά παιδιά της).

Ὁ Μόραβτσικ νομίζει πῶς σ'αὐτή τήν παρομοίωση, ὥραία σάν τήν Ἑλένη τοῦ Μενελάου», ἀκόμα καί ἂν ἡ παρομοίωση δέν ἀναφέρεται στήν Ἄννα ἀλλά στήν ἀδελφή της, βρίσκεται τό κλειδί τῆς ὑπόθεσης. Νομίζει δηλαδή πῶς ἂν πρέπει νά ἀναζητηθεῖ μιά φιλολογική πηγή γιά τή συνάντηση τοῦ Φάουστ μέ τήν Ἑλένη, ἡ πηγή αὐτή θά ἦταν περισσότερο τό χωρίο αὐτό ἀπό τό Βιβλίον ἱστορικό παρὰ τό Χρονικό τοῦ Μορέως. Ἀλλά ὁ σοφός φιλόλογος μέ μεγάλη προσοχή ἐπιφυλάσσεται νά ἀποφανθεῖ τελικά ἂν ὁ Γκαϊτε εἶχε πράγματι γνωρίσει ποτέ αὐτή τήν πηγή. Ἀπομένει θαυμαστή μέσα στό μελέτημα αὐτό ἡ ἐκθεση τῶν πηγῶν καί ἡ ἀνυσηξία μέ τήν ὁποία ὁ Μόραβτσικ κινεῖται μέσα στήν ταραγμένη αὐτή περίοδο, μέσα σέ πρόσωπα, συνθήκες καί γεγονότα πού δέν ἀνήκουν στή βυζαντινὴ ἱστορία (καί αὐτός ἦταν ὁ λόγος πού ἔκανα αὐτές τίς προσθήκες μέσα στίς παρενθέσεις).

Inscription grecque sur le triptyque de Grenoble Ἑλληνική ἐπιγραφή στό τρίπτυχο τῆς Γκρενόμπλ, 1935. (Καί οὐγγρικά, 1939).

Μέ τό ἀσκημένο μάτι τοῦ ἱστορικοῦ καί φιλόλογου καί μέ τήν ἀριστερή γνώση του ὅλης τῆς ἑλληνικῆς παλαιογραφίας — ἦταν ὡς τό τέλος τῆς ζωῆς του τό ὥραϊο του πάθος — ὁ Μόραβτσικ ἀποδείχνει στό μελέτημά του αὐτό, πῶς τό τρίπτυχο τῆς Γκρενόμπλ πού ἐξετάζει εἶναι δώρημα Ἑλλήνων ἐπισκόπου στόν ἐξόριστο πιά στή Ραιδεστό Οὐγγρο ἡγέτη Φρειδερίκο Ράκοτς καί ὄχι προγενέστερο, ὅπως πιστευόταν ἀπό παλιότερους μελετητές.

Ἐκεῖνο πού θαυμάζει κανένας στό μικρό αὐτό μελέτημα εἶναι ἡ ἀσφάλεια μέ τήν ὁποία ὁ Μόραβτσικ κινεῖται μέσα στό λαβύρινθο τῆς μεταβυζαντινῆς ζωγραφικῆς, τίς ἀλλαγές πού γίνονται στήν ἀπεικόνιση προσώπων καί σκηνῶν — μέσα δηλαδή σέ ἓνα χωρίο πού δέν τοῦ ἦταν γνώριμος. Ἡ χρυσή του ἀγκυρά ἦταν καί δῶ ὁ φιλολογικός του θετικισμός.

Θά μπορούσα ἐδῶ νά σημειώσω ἄσχετα μέ τό μελέτημα αὐτό πῶς ἡ Οὐγγαρία μέ τούς ὀρθόδοξους — σέρβικούς καί ἑλληνικούς ναούς της ἀπό τίς ἀρχές τοῦ 18 αἰ. εἶναι καί αὐτή ἓνας χώρος τῆς μεταβυζαντινῆς αὐτῆς τέχνης. Οἱ ναοί ἀπό τήν ἀποψη τῆς ἀρχιτεκτονικῆς δέν παρουσιάζουν ἐνδιαφέρον. Ἀλλά ἡ ἐπισήμανση καί ἡ καταγραφή τῶν ζωγραφικῶν τους μνημείων — τοιχογραφιῶν καί εἰκόνων — ἀπό τό Pécs — Πίιτς καί Székesfehérvár — Σίκεσφεχίρβάρ καί τό Ráckeve — Ράτσκέβε

καί ἀπό τό Szentendre — Σέντ Ήντρε ὡς τό Miskolc — Μίσκολτς εἶναι μέσα σέ κείνα τά καθήκοντα τῶν νεοελληνικῶν σπουδῶν στήν Οὐγγαρία, πού θά ἤθελα νά τά ὀνομάσω τοπικά τους καθήκοντα.

Szibériai útleírás görög nyelven Ὁ δοιοπορικὸ τῆς Σιβηρίας σέ ἐλληνικὴ γλώσσα, 1954. Ὁ Μόραβτσικ μελετᾷ ἐδῶ ἓνα ἐλληνικὸ χειρόγραφο τοῦ τέλους τοῦ 17. αἰ. ἀπὸ τόν cod. Parisinus suppl gr. 672 τῆς παρισυνῆς ἐθνικῆς βιβλιοθήκης. Καθορίζει μέ μεγάλη ἀκρίβεια τόν χρόνο τῆς προέλευσης τοῦ κειμένου καί, μέ τή βοήθεια καί τῆς ρουμανικῆς βιβλιογραφίας πού ὑπῆρχε, μέ πολλή πειστικότητα τό ἀποδίνει στὸν κύκλο τῶν λογίων (N. Σπαθάρης — Χρ. Νοταρᾶς) ἀπὸ τοὺς ὁποίους ἔχουμε καί ἄλλα ἔργα γιὰ τὴ Ρωσία — καί ὡς τὴν Κίνα.

Τό μελῆμα αὐτὸ μετάφρασα στὰ ἐλληνικά καί ἔχει δημοσιευτεῖ στὸν τόμο, Ὁ ἐλληνισμός εἰς τὸ ἐξωτερικόν, Über Beziehungen des Griechentums zum Ausland in der neueren Zeit, τῆς Γερμανικῆς Ἀκαδημίας Ἐπιστημῶν τοῦ Βερολίνου, 1968. Ὁ Μόραβτσικ θεώρησε τὴ μετάφρασή μου καί ἔκανε καί μερικές προσθῆκες στὴ βιβλιογραφία.

Ἀναφέρω ἐδῶ καί τὸ παρισινὸ χειρόγραφο καί τὴ δική μου μετάφραση γιατί στὸ μελῆμα τοῦ Μόραβτσικ δέν περιέχονται παρὰ ἀποσπάσματα μόνο ἀπὸ τὸ ἐνδιαφέρον αὐτὸ κείμενο, πού δέν θά ἦταν ἄχρηστη ἡ πλήρης ἐκδοσὴ του.

Magyar—görög Tanulmányok Οὐγγροελληνικαὶ μελέται

Τελειώνοντας τὴν ἐκθεση τῶν μελετημάτων τοῦ Μόραβτσικ πού ἀναφέρονται στὸ νεοελληνισμό καί ὑπάγονται στίς νεοελληνικὲς σπουδές, προσθέτω τὴ σειρὰ Magyar görög Tanulmányok — Οὐγγροελληνικαὶ μελέται. Διευθυνόμεναι ὑπὸ Ἰουλίου Moravesik — εἶναι ὁ τίτλος τῆς.

Στὴ σειρὰ αὐτὴ ἔχουν δημοσιευτεῖ ἀρκετὰ ἔργα πού ἀναφέρονται στὸ νεοελληνισμό. Ἀνάμεσα σ'αὐτὰ μερικά σημαντικά, ὅπως τὸ ἔργο τοῦ Gáldi László — Λαδισλάου Γκάλντι: Les mots d'origine néogrecque en roumain à l'époque des Phanariotes — Οἱ ἐλληνικῆς προέλευσης λέξεις τῆς ρουμανικῆς γλώσσας κατὰ τὴν ἐποχὴ τῶν Φαναριωτῶν, 1939.

Μέσα στὰ ἔργα τῆς σειρᾶς αὐτῆς περιλαμβάνονται καί μερικά μελετήματα πού ἀναφέρονται στὸν ἐλληνικὲς παροικίες τῆς Οὐγγαρίας. Ὁ Μόραβτσικ ἔγραψε τὸν πρόλογο στὸν κατάλογο τῶν ἐλληνικῶν χειρογράφων τῆς βιβλιοθήκης τοῦ Γεωργίου Ζαβίρα πού κατάρτισε ὁ Ἀνδρέας Γραφ Ἐγραψε ἐπίσης τὸν πρόλογο στὸ καλὸ βιβλίο τῆς Mária Kubinyi — Μαρίας Κούμπιννι: Libri manuscripti graeci in bibliothecis Budapestiensibus asservati — Ἑλληνικά χειρόγραφα στίς βιβλιοθῆκες τῆς Βουδαπέστης, 1956 (πού ἔχει ἐκδοθεῖ ἔξω ἀπὸ τὴν σειρὰ τῶν Οὐγγροελληνικῶν Μελετῶν). Στὸν πρόλογο αὐτὸν δημοσίευσε καί μιὰ βιβλιογραφία γιὰ τοὺς καταλόγους ἐλληνικῶν χειρογράφων τῶν βιβλιοθηκῶν τῆς Οὐγγαρίας πού ὑπῆρχαν ὡς τότε. Οἱ κατάλογοι αὐτοὶ δέν εἶναι πολλοὶ καί δέν εἶναι πλήρεις. Προσθῆκες καί συμπληρώσεις ἔγιναν μερικές ἀπὸ τότε. Μποροῦμε ὅμως νά ποῦμε ἐδῶ πὼς ἓνας πλήρης, ὀριστικός καί ὑπεύθυνος κατάλογος τῶν νεοελληνικῶν χει-

ρογράφων ή τῶν χειρογράφων πού ἔχουν καί νεοελληνικό ἐνδιαφέρον ἀπό ὅλες τίς βιβλιοθήκες τῆς Οὐγγαρίας εἶναι μέσα στά καθήκοντα τῶν νεοελληνικῶν σπουδῶν πού τά ὀνόμασα τοπικά τους καθήκοντα στήν Οὐγγαρία.

Ὁ Μόραβτσικ ἔγραψε ἐπίσης τούς προλόγους σέ μερικά ἀπό τά ἔργα τῆς σειρᾶς τῶν Οὐγγροελληνικῶν Μελετῶν πού ἀναφέρονται στίς ἑλληνικές παροικίες τῆς Οὐγγαρίας. Σέ ἓναν ἀπό αὐτούς γράφει: «Εἶναι καταφανές ὅτι τήν βάσιν τῆς συστηματικῆς καί μεθοδικῆς ἐρεῦνης ἀποτελεῖ ἡ ἐκμετάλλευσις ὅλου τοῦ ὕλικου καί ὅλων τῶν πηγῶν καί ὅτι πρὶν ἐπιχειρήσῃ κανεὶς νά σκιαγραφήσῃ τὴν συνθετικὴν εἰκόνα τῆς ζωῆς τοῦ ἑλληνισμοῦ εἰς τὴν Οὐγγαρίαν, πρέπει νά διαφωτισθῇ ἡ ἱστορία κάθε μιᾶς ἑλληνικῆς κοινότητος». Ἀπὸ τὸ 1939, πού γράφηκαν αὐτά ἔχει σημειωθεῖ κάποια πρόοδος στίς μελέτες. Δυστυχῶς ὁμως καί σήμερα ἡ ἔρευνα εἶναι ἀνάγκη νά ἀρχίσει ἀπὸ τὸ μηδέν — ἀπὸ κεῖ πού, σοφά, ὑπέδειχνε ὁ Μόραβτσικ: Τὸ ὕλικὸ τῶν πηγῶν βρίσκεται σκορπισμένο σέ πολλὰ καί διάφορα χέρια — ἀρμόδιων καί ἀναρμόδιων — καί ἡ συστηματικὴ ἔρευνα δέ μπορεῖ νά ἀρχίσει παρὰ μέ τὴν ἐπισήμανση καί τὴν καταγραφή τοῦ ὕλικου αὐτοῦ. Καί αὐτό θά ἦταν ἴσως τὸ πρῶτο ἀπὸ τά τοπικά καθήκοντα τῶν νεοελληνικῶν σπουδῶν στήν Οὐγγαρία — ἓνα καθήκον πού ἡ ἐκπλήρωσή του ἔχει εὐρύτερη σημασία.

Ἀνακεφαλαιώνοντας θά ἔχουμε νά ποῦμε πὼς μέσα στό ἔργο τοῦ Ἰουλίου Μόραβτσικ, ἓνα ἔργο πού εἶναι καί ποσοτικά τεράστιο (τετρακόσια βιβλία, μελετήματα, ἄρθρα καί μικρότερα δημοσιεύματα) ἓνα μικρότερο μέρος εἶναι ἀφιερωμένο σέ θέματα, ἔργα καί κείμενα πού ὑπάγονται στὸν κύκλο τῶν νεοελληνικῶν σπουδῶν. Τά νεοελληνικά του αὐτά μελετήματα δέν εἶναι ἓνας ὁδηγὸς γιὰ τὴν παραπέρα καλλιέργεια καί ἀνάπτυξη τῶν νεοελληνικῶν σπουδῶν. Εἶναι σκόρπιες συμβολές του σέ διάφορα θέματα. Δέ μποροῦν ὁμως νά ἀγνοηθοῦν στήν καταγραφή καί ἀξιολόγηση τοῦ ἔργου τοῦ σπουδαίου αὐτοῦ φιλόλογου καί ἱστορικοῦ — ἔργου πού ἐπεκτάθηκε σέ ὅλες τίς περιόδους τοῦ ἑλληνισμοῦ, ἀπὸ τὴν ἀρχαιότητα ὡς τὸ νεοελληνισμό, μέ σοφία καί γνώση, μέ παραδειγματικὴ ἐργατικότητα καί μέ τὴν ἀνιδιοτέλεια ἐνός πραγματικοῦ ἱππότη τῶν ἀνθρωπιστικῶν σπουδῶν.

Βουδαπέστη.

G. KOMORÓCZY

AKKADIAN EPIC POETRY AND ITS SUMERIAN SOURCES

Although* the relationship of Akkadian epic poetry to Sumerian epics appears, at the first glance, eventually to be a matter of detail, in fact it is one of the key problems of the history of Akkadian literature. In Ancient Mesopotamia epic poetry has a continuity of about 2500 years.¹ Besides the rather quick historical development the organic growth of literature, and within it that of the epic tradition, can be followed on account of written monuments through about twenty-five centuries. This fact has an immense — for the time being unexploited — importance for the general-comparative investigation of epic poetry. However, at this time I am going to discuss the development of Mesopotamian epic poetry in the framework of the narrower theme mentioned in the title.² This will, perhaps, give more opportunity to get to the bottom of the problem.

It is a generally known fact that the Sumerian language as from about the beginning of the 2nd millennium B. C. was pushed considerably into the background at least in living communication.³ On the other hand, it continued to be the language of culture in such a degree that it is really justified to speak

* Slightly revised text of a lecture at a conference on the comparative study of the early Greek epics, Budapest, 26th April, 1972.

¹ In my opinion the epic entitled «Gilgameš and Agga» can be dated to the end of the first half of the 3rd millennium B. C. The latest dated copy of the Akkadian Epic of Gilgameš (fragment of tablet X) was written in the Parthian period in the year 100 + x of the Seleucid era, that is after 211 B.C.; new edition of the fragment: CT 46, No. 30; to the colophon containing the dating see J. OELSNER: ZA 56 NF 22 (1964) 262 foll.; H. HUNGER: Babylonische und assyrische Kolophone (Kevelaer—Neukirchen-Vluyn 1968) No. 148.

² But cf. G. KOMORÓCZY: Az epikus költészet korszakai Mezopotámiában (Periods of Epic Poetry in Mesopotamia). Ethnographia 84 (1973) 1—28, 274—300.

³ Recently F. R. KRAUS expressed a very sceptic opinion regarding the chances of the distinguishing of the Sumerian and Akkadian ethnic groups, see: Sumerer und Akkader, ein Problem der altnesopotamischen Geschichte (Amsterdam—London 1970). The investigation of the history of Sumerian usage, which would not be identical with the history of Sumerian, for the time being is a great desideratum of research. Cf. now J. S. COOPER: Sumerian and Akkadian in Sumer and Akkad. Or 42 (1973) 240—246.

about bilingualism,⁴ although — in my opinion — it was not so much a bilingualism of every day life, but that of the use of language in written records in the field of culture and religion, sciences and law, *i.e.* in the literacy. As a matter of fact this late Sumerian should not be compared to the Latin of the Middle Ages, as it is customary, but to that of modern times. In the Sumerian literary tradition A. Falkenstein could draw a sharp demarcation line between the literature preceding the late Old Babylonian period and the following one.⁵ In epic poetry there is no significant bilingualism, unlike the other — poetic or scientific — fields of literacy.⁶ It is true that beside the Sumerian texts of certain epical works, on some late tablets, Akkadian translations too appear here and there. (Such are for example the *Lugal-e u₄ melambi nirgal*, the Epic of Lugal-banda, the «Enlil and Šud», etc.). These translations, however, remind rather of late commentaries, *i.e.* rather of a characteristically philological genre than of living poetry. Thus we have no reason to include also epic poetry into the bilingualism of Babylonian culture. On the other hand, in the beginning of the 2nd millenium B. C. in the literacy we find epic poetry both in Sumerian and Akkadian. In many cases the epic poems of these two languages elaborate identical themes. Later on, however, Sumerian epic poetry, even if it does not sink, it is pushed out from literary life and living literature. Thus in epic poetry no bilingualism developed but the language was changed. Even this alone shows that the theme set in the title, *viz.* the relationship of Akkadian epic poetry to Sumerian epics, really occupies a special place in the history of Mesopotamian literature.

However strange it appears to be, the relationship of the whole of Akkadian epic poetry to the Sumerian tradition has not been discussed by anybody with the claim of principle and on the basis of the whole material so far. Naturally, for a long time the source material itself was insufficient even for the raising of the theme. Therefore the early histories of literature, *viz.* those by A. H. Sayce (1878), C. Bezold (1886), B. Teloni (1903), O. Weber (1907), Ch. F. Jean (1924), B. Meissner (1928) could at the very best state the «translation» of certain (non epical) works. In the contact between Sumerian and Akkadian literatures B. Meissner regarded the period of translation to be the first and brought the more free recasting into connection with the sinking into oblivion of the Sumerian language.⁷ However, the critical analysis

⁴ Cf. R. LABAT: Le bilinguisme en Mésopotamie ancienne. Groupe Linguistique d'Études Chamito-Sémitiques 8 (1957) 5–7; W. VON SODEN: Zweisprachigkeit in der geistigen Kultur Babylonien (Wien 1960); A. L. OPPENHEIM: Ancient Mesopotamia. Portrait of a Dead Civilization. Chicago—London 1964. 249.

⁵ Cf. A. FALKENSTEIN: Zur Chronologie der sumerischen Literatur. In: CRRA 2 (Paris 1951) 12–27; and: Zur Chronologie der sumerischen Literatur. Die nachaltbabylonische Stufe. MDOG 85 (1963) 1–13.

⁶ The best survey of these: W. VON SODEN: Leistung und Grenze sumerischer und babylonischer Wissenschaft. Die Welt als Geschichte 2 (1936) 411–464, 509–557; in reprint also separately: Darmstadt 1964.

⁷ B. MEISSNER: Die babylonisch-assyrische Literatur. Potsdam 1928. 43.

of the works preserved slowly, even if in connection with a few compositions, paved the path towards a more correct view. The new view appeared first in connection with the Epic of Gilgameš. The personal names of the Akkadian text rendered the assumption of a Sumerian source possible already after the turn of the century. This became a sure thing, when A. Poebel published the Sumerian deluge story in 1914.⁸ (As a matter of fact, Sumerian Gilgameš stories were published by H. Radau already in 1909⁹ and by H. Zimmern in 1913,¹⁰ but these remained un-recognized still for a time. However, the Epic of Deluge raised a keen interest at once.) The turning point was brought by the 30-es of our century. The recovery of Sumerian literature was started at that time and since the Second World War it has received a new impetus. Finally, the correct trend in the study of the Sumerian sources of the Epic of Gilgameš¹¹ was pointed out by a fundamental article of S. N. Kramer in 1944.¹² After the Second World War in connection with certain compositions the relationship of the Akkadian epic concerned and the Sumerian tradition was always discussed, within the range of the possibilities given by the sources. Naturally, the literature of the Epic of Gilgameš continued to be the richest even now. Since the article of S. N. Kramer mentioned above, most of the new results in this field were brought by the important study of L. Matouš.¹³ The comparison of the Sumerian and Akkadian compositions can be found also in the more recent studies in the history of literature,¹⁴ however, nobody has

⁸ A. POEBEL: *Historical and Grammatical Texts* (= PBS 5, Philadelphia 1914) No. 1; its first treatment A. POEBEL: *Historical Texts* (= PBS 4, I., Philadelphia 1914) 7–70.

⁹ H. RADAU, in: HAV No. 11–12.

¹⁰ H. ZIMMERN: *Sumerische Kultlieder*, II. (= VS 10, Leipzig 1913) No. 196. — The bibliography of the text editions of the Epic of Gilgameš and secondary literature on the same see L. DE MEYER, in: CRRA 7 (= P. GARELLI: *Gilgameš et sa légende*. Paris 1960) 7 foll. To this important complements are published by L. MATOUŠ: *BiOr* 21 (1964) 3–10; see also R. BORGER's fundamental bibliography: *Handbuch der Keilschriftliteratur*, I. Berlin 1967.

¹¹ M. WITZEL: *Sumerische Rezension der Himmelsstier-Episode aus dem Gilgamešepos*. OLZ 34 (1931) 402–409; ST. LANGDON: *The Sumerian Epic of Gilgameš*. JRAS 1932, 911–948; M. WITZEL: *Noch einmal die sumerische Himmelsstier-Episode*. In: *Keilschriftliche Miscellanea* (= AnOr 6, Roma 1933) 45–68; C. J. GADD: *Epic of Gilgameš*, Tablet XII. RA 30 (1933) 127–143; T. FISH: *A Rylands Cuneiform Tablet Concerning the Conquest of Kish under Agga*, by Gilgameš. BJRL 19 (1935) 362–372; M. WITZEL: *Gilgameš erobert Kisch und bereitet dessen Dynastie (unter Agga) ein Ende*. Or 5 (1936) 331–346; S. N. KRAMER: *Gilgameš and the Ħuluppu-Tree* (= AS 10, Chicago 1938).

¹² S. N. KRAMER: *The Epic of Gilgameš and its Sumerian Sources*. JAOS 64 (1944) 7–23, 83. This article inspired also others to consider the problem, see for example F. M. TH. DE LIAGRE BÖHL: *Het Gilgamešepos bij de oude Sumeriers. Kernmomenten der antieke beschaving en haar moderne beleving* (= *Mededelingen en Verhandelingen Ex Oriente Lux* 7, Leiden 1947) 145–177; H. RANKE: *Zur Vorgeschichte des Gilgamešepos*. ZA 49 NF 15 (1949) 45–49.

¹³ L. MATOUŠ: *Les rapports entre la version sumérienne et la version akkadienne de l'époque de Gilgameš*. In: CRRA 7 (Paris 1960) 83–94; and also earlier, see L. MATOUŠ: *Die Entstehung des Gilgameš-Epos*. Das Altertum 4 (1958) 195–208.

¹⁴ H. A. BRONGERS: *De literatuur der Babyloniërs en Assyriërs*. Den Haag 1953; G. RINALDI: *Storia delle letterature dell'antica Mesopotamia*. Milano 1957; S. FIERO:

attempted so far to draw up general rules in the relationship of Sumerian and Akkadian epic poetry, on the basis of the whole material available for us.

The problem has just become ripe for discussion, and the prospects of the undertaking are now perhaps more favourable than ever before. The qualitative change that has taken place in the study of Sumerian literature during the last two decades has increased considerably the source material, but a notable progress has been achieved also in the field of Akkadian literature. In recent times several attempts have been made towards a comprehensive review of Mesopotamian epic poetry. In the spring of 1969 at the Rome international conference on epic poetry¹⁵ Sumerian epic poetry was discussed by S. N. Kramer¹⁶ and the Akkadian epic poetry was outlined by J. Nougayrol.¹⁷ S. N. Kramer, who has unparalleled merits in the publication of the Sumerian literary tablets and in the reconstruction of the compositions, at this time concentrated his attention mainly on the exhaustive review of the material and the characterization of its poetics. In the centre of the paper of J. Nougayrol stood the Akkadian Epic of Gilgameš. He examined the rise of this epic and its relationship to its sources from several new points of view. In May of 1970 I also attempted to discuss in a paper the development of Mesopotamian epic poetry. At that time I did not yet know the material of the Rome conference, but thereafter I was happy to learn that for the time being I have no reason to change my opinion. This paper, the text of which appeared (in Hungarian) 1973¹⁸ renders it unnecessary for me to discuss every epical subject also here. The problem discussed here could be touched by me only briefly at that time.

Even a glance at the source material available for us raises at once several questions to which we must find the proper answers. If a certain Sumerian epic and a certain Akkadian epic show affinity in their topics, are then the compositions themselves known by us in relationship to each other? Or is their relationship of much more general character than this and means only the identity of the tradition, the mythological source material? Does the affinity of the topics mean that the Akkadian epic followed the Sumerian epic as a model. Or did both, independently from each other, exploit the common mythology, the common traditions? If, eventually, we can think of a literary

Voices from the Clay. The Development of Assyro-Babylonian Literature. Norman, Oklahoma 1965; to the more detailed data see L. L. ORLIN: Ancient Near Eastern Literature. A Bibliography of One Thousand Items on the Cuneiform Literatures of the Ancient World. Ann Arbor, Mich. 1969; see also A. L. OPPENHEIM: Ancient Mesopotamia. Portrait of a Dead Civilization. Chicago—London 1964. 250 foll.

¹⁵ La poesia epica e la sua formazione (=Accademia Nazionale dei Lincei, Anno 367 [1970], Quaderno No. 139, Roma 1970).

¹⁶ S. N. KRAMER: Sumerian Epic Literature. In: La poesia epica e la sua formazione. Rome 1970. 825—838. — On the Sumerian epics see now H. LIMET: Les chants épiques sumériens. RBPH 50 (1972) 3—24.

¹⁷ J. NOUGAYROL: L'épopée babylonienne. In: La poesia epica e la sua formazione. Rome 1970. 839—858.

¹⁸ See note 2.

model, then how can the relationship of the two texts be explained? Is it inspiration? Or is it a translation? Or a free adaptation? Had the changing over from Sumerian to Akkadian in epic poetry a significance beyond itself? By what social sphere was epic poetry maintained?

However, let us review first of all the material available for us, *i.e.* those epical works in the case of which the Sumerian and Akkadian texts are obviously related to each other in some way.

The reconstruction of the Old Babylonian Atrahasis epic¹⁹ is the most important event of late years in the study of Akkadian literature. The three tablets of the epic deal with the divine society preceding the creation of man, with the creation of man, and the punishments of revolting humanity given by the gods. The sources of the epic have been discussed very little so far, and in general scholars satisfied themselves with making references to the Sumerian Epic of Zi'usudra,²⁰ the deluge story.²¹ The interpretation of the first line of the text raised a sharp debate,²² but apart from this almost everybody concentrated his attention on the myth of the creation of man.²³ Only W. G. Lambert referred on one occasion to the possibility that the first part of the

¹⁹ W. G. LAMBERT—A. R. MILLARD: *Atra-hasis. The Babylonian Story of the Flood*. Oxford 1969; of the earlier literature is important even today J. LAESSØE: *The Atrahasis-Epic: a Babylonian History of Mankind*. BiOr 13 (1956) 90–102; L. MATOUŠ: *Zur neuern epischen Literatur im alten Mesopotamien*. ArchOr 35 (1967) 1–25, esp. 1–16; the new cuneiform texts see: CT 46, No. 1–15.

²⁰ See note 8; in a new treatment M. CIVIL: *The Sumerian Flood Story*. In: W. G. LAMBERT—A. R. MILLARD: *Atra-hasis*. Oxford 1969. 138–145, 167–172. — For a comparative analysis of the *sujet* see now R. E. SIMOONS—VERMEER: *The Mesopotamian Floodstories: A Comparison and Interpretation*. Numen 21 (1974) 17–34.

²¹ Cf. G. PETTINATO: *Die Bestrafung des Menschengeschlechts durch die Sintflut*. Or 37 (1968) 165–200; *idem*: *La tradizione del diluvio universale nella letteratura cuneiforme*. Bibbia e Oriente 11 (1969) 159–173.

²² See already R. BORGER: *Zu «Ea und Atrahasis»*. AfO 17 (1954–56) 293; J. LAESSØE: BiOr 13 (1956) 98b; A. L. OPPENHEIM: *Ancient Mesopotamia*. Chicago—London 1964. 266; L. MATOUŠ: ArchOr 35 (1967) 5 foll.; as well as, in connection with the new edition, W. VON SODEN: «Als die Götter (auch noch) Menschen waren». Or 38 (1969) 415–432; W. G. LAMBERT: *New Evidence for the First Line of Atra-hasis*. Or 38 (1969) 533–538; B. HRUŠKA: BiOr 27 (1970) 28a; H. CAZELLES: RA 64 (1970) 176; G. PETTINATO: OrAnt 9 (1970) 76; L. MATOUŠ: ArchOr 38 (1970) 75; J. ARO: ZA 61 (1961) 176; R. LABAT: in: *Les religions du Proche-Orient asiatique. Textes babyloniens, ougaritiques, hittites* (= *Le trésor spirituel de l'humanité*, Paris 1970) 26; W. VON SODEN: *Grundsätzliches zur Interpretation des babylonischen Atramhasis-Mythus*. Or 40 (1970) 311–314; W. G. LAMBERT: *Critical Notes on Recent Publications*. Or 40 (1971) 90–98, esp. 95 ff.; W. VON SODEN: *Zu W. G. Lambert, «Further Comments . . .»* Or 40 (1971) 99–101.

²³ Besides the literature quoted so far see also L. MATOUŠ: *Die Urgeschichte der Menschheit im Atrahasis-Epos und in der Genesis*. ArchOr 37 (1969) 1–7; W. L. MORAN: *The Creation of Man in Atrahasis I* 192–249. BASOR 200 (1970) 48–56; W. VON SODEN: *Einige Fragen zur Deutung des altbabylonischen Atramhasis-Mythus*. In: *Actes de la 17. Rencontre Assyriologique Internationale (Ham-sur-Heure 1970)* 142–146; W. L. MORAN: *Atrahasis: The Babylonian Story of the Flood*. Biblica 52 (1971) 51–61. — From the recent literature on the Epic see A. D. KILMER: *The Mesopotamian Concept of Overpopulation and Its Solution as Reflected in the Mythology*. Or 41 (1972) 160–177; S. A. PICCHIONI: *Principi di etica sociale nel poema di Atrahasis*. OrAnt 13 (1974) 81–111.

epic can have also other Sumerian antecedents,²⁴ viz. the epic entitled «Enki and Nihmah»,²⁵ but in the extensive preface of the critical edition he did not return to this idea. However, from the viewpoint of the subject discussed here this observation has a salient importance. The divine society preceding the creation of humanity is shown by the Atrahasis epic with the use of a mythological material which was the subject of the Sumerian «Enki and Ninmah». However, the Atrahasis epic is much sharper in the presentation of the conflict of social character.²⁶ The subjects of the «Enki and Ninmah» and the Atrahasis epic agree in such a degree that we must definitely presume a literary dependence between the two texts. This means that the Old Babylonian Atrahasis epic is an independent elaboration essentially of two Sumerian epic works (the «Enki and Ninmah» and the Epic of Zi'usudra).

The question of the sources of the Etana epic is much more complicated. It is sure that in the epic²⁷ the famous animal fable prologue²⁸ originates from traditions quite independent from the Etana story. The only question is, whether these traditions should be regarded as traditions of social history,²⁹ or as literary traditions.³⁰ As for the Etana story itself, it seems to be very likely that besides the oral Sumerian traditions, which were laid down partly

²⁴ W. G. LAMBERT: The Creation of Man in Sumero-Babylonian Myth. In: CRRA 11 (Leiden 1964) 101—102. But see now A. D. KILMER: Or 41 (172) 161; S. A. PICCHIONI: OrAnt 13 (1974) 94 note 37.

²⁵ The treatment of its pertinent parts J. VAN DIJK: Acta Orient. Hauniae 28 (1968) 24 foll.

²⁶ About this in more detail see G. KOMORÓCZY: Work and Strike of Gods. Ant. Tan. 20 (1973) 1—28. In Hungarian. An English version is to appear in: Oikumene 1 (Budapest 1975).

²⁷ See ST. LANGDON: The Legend of Etana and the Eagle. Babyloniaca 12 (1931) 1—56; E. EBELING: Ein mittellassyrisches Bruchstück des Etana-Mythus. AfO 14 (1941—44) 298—307; W. VON SODEN: Der Anfang des Etana-Mythus. WZKM 55 (1959) 59—61; J. V. KINNIER WILSON: Some Contributions to the Legend of Etana. Iraq 31 (1968) 8—17. The study published important parts of the earlier unknown end of the epic, and the new find, in contrasts to those who had held the end of the epic tragical (e.g. W. VON SODEN: Der Sturz Etanas und des Adlers im Mythos. ZA 45 NF 11 [1939] 77 foll.), justifies the hypotheses on a favourable ending (see G. KOMORÓCZY: Zur Deutung der altbabylonischen Epen Adapa und Etana. In: Neue Beiträge zur Geschichte der Alten Welt, I. Alter Orient und Griechenland, hrsg. v. E. CH. WELSKOPF [Berlin 1964] 31—50). I. LEVIN's analysis: Etana. Die keilschriftlichen Belege einer Erzählung. Fabula 8 (1966) 1—63, is not reliable from the Assyriological point of view. — For new fragments see J. V. KINNIER WILSON: Further Contributions to the Legend of Etana. JNES 33 (1974) 237—249; H. SAUREN: La naissance du Dauphin. In: P. GARELLI (Éd.): Le palais et la royauté. [CRRA 19.] Paris 1974. 457—471.

²⁸ To its survival see R. J. WILLIAMS: The Literary History of a Mesopotamian Fable. The Phoenix 10 (1956) 70—77; I. TRENCSENYI-WALDAPFEL: Eine äsopische Fabel und ihre orientalischen Parallelen. Acta Ant. Hung. 7 (1959) 317—327; A. BALDI: Tracce del mito di Etana in Archiloco ed Esopo. Aevum 35 (1961) 380—384; A. LA PENNA: Letteratura esopica e letteratura assiro-babilonese. Rivista di filologia e di istruzione classica 92, ser. III. (1964) 24—39.

²⁹ See H. FREYDANK: Die Tierfabel im Etana-Mythus. Ein Deutungsversuch. MIO 17 (1971) 1—13.

³⁰ In my opinion, the Sumerian literary material connecting with the figure of Anzu(d), to which not only *Gudea* refers (Cyl. A 27:19), but which also receives a more detailed expounding in the Epic of Lugalbanda (see C. WILCKE: Das Lugalbandaeapos. Wiesbaden 1969. 61 ff.) as a possible literary source must also be taken into consideration.

in the glyptics,³¹ partly in the proper passage of the Sumerian King List (II. 16 ff.),³² and partly in the legends,³³ we must probably count also with the existence of a definitely epic composition, although the Sumero-Akkadian bilingual fragment published by O. R. Gurney³⁴ belongs not here. All this means that the Akkadian epic, besides the other sources, presumably also borrowed from one or more written Sumerian literary sources.

The Sumerian epic is well-known, to which the epic on Ištar's descent to the nether world, preserved from the 1st millennium B. C.³⁵ but definitely of earlier origin,³⁶ can be traced back. However, besides the essential identity of the myth, between the Sumerian epic elaborating the descent to the nether world of Innin (Inanna)³⁷ and the Akkadian composition there are also significant differences,³⁸ in the size as well as in the motivation or the drawing up.³⁹ This means that the Akkadian Ištar epic is free adaptation, or partly translation of a Sumerian literary model.

The fragmentary Old Babylonian Išum epic⁴⁰ is free elaboration of the theme of a Sumerian epic of theogony, the «Enlil and Ninlil».⁴¹

³¹ On this see now R. M. BOEHMER: *Die Entwicklung der Glyptik während der Akkad-Zeit*. Berlin 1965. 122 foll.

³² Cf. TH. JACOBSEN: *The Sumerian King List* (= AS 11, Chicago 1939) 80, note 67.

³³ H. G. GÜTERBOCK: ZA 42 NF 8 (1934) 22.

³⁴ O. R. GURNEY: *A Bilingual Text Concerning Etana*. JRAS 1935, 459–466. As to the fragment cf. E. REINER: *The Etiological Myth of the «Seven Sages»*. Or 30 (1961) 1–11; J. VAN DIJK, in: UVB 18 (Berlin 1962) 49; R. BORGER: JNES 33 (1974) 188 ff.

³⁵ See its critical edition R. BORGER: *BAL, II* (Roma 1963) 86–93, on the basis of the Ninive and Aššur versions. G. RESINA's: *«Ishtar a-na KUR.NU.GI.A* (Catania 1959) is worthless; on the Aššur version see also S. GELLER: OLZ 20 (1917) 41–48; 65–71.

³⁶ A hymn originating from the end of the 2nd millennium B.C. has preserved the first ten lines of a version fundamentally differing from those of the 1st millennium B.C., see E. EBELING: *Ein Heldenlied auf Tiglatpileser I. und der Anfang einer neuen Version von «Ištars Höllenfahrt» nach einer Schülertafel aus Assur*. Or 18 (1949) 30–39.

³⁷ A. FALKENSTEIN: *Zu «Inannas Gang zur Unterwelt»*. AfO 14 (1941–44) 113–138; S. N. KRAMER: *Inanna's Descent to the Nether World . . . II.*, Revised Edition. JCS 5 (1951) 1–17; *idem*: *Cuneiform Studies and the History of Literature: The Sumerian Sacred Marriage Texts*. PAPS 107 (1963) 485–527, esp. 511 foll.; A. FALKENSTEIN: *BiOr* 22 (1965) 280 foll.; S. N. KRAMER: *Dumuzi's Annual Resurrection: An Important Correction to «Inanna's Descent»*. BASOR 183 (1966) 31; *idem*: *The Sacred Marriage Rite*. Bloomington 1969. 108 foll.

³⁸ On these in more detail see A. FALKENSTEIN: *Der sumerische und der akkadische Mythos von Inannas Gang zur Unterwelt*. In: *Festschrift W. Caskel*. Leiden 1968. 96–110.

³⁹ The analysis of the Akkadian text see W. VON SODEN: *Zum Schlussstück von Ištars Unterweltsfahrt*. ZA 58 NF 24 (1967) 192–195; A. DRAFFKORN KILMER: *How was Queen Ereshkigal Tricked? A New Interpretation of the Descent of Ishtar*. UF 3 (1971) 299–309.

⁴⁰ CT 15, 5–6; treated by W. H. PH. RÖMER: *Studien zu altbabylonischen hymnisch-epischen Texten* (2). *Ein Lied über die Jugendjahre der Götter Šin und Išum*. JAOS 86 (1966) 138–147.

⁴¹ In more detail see G. KOMORÓCZY: *Egy šumer theogóniai motívum (A Sumerian Motif of Theogony)*. Ant. Tan. 18 (1971) 177–209, esp. 197. foll.

The Akkadian Anzû epic (the earlier reading of the name as ^dZû was corrected by B. Landsberger⁴²), a characteristic — not cosmogonic! — theomachy,⁴³ reminds in some respects of the Sumerian Ninurta epic (*Lugal-e u₄ melambi nirgal*),⁴⁴ and we are induced by well founded reasons to see in it a far reminiscence of the Sumerian composition.⁴⁵

The Sumerian sources of the Epic of Gilgameš are known quite thoroughly and comprehensively. At the time, S. N. Kramer included six Sumerian compositions among the sources of the Akkadian epic.⁴⁶ His view not only proved to be correct, but it pointed out a new direction for further research. As regards the substance of the Sumerian texts, only minor modifications had to be made on the picture drawn up by him.⁴⁷ Today it seems to be very likely that the deluge story, part of tablet XI of the Ninive version, does not origin directly from the Sumerian Epic of Zi'usudra, but from the Old Babylonian Atrahasis epic,⁴⁸ and it is connected to the Sumerian tradition only through the latter. In the meantime — decisively on account of S. N. Kramer's merit — there has been an earnest progress in the reconstruction of the Sumerian Gilgameš epics. The «Gilgameš and Agga»,⁴⁹ the «Gilgameš and Huwawa»,⁵⁰ the «Gilga-

⁴² B. LANDSBERGER: Einige unerkannt gebliebene oder verkannte Nomina des Akkadischen, 4. *anzû* = «(mythischer) Riesenvogel (Adler)». WKZM 57 (1961) 1–21. See also M. CIVIL: JAOS 92 (1972) 271.

⁴³ New texts are published by J. NOUGAYROL: Ningirsu vainqueur de Zû. RA 46 (1952) 87–97; E. EBELING: Eine neue Tafel des akkadischen Zû-Mythos. RA 46 (1952) 25–41 = LKA 1; E. REINER: Deux fragments du Mythe de Zû. RA 48 (1954) 145–149 = CT 46, No. 38–40; *idem*: Le char de Ninurta et le prologue du Mythe de Zû. RA 51 (1957) 107–110 = CT 46, No. 36; O. R. GURNEY–J. J. FINKELSTEIN: STT, I. (London 1957) No. 19, 21–23, 25; W. G. LAMBERT–A. R. MILLARD: CT 46, No. 36–42.

⁴⁴ See S. GELLER: Die sumerisch-assyrische Serie Lugal-e ud me-lam-bi nir-gál. Leiden 1917; the more recent literature see R. BORGER: Handbuch der Keilschriftliteratur, I. Berlin 1967. 147 ff.; cf. also J. V. KINNIER WILSON: Lugal ud melambi nirgal: New Texts and Fragments. ZA 54 NF 20 (1961) 71–89; J. VAN DIJK: Textes divers du Musée de Bagdad, IV. Restitution des Tablettes IV et V de Lugal-e. Sumer 18 (1962) 19–32.

⁴⁵ Cf. D. O. EDZARD, in: WbM I. 139 foll. — A. K. GRAYSON refers to the circumstance (in: ANET Supplementary Texts and Pictures [Princeton 1969] 514) that in two Sumerian fragments (SLTN No. 41; UET VI, 1. No. 2, to this see A. FALKENSTEIN: BiOr 22 [1965] 280a, to both tablets see also M. CIVIL: RA 60 [1966] 92) we can perhaps recognize the Sumerian antecedents of the Anzû epic. For an edition of these texts see B. ALSTER: JCS 24 (1972) 120 ff.

⁴⁶ See note 12.

⁴⁷ See the latest thorough summarization A. FALKENSTEIN: Gilgameš. A. Nach sumerischen Texten. In: RLA 3, V (1968 Berlin) 357–363.

⁴⁸ Cf. W. G. LAMBERT: New Light on the Babylonian Flood. JSS 5 (1960) 113–123. — F. M. TH. DE LIAGRE BÖHL, in: RLA 3, V (Berlin 1958) 367 ranged the fragment of the Flood Story from Ugarit (published by J. NOUGAYROL: in: Ugaritica V (Paris 1968) 300 ff., No. 167) among the fragments of the Epic of Gilgameš. However, this is an error, the tablet belongs to the circle of the Atrahasis epic, see W. G. LAMBERT–A. R. MILLARD: Atrahasis (Oxford 1969) 131 ff., and cf. with the name of Atrahasis (line 6). It is true that the text is very near to tablet XI of the Epic of Gilgameš.

⁴⁹ See S. N. KRAMER: Gilgamesh and Agga. AJA 53 (1949) 1–18; A. FALKENSTEIN: Zu «Gilgameš und Agga». AfO 21 (1966) 47–50; TH. JACOBSEN: Toward the Image of Tammuz and Other Essays on Mesopotamian History of Culture. Cambridge, Mass. 1970. 381 foll., note 55.

⁵⁰ See S. N. KRAMER: Gilgamesh and the Land of Living. JCS 1 (1947) 3–46; *idem* at last: The Sumerians. Chicago 1963. 190–197; J. VAN DIJK: Le dénouement de

meš, Enkidu and the Nether World»⁵¹ have been published in critical editions. On the other hand, for the time being there is a stagnation in the investigation of the «Gilgameš and the Heavenly Bull».⁵² The character of the fragments published under the title «The Death of Gilgameš»⁵³ still continues to be unclarified, *viz.* we do not know in every detail what was the content of the epic with this title, and also where should we range fragment «B» describing the catafalque of Gilgameš. Today it cannot yet be decided that the concluding part of which — eventually unknown — composition has come to light on a recently published tablet.⁵⁴ Finally, it can be presumed that the *gu₄-dam* fragment also belongs among the Sumerian sources of the Akkadian epic,⁵⁵ but in the passage known today there is nothing that would refer to Gilgameš or Enkidu. Thus, in the Sumerian Gilgameš tradition we must distinguish at least five, but eventually even more, independent compositions. However, the Akkadian epic did not use only the material of these, but also such Sumerian material, which had nothing to do with the Gilgameš traditions.

In 1932 St. Langdon was still of the opinion that also in the Sumerian tradition there was only *one* Gilgameš epic,⁵⁶ but he could not regard either the Akkadian epic as a translation of the Sumerian text presumed by him. On the other hand, S. N. Kramer, in his article mentioned already,⁵⁷ has shown — and it is just this why his article could be the beginning of a new phase in investigation — that the Sumerian Gilgameš epics are not parts of one composition, but are entirely independent from each other, they are individual works, and their material, or at least part of it, was first united by the Old Babylonian Epic of Gilgameš into a work with a unific world of ideas and composition. However, to take a step forward and to define the relationship of the Sumerian and Akkadian elaborations — either in the case of the Epic of Gilgameš or in

«Gilgameš au bois de cèdres» selon LB 2116. In: CRRA 7 (Paris 1960) 69–81 = TLB 2, I, No. 4; A. FALKENSTEIN: Zur Überlieferung des Epos von Gilgameš und Ħuwawa. JNES 19 (1960) 65–71.

⁵¹ See S. N. KRAMER: Gilgamesh and the Ħuluppu Tree (=AS 10, Chicago 1938); the second half of the epic has not yet been edited; to its cuneiform fragments cf. R. BORGER: Handbuch der Keilschriftliteratur, I. Berlin 1967. 245; A. FALKENSTEIN: RLA 3, V (Berlin 1969) 362a; new fragments not mentioned here: ISET I (Ankara 1969) p. 149 Ni 4585; p. 199 Ni 9847; unfortunately, the complete edition, recently quoted by many scholars, is known to me only by its title: A. SCHAFER: Sumerian Sources of Tablet XII of the Epic of Gilgamesh (Diss., Univ. of Pennsylvania, Philadelphia 1963, Univ. Microfilms 63–7085); for my own reconstruction see G. KOMORÓCZY: «Fénylő ölednek édes örömében . . .» («In the sweet joy of your shining lap . . .») A sumer irodalom kistükré (Short Survey of Sumerian Literature). Budapest 1970. 156 ff.

⁵² See M. WITZEL: OLZ 34 (1931) 402 ff.; AnOr 6 (1933) 45 ff. (cf. note 11, above); A. FALKENSTEIN: RLA 3, V (1968 Berlin) 361.

⁵³ See S. N. KRAMER: The Death of Gilgamesh. BASOR 94 (1944) 2–12; *idem*, in: CRRA 7 (Paris 1960) 67 foll.; A. FALKENSTEIN: RLA 3, V (Berlin 1968) 363 *sub e.*

⁵⁴ UET VI, 1, No. 60.

⁵⁵ See A. POEBEL: Historical and Grammatical Texts (= PBS 5, Philadelphia 1914) No. 26; cp. W. HEIMPEL: in: RLA 3, IX (Berlin 1971) 675 foll.

⁵⁶ ST. LANGDON: JRAS 1932, 911 ff.

⁵⁷ See above note 12.

the case of the other works — more accurately than this, and positively instead of discussing the mere negative sides, first we have to deal with the chronology of the works discussed. As we know, this belongs among the most difficult problems of history of Mesopotamian literature.⁵⁸ But even in spite of this it does not seem to be impossible to arrive at a few results which mean a definite foothold from the viewpoint of the theme discussed by us.

According to all indications, the Sumerian Gilgameš epics were ready in their final forms at the latest at the end of the 3rd millennium B. C. I myself date the genesis of «Gilgameš and Agga» to the middle of the 3rd millennium B. C., and that of «Gilgameš and Huwawa», «Gilgameš, Enkidu and the Nether World», and «Gilgameš and the Heavenly Bull» in this order to the last centuries of the millennium.⁵⁹ The date of the Akkadian Gilgameš epic is strongly disputed. We consider here only the more recent views. I. M. Diakonoff thinks about the period of the dynasty of Agade, and even within this about the reign of Narām-Sîn (23rd century B. C.).⁶⁰ A. Schott, who dealt first with the questions of dating earnestly, thought about the beginning of the III. dynasty of Ur,⁶¹ but he started out mainly from the Sumerian tradition. His views were followed by several investigators also later on. F. M. Th. de Liagre Böhl dated the origin of the Akkadian epic to the age of Rīm-Sîn, king of Larsa (turn of the 19th and 18th centuries B. C.).⁶² If we accept the view of I. M. Diakonoff, we must presume that the Akkadian epic was handed down orally for a long time.⁶³ But at the same time we must also presume that its development and tradition was parallel with those of the Sumerian texts. In this case the relationship of the Sumerian and Akkadian Gilgameš epics can only be explained with the theory of the common source (= heroic traditions). However, I am of the opinion that in this kind of presuming the extreme oral character of literature, I. M. Diakonoff is led by the erroneous analogy of the material of folk-poetry. As for the Akkadian Gilgameš epic, there is evidence to the effect that its author borrowed the traditional material not from the presumed

⁵⁸ Fundamental to the chronology of Akkadian literature is W. VON SODEN: *Das Problem der zeitlichen Einordnung akkadischer Literaturwerke*. MDOG 85 (1953) 14—26; to the questions of principle of the comparative analysis of the text variants see *idem*: *Einige Fragen zur Deutung des altbabylonischen Atramḫasis-Mythus*. In: *Actes de la 17. Rencontre Assyriologique Internationale* (Ham-sur-Heure 1970) 142—146, esp. part 1, 142 foll.

⁵⁹ In more detail see G. KOMORÓCZY: *Az epikus költészet korszakai Mezopotámiában* (Periods of Epic Poetry in Mesopotamia). *Ethn.* 84 (1973) 1—28, 274—300.

⁶⁰ Cf. I. M. DIAKONOFF: *Эпос о Гильгамеше («О все видавшем»)*. Moscow—Leningrad 1961. 116; see also *BiOr* 18 (1961) 66.

⁶¹ A. SCHOTT: *Wann entstand das Gilgamesch-Epos?* In: *Studien zur Geschichte und Kultur des nahen und fernen Ostens*, P. Kahle zum 60. Geburtstag (Leiden 1935) 1—14.

⁶² See F. M. TH. DE LIAGRE BÖHL: *Mythos und Geschichte in der altbabylonischen Dichtung*. In: *Opera minora* (Groningen—Djakarta 1953) 217—233, esp. 228 foll.; *Das Problem ewigen Lebens im Zyklus und Epos des Gilgamesch*. In: *Opera minora*, 234—262, esp. 248 foll.; *Het Hilgamesj epos*. Amsterdam 1958³. 115 ff.

⁶³ This was pointed out already by L. MATOUŠ: *BiOr* 21 (1964) 5.

«tradition» — which beyond the framework of the written monuments, by its nature, cannot be grasped —, but definitely from the Sumerian epics, *i.e.* from closed compositions. On the other hand, the Akkadian Epic of Gilgamesh, having a new and independent material as compared with the Sumerian texts, connects with the historical conditions of the 2nd millennium. F. M. Th. de Liagre Böhl puts the Gilgamesh epic in a priestly environment.⁶⁴ When I cannot agree with this standpoint, I join with I. M. Diakonoff's criticism,⁶⁵ but at the same time I also hold I. M. Diakonoff's views on the ideas of the epic and in connection with this on its social roots unsatisfactory. In my opinion, we can accurately define the social environment to which the Akkadian Epic of Gilgamesh can be ascribed. However, the view of I. M. Diakonoff on the oral character of the epic draws the attention with proper emphasis to the fact that the epic poetry of the turn of the 3rd and 2nd millennia should not be identified with the texts of the tablets discovered so far. It is almost sure that there were considerably more compositions than those known up to now, and in some cases it can also be presumed that the epic poetry was really an oral poetry.⁶⁶ However, this — naturally lost — material can hardly be used for philological investigations.

The problem of the origins of Akkadian epic poetry and its relationship to the traditional antecedents can only be solved, if we count with literary patterns and sources. However, the acquaintance with Sumerian epic poetry mean a great lesson to scholars searching for the sources and poetical antecedents of the Akkadian epics. In the beginning of our century, A. Ungnad, H. Gressmann and others, following the methods of the Homeric *Quellen-scheidung*, attempted to separate the independent epic poems of the presumed preceding phase also in the text of the Akkadian Epic of Gilgamesh. The later really discovered source-texts did not justify this method. The body of the great composition cannot be divided into parts. The great composition was not constructed from smaller ones, the nature of the «growth of literature» is quite different. Both S. N. Kramer and L. Matouš, who in their quoted studies⁶⁷ studied the origin of the Epic of Gilgamesh, essentially expounded the standpoint that the poet of the Akkadian epic borrowed from the material of the Sumerian poems on Gilgamesh in accordance with his preference and the demands of his new conception, *i.e.* as a matter of fact he put together the earlier independent epics in the order of a new conception.

⁶⁴ See note 62.

⁶⁵ I. M. DIAKONOFF: Эпос о Гильгамеше («О все видавшем»). Moscow — Leningrad 1961. 127 foll.; BiOr 18 (1961) 65 foll.

⁶⁶ To the question of the oral tradition of *Akkadian* literature (in connection with the 2nd and 1st millennia B.C.) see J. LAESSØE: Literacy and Oral Tradition in Ancient Mesopotamia. In: *Studia orientalia* I. Pedersen . . . dicata. Copenhagen 1953. 205—218.

⁶⁷ See notes 12—13.

This, today generally accepted,⁶⁸ theory of the origin of the Akkadian Epic of Gilgameš could perhaps be called most properly eclectic. However, I believe that this theory is still bearing the mark of the Homeric *Quellen-scheidung*. In fact, it puts together the great epic from the now already known smaller compositions with the same method, with which the dividers of Homer wanted to put together the Iliad from the — only presumed — sources.

I think that the origin of the Akkadian Epic of Gilgames can be imagined somewhat differently. We have no direct evidence to the effect that the Old Babylonian Akkadian Gilgameš fragments discovered so far (their number is today already seven⁶⁹) would be parts of one and the same composition. This, however, can be presumed with full justification also without this. These fragments show — and in spite of all the differences the analogy of the Hittite version⁷⁰ also points to this — that the main structure of the Old Babylonian epic was essentially identical with that of the one millennium younger Ninive version. This, of course, means only the identity of the structure, because otherwise there are significant differences between the two versions. In my opinion the poet of the Old Babylonian version did not unite the Sumerian Gilgameš epics into a «cycle», from their material he did not shape in the eclectic way a summation corresponding to a new conception, but from the large number of compositions he selected *one* Sumerian text. He took this as a basis, and added to it the *fitting material* of the other Sumerian works — and obviously partly also the fitting material of the oral tradition —, as well as *entirely new parts* as compared with the tradition, the produce of his own experiences and invention. Everything borrowed by him was rewritten by him (there is hardly any literal agreement between the Sumerian and Akkadian texts), and the homogeneity of the composition was ensured just by the fact that the new work was not compiled in the eclectic way, but *one* text served as its basis. This text is probably the «Gilgameš, Enkidu and the Nether World» (its other, similarly modern title is «Gilgameš and the ḫa lu b Tree»). This text is simply excluded by L. Matouš from among the Sumerian sources of the Akka-

⁶⁸ On the same basis of principle stands also J. NOUGAYROL, see his study referred to in note 17.

⁶⁹ See the last summarizing survey of the material by F. M. TH. DE LAGRE BÖHL: RLA 3, V (Berlin 1968) 364–367, § 8. However, to this it has to be noted that neither the Megiddo fragment (*f*, see A. GOETZE—S. LEVY: 'Atiqōt 2 [1959] 108–115 [in Ivrite]; E. DHORME: RA 55 [1961] 153–154; B. LANDSBERGER: RA 62 [1968] 121, 131 ff.), nor the Ugarit fragment (*i*, to this see note 48) belongs to the Old Babylonian version.

⁷⁰ On this see J. FRIEDRICH: Die hethitischen Bruchstücke des Gilgameš-Epos. ZA 39 NF 5 (1929–30) 1–82; H. OTTEN: Die erste Tafel des hethitischen Gilgamesch-Epos. Istanbuler Mitteilungen 8 (1958) 93–125; *idem*: Zur Überlieferung des Gilgameš-Epos nach den Bogazköy-Texten. In: CRRA 7 (Paris 1960) 139–143; J. FRIEDRICH: Zur Einordnung hethitischer Gilgamesch-Fragmente. Or 30 (1961) 90 foll.; A. KAMMENHUBER: Die hethitische und hurrische Überlieferung zum «Gilgameš-Epos». MSS 21 ((1967) 45–58; E. LAROCHE: Textes mythologiques hittites en transcription. 2. Mythologie d'origine étrangère. RHA 26, No. 82 (1968) No. XII; see also *idem*: Catalogue des textes hittites. Paris 1971. No. 341.

dian epic.⁷¹ The Old Babylonian Gilgameš, in contrast to the Sumerian epics originating from the heroic tradition, is the epic of the city. The heroic spirit is not alien to it,⁷² but this is rather the theme's and the traditional subject's own and at least it is not stressed by the Old Babylonian composition.⁷³ On the other hand, the few lines of verse framing the Old Babylonian text recall with poetical power the city as the social institution standing in the background of the epic (Tablet I, i. 9 ff. = Tablet XI, 303 ff.). The starting point of the plot of the epic is the conflict of Gilgameš and the city, the force connected with the public works.⁷⁴ This is exactly that point, where the Akkadian epic and the «Gilgameš, Enkidu and the Nether World» stand nearest to each other. However, the Akkadian epic judges the deeds and fate of Gilgameš from the viewpoint of the city, even beyond this. All Sumerian epics mention Enkidu as the servant, *ir(d)* of Gilgameš, while «Gilgameš, Enkidu and the Nether World» — just there, where from the human point of view they get nearest to each other, in the discourse on the nether world — calls Enkidu the friend (*ku-li*⁷⁵) of Gilgameš, just like the Akkadian epic (*ibru*). Considering the number of the preceding moments, eventually we find those features to be few, which are common in the material of the «Gilgameš, Enkidu and the Nether World» and the Old Babylonian Epic of Gilgameš. Very likely this was the circumstance, which held back the investigators up to now from recognizing the deep affinity of the two compositions or from attributing any significance to it. However, here we have nothing to do with «plagiarism» or something similar, but with a free elaboration. Thus not the quantity but the quality of the agreements is the decisive factor, and it is a fact that there is such a qualitative agreement between the two compositions.

The Akkadian poet gave a completely new shape to the material of the «Gilgameš, Enkidu and the Nether World». He left out the long mythological introduction of the Sumerian epic and inserted another one in its place. Besides, he borrowed many and varied elements from the other Sumerian Gilgameš epics. The «Gilgameš and Huwawa» was put into the first half of the Akkadian epic with a different motivation but essentially in an unchanged form. We shall still return to the importance of this fact. The *peripeteia* of the work, the fight of Gilgameš and Enkidu with the heavenly bull, was the subject

⁷¹ L. MATOUŠ, in: CRRA 7 (Paris 1960) 93. — On a contrary opinion see now J. M. SASSON: Some Literary Motifs in the Composition of the Gilgamesh Epic. *Studies in Philology* 69 (1972) 259—279, esp. 264.

⁷² Cf., in connection with the whole of the epic, H. N. WOLFF: Gilgamesh, Enkidu and the Heroic Life. *JAOS* 89 (1969) 392—398.

⁷³ Cf. J. NOUGAYROL's cautious formulation, *op. cit.* (note 17) 843.

⁷⁴ The difficult passage has so far been interpreted in very different ways, see TH. JACOBSEN: How Did Gilgameš Oppress Uruk? *Acta Orient.* 8 (1930) 62—74; O. E. RAVN: The Passage on Gilgamesh and the Wives of Uruk. *BiOr* 10 (1953) 12—13.

⁷⁵ The occurrences of the word is discussed in detail by C. WILCKE: *ku-li*. *ZA* 59 NF 25 (1969) 65—99, esp. 71 foll.

of an independent Sumerian epic, and although we have no Old Babylonian text to prove the assumption, it cannot be doubted that in this respect there is no difference between the Old Babylonian and the Ninive versions. Philological research has agreed up to now in the statement that the Akkadian poet did not take into consideration the Sumerian epic entitled «Gilgameš and Agga». In contrast to this we can point out that in the Akkadian epic the conference scene preceding the Huwawa adventure contains the same literary *topos*, which was most pregnantly formulated by the «Gilgameš and Agga». This means that the Akkadian poet borrowed also from this work or — more accurately — from the material of this work as much as was rendered possible by his conception and by the plot differing from that of the «Gilgameš and Agga» in every respect.

In the Old Babylonian Akkadian epic, with regard to its size and its function, very important is that material which appears here for the first time and which has no Sumerian antecedents. Such is for example the major part of the Enkidu story,⁷⁶ and then in the second half of the epic the wandering of Gilgameš after the death of Enkidu, etc. If we glance at the bottom of these elements of *Eigengut* character, we shall see that they connect with the historical situation of the beginning of the 2nd millennium B. C. In the presentation of the Old Babylonian poet, Enkidu is a savage, whose development leading to urban civilization, to the Uruk of Gilgameš, represents the development of humanity. Enkidu is set off on the path to civilization by love, from this arises his ambition. Between savageness and urban civilization, shepherding is the intermediate way of life. It is obvious that behind Enkidu's course of life we must see a fiction on the prehistoric development of mankind.⁷⁷ However, this fiction could not come into existence at any other time than in the beginning of the 2nd millennium B. C., because, as it is known, it has nothing to do with historical reality, and thus it could only be inspired by nomadic-urban symbiosis, but this developed just at this time. With other words, the poet who shaped Enkidu's figure as we know it in the Akkadian Gilgameš epic saw before him the mutually demanded exchange between the nomads and urbans which, however, also led to mutual hostilities. And as he himself was a man of the city, in this relation he still held the city superior. Therefore, when he tried to imagine the development of humanity, he started out from the conditions of his own age, and with a speculative arbitrariness he regarded the mutually determined constituents of the society of the 2nd millennium B. C. as elements of a series of development. The symbiosis of the nomads and townsmen is by no means an ancient phenomenon in Mesopotamia. Nomadism

⁷⁶ On this cf. G. DOSSIN: Enkidu dans l'Epopée des Gilgameš. Mededelingen . . . = Académie Royale de Belgique, Bulletin 42 (1956) 580—593.

⁷⁷ The Sumerian mythological aetiology of the settling down and assimilation of the western nomads see in the epic entitled «Marriage of the God Martu», SEM 58.

developed just in the beginning of the 2nd millennium B. C. as a result of a certain kind of overdevelopment. Thus the conception of the Gilgameš-poet as prehistory is erroneous, but it can be understood on the basis of the conditions prevailing in the beginning of the 2nd millennium B. C.

The Enkidu-story of the Akkadian Epic of Gilgameš assumed the function of the cosmogonic prologue of the «Gilgameš, Enkidu and the Nether World». This depicting of human development opened a perspective into the depth of times, just like it had been done by the cosmogony of the Sumerian epic on an entirely different material.

The Enkidu story — in harmony with the aforesaid — also shows at the same time that the Akkadian Epic of Gilgameš really did not come into being in the 3rd millennium B. C. but in the beginning of the 2nd millennium B. C., in the period called on a linguistic basis Old Babylonian, which, however, from the historical point of view could perhaps be called more correctly Isin-Larsa-Old Babylonian period. At any rate, this supports the dating of F. M. Th. de Liagre Böhl. Of course, it is not impossible that there were chants, songs on Gilgameš in Akkadian also prior to this, even in the period of the dynasty of Agade. However, as far as the literature of the period of the dynasty of Agade can be imagined on the basis of the inscriptions, because we have hardly any other monument,⁷⁸ I do not see much likelihood at all in this conception. That, however, is sure that the work known as the Akkadian Gilgameš epic was prepared not earlier than the beginning of the 2nd millennium B. C. Thus, as regards the time, it is later than the Sumerian Gilgameš epics known so far.

The two threads of our analyses can now already be rolled together. According to this the Akkadian Epic of Gilgameš came into being in the beginning of the 2nd millennium B. C., and not earlier. Its source was not the Gilgameš tradition in general, but, at least in the essential points, the Gilgameš epics in the Sumerian language. The Akkadian poet cannot be accused with a servile dependence on his sources: he really worked in a creative manner. At the same time it can also be stated that he felt the younger Sumerian epics nearer to himself and he borrowed more or more important things from them. It cannot be a mere chance that just «Gilgameš, Enkidu and the Nether World» and beside this «Gilgameš and Huwawa» stand nearest to the Akkadian epic. This applies even to the individual representation of the figure of Gilgameš. We have not yet discussed this subject, and even here we can only mention it.

⁷⁸ Only a small lyrical fragment deserves mentioning, viz. F. THUREAU-DANGIN, *apud* G. CROS: NFT (Paris 1910) 186; *idem*: Lettres et contrats . . . (= TCL 1, Paris 1910) No. 89; A. UNGNAD: Babylonische Briefe. Leipzig 1914. No. 89; W. VON SODEN: in: SAHG 269, 387 (No. 16); J. J. A. VAN DIJK: La sagesse suméro-accadienne. Leiden 1953. 121. But see now I. J. GELB: Sargonic Texts in the Ashmolean Museum, Oxford. (MAD 5.) Chicago 1970. No. 8, p. 7 ff.; W. VON SODEN: ZA 62 (1972) 273—274 («love-magic»).

All this means that the Akkadian Epic of Gilgameš is not parallel with the Sumerian epics, but as compared with them it represents an entirely new phase, in a way that at the same time it is also the discontinuing-preserving continuation of the Sumerian epics.

The relationship of the other Old Babylonian Akkadian epic works to the Sumerian sources is perhaps not as complicated as this. The texts are shorter, the new compositions are of minor claim, there are less Sumerian sources. However, the picture which unfolds from the analysis of the way of use of the sources is the same as in the case of the Gilgameš epic. The Atrahasis epic is the side by side fitting of the material of two Sumerian compositions, but the process is not mechanical even here. It is the complete rewriting of the sources, their redrafting. It is a new elaboration, the Akkadian epic elaborates the material of the Sumerian sources in a new conception. The new conception can here again be brought into connection with the social conditions of the beginning of the 2nd millennium B. C.⁷⁹ The subject of the Sumerian «Enki and Ninmah» is quite exceptional. The plot of the epic is not the common property of Sumerian mythology, but a single creation, poetry and *mythopoia*. The poet of the Atrahasis epic could not take this subject from anywhere else than from the epic entitled «Enki and Ninmah». The relationship to be pointed out between the contents of the two epics irrefutably shows that the source of the Akkadian epic poetry is not the mythological or heroic tradition in general, but definite, closed literary works. The examination of the other epics gives a result essentially identical with this. All this means that in the genesis of the Akkadian epic poems of the beginning of the 2nd millennium B. C. the Sumerian literary models had a decisive role. Thus the Sumerian epics, viz. not the loose tradition but closed compositions were the models followed by the Akkadian poets. Therefore, the Sumerian and Akkadian epics — as compared to each other — are no versions.

Even if briefly, we must return to the problem of the Akkadian mythological epic describing the descent of Istar to the nether world. The Akkadian text was characterized above so that it is partly an independent composition and partly a translation. To this now can already be added as explanation that this work comes in advance under another judgement than the other epics. It was not merely literature but a liturgic text, which was perhaps presented in the form of a *mimos*. Thus the poet could not recast freely either the subject or many details of the text, but he had to observe various constraints, just like the Akkadian translators of the hymns.

After these we can briefly take into account those methods which can be pointed out in the relationship to each other of the Sumerian and Akkadian

⁷⁹ See note 26.

texts within the whole of Mesopotamian literature.⁸⁰ In the use of Akkadian written records, as regards the relationship to Sumerian literature, we can distinguish three groups of the works, and at the same time three main types of this relationship.

1. The lists are translated literally. These lists comprise all kinds of school knowledge from the simple word lists and encyclopedias to the formulae used in the written records of economic, administrative and juridical character. Certain non-practical genres were similarly translated literally, e.g. the proverbs. The collections of proverbs follow the principles of grouping of the lists. In the judgement of the scribes the proverbs and short animal fables were texts of encyclopedic character.

2. We find a somewhat more free translation in the liturgic poetry. Here the adherence to the contents was prescribed by an outward (ritual) demand, the designation of the texts. This, however, did not exclude the possibility of the idiomatic translation. The Sumerisms were translated with Akkadian phrases, which were verbally different but with regard to the idea equivalent. The usual way of publication of the translations of this character was the bilingual tablet, with the Akkadian translation arranged beside the Sumerian text interlinearly or — very seldom — in separate columns. This translation can perhaps be called literary translation, in the modern sense of the word. However, it must be stressed that this form of translation was confined to a definite group of texts.

3. Finally, we have the epic poetry, which we have discussed hitherto. Here there is no idea about translation, the epics are all independent, creative elaborations of themes taken from the Sumerian literature. However, this statement applies only to the first half of the 2nd millennium B. C., the Old Babylonian period of the history of Akkadian literature. In the Kaššû period the way of adaptation of the epics is also changed, the translations appear. It is true that from this time we have very little material, much less than from the previous period. However, the quantitative decrease of the material even in itself points to the fact that by this time Sumerian poetry is pushed in the background as source as well as reading.

To the question, why was Sumerian literature after the Old Babylonian period pushed to the periphery, to the background, why was it, at least partially, buried in oblivion, no acceptable answer has been given so far. The extinction of the Sumerian language in itself does not explain anything. In fact, the literate layers of society, who in later times were occupied with the

⁸⁰ To the following in more detail see G. KOMORÓCZY: A sumer költészet fordításának elvi kérdései, I. Költői fordítás az ókori Mezopotámiában (Theoretical Problems of the Translation of Sumerian Poetry, I. Poetical Translation in Ancient Mesopotamia). *Filológiai Közöny* 18 (1972) 237–266, esp. 240 ff.

Old Babylonian Akkadian literature, naturally also knew Sumerian. I believe that the explanation should be sought for in another direction. The explanation offered by me now, on the basis of the aforesaid, in my opinion is more plausible than those given up to now. The epic poetry in Akkadian language of the Old Babylonian period — I feel this cannot be doubted after the aforesaid — means another quality than the Sumerian epics. Akkadian epic poetry is higher, superior, but at least — as in a certain sense we have to do with eternal values — fresher, more «up to date» than the traditional works. In the Atrahasis epic, in the Old Babylonian Epic of Gilgameš, but also in other works we find a more universal view, more profound presentation of human and social problems than in their Sumerian sources. The Akkadian epics are more «up to date» than the Sumerian ones, as the way how they shape the traditional material, how they elaborate the borrowed subject, adopt the epoch of their poets, the Mesopotamian world of the beginning of the 2nd millennium B. C., into literature. (Of course, it is also an advantage that the Akkadian epics were written in the spoken language of the population. However, this is not decisive because the Sumerian language of the texts did not mean an obstacle to the survival of other genres.) All this means that the Akkadian epic poetry of the beginning of the 2nd millennium B. C. rendered the Sumerian epics out of date, and by this superfluous. Not the theme became out of date, as in fact the theme has been preserved also by the Akkadian composition, but the elaboration, which in the works in Akkadian language could correspond better to the literary taste and world view of the period. In the Old Babylonian period epic poetry became fiction of secular character, the new compositions were not or little bound by religious or cultic conventions. Sumerian epic poetry was the archaic elaboration of the traditional material. This period did not yet learn to appreciate literary antiquity. Therefore the Sumerian epics gradually were pushed out from literary life. Through the schools, libraries, readers and reciters, *i.e.* through literary life, natural selection was carried through, in the course of which the new literature — *i.e.* the literature better suited to the new taste and view of world — survived. By the way, the developing, dynamic and anti-conservative character of Mesopotamian culture is revealed most clearly by this phenomenon. Sumerian epic poetry was buried in oblivion. It could be forgotten because it continued to survive in the Akkadian compositions. Of course, this does not necessarily mean that the texts got lost. On the contrary, we have more and more evidence to the effect that the large collections still preserved the old Sumerian tablets, and again and again they were also taken up by someone, not only in the Kaššû period, but also later on, even at the time of Hellenism. When at last interest for the literary past was awakened, in the last third of the 2nd millennium B. C., certain Sumerian texts got again into literary life. However, the living spirit which had flamed in the Old Babylonian Akkadian poetry was by this time — at least in epic poetry — extin-

guished, and in place of rewriting, reshaping and elaboration in a new spirit, simple literal translation was at this time already satisfactory as well.

At this point it is worth while to return to the problems of the Epic of Gilgameš. As it is known, the Ninive version of the epic contained 12 tablets. Tablet XII was added to the end of the epic in all probability by Nabû-zuqup-kēna, the great and famous scholar of the decades about 700 B. C.⁸¹ As a matter of fact he signed the tablet as a scribe,⁸² but he was a too significant personality to appear as an ordinary copying scribe. Tablet XII is nothing else than the literal translation of the *second half* of the «Gilgameš, Enkidu and the Nether World». The text narrates the evocation of Enkidu and his discourse carried on with Gilgameš. This fact is very illuminating also from several points of view. Although the identity of the Sumerian and Akkadian texts had been recognized already several decades ago,⁸³ the significance of the translations made from Sumerian has still not been pointed out so far. First of all, the fact that tablet XII is a translation shows that in the 1st millennium B. C. the Sumerian literary tablets were still accessible. Secondly, it becomes clear for us this way that tablet XII is not an «appendix», what it used to be held, but the conscious closing down of the ideas of the epic.

Perhaps I could demonstrate above that the conception of the Old Babylonian Akkadian Epic of Gilgameš is connected with the Sumerian epic entitled «Gilgameš, Enkidu and the Nether World». The function of tablet XII can be determined by this opinion. In my opinion the translator-poet of tablet XII — whether he was Nabû-zuqup-kēna or someone else — must have recognized that the Akkadian Gilgameš epic elaborated only the first half of the Sumerian model, and thus the second half of the Sumerian model is missing from the Akkadian epic. The Akkadian text of tablet XII, the translation prepared from Sumerian starts, where the plot of «Gilgameš, Enkidu and the Nether World» was already unnecessary for the Old Babylonian poet. If the translator-poet had not recognized the affinity with the Akkadian epic, and had not missed the second half of the Sumerian text, then he would hardly have started the translation just at the half of the latter and just at the point where the Old Babylonian poet gave up the further utilization of the Sumerian source. The strange thing that the tablet XII begins in the middle of the Su-

⁸¹ See F. M. TH. DE LIAGRE BÖHL: *Opera minora* (Groningen — Djakarta 1953) 260 ff.; *idem*, in: RLA 3, V (Berlin 1968) 368b.

⁸² See E. C. THOMPSON: *The Epic of Gilgameš*. Oxford 1930. Pl. 58, colophone line 3; cp. H. HUNGER: *Babylonische und assyrische Kolophone*. Kevelaer—Neukirchen-Vluyn 1968. No. 294. To the activity of this excellent scholar see now H. HUNGER: *Neues von Nabû-zuqup-kēna*. ZA 62 (1972) 99—101.

⁸³ To the best of my knowledge, the recognition is attached to the name of C. J. GADD, see his relevant articles: *The Epic of Gilgameš*, Table XII. RA 30 (1933) 127—143; *The Gilgameš Epic in Sumerian*. BMQ 7 (1933) 79—80; however, in detail elaborated by S. N. KRAMER.

merian epic, can hardly be explained otherwise. At any rate it is a fact that so far it has not had even an uncertain explanation. This means that the translator-poet of tablet XII wanted to bring the Akkadian Epic of Gilgameš nearer to the Sumerian tradition. In this sense tablet XII can be measured to the archaizing tendencies of Akkadian literature of the 1st millennium B.C.

The Old Babylonian Epic of Gilgameš was not of a nether-worldly disposition. Its poet was not occupied with the nether world, but — among other things — with death as human fate. If, however, society is thoroughly occupied with the ideas about the nether-world — and in the New Assyrian period this in the position — then all ethics must count with the ideas on the nether world, and — in order to influence the human *ethos* — they will either threaten with the nether world, or they will present it as fulfilment bringing reward. The «Gilgameš, Enkidu and the Nether World», and following it, also tablet XII of the Akkadian epic — although they also contain many dispiriting statements — give a favourable account of the fate of the warriors in the nether world. After a heroic life Gilgameš can also expect that his struggles, his «efforts» (*mānaḥtu*, Tablet I, line I. 8) will not pass away without any trace. Thus in the Akkadian epic tablet XII closes down the ethical problem of Gilgameš. After all, if — like him — the active man searches for the sense of life, then ethics must by all means be brought into harmony with the belief in the nether world of society. The picture of the nether world in the text of tablet XII does not offer transcendent consolation, but verifies and confirms the example of Gilgameš, professing the sense and nobility of struggle. I do not assert that the ethics of the Old Babylonian Epic of Gilgameš was the same as that of the Ninive edition consisting of 12 tablets. It was not at all the same. On the other hand, the questions raised by the epic were answered by this 12-tablet edition in accordance with the world concept of the New Assyrian period.

A great idea but — we must admit — a flat realization: this is how tablet XII can be characterized. The translator-poet did not adjust the new text harmonically to the preceding parts. He left unchanged *e.g.* the formula framing the Old Babylonian epic, and traditionalism kept him also back from making deeper changes in the Sumerian text. He prepared a translation. This is the time when in the history of Akkadian literature the period of translation set in. Those times passed in which Sumerian poetry was only a source material in the hands of the freely creating Akkadian poets.

The «fashionable» archaization of the compiler, let us put it like this, of the New Assyrian version is expressed not only in the translation of tablet XII. The New Assyrian way of writing of the name of the hero who escaped from the deluge is perhaps explained just by the strive to get nearer to the Sumerian texts. In the Old Babylonian Epic of Gilgameš the name of the hero of the

deluge is *Ūta-na'ištim* (*ú-ta-na-iš-tim*, Fragg. Meissner⁸⁴ IV. 6; 13). Beside the name we also find the attribute «distant» (*rūqum*, ibidem IV. 6; *rēqum*, ibidem IV. 13). The name means «He has found life». In the epic we find the statement several times that Gilgameš will not find «life», thus for example in Fragg. Meissner I. 8 = line III. 2: «Life that you search for, you will not find» (*ba-la-ṭam ša ta-sa-aḥ-ḫu-ru la tu-ut-ta*), ibidem II. 10: «I do not find life» (*u-ul ú-ta ba-la-ṭam*). In the contexts of the epic it refers to the name *Ūta-na'ištim*, and it is a play of words contrasting Gilgameš with the immortal hero of the deluge. The name of the human hero of the Sumerian deluge epic is *Zi'usudra* (z i - u₄ - s u d - r á). It is obvious that the Old Babylonian Akkadian poet deliberately chose another name, serving also his idea. The meaning of the name *Zi'usudra* is «Life for long day(s)». The Ninive edition, unlike the Old Babylonian edition, uses the name *U₄.Zi^{ti}* or the form *U₄.Zi^{ti}-rūqu*. According to the present consensus of the Assyriologist, the name can be read in the form *Utnapištim*, on the analogy of the Old Babylonian form. However, the name must be regarded as the translation of the Sumerian name, and in this case the reading *ūm-napišti*, or *ūm-napišti-rūqu*⁸⁵ is obvious. The name *Ūm-napišti* means a return to the Sumerian name of the hero of the deluge. The name *Εἰσωθροος* is used also by Berossos,⁸⁶ which points to the fact that the Sumerian name was known and popular in the 1st millennium B. C.

In my opinion, the characteristics of the origins of Akkadian epic poetry and the relationship to its Sumerian sources are explained by the characteristic features of Mesopotamian literary life in the 19th—17th centuries B. C. A considerable part of Sumerian literature was laid down in writing definitively in this period, but at least the written texts were spread at this time in a uniform shape all over the country. This work was done by the schools (*é-du-ba-a*, «house of the tablet»). However, in the schools of that period Sumerian literature was not composed, but recorded, compiled and edited. In the schools Sumerian literature was a tradition, and also a subject-matter of instruction. In its details certain elements were very likely added to it, but in all probability its decisive features were not altered. Akkadian epic poetry unfolded in the same period, very likely without any earnest antecedents in

⁸⁴ B. MEISSNER: Ein altbabylonisches Fragment des Gilgames-Epos (= MVAG 7, I., Berlin 1902).

⁸⁵ The reading *Ūm-napišti* is used in the Hungarian language by A. DÁVID: *Bábel és Assur, II* (Babel and Assur, II) Művelődés (History of Culture). Budapest 1928. 227. — The reading *Utnapištim* generally spread today is criticized e.g. by A. HEIDEL: *The Gilgamesh Epic and Old Testament Parallels*. Chicago 1958³. 227, note 5; O. E. RAVN: *Acta Orient. Haunia* 22 (1955) 49. — To the problem of the Hittite variant and eventual Greek survival of the Akkadian name see recently: K. OBERHUBER: *Odysseus — Utis in altorientalischer Sicht*, in: *IBK 11* (= Festschrift L. C. Franz, Innsbruck 1965) 307—212, with the earlier literature.

⁸⁶ F. JACOBY: *Die Fragmente der griechischen Historiker*, III C. 1 (Leiden 1958) 379.

the Akkadian language. Thus the poets were not bound by the ready text or tradition. For the time being we do not know who were the poets, but at any rate it is unimaginable that they would have been definitely independent from the circle of the schools. This is also excluded by the fact itself that the Sumerian texts edited and used in the schools proved to be their main sources. The position of the schools in the society of the period allowed a comparatively great freedom. This means more exactly that cultic-liturgic dependence was reduced to a minimum. The schools stood nearer to the Royal Court than to the temples. The investigators are haunted now and then by the idea even today that the major Sumerian literary finds originate from the libraries of temples. This, however, is mere error. The tablets — as far as it can be ascertained at all — came to light definitely not in temples but in buildings used by the scribes or inhabited by them, and sometimes directly in schools, in Nippur, in Ur and elsewhere. The fact that the schools stood near to the Royal Court, naturally did not mean at the same time that their literature was an «aulic» one. The Sumerian literary genres used in the Court (*e.g.* the royal hymns) formed a well distinguishable group within the whole of literature. The loose patronage of the royal court (the state!) over the schools made it more possible for literature to assume a secular character, including also approach to folk-poetry (we should think about the collections of proverbs prepared in the schools). I referred to it already above that the view of F. M. Th. de Liagre Böhl, according to which the Old Babylonian Akkadian Epic of Gilgameš came into being in priestly circles, was rejected by I. M. Diakonoff with justification, in my opinion, however, he himself did not solve the problem either. The compilers of the Sumerian epics and the poets of the Akkadian epics were definitely not the same persons, but I think it to be sure that they belonged to the same social layer. In my opinion this layer is the intelligentsia of the Old Babylonian age, the circle of the scribes, teachers, scholars of the schools and the royal court.

The epic poetry in Akkadian language gives of course a more genuine picture of the Old Babylonian period than Sumerian poetry. At this time Sumerian epic poetry is already essentially a historical relic, model, source, subject-matter of instruction, but its social picture and its mythology connect with another period. Just therefore we should not believe that the mythology of Sumerian literature is characteristic of the whole of Mesopotamian culture. The myths are never definitive, every new recital is at the same time a new myth. The *Stoff* is utilized by the poets but what they express by it is their own.

In the Mesopotamian literature of the beginning of the 2nd millennium B. C. not the changing of the language, but the changing of the society is the essential point which involved the essential transformation of religion, world concept, and naturally of literature.

The clouds gradually start to clear up above the history of development of Akkadian literature. We see its ridges, its summits, its flat provinces more and more clearly. It is little to say that the Old Babylonian period was one of the most creative periods. It was most creative in the field of epic poetry. Epic poetry can be regarded as the representative literary genre of the Old Babylonian period.

Finally, I should like to express one of my doubts or reservations in a cautious way. It is well-known how significant role the investigation of recent folklore phenomena has in epic research, whether we think, let us say, about the material from Yugoslavia discovered in the 1930-es, or about the epic poetry existing even today (or having existed still in the recent past) in the Soviet Union or among several peoples of Asia. We must recognize that this material has a general significance, and it cannot be doubted either that folklore epic poetry offers lessons also for the investigators of the epics handed down historically. Still it would be incorrect if we tried to explain every period of the history of epics with this analogy. What is old or oriental, is not necessarily at the same time of folklore character. E. M. Meletinsky calls the Akkadian epics, pertinently to a certain extent, «book epics».⁸⁷ I think we must at least count with the possibility that the material of folklore epic poetry will some time in the future prove to be accidental, only of particular validity from the viewpoint of the history of development, and will not be suitable to be used as a standard. The Mesopotamian material, and within this the material we have chosen here as our theme, *viz.* the Old Babylonian Akkadian epic poetry borrowing from the Sumerian epic sources, at any rate shows a picture which differs in nearly every respect from the features attributed to folklore.⁸⁸ In Mesopotamia within the framework of the literary life of the Old Babylonian period no epic works of folklore character were created. The anonymous Akkadian epics are single works of poetical personalities. Their authors can hardly be looked for among the illiterate, simple popular minstrels. If we can find them at all then we shall come across them in all probability in the neighbourhood of the schools of the Mesopotamian cultural centres.

Budapest.

⁸⁷ E. M. MELETINSKY: Происхождение героического эпоса. Moscow 1963. 375.

⁸⁸ The features of Sumerian poetics, identical with those of oral poetry (aptly analysed recently by B. ALSTER: *Dumuzi's Dream. Aspects of Oral Poetry in Sumerian Myth*. Copenhagen 1972) are in fact the characteristics of the poetical work as such, and do not render the conclusion necessary that we have to do with oral poetry also in this case.

EPISCHER STIL IM UGARITISCHEN UND IM GRIECHISCHEN

Auf dem Weg über die archäologischen Entdeckungen unseres Jahrhunderts entstand die kleinasiatische Philologie und bekam die semitische Philologie einen neuen Aufschwung. All das war — wie die Ereignisse beweisen — auch vom Gesichtspunkt der klassischen Philologie nicht unwesentlich. Viele erkannten, daß die neuen Funde auch einige Fragen der klassischen Philologie in einem neuen Licht erscheinen lassen, nur gingen sie manchmal zu weit und betrachteten z. B. die homerischen Epen in ihrer Ganzheit — in bezug auf ihren Inhalt und auf ihre Form in gleicher Weise — nur als Folgeerscheinungen einer gemeinsamen mediterranen Literatur, welche weder vom Inhalt noch von der Form her etwas enthielten, was nicht schon früher — wenn auch auf weniger entwickelter Stufe — in den in verschiedenen semitischen Sprachen (in erster Linie ugaritisch) geschriebenen literarischen Denkmälern vorhanden war.¹

Nach dieser Auffassung bildet die entführte und dann durch Krieg wiedergewonnene Gattin das Grundmotiv des ugaritischen Keret-Epos. Das gleiche Motiv bearbeitet auch Homer in der Ilias. Diese Theorie wurde von C. H. Gordon in mehreren seiner Werke vertreten und von einigen semitischen Philologen, so z. B. von S. Moscati,² auch angenommen. Demgegenüber äußerte A. F. Campbell Zweifel, aber er blieb eine ausführliche Beweisführung schuldig.³ Kein Wunder, daß ein klassischer Philologe, wie T. B. L. Webster, ratlos ist; er wagt nicht, sich mit der Hypothese einverstanden zu erklären, aber auch nicht, sie rundweg abzulehnen.⁴

Die Lösung der Frage liegt jedoch auf der Hand. Das Keret-Epos beginnt folgendermaßen:⁵

¹ S. besonders C. H. GORDON: *Homer and Bible*. HUCA 26 (1955) 43—108 und *Before the Bible*. London 1962.

² S. MOSCATI: *Die altsemitischen Kulturen*. Stuttgart 1961. 105.

³ A. F. CAMPBELL: *Homer and the Ugaritic Literature*. *Abr-Nharsin* 5 (1964—65) 29—56.

⁴ T. B. L. WEBSTER: *From Mycenae to Homer*. London 1958.

⁵ J. GRAY: *Rhe Krt Text in the Literature of Ras Shamra*. Leiden 1964. 11. M. MARÓTH: *Bemerkungen zum ugaritischen Text KRT*. *Act. Or. Hung.* 27 (1973) 307.

- | | |
|--|---|
| <p>7. <i>bt mlk 'etdb</i>
 <i>dšb' ('a)ḥm lh</i>
 <i>ṭmnt bn 'um</i></p> <p>10. <i>Krt ḥtkn rš</i>
 <i>Krt grdš mkn</i>
 <i>'att šdqh lypq</i>
 <i>mtrḥt yšrh</i>
 <i>'att trḥ wtb't</i></p> <p>15. <i>ṭ'r 'um tkn lh</i>
 <i>mṭlṭt ktrm tmt</i>
 <i>mrḃ't zblnm</i>
 <i>mḥmšt y'tsp ršp</i>
 <i>mṭdṭt ḡlm ym</i></p> <p>20. <i>mšb't hn bšlḥ ttpl</i></p> | <p>7. «Vernichtet war das Königshaus
 das sieben Söhne hatte,
 acht Söhne einer Mutter</p> <p>10. <i>Krt</i>, unser Vater, war beschädigt
 dem <i>Krt</i> war der Palast zerstört worden
 Er fand seine gesetzmäßige Frau,
 seine wahre Verlobte.
 Er nahm sich eine Frau, die gebär,</p> <p>15. seine Verwandte wurde für ihn Mutter,
 (aber) ihr Dreifaches starb gesund,
 ihr Vierfaches an Krankheit
 ihr Fünffaches riß <i>Ršp</i> mit sich hin
 ihr Sechsfaches die Welle des Meeres</p> <p>20. ihr Siebenfaches, siehe, fiel durch die Waffe.»</p> |
|--|---|

Der erste Satz sagt eindeutig, was geschehen ist: Das königliche Haus ging zugrunde. Die Nachkommen Kerets sind gestorben, und es geht aus dem Textzusammenhang klar hervor, daß auch Kerets Gattin dasselbe Schicksal erlitten hat. Es ist keine Rede von ihrer Entführung oder von ihrer Flucht. Auf die alles vernichtende Tragödie weist auch die am Ende des Zitats befindliche Steigerung hin. Man kann also feststellen, daß die Flucht der Gattin von Keret mit einem ugaritischen Paris auch dann nicht in den Zusammenhang paßt, wenn hinter *'att* das Wort *tb't* steht, was in der Bedeutung 'gehen' an anderen Stellen vorkommt. Hier, an dieser Stelle, ist es jedoch in der Bedeutung 'Kinder gebären' zu verstehen, wie schon Gray sprachlich nachgewiesen hat.⁶ Diese Deutung wird auch durch den Umstand empfohlen, daß auf diese Weise diese Zeile mit der folgenden (seine Verwandte wurde für ihn Mutter) einen Gedankenrhythmus bildet.

Selbst wenn sich unsere bisherigen Darlegungen vielleicht als unrichtig erweisen, wird es auch dann unmöglich sein, die Helena-Geschichte aus dem Keret-Epos herauszulesen. Nach Campbells Meinung müßte man dazu nachweisen, daß die entführte Frau und die durch Kampf gewonnene Gattin identisch sind, d. h. daß Keret als Ergebnis seines Kriegszuges keine neue Gattin erworben, sondern die frühere nach Hause gebracht hat. Leider blieb Campbell bei diesem Gedanken stehen, er unternahm nicht den Versuch einer ausführlichen Beweisführung. Die 143—144. Zeilen des Keret-Epos geben nämlich eine klare Antwort auf die Frage, ob Kerets erste Frau und seine neue Gattin identisch sind oder nicht:

- | | |
|---|---|
| <p>143. <i>tn ly mṭt ḥry</i></p> <p>144. <i>n'mt špḥ bkrk</i></p> | <p>«Gib mir <i>Mṭt Ḥry</i>
 das schöne Kind, deine Erstgeborene.»</p> |
|---|---|

⁶ J. GRAY: a. a. O. 32 und The Legacy of Canaan. Leiden 1957. 95.

Auf Grund des Textes wird unmißverständlich sein, daß Keret vom Vater die Tochter, nicht aber vom Entführer die entführte Gattin verlangt.

Aus den hier angeführten Tatsachen ist es auch ohne jede weitere Beweisführung klar, daß Gordons Parallele zwischen Achilleus und Briseis sowie Keret und *Mtt Hry* ebenfalls nicht aufrechterhalten werden kann,⁷ denn Achilleus forderte ja Briseis deshalb zurück, um die ihm widerfahrene *Atimie* ungeschehen zu machen, Keret dagegen verlangt nicht seine einstige Sklavin zurück, sondern kämpft um ein neues Mädchen, das er zur Frau nehmen will, damit sie ihm im Sinne der Prophezeiung Kinder gebäre, und so das königliche Haus begründet werde. Nach Grays Analyse verfolgt das Keret-Epos das Ziel, auf der Ebene der Sage das friedliche Nebeneinanderleben der semitischen und hurritischen Bevölkerung in Ugarit zu begründen.⁸ Das aber steht in keiner Beziehung zur Entführung der Gattin und zu dem vom Stolz des beleidigten aufgeblasenen Helden. Aus all dem ergibt sich klar, daß in der ugaritischen epischen Dichtung kein der griechischen identisches Thema bearbeitet wird. Die griechischen und ugaritischen epischen Dichtungen haben also vom Thema, vom Inhalt her, nichts miteinander gemein.

C. H. Gordon verglich nicht nur die Grundmotive und die Haupthelden der ugaritischen und griechischen epischen Dichtungen miteinander, sondern er untersuchte auch die in diesen Werken zu findenden kleineren Szenen. So gelangte er zu der Schlußfolgerung, daß die in der 188—222. Zeile der *Ilias* I. beschriebene Szene — in der der beleidigte Achilleus sein Schwert ziehen will, um sich auf Agamemnon zu stürzen, darin aber von Athena, die Hera sandte, gehindert wird, indem sie sich neben ihm stellt und sein Haar berührt — nichts anderes darstellt, als eine Neudichtung der zum ugaritischen Ba'l und 'Anat-Zyklus gehörenden Geschehnisse, die auf Tafel 129 niedergeschrieben sind. Im ugaritischen Text verletzen die Yamm-Abgesandten im Rat der Götter das Selbstbewußtsein des Ba'l. Der Gott springt auf und will sein Schwert ziehen, um auf die zwei Gesandten zu stürzen, aber 'Anat und *Atirt* stellen sich neben ihn, und halten ihn an seinen Händen zurück.⁹ Die zwei Szenen erweisen sich — wenn man die veränderte Grundsituation und die deshalb vorgenommenen kleineren Änderungen in Betracht zieht — in ihren grundlegenden Motiven, kleineren Momenten, als derartig übereinstimmend, daß niemand Gordons Gleichstellung bestreitet. Ja, neuerlich wird sie sogar von mehreren Seiten unterstützt, indem man ständig neue Beweise für ihre Richtigkeit anführt.¹⁰

⁷ C. H. GORDON: *Before the Bible*. 228.

⁸ J. GRAY: *The KRT Text*. 1—10.

⁹ C. H. GORDON: *Before the Bible*, 178—81.

¹⁰ P. WALCOT: *The Comparative Study of Ugaritic and Greek Literatures*. UF 2 (1970) 274—75. P. CONSIDINE: *Studi Micenei ed Egeo-Anatolici* 8 (*Incunabula Graeca* 38). Roma 1969. 85—159.

Auf Grund des bisher Gesagten scheint der Vergleich der die Mythen handelnden epischen Dichtungen vom inhaltlichen Gesichtspunkt aus, indem man die Identität der grundlegenden Motive sucht, im Rahmen einer Untersuchung der Zusammenhänge zwischen dem altorientalischen Ugarit und dem frühen Griechentum — im Gegensatz zu den einträglichen und erfolgreichen mythologischen Vergleichen — auf ein totes Gleis zu führen. Andererseits läßt sich der zwischen den epischen Dichtungen bestehende Zusammenhang allem Anschein nach nicht völlig leugnen, die Identität der beiden Szenen legt es ja nahe, daß es sich lohnt, die Dichtungen in bezug auf ihren Stil zu untersuchen.

Interessanterweise hat die bisherige Forschung gerade dieses Gebiet am meisten vernachlässigt. Im wesentlichen beschränkten sich die Untersuchungen über die altorientalischen und griechischen epischen Dichtungen im Bereich des Stils auf den Vergleich gewisser Wendungen. Einige, manchmal mehrmals wiederkehrende Wendungen der griechischen Epik finden sich auch schon in den ugaritischen Dichtungen. Hierzu gehört z. B. das griechische ἄλλο δέ τοι ἐρέω «etwas anderes werde ich dir sagen», dem in den ugaritischen Epen *mṭn rgmm argmk* «ich sage dir ein anderes Wort» entspricht.¹¹ Ein anderes Beispiel bieten das griechische οὐ πῶ πᾶν εἶρητο ἔπος «noch nicht war die ganze Rede gesprochen» und seine ugaritische Parallele *bph rgm lyša bšpṭh hwṭh* «kein Wort kam aus seinem Mund, von seinen Lippen kein Ton».¹² Interessant ist auch Baʿls Attribut, das im Ugaritischen *rkb* 'rpt heißt. Dies pflegt man häufig mit dem im 5. Vers des 68. Psalms auftretenden hebräischen Ausdruck רֹחַבְּבָאֲרָפֶל — der in der Wüste wohnt — zu vergleichen. Später einigte man sich allgemein in der Bedeutung 'Wolke' des Wortes 'rpt (~akkadisch *urpitu*, hebräisch *ʾārāṭel*). *Rkb* aber faßte man in der Bedeutung 'reiten', und so wurde Baʿl zu einem Gott 'der auf den Wolken reitet', zu 'Wolkenreiter', dann, mit der Weiterentwicklung der Auslegung von *rkb*, zu dem «auf den Wolken Thronenden». Ullendorff versuchte unter Hinweis auf das Äthiopische, nachzuweisen, daß die Grundbedeutung der Wurzel *rkb* 'sammeln, zusammenstellen' ist. Dieselbe Bedeutungen haben die derivierten Verbformen von *rkb* auch im Hebräischen, Arabischen und Syrischen. Auf diese Weise hätte *rkb* 'rpt die Bedeutung 'Wolkensammler', d. h. griechisch *νεφεληγερέτης*.¹³ Es läßt sich leider nicht genau entscheiden, ob diese oder die vorhergehende Deutung die richtige ist. Sprachlich und inhaltlich sind beide möglich.

Solche Ähnlichkeiten des epischen Attributs lassen die Schlußfolgerung zu, daß die Entwicklung der griechischen Epik nicht vom Nullpunkt ausging, sondern daß auch die griechischen Rhapsoden von den Epensängern anderer

¹¹ C. H. GORDON: AJA 56 (1952) 92—94. O 212, Ψ 82.

¹² K 540.

¹³ E. ULLENDORFF: Ugaritic Studies within their Semitic and Eastern Mediterranean Setting. Bul. of J. Rylands Library 46 (1963—64) 242—247.

Völker gelernt haben. Ehe wir jedoch übereilt behaupten, die frühe Entwicklung habe nur von seiten Ugarits eine Bedeutung für die Griechen besessen, muß auch auf folgende Parallelen hingewiesen werden: das Attribut des *El* ist in den ugaritischen Dichtungen *ab adm* und *ab bn il* 'Vater der Menschen' und 'Vater der Götter', dem der griechische Ausdruck *πατήρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε* genau entspricht. Eine ähnliche Titulatur finden wir jedoch auch beim hethitischen Kumarbi.

Nicht nur diese einzige Wendung haben die Griechen und die Hethiter gemeinsam. Mc Neil sammelte mehrere übereinstimmende Ausdrücke aus den verschiedenen Epen, zwischen denen nur der einzige Unterschied besteht, daß die einen griechisch, die anderen aber hethitisch geschrieben sind.¹⁴ Diese Tatsache weist also darauf hin, daß man bei der Untersuchung der östlichen Beziehungen des griechischen Epos die kleinasiatische Dichtung auch in Stilfragen nicht außer acht lassen darf.

Schon im Altertum wurden nach dem Entstehen der Werke Homers solche epische Dichtungen geschaffen, deren Verfasser die Ilias und die Odyssee als Vorbilder betrachteten. Sie hielten sie für die vollkommensten Schöpfungen, deshalb ahmten sie in ihren Dichtungen diese beiden Epen bewußt nach. Ein solcher Autor war z. B. Vergil. Man kann aber nicht sagen, daß sich diese Erscheinung nur auf das Altertum beschränkt. Dasselbe Verfahren wandte auch M. Zrínyi an, als er seine «Szigeti veszedelem» (Die Belagerung von Sziget) schrieb, ja sogar S. Petőfi in seinem komischen Epos «A helység kalapácsa» («Der Dorfhammer»). Gemeinsam in ihrem Vorgehen war, daß sie alle bewußt die Mittel des Epos anwandten, d. h. danach strebten, in ihren Werken die Stilmerkmale zu verwenden, die aus den homerischen Epen abstrahiert wurden, die in jedem nach Homer entstandenen Epos vorhanden sein mußten und die nach europäischer Auffassung das Epos zum Epos machten.

Im folgenden werde ich untersuchen, ob diese Merkmale des Epos, die bei Homeros zu finden sind, auch in den ugaritischen epischen Schöpfungen vorkommen oder nicht, und ob — wenn sie dort vorhanden sind — diese Ähnlichkeit (auf Grund derer sich weitere Schlußfolgerungen ziehen lassen) ausschließlich zwischen den homerischen und ugaritischen Epen besteht oder nicht.

Fassen wir als erstes die *Vergleiche* ins Auge. Im ugaritischen Keret-Epos ist z. B. ein Vergleich von mehreren Zeilen zu finden, mit dem der Sänger die Schönheit von *Mtt Hry* ausdrückt. Ebenso läßt sich ein langer Vergleich auf der VI. Tafel des mesopotamischen Gilgamesch-Epos zur Versinnbildlichung der Schönheit der Göttin Ištar nachweisen. Man muß aber unbedingt anerkennen, daß weder die im ugaritischen noch die im akkadischen Epos gebrauchten Vergleiche sich mit denen Homers messen können. Sie sind um

¹⁴ MC NEIL: The Metre of the Hittite Epic. *Anatolian Studies* 13 (1963) 242—46.

vieles einfacher und unentwickelter. Webster wies jedoch auch nach, daß ein Teil der homerischen Vergleiche sich aus früheren kurzen Vergleichen entwickelte, und nach dem Vorbild der so entstandenen schuf Homer die anderen.¹⁵

Ausführliche Kampfscenen sind auch in den ugaritischen Dichtungen zu finden. Ein wohlbekanntes Beispiel dafür enthält die mit II. 'Anat bezeichnete Tafel im 'Anat und Ba'l-Zyklus, die die Geschichte eines blutigen Kampfes zwischen der Göttin 'Anat und der Jugend zweier Städte erzählt. Auch für Zweikämpfe gibt es mehrere Beispiele, z. B. zwischen Ba'l und Môt, Ba'l und Yamm. Auf die Beschreibung einer großen Schlacht stößt man aber auch im VI. Teil des altindischen Epos Mahābhārata.

Wunderbare Vorzeichen. Im III. Kolophon der ugaritischen 49. Tafel liest man, wie die Göttin 'Anat im Traum sah, daß in den Flüssen anstelle des Wassers Milch und Honig floß. Aus diesem Vorzeichen schloß sie, das Ba'l's Schicksal eine Wendung genommen hat. Durch ein ebenso wunderbares Zeichen, den vom Himmel fallenden Weizenregen, wird Utnapištim auf der XI. Tafel des Gilgamesch-Epos mitgeteilt, daß er in die Barke einsteigen muß.

Göttliches Eingreifen tritt in den ugaritischen Epen reichlich auf. Aqhat bekommt einen Wunderbogen vom Schmiedegott, El gibt Keret einen Rat, läßt Kerets unheilbare Krankheit verschwinden. Ebenso greifen die Götter im Mahābhārata in die Kämpfe auf der Erde ein, als Indra Arjuna eine Waffe überreicht.

Prophezeiungen. Keret wird von El, dem ugaritischen Göttervater, prophezeit, wieviel Kinder ihm geboren werden. Auf ähnliche Weise prophezeit auch Lämminkäinen (in der Kalevala) der Mutter, daß aus ihrer Haarbürste Blut strömen wird, wenn ihm ein Leid geschieht.

Auch *ständige Attribute* sind in der ugaritischen Epik zu finden. 'Anats Attribut ist *btlt*, d. h. 'Jungfrau', als Els Attribut kommt *ltpn*, *dpid*, 'gnädig' und 'gutherzig' vor usw. Das ständige Attribut des Väinämöinen in der Kalevala heißt *vaka vanha*, 'ernster alter'.

Wiederholungen. Einen charakteristischen Wiederholungs-Typ der ugaritischen epischen Dichtungen vertreten der Befehl, dessen Ausführung und die Botschaft, deren Wiederholung durch den Boten usw. Einen anderen Typ der Wiederholungen bilden die stehenden Wendungen. Wenn z. B. jemand irgendwohin geht, dann wird das in den epischen Werken immer so geschrieben: *'edk pnm ytn* «danach wendete er sein Gesicht». Beide Arten der Wiederholung lassen sich auch in anderen epischen Dichtungen antreffen, so wiederholt sich z. B. der zehnzeilige Teil, der um die 140. Zeile der I. Tafel des babylonischen Schöpfungsepos (*Enūma eliš*) zu finden ist, auf der II. Tafel zwischen der 20. und 30. Zeile. Ebenso gibt es in der akkadischen epischen Sprache einen ständigen Ausdruck für die Wendung «er begann zu sprechen»: *pāša ippušma* «er

¹⁵ T. B. L. WEBSTER: Early and Late in Homeric Diction. Eranos 4 (1956).

machte seinen Mund». Die Wiederholungen weisen, z. B. auch nach der Meinung von K. Marót auf eine orale Herkunft hin, sie waren ursprünglich nicht die Produkte einer bewußten dichterischen Tätigkeit.¹⁶

In medias res. Die für die homerischen Epen so charakteristische Kompositionsweise ist bei den ugaritischen Epen nicht zu finden. Der Grund dafür liegt nicht darin, daß die Tafeln nur in Bruchstücken erhalten blieben und ihr Anfang im allgemeinen fehlt. Aus dem Text der Epen ergibt sich klar, daß sie den Handlungsverlauf von Anfang an enthielten und die Erzählung nicht in der geballten Mitte der Ereignisse begann. Die *in medias res*-Komposition ist auch in anderen Epen nicht vorhanden. Demnach wäre dies eine Neuerung des griechischen Epos? Das ist nicht wahrscheinlich. Näher liegt die Lösung, daß auch die griechischen Epen die Handlung vom Anfang der Ereignisse an wiedergaben, nur blieben uns aus dem epischen Zyklus die Kypria, das Kettenglied vor der Ilias, nicht erhalten. Die Kypria begannen wahrscheinlich nicht *in medias res*, da jedoch der Text nicht vorhanden ist, kann man das nicht beweisen, obwohl die Worte des Proklos es als sehr wahrscheinlich erscheinen lassen. Natürlich fängt die Ilias schon *in medias res* an, da ja das Vorausgegangene jedermann bereits aus den Kypria kannte. Auf ähnliche Weise begann auch das Lied der Sänger, das nur auf die eine oder andere Einzelheit der Geschehnisse eingehen konnte, so daß es gleich in die Mitte der Ereignisse eingriff. Was vorher geschehen war, wußte nämlich jeder wohl, es war für niemanden nötig, es noch einmal zu erzählen.

Ehe wir weitergehen, möchte ich betonen, daß abgesehen vom Kompositionsprinzip des *in medias res*, das eine Sonderstellung einnimmt, die gesamten bisherigen Epos-Merkmale außer den homerischen Epen auch in den ugaritischen Epen anzutreffen sind, aber ebenso in anderen epischen Schöpfungen, sei es mesopotamische oder auch finnische Dichtung. Es ist jedoch bemerkenswert, daß sich in den hethitischen Epen von den hier aufgezählten Merkmalen nur sehr wenige nachweisen lassen.

Sehen wir uns danach die zwei letzten Merkmale des Epos, die *Invokation* und die *Proposition*, an. Diese zwei sind vielleicht die wichtigsten, hat doch schon W. Schadewaldt¹⁷ nachgewiesen, daß die griechischen Sänger immer damit begannen, daß sie Gott um Hilfe anriefen und darauf angaben, worüber sie singen werden. Das Anrufen der Götter, die *Invokation*, sowie die Angabe des Themas, die *Proposition*, müssen also immer am Anfang des Werkes gesucht werden. Das nur bruchstückhafte Vorhandensein der ugaritischen Tafeln bedeutet aber, daß uns kaum eine Dichtung erhalten blieb, von der wir den Anfang kennen. Eigentlich gibt es nur eine einzige solche, das die Hoch-

¹⁶ K. MARÓT: Az epopeia helye a hősi epikában (Der Platz der Epopöe in der Helden-Epik). Budapest 1964.

¹⁷ W. SCHADEWALDT: Von Homers Welt und Werk. Stuttgart 1944. 54–86.

zeit des Gottes Nikkal erzählende Werk, welches auf der Tafel 77 erhalten blieb. Die auf der Tafel 52 befindliche Dichtung mit dem Titel *Šahar und Šalim* blieb ebenfalls mit dem Anfang erhalten, aber leider ist der Text ziemlich lückenhaft und kann nicht genau rekonstruiert werden. In seiner Studie über den Text stellt J. Aistleitner in bezug auf die einleitenden acht Zeilen fest, daß sie einen von den weiteren Teilen scharf abweichenden, hymnischen einleitenden Abschnitt darstellen.¹⁸

Die einleitenden Zeilen der Tafel 52 lauten folgendermaßen:

iqra ilm n'[mm]
wysmm bn šr[m]
 «Ich rufe die gnädigen und schönen Götter,
 die Söhne *Šrms.*»

Šrm wurde von der Forschung als Eigenname eines Gottes erkannt. Wir können versuchen, diesen Namen zu deuten. Ich möchte auf das habräische Wort שִׁיר 'Gesang, Lied' hinweisen. Die Wurzel ist auch in Ugarit belegt, z. B. am Anfang der 77. Tafel. Das ugaritische Wort *šr* bedeutet 'Gesang'. Auf Grund dieser Angaben können wir den Gott *Šrm* als Gott des Gesanges auffassen und auch seine Söhne als Gesangsgötter erkennen. (Die Form *Šrm* läßt sich mit *ilm* vergleichen, wo der Partikel *m* auf die Bestimmtheit hinweist.)

Es läßt sich auf Grund dieser zwei Zeilen annehmen, daß der vor dem Text stehende Teil eine Invokation ist. Zu dieser Vermutung stehen die danach folgenden weiteren sechs lückenhaften Zeilen nicht im Widerspruch, obwohl sie sich nicht zusammenhängend übersetzen lassen.

Der Anfang des auf Tafel 77 erhaltenen Textes ist jedoch unmißverständlich. Seine Übersetzung lautet:

<i>ašr nkl wib[]</i>	«Ich besinge Nikkal ind Ib
<i>ḫrḫb mlk qz ḫrḫb m</i>	<u>Hrḫb</u> , den König des Sommers,
<i>lk tğzt</i>	<u>Hrḫb</u> , den König der Fruchtbarkeit.»

Danach, von diesen ersten zweieinhalb Zeilen scharf abgetrennt, beginnt die eigentliche Dichtung.

Es läßt sich also feststellen, daß man sowohl für die Invokation als auch für die Proposition im Ugaritischen ein Beispiel finden kann. Das ist deshalb wichtig, weil es in anderen epischen Dichtungen — jedenfalls, was die vor Homer und mit ihm zu gleicher Zeit entstandenen östlichen Epen oder aber auch noch die Kalevala betrifft — sonst keine Spur davon gibt.

Eine Ausnahme hiervon bildet der hethitische Ullikummi-Gesang. Der Text beginnt so:^{18a}

¹⁸ J. AISTLEITNER: Götterzeugung in Ugarit und Dilmun. Acta Or. Hung. 3 (1953) 285—312.

^{18a} G. H. GÜTERBOCK: The Song of Ullikummi. KS 5 (1951) 135—161.

1.
2. *k(án) ku-(e-da-n)i ZI-ni an-da na-aš-kán ZI-ni*
3. *ḥa-at-ta-tar an-da da-aš-ki-iz-zi da-pi-ia-aš DINGIR. MEŠ-aš ad-da-an*
4. *^dKu-mar-bi-in iš-ḥa-mi-iḥ-ḥi*
1. «.....
2. in dessen Sinne.....ist
3. und in die Seele Weisheit nimmt
4. Kumarbi, den Vater aller Götter, besinge ich.»

In Kenntnis des geschichtlichen Zusammenhanges kann man sicher sein, daß sich sowohl die ugaritische als auch die hethitische Proposition durch die Vermittlung der Hurriter miteinander in Verbindung bringen lassen, obwohl wir von dieser literarischen Wechselwirkung nichts Genaueres wissen.

Webster wies schon darauf hin, daß auf den Handelswegen zwischen dem alten Nahen Osten und Mykene nicht nur Waren transportiert wurden, sondern die Partner durch den persönlichen Kontakt auch die Denkweise, die Literatur voneinander kennen lernen konnten.¹⁹ In dem Kapitel über die mykenische Dichtung zeigt er, daß alles, was bei Homer und im Osten vorhanden ist, notwendigerweise auch in der mykenischen Dichtung auftreten muß. Auf Grund dieser Erwägungen kann man annehmen, daß die Invokation und die Proposition zusammen mit anderen Merkmalen des Epos schon in der mykenischen Dichtung bekannt sein dürften.

Es gibt jedoch einen Unterschied zwischen ugaritischer und griechischer Invokation und Proposition: in der griechischen Epik sind beide zusammen, miteinander verbunden zu finden, in der ugaritischen dagegen kommen sie nur voneinander getrennt vor. Dieser Unterschied hat jedoch keine allgemeine Gültigkeit, da man auch bei einem großen Teil der homerischen Hymnen am Anfang doch nur die Proposition findet. Das bedeutet, daß die Invokation und die Proposition auch im Griechischen nicht immer gemeinsam vorkommen. Von den homerischen Hymnen möchte ich nur die an Aphrodite gerichtete zitieren:

*Αἰδοίην χρυσοστόφανον καλὴν Ἀφροδίτην
ᾄσομαι ἢ πάσης Κύπρου κρήδεμνα λέλογχεν
εἰναλῆς*

«Singen will ich von Aphrodite, der Züchtigen, Schönen, golden Bekränzten. Das meerumflossene Kypros ward ganz ihr, samt seinen Zinnen, verliehen.»²⁰

Diese Propositio unterscheidet sich im wesentlichen weder vom Anfang der

¹⁹ T. B. L. WEBSTER: *From Mycenae to Homer*.

²⁰ A. WEIHER: *Homerische Hymnen*. München 1951. 108–109.

ugaritischen 77. Tafel noch von den ersten Zeilen des hethitischen Ullikummi-Gesanges.

In seinem Werk «Die Anfänge der griechischen Literatur» untersuchte K. Marót auch die Frage der Invokationen und Propositionen. Er kam zu dem Ergebnis, daß sich deren Text reimt, aber der Reim zu den Merkmalen der Magie gehört, also die Invokatio und Propositio magische Bedeutung haben.²¹

K. Marót fiel auch die Erscheinung auf, daß der Dichter im Prooimion das Personalpronomen in der ersten Person Singular verwendet. Für ihn stellt die in der Ilias II. 490 enthaltene *χάλκεον δέ μοι ἦτορ ἐνείη* «wär . . . ein ehernes Herz *mir* gewähret» sowie die ebendort in Zeile 488 vorkommende *πληθὺν δ' οὐκ ἄν ἐγὼ μνθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω* «Nie vermöcht *ich* das Volk zu verkündigen oder zu nennen»²² Erzählungsform ein Überbleibsel der magischen, schamanistischen Ich-Erzählung.

Im Gegensatz zu dieser Schlußfolgerung kann jeder objektive Beobachter feststellen, daß es tatsächlich solche Invokationen gibt, in denen man Reime entdecken kann, aber diese wahrscheinlich auf Grund der Kongruenzregeln entstanden, die für die indogermanischen Sprachen charakteristisch sind. Bei der Mehrzahl der Invokationen würde man jedoch die Reime vergeblich suchen, sie sind nicht zu finden. Hierher gehören die bekanntesten, z. B. die am Anfang der beiden homerischen Epen stehenden Invokationen. Ebenfalls reimlos sind die am Anfang des I. und des III. Gesanges stehenden Invokationen des Apollonios Rhodios in gleicher Weise. Zwar läßt sich in Zeile 645 im VII. Gesang der Aeneis ein Reim nachweisen, den zwei kongruierende Verbformen verursachen, aber es wäre auch schwer gewesen, das zu vermeiden. Kein Reim befindet sich jedoch in der Invokation in Zeile 39 im VII. Gesang und auch nicht in der, die am Anfang des Epos steht. Es liegt mir fern, die in der Dichtung enthaltene Magie zu leugnen, aber in diesem Fall scheint es so, als wenn es übereilt wäre, auf Grund einer fehlerhaften Verallgemeinerung die obengenannte Schlußfolgerung zu ziehen. Wenn man also die vor dem Schiffkatalog der Ilias stehende Invokation nicht als eine Äußerung der Magie, sondern als literarischen Topos auffaßt, dann ist sie so zu verstehen, wie es am nächsten liegt, wie es sich aus dem Text herauslesen läßt: Homers menschliche Kräfte sind zu gering für die große Aufgabe, deshalb bittet er Gott um Hilfe. Die erste Person Singular aber gebraucht er deshalb, weil letztlich er singt. Das sagt er klar:

ἀρχὸς αἶ νηῶν ἐρέω νῆάς τε προπάσας

²¹ K. MARÓTH: Die Anfänge der griechischen Literatur. Budapest 1960. 62–65. Über das Prooimion im allgemeinen E. BETHE: Der homerische Apollonhymnos und das Prooimion. Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akad. der Wiss. zu Leipzig. 83. Bd. 2. Heft. Leipzig 1931.

²² Homer. Ilias. Übertr. von J. H. Voss. Leipzig 1968, 31.

«So nenne ich die Führer der Schiffe und all ihre Schiffe!»

Das Verb, das er verwendet, heißt *ἐπέω*, d. h. *ich nenne*. Das ist genau die erste Person Singular, die der ugaritische Sänger gebraucht: *ašr* 'ich singe', und genau dasselbe sagt auch der hethitische Sänger: *išhamihhi*. Die Erklärung liegt also nicht in der Magie und im schamanistischen Glauben, sondern in dem Vorbild, das die griechische Epik nachahmte. Auf Grund dieser Erwägungen läßt sich feststellen, daß die nur in der griechischen, ugaritischen und hethitischen Epik zu findende Proposition und Invokation zugleich auch auf gewisse Ähnlichkeit in der Vortragstechnik der in den drei Sprachen singenden Rhapsoden hinweist.

Wie man die gleichzeitige Anwesenheit der Invokation und Proposition bei den Hethitern und Ugaritern erklären kann, das ist eine Frage, die weitere Forschungen verdient. Auf Grund der Kenntnis der mesopotamischen Literatur können wir die Frage beantworten. Die vier Anfangszeilen der Mythe Anzû lauten folgendermaßen:

1. *bi-in šar da-ád-me šu-pa-a na-ra*[*m* *dMa-mi*]
2. [*g*]*aš-ru lu-u-za-mur DINGIR bu-kúr* [*dEn-lil*]
3. [*dNI*]*N.URTA šu-pa-a na-ram* *dMa-mi*
4. [*gaš*]-*ru lu-ut-ta-i-id DINGIR bu-kúr* *dEn-lil*²³

1. Den glänzenden Sohn des Königs der Oikumene, den Liebling von Mami
2. den Held, den Erstgeborenen Enlils will ich besingen
3. den glänzenden Ninurta, den Liebling von Mami,
4. den Held, den Erstgeborenen Enlils will ich lobsing.

Nach diesen Anfangszeilen nimmt das Gedicht seinen Anfang.

Ein Anfang dieser Art bei den epischen Gedichten in Mesopotamien ist nur an der Spitze der hymnischen Einleitung der Anzû-Mythe zu finden. Häufiger kommt ein Anfang dieser Art am Anfang verschiedener Hymnen vor. Als Beispiel zitieren wir hier die ersten Zeilen der Hymne an Ištar:²⁴

1. [*i*]-*ta-am zu-um-ra-a ra-šu-ub-ti i-la-tim*
2. *li-it-ta-i-id be-li-it ni-ši*
1. Eine Göttin besingt, besonders ehrfurchtgebietende unter den Göttinnen,
2. gerühmt werde die Herrin der Menschen

²³ CT. XLVI, London 1965. Pl. XXXVII. E. REINER: Le char de Ninurta et le prologue du Mythe de Zû. RA 51 (1957) 107—108. ANET² Suppl. 78 (514).

²⁴ FR. THUREAU-DANGIN: Un hymne à Ištar de la haute époque babylonienne. RA 22 (1925) 169—177. A. FALKENSTEIN—W. VON SODEN: Sumerische und Akkadische Hymnen und Gebete. Zürich—Stuttgart 1953. 235.

und die Anfangszeilen der Hymne an Nana:²⁵

1. *il-tam ša-ma-aš ni-ši-i-ša*
2. ^{iltu}*Na-na-a sù-up-pí-a šu-ub-ba na-az-za-as-[sà]*
1. Die Göttin, die Sonne ihrer Menschen,
2. Nana fleht an, besingt ihr Hintreten.

Die akkadisch geschriebenen Hymnen ahmen natürlich die sumerischen Hymnen nach. Als Beleg für die sumerischen Hymnen möchte ich nur auf das Gedicht an Ninurta hinweisen:²⁶

1. Mein König, deinen Namen will ich (preisend) nennen,
2. Ninurta, ich, dein Mann, dein Mann,
3. will deinen Namen (preisend) nennen.

Wir können auf Grund der angeführten Beispiele zwei Schlußfolgerungen ziehen:

1. Die Invokatio und Propositio, die wir in den Homerischen Epen und Hymnen und in den nach dem homerischen Muster entstandenen Epen auffinden, setzen eine in Mesopotamien ausgebildete literarische Tradition fort, die wahrscheinlich auf zwei Wegen zu den Griechen vermittelt wurde, und zwar durch das Hethitische Reich und durch Ugarit.

2. Wir können den Ursprung der Invokatio und Propositio nicht im Bereiche der Magie, sondern im Gebiete des Kultes, genauer im Gebiete der hymnischen Dichtung finden.

Budapest.

²⁵ W. VON SODEN: Altbabylonische Dialektdichtungen. ZA 44 (1938) 30–44.
A. FALKENSTEIN—W. VON SODEN: a. a. O. 237.

²⁶ A. a. O. 59.

ZUR FRAGE DES ALTISRAELITISCHEN NATIONALEPOS

IN MEMORIAM

Professor D. Dr. Otto Eißfeldt, D. D., Ehrendoktor der Budapester
Reformierten Theologischen Akademie (1. IX. 1887—23. IV. 1973).*

Wenn wir die Standardwerke der Einleitungswissenschaft in das Alte Testament aus unserem Jahrhundert, sowie die einschlägige Literatur zu dieser Frage überblicken, so finden wir das Problem des altisraelitischen Epos sozusagen kaum auch nur berührt.¹ Die mit dem Namen von H. Gunkel eng verbundene und seit seiner Initiative zur traditions- bzw. redaktionsgeschichtlichen verfeinerte sog. formgeschichtliche Methode hat die Frage der Gattungen der altisraelitischen Literatur, sowohl der poetischen als auch der prosaischen, bis in die Einzelheiten geklärt.² Es ist nicht allein das etwas merkwürdig, daß die Frage des altisraelitischen Nationalepos in ihnen kaum erwähnt wird, sonderbar ist es vielmehr — wenn sie schon nicht behandelt wird —, warum diese Frage nicht wenigstens gestellt und angedeutet wird: *was war die Ursache dessen, daß es keinen hebräischen Nationalepos gibt, obwohl es kein anderes vorderasiatisches Volk im Altertum gegeben hat, in dem hierzu die gesellschaftlichen und literarischen Bedingungen so weit vorhanden gewesen waren, wie im alten Israel?* Warum hat Hellas seinen Homeros gehabt und warum gab es ihn in Israel nicht? Die Literatur Israels kannte zwar die quantifizierende *Versbildung* und den Reim nicht, doch ist sie auf ihre eigene Weise, selbst in ihrer Prosa, überwiegend eine fast rhythmische, feierliche, dichterische. Das Arbeitslied, der Erntegesang, Hochzeitsgesang, das Liebeslied, der rhyth-

* Dieser Vortrag ist ursprünglich ungarisch in der *Theologiai Szemle* [Theol. Rundschau] NF 1972 (16) 262—266 erschienen, gewidmet zum 85. Geburtstag meines Lehrers, der vor kurzem gestorben ist.

¹ Zu der Geschichte der kritischen alttestamentlichen Wissenschaft vgl. H. J. KRAUS: *Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments*². Neukirchen-Vluyn 1969. Die Zeit GUNKELS und was darauf folgte auf S. 341 ff. Man kann auch die sog. Einleitungen zum Alten Testament vergleichen, die meistens eine Einführung in die Geschichte der Wissenschaft enthalten.

² Die Ergebnisse der Gattungsforschung findet man gut zusammengefaßt in den folgenden Handbüchern der Literaturgeschichte des Alten Testaments: J. HEMPEL: *Die althebräische Literatur und ihr hellenistisch-jüdisches Nachleben*, in: *Handbuch der Literaturwissenschaft*, hrsg. von O. WALZEL. Wildpark-Potsdam 1930. — O. EISSFELDT: *Einleitung in das Alte Testament unter Einschluß der Apokryphen und Pseud-epigraphen sowie der apokryphen- und pseud-epigraphenartigen Qumran-Schriften*³, in: *Neue Theologische Grundrisse*, hrsg. von R. BULTMANN. Tübingen 1964. Ein bedeutender Teil dieses Werkes, S. 1—124, beschäftigt sich mit diesen Fragen.

mische Ruf der Wachen, das Spottlied, die Totenklage, und der Leichengesang, die politische Satyre, das Siegeslied und die vielen anderen, besonders im Kultwesen beheimateten Gattungen — sie sind alle reichlich vorhanden. Die althebräische Literatur gibt für alle diese Gattungen viele schöne Beispiele. Auf der anderen Seite, in der Prosa, über die *Erzählungen poetischen Charakters* hinaus — Mythos, Märchen, Legende, Sage, Novelle, Anekdote — sind *alle Arten der geschichtlichen Erzählungen* vorhanden, angefangen mit den primitiven chronologischen Listen bis zu der Geschichtsschreibung, wozu noch die in religiöse Lyrik umschlagenden persönlichen Äußerungen (z. B. die authentischen Confessiones des Jeremias) kämen. Diese Literatursammlung ist verwoben mit Abstammungstabellen, Briefen, Urkunden, Gesetzen, Verträgen, visionären Erlebnissen usw. Sowohl in Bruchstücken als auch in größeren Einheiten spielt *die Welt des Mythos* als Ornamentik mit ihren tausend und mehr Elementen ein farbiges Bild vor unseren Augen. Ich summiere: nach der Entstehung des Königtums um die Jahrtausendwende v. d. Z. waren alle gesellschaftlichen und literarischen Bedingungen zu einem Epos, zu einer nationalen Epopöia wahrlich gegeben; in dieser Hinsicht stand Israel nicht hinter Hellas. Auf dem Gebiet der Historiographie war es dem Thukydides und dem Herodotos Jahrhunderte voraus gewesen mit jenem literarischen Schatz, der offenbar nicht aus einer einzigen Hand stammte und seine letzte Form erst nach dem babylonischen Exil erhalten hat. Durch diese Art der Entstehung z. B. der sogenannten Samuelbücher ist aber noch keineswegs ein literarisch minderwertiges Werk tradiert worden; über die Samuelbücher konnte E. Meyer, einer der besten Kenner des alten vorderen Orients nur mit großer Achtung sprechen. Zahlreiche Miniaturepen (z. B. das sog. Deborah-Lied in Richter 5) und Bruchstücke, die ein Epos ahnen lassen, bezeugen die Fähigkeit des Volkes Israel auch für die Gattung des Epos.³

³ «Es ist etwas erstaunliches, daß eine derartige Geschichtsliteratur — er denkt an die Samuelbücher — damals in Israel möglich gewesen ist. Sie steht weit über allem, was wir sonst über altorientalische Geschichtsschreibung wissen, über den trockenen, offiziellen Annalen der Babylonier, Assyrer, Ägypter, über den märchenhaften Geschichten der ägyptischen Volksliteratur. Sie ist wirklich echte Geschichte, die im lebendigen Interesse, in den wirklichen Ereignissen wurzelt, die sie aufzufassen und festzuhalten sich bemüht.» E. MEYER: Die Israeliten und ihre Nachbarstämme. 1906. S. 486; ähnlich in: Geschichte des Altertums⁶, 1925, I/1. S. 127. Zu der altisraelitischen Geschichtsschreibung s. EISSFELDT: Einleitung³. S. 62 ff, ebenda Spezialbibliographie zu Beginn des § 5. C. EPPING: 'Geschichtsschreibung' im Alten Testament, in: Die biblische Welt. Das Alte Testament. Hrsg. von J. P. COOLS und Th. SCHWEGLER. Olten—Freiburg/Br. 1965.

Die literarischen Gattungen haben also ihre Wurzeln, ihren *«Sitz im Leben»*, also auch in der Gesellschaft und in deren Klassengliederung. Eine Historiographie konnte nicht überall in der gleichen Weise entstehen; sie ist nicht einfach eine bestimmte «Entwicklungsstufe» von primitiveren erzählenden Gattungen: von Mythos, Legende, Sage, Annalen usw. Die Annalistik und die Geschichtsschreibung, obwohl sie sich an vielen Punkten miteinander berühren, gehören, nach ihrem innersten Wesen, nicht zusammen. Wo der sakrale, oder vergötterte, oder gar von Göttern abstammende König in seiner Person in den Mittelpunkt gestellt wird und eine offizielle Annalistik blüht, dort keimt die Historiographie sehr schwer aus dem Boden. Die Reiche von Mesopotamien und des Nillandes haben monumentale Schriftdenkmäler der Spätzeit hinterlassen:

Ein vielseitiger Theologe des 19. Jahrhunderts, der große W. M. L. de Wette — der erste Absonderer des Korpus «Deuteronomium» und sein Datierer ungef. in die Zeit seiner Auffindung (621 v. d. Z.) — hatte mit seinem von Herder inspirierten, natürlichen literarischen Instinkt die im Pentateuch enthaltene Geschichte *das theokratische Epos der Israeliten* genannt, das in einer von den Ereignissen schon entfernten Zeit aus dem nationalen und religiösen Enthusiasmus entstanden sei; ideale Musterbilder späterer Generationen hatte man mit einer freien Phantasie zurück in eine mythische Urzeit projiziert, damit sie sich unter den Schwierigkeiten ihrer eigenen Zeit an diese in Persönlichkeiten festhalten könnten und standhielten⁴. Was hier de Wette mit feinem Fingerspitzengefühl ertastet hat, erhielt seitdem kaum einen Widerhall und einen Bearbeiter.⁴ Die Bibelforschung und Kritik hatte schon in einem anderen Sinn ihre erste Heldenzeit gelebt, ihre literarkritische und quellenanalysierende Epoche. Zu dieser hat auch de Wette selber in einer Zeitwende herbeiführenden Weise beigetragen: durch die «Entdeckung» des sog. Deuteronomiums.

Die umfangreichste alttestamentliche Literaturgeschichte der neuesten Zeit, die «Einleitung» von O. Eißfeldt enthält zwar in der 2. und 3. Auflage (1956, 1964) einen interessanten Hinweis auf das Problem des Epos, doch läßt das gewaltige Werk diese Frage selbst unbeantwortet.⁵ Im Laufe der Behandlung der literarischen Antezedenzen (Quellen) der Geschichtsbücher

Chroniken, Inschriften, Listen, Annalen: aber sie sind nicht bis zur Geschichtsschreibung gelangt. Demgegenüber besitzen das alte Israel und die Welt Hellas relativ wenig sog. höfische Literatur, höfische Denkmäler; ihre Geschichtsschreibung ist in einem gewissen Zeitalter plötzlich aufgetreten und hat Bewunderungswertes geschaffen. Das hing selbstverständlich mit der gesellschaftlichen Struktur der beiden Völker zusammen. In den großen orientalischen Reichen ist die Person des Herrschers alles, das Volk nichts. Das alte Israel und Hellas hatten freie Bürger, deren Kritik selbst vor dem Königstuhle nicht halt gemacht hat. Obwohl aus unterschiedlichen Voraussetzungen, ist dennoch die Individualität aus dem Boden geschossen. So ist in Israel die Geschichtsschreibung schon vor der Entstehung des priesterlichen Despotismus ins Leben getreten. Die Staatlichkeit, die sich auf dem Grunde der Amphikytonie herausgebildet hat und der Übergang in die Institution des Königtums — ist die Periode, in der die Anfänge der Geschichtsschreibung in Israel möglich wurden. Dies wäre die rechte Zeit auch für die Formung eines sog. Nationalepos gewesen, aber die skizzierten Faktoren gaben dazu keine Möglichkeit. Auch die Geschichtsschreibung geriet unter den Einfluß einer — prophetischen, religiös-kritischen — Ideologie. Diese gab ihr ihre Vorzüge und Schranken.

⁴ W. M. L. DE WETTE: *Dissertatio critico-exegetica, qua Deuteronomium a prioribus Pentateuchi libris diversum, alius cuiusdam recentioris auctoris opus esse monstratur*. 1805. Über neuzeitliche Versuche, den hebräischen Nationalepos bis in die Einzelheiten zu rekonstruieren, die aber von der Kritik als mißlungen abgetan wurden, siehe unter Anm. 11 und 12.

⁵ Wir finden nur drei aus wenigen Wörtern bestehende Hinweise in der sonst so ausgezeichneten Literaturgeschichte von J. HEMPEL (zitiert in Anm. 2): S. 14, 66, 183. Er erklärt das Wegbleiben der Umgießung der geschichtlichen Erinnerungen zu einem Epos oder Drama in der Zeit des Hellenismus kurzerhand mit der «Macht der Tradition». Das kann nur das Wegbleiben eines *Kunstepos*, nicht aber eines *Volksepos* homerischen Typs — nach der Formung und Kanonisierung der Torah! — in der Zeit des Hellenismus erklären. Auf andere von der Kritik abgewiesenen Versuche kehre ich noch in Anm. 11 und 12 zurück.

erwähnt er einen interessanten Teil des Buches Josua (10:12f), der aus einem verschollenen althebräischen Literaturwerk, aus dem *seqær hajjâšâr* (= *Buch der braven Menschen* [der Helden]) ein mythisches Gedicht zitiert:

«Sonne in Gibeon steh still,
und Mond in der Ebene Ajjalon!
Da stand die Sonne still,
und der Mond hielt ein,
bis das Volk sich gerächt an seinen Feinden...»

Um die Grenzen dieses Zitats wird ein Streit geführt. Aber ganz unabhängig davon stellt sich die Frage — mit Eißfeldts Worten ausgedrückt — ob «. . . hier und sonst den uns vorliegenden Erzählungen weithin Epen vorangegangen seien, die — abgesehen von den wenigen und vereinzelt Zitat aus ihnen — die Erzählungen insofern tief beeinflußt hätten, als diese sich durch Stil und Motivschatz auf Schritt und Tritt als Erben älterer Epen zu erkennen geben. Man wird dieser Frage weiter nachgehen müssen.»^{5a}

In bezug auf das Unternehmen — das wäre die Feststellung des schriftlich existierten epischen Materials in seinen Bruchstücken und Resten, die zwischen dem Zustand der Mündlichkeit und unserem heutigen Schrifttext vorhandenen —, ist es in erhöhtem Maße gültig, was Eißfeldt einige Zeilen weiter über die Frage der durch die Quellen des Pentateuchs aufgearbeiteten früheren schriftlichen Quellen sagt: «Hier sind wir also auf bloße Analyse angewiesen und da versteht es sich von selbst, daß ganz eindeutige Ergebnisse nur schwer und selten zu erzielen sind und daß die meisten Erkenntnisse einen hypothetischen Charakter behalten müssen . . .»⁶

Dieser unser Versuch kann mit der Arbeit eines Archäologen verglichen werden, der es unternommen hat, irgendwo im syro-palästinischen Gebiet einen Ruinenhügel, einen sog. *tell* zu enthüllen. Er muß Schichten von mehreren Jahrhunderten, von ein bis zwei Jahrtausenden, sorgfältig abtragen; er muß die zum Vorschein gekommenen Funde vergleichen: die Bauten, die Geräte, die Knochen, die Keramik und noch viele andere Dinge, damit er sich langsam ein geschichtliches Bild formen kann. Von wie vielen Geschirren, wie vielen

^{5a} EISSFELDT: Einleitung³, S. 177 f. Ein prinzipieller Hinweis auf S. 45 f.

⁶ Eine allein stehende Anspielung aus der Literatur der letzten Jahrzehnte möge hier noch als einsamer Hinweis auf das Problem des Epos vorgestellt werden: «Da aber wenigstens ein semitisches Volk, die Babylonier, eine epische Dichtung besaß, so ist es immerhin möglich, daß dies auch in den israelitischen Kreisen der Fall gewesen sei, wo man mehr oder weniger auf dem Standpunkte der Naturreligion stand. Und merkwürdig ist es jedenfalls, daß die späteren Dichter nicht selten — natürlich nur als poetischen Schmuck — Bilder und Wendungen benutzen, die sich nur auf alte Mythen und deshalb vielleicht auf solche epische Dichtungen beziehen; vgl. Hi. 3,8. 8,13; Ps. 74,15 f. — Versteht man dagegen unter epischer Poesie nur dichterisch geformte Wiedererzählungen der alten Heldengeschichten, so haben die Israeliten . . . die Erinnerungen an die Zeiten mit Vorliebe in dieser Form bewahrt» (F. BUHL: «Die Dichtkunst bei den Israeliten». In: Realenzyklopädie f. prot. Theologie u. Kirche³. IV. 631₁₃ ff.).

Lehmtafeln findet er nur ein Torso, das er wohl zu ergänzen vermag, — aber wie Vieles wird für immer im Dunkel bleiben; die Stimme, das Lied, den Charakter auch nur eines einzigen ehemaligen Bewohners des Ruinenhügels wird er nie feststellen können.

Das altisraelitische Epos hält sich teilweise noch im alttestamentlichen Teil der Bibel unter der buntgewirkten vielfältigen Decke der 22 (bzw. 39) kanonischen Bücher verborgen. Das ist eine umfangreiche kleine Bibliothek; wir können während des Herantretens an unsere Frage einen ansehnlichen Teil dieser Bibliothek gleich beiseite liegen lassen — weil es entweder aus einer zu späten Zeit stammt oder durch seine literarische Gattung sich automatisch aus dem Wege stellt —, so daß wir diese nicht alle einzeln für sich auszufragen haben. Die Frage richtet sich in erster Hinsicht auf den Penta-teuch und auf die mit ihm enger zusammenhängenden Bücher: Josua, Richter, Samuel 1—2 und Könige 1—2. Wir haben auch auf bestimmte Daten in den Propheten zu achten; auch das Psalmbuch gibt uns einige Hinweise. Absehen können wir von den sog. Schriften, von der Weisheitsliteratur und von dem 1. und 2. Buch der Chronik.

Wie hat sich dieses Bündel von Literatur zusammengefügt aus dem Material, in dem alle Bedingungen eines großen nationalen Epos vorhanden gewesen waren, ja dessen Anfangszustände wir auch als in schriftlicher Form bestehend voraussetzen müssen und zwar mit nahezu 100%iger Sicherheit, denn uns sind ja ihre Titel überliefert, nur die Schriften, die Texte sind nicht in unseren Händen? Warum hat sich das zusammengefügt — nicht zu einem Epos, sondern zu dem, was es jetzt ist?

Die kleinsten literarischen Einheiten — in den verschiedensten Gattungen und in hohem Prozent —, noch mehr die aus ihnen gewobenen immer größer werdenden Einheiten haben schon jenes gemeinsame Thema, ihr Grundmotiv («Jahweh ist der Gott Israels — Israel ist Jahwehs Volk»), das die Kristallachse eines Nationalepos hätte werden können, das aber die Achse jener Literatursammlung geworden ist, wie wir sie in ihrem heutigen Zustand und Charakter vor uns haben. Es spiegeln sich in ihr auch die übrigen Requisiten des Epos, wie die hinter den Ereignissen agierende großartige «mythische Machina»: der Erwählungswille Jahwehs und sein Plan mit seinen Auserwählten wider. Eine ganze Reihe von entscheidenden Ereignissen ist vorhanden. Es agieren auf der Bühne Götter und übermenschliche, höhere Wesen — in gutem und in bösem Sinne —; es gibt Helden und Tragödien; Himmel und Erde berühren sich; aus einer Familie wird eine Sippe, aus der Sippe Stämme; aus den Stämmen wird eine Amphiktyonie und daraus eine Nation geboren. Ein Land wird genommen. Es wird darum gekämpft, ab und zu wird verloren, was erworben wurde und dennoch bleiben sie am Leben im wechselvollen Lauf der Jahrhunderte; in dem Verborgenen aber immer stärker spürbar erscheint das Licht eines Eschatons. Das alles ist nicht die Schöpfung eines einzigen

Dichters, sondern wurde aus der Hand von unzähligen Verfassern, die in verschiedenen Zeiten lebten, viele namenlos, zum Teil aus Bruchstücken, in eine Sammlung gebündelt.

Der Hauptheld dieses epischen Materials ist Jahweh, seine Nebenhelden sind die Menschen. All das, was nach der allgemeinen Definition des Epos Requisit und Gärmittel des altisraelischen Nationalepos hätte werden können, ließ im Falle Israels dieses Material über das Stadium des Epos — zwar nicht ohne Spuren — in jenen Agregatzustand hinüberspringen, in dem es sich jetzt befindet: in ein Lehrbuch der *historia sacra*. Der hebräische Name des Pentateuchs, das Wort *tôrâh*, bedeutet ursprünglich nicht «Gesetz», wie in der späteren jüdischen und christlich-kirchlichen Interpretation, sondern «Weisung, Unterweisung, Entscheidung, Ausrichtung (auf ein Ziel)». Obwohl ein erheblicher Teil des Pentateuchs tatsächlich gesetzliche Elemente enthält, sind sie doch eingebettet in die Erzählung des Sagenkranzes über die Urväter Israels und ihres Eintritts in die Geschichte. Dieser Sagenkranz ist rückwärts noch wieder verbunden mit der mythischen Urgeschichte der Menschheit. Geschichte und Gesetze *zusammen* machen die *tôrâh* aus, wobei das erstere das zweite umfaßt. Das Ganze zum Gesetz zu machen und die Geschichte zum Gesetz einzufangen — das war der Schritt eines späteren Zeitalters; das war eine Endstation. Die sog. Urgeschichte mythologischer Prägung (Genesis 1—11) des Pentateuchs ist in ihren Elementen in erheblichem Maße als Redaktion ganz dem spätesten Rahmenwerk des Pentateuchs zugehörig: es ist eine Folgerung der schon viel früher durchlebten nationalen und religiösen Geschichte nach rückwärts verlängert; es ist das letzte Erzeugnis einer kollektiven, Generationen umfassenden religiösen Umwertung der Volksgeschichte.

Während der kritischen Analyse dieser Literatur werden zwei entgegengesetzt ausgerichtete Kräfte der Kristallisierung sichtbar. Die eine ist die Tendenz zur *Historisierung des Mythos*, die andere ist die Tendenz der *Mythologisierung der Historie*. Was sollen wir darunter verstehen?

Unter der ersten verstehe ich vornehmlich nicht das, was auf der Hand läge, nämlich daß die biblische Urgeschichte in Gen. 1—11 solche Ereignisse von der Schöpfung an als Geschichte vorträgt, die vor jeder geschichtlichen Schau verschlossen sind und währenddessen sie die zeitgenössischen kosmogonischen, anthropogonischen und ätiologischen Mythen demythologisiert — und das tut sie mit Hilfe der farbvollen Palette der Mythologie (die Schöpfungsgeschichte ist eine Polemik gegen den vorderorientalischen Mythos in der Form einer mythischen Erzählung). Viel mehr fällt ins Auge diese Historisierung des Mythos in solchen Tatsachen, daß der selbhaft gewordene, sich als Israel nennende Stämmebund (Amphiktyonie) die mit dem alten Hirtenleben zusammenhängende und mit der Selbhaftwerdung aus dem Agrarleben angeeigneten Feste in der Weise sich einverleibt hat, daß es sie mit den schicksalswendenden Ereignissen seiner ältesten Geschichte verbunden und als Ge-

denkzeichen dieser Ereignisse umgeformt hat. Diese Feiern hingen ja ursprünglich mit der Natur, des näheren mit den sterbenden und auferstehenden Naturerscheinungen zusammen und waren kananäischen Ursprungs. Wir können noch ergänzend bemerken, daß sie mit den Elementen des kananäischen Opferrituals zusammen historisiert worden sind.

Die andere der soeben skizzierten widersprechenden Tendenzen ist, daß man durch den Jahwähglauben angespornt, ganz handgreifliche historische Ereignisse mythologisiert hat. Ich verstehe darunter folgendes: besonders in dichterischen Texten haben sie die Darstellungsmittel des Mythos übernommen und sozusagen hemmungslos gebraucht. Nur ein Beispiel: der sogenannte «babylonische Anonymus», dessen Sprüche in dem Jesajabuch erhalten geblieben sind und der in den wissenschaftlichen Werken den Namen Deuterodesaja trägt, äußert sich in überschwenglicher Sprache, wenn er angesichts des erwarteten «neuen Exodus» (Befreiung aus Babel) über den «ersten» Exodus (Befreiung aus Ägypten) spricht, folgendermaßen (Jesaja 51:9 ff):

«Wache, wache, kleide dich in Sieg,
 du Arm Jahwähs!
 Wach auf, wie in den Tagen der Urzeit
 denen der *Vorzeitgeschlechter!*
 Warst nicht du es,
 der das *Umgetüm (Rahab)* zerhieb,
 der den *Drachen (Tannîn)* erstach?
 Warst nicht du es,
 der das *Meer (Jâm)* austrocknete,
 die Wasser des großen *Wirbels (Tehôm)?*
 der durch die Tiefen des *Meers* den Weg legte,
 das hindurchschritten Ausgelöste?
 So mögen heimkehren die von Jahwäh Abgegoltenen,
 und kommen nach Šijjôn mit Jubel . . .»^{6a}

Es ist kaum anzuzweifeln, daß das *Motiv des Chaoskampfes* des westsemitischen Schöpfungsmythos (die Spaltung von Tiâmat, die Tötung von Kingu) zum Anschauungsmittel gerade in dem Text jenes Propheten wird, der Spitzenvertreter des sog. «religiös-ethischen Monotheismus» gewesen ist und der der meist sarkastische Verspötter der Götzenbilder und Götterdarstellungen in der ganzen antiken Literatur gewesen ist; jedenfalls war er der älteste (vgl. Jesaja 44:9ff, 46:1ff).

Die beiden Tendenzen aber sind keine sich einander ausschließenden Widersprüche, sondern sie ergeben sich aus dem sehr starken geschichtlichen Charakter des Jahwähglaubens. Das Fehlen des Nationalepos in Israel wurde

^{6a} Übersetzt in Anlehnung an M. BUBER: Bücher der Kündigung, Köln-Olten, 1958, S. 163.

unter anderem damit begründet, daß die semitische Phantasie — wie man es behauptete — ärmer sei, als die griechische und deshalb habe sie keinen Mythos geschaffen, oder daß ihre Kraft zur Rationalität kleiner sei und deshalb sei sie zu dem rationalisierenden Unternehmen im Mythos nicht gelangt, usw. Aber all das wird entkräftet durch das reiche mythische und epische Material, das sich nicht zu einem Nationalepos herauskristallisiert haben konnte, die große Menge der mythischen und epischen Bruchstücke bzw. ihre kleineren oder größeren Verbindungen. Die Erklärung haben wir anderswo zu finden. Die Einzelereignisse der Geschichte der einzelnen Stämme und des ganzen Stämmeverbandes fanden, als kollektives Erlebnis, in einer gemeinsamen Glaubenserfahrung eine solche Deutung, in der für den alten Mythos und die alte Götterwelt kein Platz mehr übrig geblieben ist, sondern alles unter die ausschließliche Herrschaft einer neuen Gottheit kam, der sich laut dieses Glaubens vornehmlich in den Ereignissen der Geschichte, insbesondere in der Geschichte der Amphiktyonie manifestiert hat. (Über die objektive Richtigkeit dieser antiken Daseinsinterpretation brauchen wir uns weiterhin nicht zu äußern; die Aufgabe der Literaturgeschichte und Religionsgeschichte ist eine objektive Darstellung der Erscheinungswelt.)

Wir summieren nur diese Ereignisse. Gen. 1—11 können wir mit einem Satz beiseite legen. Dieses Stück ist ein antimythologischer, demythologisierender Mythos, nach seinem Wesen und Inhalt ein Stück Geschichtstheologie, «Theologie in der Form der Geschichte» (ganz gleich wie die «Geschichte des verlorenen Sohnes» oder «des barmherzigen Samariters») über die Grundfragen der menschlichen Existenz. (Woher die Welt? Was ist der Mensch? Woher die Sünde? Wie entstanden die alten Sklavengesellschaften? Was ist die Auswirkung der Sünde auf das Leben der Menschheit? usw., usw.) Das Ziel dieser Geschichtstheologie oder Ideologie ist es, mit diesen Fragen bis Abraham, dem Erzvater hin zu führen: warum hat Jahwæh Abraham und in ihm Israel auserwählt? Nach dieser Geschichte deutenden theologischen Einleitung folgt erst die eigentliche Geschichte — selbstverständlich nicht eine in unserem Sinne verstandene Historie, sondern eine Geschichte wirklich epischen Charakters, beginnend mit Abraham.

Es ist offenbar, daß eine solche «geschichtstheologische Einleitung» erst in einer Zeit entstanden sein konnte, als diese Geschichte schon in jeder ihrer wesentlichen Perioden eine wirklich vergangene Geschichte war, und diese grandiose Geschichte nur noch eine grandiose Ätiologie oder Proömion benötigte, damit der im Laufe dieser Geschichte als deren Ergebnis sich entfaltete Universalismus auch ideologisch gekrönt werden möge — nahezu anderthalb Jahrtausende später, als die Anfangsereignisse dieser überschauten Geschichte.

Die kritische Bibelwissenschaft hat schon seit geraumer Zeit entdeckt, daß der Auserwählungsglaube im Alten Testament nicht in einer, sondern in zwei Epochen verankert sei. Einerseits in Abraham, andererseits in dem Auszug

aus der ägyptischen Gefangenschaft; dementsprechend spiegeln sich in unserer Literatur zwei Erwählungstraditionen. Das — und noch eine ganze Reihe schwerer Fragen — hat ganz sicher seine Erklärung darin, daß das Volk der Spätzeit, das schon das Land genommen hat, es besiedelt und gefüllt hat, in der Urzeit in seiner Ganzheit nicht mit allen seinen Sippen in Ägypten war, es ist nicht in seiner Ganzheit am Berge Sinai (Horeb) gewesen und hat an der Landnahme nicht in der Weise teilgenommen, wie die verbündete Kriegerschar unter der Leitung von Josua, sondern ihre Aufnahme in das nachmalige Israel auf eine andere, noch nicht geklärte Weise geschehen ist. Die geschichtliche Morgendämmerung der Zeit der Landnahme ist es, worin die mit Israel genannte Amphiktyonie für die Geschichtswissenschaft zuerst handgreiflich erscheint. In Numeri 1:46 ist nach der Volkszählung zur Zeit des Exodus die Zahl der männlichen Mitglieder der Zwölfstämme über 20 Jahre 603550. Diese Angabe mag also das ganze Volk auf 2 000 000 geschätzt haben. (Zur Zeit Davids stellte eine Volkszählung die Wehrpflichtigen auf dem Gebiet Israel bzw. Juda um 800 000 bzw. 500 000 fest). Das Herumwandern einer Menge von 2 Millionen Menschen in der Wüste Sinai 40 Jahre lang ist vollkommen unvorstellbar; nicht nur 40 Jahre lang, sondern auch nur 4 Tage, wenn man an jene mondartige Landschaft denkt. Solche Unebenheiten in der Traditionsüberlieferung sind eine Folge dessen, daß während der Nationwerdung die Traditionen der Stämme verschiedenen Schicksals durch die Amphiktyonie (Josua 24) in eine gemeinsame Tradition integriert worden sind. Der Systemzwang hat dann die Zahl des Volkes des Exodus in späterer Zeit auf die theoretisch-ideologisch notwendige Größe erweitert, auf die Größe des späteren Israels, etwa von dem der davidischen Zeit. Das alles zieht aber von der Wahrheit der wesentlichen Historizität der geschichteformenden Erlebnisse der Ausschwärmung aus Ägypten, am Berge Sinai, des Nomadenlebens in der Wüste und der kriegerischen Landnahme nichts ab. Wir könnten diese Erscheinung auch als typische epische Übertreibung bezeichnen, wüßten wir nicht um ihre religiös-ideologischen Quellen.

Wie ich schon erwähnt habe: der Hauptheld dieses als Schlundbach fließenden, nie zu einem wirklichen Epos, sondern zu etwas anderem gewordenen epischen Materials ist Jahwæh, seine Nebenhelden sind die Helden Israels. Hier muß ich einen Versuch machen, um das leitende Ideal oder den Wert dieses Epos in unserer Sprache irgendwie zu interpretieren. Was finden wir in diesem epischen Material als höchsten menschlichen Wert? Hat etwa der griechische *kleos* «Ruhm», «Ehre» etwas entsprechendes hier? Selbstverständlich finden wir auch im hebräischen eine Entsprechung — sogar mehrere —: das hebr. *šem* bedeutet «Name» = «Ruhm», «Ehre». Die *'anšê šem* sind «Menschen von Namen» oder «berühmte Männer»; sie würden eine nahezu ungebrochene Parallele abgeben; dieser hebräische Ausdruck hat jedoch ab und zu einen schlechten Beigeschmack, wie z. B. in Gen 6:4, 11:4 (vgl. 10:8ff),

d. h. gerade in den theologisch-ideologisch so wichtigen vorwortmäßigen, wertbestimmenden Abschnitten. Die *'anšē šem* sind nicht der wertvollste Menschenschlag. Es gibt eine andere Parallele auch im Begriff *kábôd* = «Ehre», sowohl im Zusammenhang mit dem Haupthelden, als auch mit den Nebenhelden. Die Septuaginta übersetzt es hauptsächlich mit *doxa*. Der höchste Wert wurde auf der uralten Wertskala des Alten Testaments mit dem Begriff *hæsed* geeicht.⁷ Dieses Wort wird in den Übersetzungen sehr verschieden wiedergegeben, leider viel zu selten in seiner urtümlichen und allgemein gültigen Bedeutung, bedauerlicherweise am häufigsten in seiner in der Zeit des Hellenismus verengten, ausschließlich religiösen Bedeutung, d. h. Liebe, Barmherzigkeit, Gnade, Huld usw. — bis auf den heutigen Tag, obwohl diese Nuancen höchstens in übertragenem Sinne und nur als Paraphrase einigermaßen gelten können; dazu kommt, daß diese soeben genannten deutschen Wörter im Hebräischen auch durch mehrere andere Wörter vertreten werden, die ihrem Sinn genauer entsprechen.

Die moderne vergleichende semitische Sprachwissenschaft und geschichtliche Soziologie hat die Bedeutung des Stammes *h-s-d* aufgeklärt: «... das Verhalten gegenüber anderen, zu denen man in Verwandtschafts-, Freundschafts-, Gast-, Zugehörigkeits- oder Dienstverhältnis steht, die Gemeinschaftspflicht, Verbundenheit, Solidarität»;⁷ also es bedeutet den Inhalt eines Bundesverhältnisses, wie es aus der Fortsetzung des Zitats im zitierten Handwörterbuch klar wird und wie das vorher besonders durch N. Glueck⁷ unwiderleglich nachgewiesen wurde. Dieses Wort kann im Ungarischen (wie im Deutschen) mit einem Worte am besten mit «Treue» (*Bundestreue*) ausgedrückt werden und so wird es auch in anderen Sprachen sein. Wie kam Israel zu diesem höchsten Wert, wie gelang dies auf den Gipfel des gesellschaftlichen und religiösen Wertsystems und zwar derart, daß es sowohl auf menschlicher wie auf göttlicher Seite den höchsten Wert und die hervorragendste Verhaltensweise bezeichnet? Dieser Begriff ist älter als die Begegnung des Volkes (ich denke an die Urfänge des Stämmebundes) mit Jahwäh: der wandelnde und in ewiger Unsicherheit lebende Nomade hat es erfahren, daß sein gemeinschaftliches Bestehen von der Bundestreue abhängt, die sie untereinander und mit ihrem Führer (*malk*) verbindet. Wo den Forderungen der Treue entsprochen wird, dort ist «Gerechtigkeit», dort *geschieht* die Gerechtigkeit, die kein abstrakter Begriff ist, sondern ein tätiges, geschehendes, solidarisches Verhalten. Jede religiöse Äußerung anthropomorphisiert notwendigerweise und ist von ihrer Natur her eine symbolische Aussage. Der geschichtliche Kern des nachmaligen

⁷ Zu dem Begriff *hæsed* s. L. KOEHLER—W. BAUMGARTNER: *Lexikon in Veteris Testamenti Libros*. Leiden 1953, S. 318, 3. Aufl. neubearb. v. W. BAUMGARTNER, B. HARTMANN u. E. Y. KUTSCHER: Lief. I. Leiden 1967. S. 323. Die den Begriff mit modernen Methoden aufklärende, grundlegende Monographie stammt von N. GLUECK: *Das Wort hesed im alttestamentl. Sprachgebrauch, als menschliche und göttliche Verhaltensweise*, in: Beihefte z. ZAW Bd. 47. Gießen 1927. 2. Aufl. Neudruck (Töpelmann) 1961.

Volkes Israel konnte sein kollektives religiöses Gründungserlebnis zur Zeit jener Begegnung nur mit den Werten und Bildern eines schon damals bekannten und bekennnten Wertsystems verbalisieren, — und das war die Terminologie, die sich um den Begriff des *Bundes* (*berīθ*) gruppierte. Jahwæhs wesentlichster Charakterzug — im Vergleich sowohl zum alten vorderen Orient als überhaupt — war über alle seine anderen göttlichen Eigenschaften hinaus seine *Treue* zu sich und zu seinem Volke, zu seiner Schöpfung und zu seinen Verheißungen. Seine «Ehre», sein «Ruhm», sein «Name» bestehen wesentlich in seiner Treue. Diese Treue hält auch in den Zeiten durch, wie das Zeugen im Alten Testament feststellen, wann auch immer sein Volk treuebrüchig ist.

Diese Ausführungen, die als dogmatische erscheinen könnten, sind in der Wirklichkeit als sehr nüchterne *religionsgeschichtliche und phänomenologische Deskription* gemeint. Dieser Begriff spielt eine große Rolle, sowohl in der Homogenität des Materials, wie auch in der Art seiner Literaturwerdung. Wir treffen in der Literaturgeschichte Israels zahlreiche *historische Summarien* an, die man auch *Epossummarien* oder Inventarien nennen könnte: ein Hymnusverfasser oder ein Prophet überfliegt in wenigen biblischen «Versen» jene entscheidenden Ereignisse der Volksgeschichte, die er dem Bund und seinem Gotte zuschreibt und nachher am Ende, oder refrainartig am Ende eines Satzes wiederholt die Bundestreue Jahwæhs lobt. Ich erwähne nur einige Psalmenabschnitte: 136:1—26 (hier kommt der Begriff der Bundestreue 26mal vor), 101:1, 107:1, 118:1—4. Auch Psalm 105 ist ein Beispiel für ein Summarium. Es kommt auch in Prosa vor, so z. B. häufig im Deuteronomium. Ein Refrain lautet ungefähr so:

«Lobet Jahweh,
denn seine Bundestreue (*hæscæd*) hält ewig.»

Wir sehen also, daß das sich verborgen haltende Nationalepos Israels sogar mehrere «Inhaltsverzeichnisse» hat, ja wir können mit dem Finger auf den *kleos* des alten Israels hinzeigen, der die Bundestreue ist. Für *hæscæd* gebührt Lob, Ehre, Dank, Ruhm und Hymnos Gott und Menschen in gleicher Weise. Eines der schönsten menschlichen Beispiele für Treue ist die zwischen David und Jonathan (1. Samuel 18f). Dies wird gerühmt auch im Klagelied Davids über seinen Freund und Heldenossen in seinem berühmten *Bogenlied*, das ein Kunstwerk seines gleichen sucht und in ein Epos paßt und auch ein «Miniepos» genannt werden könnte, möge wer immer sein Verfasser sein (1. Sam. 20:14).⁸

⁸ Das *Bogenlied* in 2 Sam. 1:17ff wird aus der Sammlung *sepeær hajjāsār* zitiert. Dieses wird also *poetisches* Material enthalten haben, in dem es sich um *Helden* handelte. Mit dem Namen Davids wird noch ein *Leichenlied* verbunden über einen anderen Helden, namens Abner, Oberbefehlshaber des Heeres, das wir in 2 Sam. 3:33ff finden, das aber auch in die Epen des Homeros gut passen würde.

Die genannten Summarien oder Inhaltsverzeichnisse («*carmina memoralia*»?) können auch daran geholfen haben, daß die Alten, die Barden, die Volkssänger, die ältesten *nābī'*-Propheten, dem Zureden der Jüngeren nachgebend, diese Inhaltsverzeichnisse in ihrem Vortrag frei oder gebunden in größeren Einheiten dargeboten haben. «*Wenn dich heute oder morgen dein Sohn fragen wird: 'Was bedeutet das?' . . .*» — hören wir in dem Zusammenhang einer Kultlegende (Exodus 13:14 vgl. 12:26.29); ein Hinweis auf diese Art der Überlieferung mündlicher oder schriftlicher Texte in freiem Vortrag.

«*Gedenke der Tage der Urwelt,
faßt die Jahre, Geschlecht zu Geschlecht,
deinen Vater frag, der dirs melde,
deine Alten, sie sprechens dir zu*»

(Deuteronomium 32:7, in der Übersetzung von Martin Buber). Die formelhaften Zeilen werfen einen Lichtstrahl auf die Zeit und auf die Art einer mündlichen epischen Überlieferung. Zwischen der mündlichen Überlieferung und unserem heutigen biblischen Text standen schriftliche Vorstufen des Textes, die verschwunden sind, aber die Titel von einigen unter ihnen sind überliefert worden.⁹ Israel *hatte* ganz sicher ein Nationalepos, oder wir drücken uns genauer aus, wenn wir sagen: es *lebte* ein Nationalepos noch in der Zeit der mündlichen Überlieferung.

Oben habe ich schon ein Literaturwerk erwähnt, von dem wir nur den Namen kennen, aus dem die Bibel zitiert, das *seqær hajjāšār*. Es war nicht das einzige zur Schrift gewordene Werk epischen Charakters, das im Alten Testament zitiert wird. Ein solches ist noch das *seqær milhāmôt jahwæh*, *Das Buch der Kriege Jahwæhs*, welches nach einer heute sozusagen einstimmigen Meinung ein aus Heldengeschichten zusammengestelltes Epos gewesen sein mag (Numeri 21:14). 1. König 8:12–13 steht in dem griechischen Text der Ausdruck *en bibliō tēs odēs* (= *Buch des Gesanges*), das auch als ein episches Werk zu werten ist. Daneben hören wir noch über *Das Buch der Könige von Israel und Juda* (2. Chron. 25:26), *Das Buch über die Begebenheiten des Salomo* (1. Kön. 11:41), *Das Buch der Geschichte der Könige Israels* und *Das Buch der Geschichte der Könige Judas* (1. Kön. 14:19–28).

⁹ Das Alte Testament beruft sich also auf zahlreiche «Quellen»; diese brauche ich nicht alle aufzuzählen, denn das geschieht ja in den genannten Handbüchern der Literaturgeschichte. Die hier zitierten *seqær hajjāšār* und *seqær milhāmôt Jahwæh* waren bestimmt Werke, die Heldengedichte enthalten haben. *Das Buch der Kriege Jahwæhs* bündelte — darin können wir uns kaum irren — Gesänge, epische Gedichte aus der Zeit vor der Landnahme und Zeit der Richter. All die zitierten Bruchstücke weisen in diese Richtung. Viele dieser Bruchstücke tragen die Zeichen der Gleichzeitigkeit mit den Ereignissen an sich, wie z. B. das *Siegeslied über den Fall von Hesbon* (Numeri 21:27b–30). Zu den Problemen dieser vorliterarischen «Literatur» vgl. EISSFELDT: Einleitung³ § 18; H. GRESSMANN: Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels³, in: Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl. II/1. Göttingen 1921. IX–XVIII. Es mag natürlich auch späteres Material in sie aufgenommen worden sein.

Mehrere parallele Stücke innerhalb der geschichtlichen Bücher ergeben den Beweis, daß es nicht nur ein einziges Unternehmen zu einer epischen Zusammenfassung der nationalen Geschichte gegeben hat. Innerhalb dieser befinden sich kleinere und größere Kränze und Sagenkreise. Aber das Werk, das diese mit mächtigen Armen in eine Einheit zusammengefaßt hatte und von dem Pentateuch an über die übrigen geschichtlichen Bücher bis zu dem babylonischen Exil in ein einziges lehrhaftes Corpus amalgamisiert hatte, erhielt in der neuesten alttestamentlichen Literaturhistorik den Namen des *Deuteronomistischen Geschichtswerkes* (G. von Rad, M. Noth). Dieses bis zum babylonischen Exil reichende Werk hat im Geiste des Deuteronomiums die letzten Konsequenzen der Bundesgeschichte gezogen und diese zurück bis in die Anfänge der Geschichte projiziert. Anstelle eines Epos wurde so aus dem Material der Epik ein geschichtliches Religionslehrbuch. «Moses» ist dem Homer zuvor gekommen, der Moses des Deuteronomiums, der Moses der Sagen. Das Werk das nach der Gefangenschaft abgeschlossen wurde, erhielt seine letzte Umrahmung durch die sog. *Priesterschrift* (hinter der wir eher eine Schule zu sehen haben): von ihr stammt Gen. 1–11 in ihrer heutigen Gestalt, sowie in ähnlichem Sinne auch der Pentateuch; die umständlichen Ritualgesetze des Levitikus wurden auch durch sie in den Pentateuch eingefügt.¹⁰

Die Propheten haben schon vor dem babylonischen Exil gegen die Redigierung der vielen Kultgesetze protestiert (Jes. 28:9ff); sie bezweifelten deren «mosaischen» Ursprung, bzw. daß sie aus der Zeit der Wüstenwanderung stammten (Jer. 7:22ff); sie zeigten auf den kanaanitischen Synkretismus des Israels ihrer eigenen Zeit (Amos 5:25ff). Aber der Moses der *Saga* siegte über den historischen und die Priesterschrift gab dem Pentateuch jenen Inhalt und Charakter, demzufolge er im Laufe der Zeit aus *Weisung* zum *Gesetz* umgedeutet werden konnte.

Die alttestamentliche Literatur außerhalb des Pentateuch besitzt die Bedeutung, daß die Feststellung dieser Entwicklungsgeschichte sich auch auf

¹⁰ Zwei Jahrhunderte der kritischen Bibelwissenschaft haben am Pentateuch die Frage der «Quellen» ausreichend demonstriert. Mag auch in den Einzelheiten die Ansicht der Gelehrten noch so weit auseinander gehen, eins ist sicher, daß es in Israel ständig *Geschichtsschreiber und Denker gegeben hat, die je und je aus einer Zeitwende blickend die vergangene Geschichte nicht nur umgewertet, sondern auch umgeschrieben haben.* In ihrer Arbeit wurden sie zu gleicher Zeit durch die *Achtung der Tradition* (ihre Quellen stechen häufig zu stark hervor) und des neuen Gesichtspunktes, durch die *Durchsetzung der Umwertung*, geleitet. Das 1. Buch des Samuel kann sozusagen als ein Schultext gebraucht werden, denn in der Frage des Ursprungs des Königtums können wir parallel laufend zwei Stränge verfolgen, den antiköniglichen Geist der uralten Amphiktyonie — der auch die Propheten und die Schule des Deuteronomisten inspiriert hat —, und die völkisch-nationale königfreundliche Betrachtung (8.—15. Kap.). Diese ununterbrochene Rekapitulation und Umwertung der Geschichte auf Grund von religiös-ethischen Normen, die sich während der wechselnden gesellschaftlichen Verhältnisse verfeinert hatten — war wahrscheinlich das wichtigste Hindernis auf dem Wege des epischen Materials zu einer Eposwerdung, ferner die Ursache des weitgehenden Unterganges der kleineren Epen, von denen nur ein Teil in die gegenwärtig vorhandene Literatur aufgesogen wurde.

diese Literatur stützen kann, weil sie stellenweise urtümlichere Verhältnisse widerspiegelt.

Ich habe mich mit der Frage nicht beschäftigt, daß das in Frage kommende Material nur teilweise poetisch in Versen gefaßt sei.¹¹ Aber biblische Prosa und Poesie fallen unter einen besonderen Maßstab. Auch die Prosa der Bibel ist überwiegend eine feierliche, feingegliederte, beinahe vershaftete, wenigstens dort, wo sie erzählend ist und nicht gesetzlichen Charakter hat. Das könnte also an sich nicht verhindern, daß wir über episches Material, ja sogar über Epos sprechen mögen.¹² Aber die letzte Fassung hat sehr vieles zu einem

¹¹ Die Grenzen der althebräischen Poesie und Prosa können nicht so scharf gezogen werden, wie in unserer Literatur. Mehrere Fragen der «Metrik» sind unstritten; vgl. dazu J. HEMPEL: Die althebräische Literatur. S. 21–201, ferner O. EISSFELDT: Einleitung in das Alte Testament³, §§ 6,126, wo man zugleich reiche Spezialbibliographie finden kann. Anfang dieses Jahrhunderts hat der große Germanist E. SIEVERS in seinem Werke «Metrische Studien» (I. 1901, II. 1904/5, III. 1907) den Versuch unternommen, ein metrisches System auszuarbeiten, das mit dem auf die betonten Silben gegründeten metrischen System rechnet, aber auch gegenüber der Zahl der unbetonten Silben nicht gleichgültig bleibt und nach gewissen Regeln auch mit ihnen rechnet. Unter den Händen von E. SIEVERS wurden viele prosaische Texte zu Dichtungen. Mit seiner Methode macht EISSFELDT in seiner Einleitung den Suchenden kurz bekannt (S. a. a. O. 82 f.). Die Methode von SIEVERS wurde von dem schwedischen Gelehrten A. BRUNO vereinfacht, z. T. übertrieben und in seinen «Rhythmischen Untersuchungen» (1953–59) auf nahezu alle alttestamentlichen Bücher angewandt. Dieser sein Versuch wurde von der Fachwissenschaft abgelehnt; sein Unternehmen aber läßt es mit dem von Sievers zusammen fühlen, welche dichterische Kraft auch aus den prosaischen Texten strahlt. Über den Versuch der Rekonstruktion des hebräischen Epos s. O. EISSFELDT: OL 1936/1 S. 231 f und A. BENTZEN: Introduction to the Old Testament. Copenhagen 1948. I. vol. 233.

¹² Die unter dem Titel *seqær hajjāsār* und *seqær milhāmôt jahwēh* in der Bibel noch zitierten, aber verschollenen früheren Literaturwerke haben die Exegeten viel beschäftigt mit Rücksicht auf ihren vermutlichen Inhalt: in diesem Prozeß wurde in der Spezialliteratur die Frage des hebräischen Nationalepos öfters erwähnt. Zu einer jeden Zweifel beseitigenden Lösung ist bis jetzt niemand gekommen, was aus der Natur der Sache folgt; von den als Zitate aus diesen Werken erwähnten Stücken abgesehen, könnte man jedes epische Material nur hypothetisch dazu rechnen. Deshalb läßt uns ohne Antwort z. B. W. CASPARI: «Was stand im Buche der Kriege Jahwäs?» (Zeitschr. f. wissenschaftl. Theologie 54 (1912) 110 ff, wie auch die Studie von S. MOWINCKEL: Hat es einen israelitischen Nationalepos gegeben? ZAW 53 (1935) 1130 ff.; beide Verfasser versuchen, den Inhalt dieser Bücher zu inventarisieren. MOWINCKEL identifiziert dazu noch das *seqær hajjāsār* mit dem *seqær hammilhāmôt jahwēh*. Er meint, daß aus diesem Buch das meiste die sog. Elohistische Quelle des Pentateuchs geschöpft habe, daß es nicht nur erzählendes Material enthalten habe, und zwar in metrischer Form, sondern auch epische Gedichte. Diese wurden von den hebräischen Rhapsoden, durch die *mōšlīm* vorgetragen (Anm. der Stamm *m-š-l* bedeutet ursprünglich «beherrschen», eine weitere Entwicklung davon ist der *māšāl* 'Machtspruch, Weisheitsspruch, Paradigma'; aber dies weist auf die Bedeutung «Zauberlied oder Zaubervers rezitieren, in Rätseln etwas Sinnvolles vortragen, Heldenlieder vorsingen» (zur Stärkung); vgl. dazu meine Schrift in: Von Ugarit nach Qumran. Beiträge z. alttest u. altorient. Forschung (Eißfeldt-Festschrift), hrsg. von W. F. ALBRIGTH, J. HEMPEL, J. PEDERSEN u. a. (Beihefte z. ZAW Bd. 77. Berlin 1957. S. 167, Anm. 28); Die *mōšlīm* haben auch die sammelnde und redigierende Arbeit an dem Material getan; und nach der Art der griechischen Rhapsoden durch das Vorsingen der Heldengedichte auch ihr Brot erworben. MOWINCKELS Hypothese, daß die beiden verschiedenen Titel ein und dasselbe Werk meinten und daß dieses Werk — so wie es von dem Elohisten gebraucht wurde — zwischen 750 und 587 v. d. Z. entstanden sei, des näheren während der national-religiösen Renaissance zu der Zeit des Königs Jošijähû — ist nach meiner Meinung unannehmbar. Der Geist des Deuteronomiums hatte gerade während der Zeit dieses Königs mythisch gefärbte Heldensagen nicht begünstigt;

Lehrbuch verdunkelt oder erhoben. Israel hat uns anstelle eines Epos eine heilige Geschichte und das Gesetz vererbt, mit vielen anderen Literaturgattungen. Sollten wir darüber klagen, daß das deuteronomistische Geschichtswerk und die Priesterschrift Homeros zuvorgekommen sind? Aus literarischen und ästhetischen Gründen könnten wir es mit recht tun. Wenn wir aber die Frage so stellen: worin hat die allgemeine menschliche Kultur mehr verloren bzw. gewonnen: in dem verschollenen-verborgenen hebräischen Homeros oder in dem, was aus den Händen vieler anonymer Verfasser auf dem Wege der letzten Redaktoren aus einer viel reicheren Literatur auf uns gekommen ist — so kann unsere Antwort nicht zögernd sein.

Ich schließe ab. Ich weiß um die Lücken und Mangelhaftigkeit des von mir Vorgetragenen. Ich habe nichts über *das Verhältnis der Welt des altorientalischen Mediterraneums und der Welt des Alten Testaments* gesprochen. Möge dies noch so interessant gewesen sein, es hätte ja den Rahmen des Themas gesprengt. Die Literatur dieses Fragenkomplexes vermehrt sich ja übrigens von Tag zu Tag, denn immer neue Lichtstrahlen fallen auf uralte Zusammenhänge.¹³ Ich war also gezwungen, diese Fragen anderen zu überlassen. Aus gewissen Gründen war es zweifelsohne besser, die Frage des altisraelitischen Epos ganz auf sich selbst gestellt zu untersuchen. So möchte ich meinen Text schließen und für die Versäumnisse um Nachsicht bitten mit einem Platon-Zitat: «Denn nicht als Besserwisser sage ich, was ich sage, sondern ich erforsche die Sache gemeinsam mit euch; dementsprechend, sollte es sichtbar werden,

sonst hätten sie ja das babylonische Exil überleben müssen. Beide Autoren setzen die Existenz eines Nationalepos voraus, aber über die Ursachen seines Verschwindens sagen sie nichts Zufriedenstellendes. (Das Wort *mōšlim* in Numeri 21:27 kann am besten mit *Barden*, *Balladensänger* übersetzt werden; vgl. H. SNAITH: «Numbers» [Kommentar] in: PEAKE's Commentary on the Bible, ed by B. BLACK & H. H. ROWLEY. London — New York 1962, S. 264b). Zu dem oben erwähnten Versuch von A. BRUNO, durch Metrisierung von Prosatexten des Alten Testaments einen hebräischen Nationalepos nachzuweisen, vgl. noch die abweisende Erklärung von A. BENTZEN: «Nothing seems to favour these theories» (Introduction to the Old Testament. Bd. I. S. 233, Anm. 3). Das Werk von A. BRUNO: *Das hebräische Epos*. 1935, konnte ich nicht mehr zur Einsicht bekommen, so berufe ich mich auf die allgemeine Abweisung durch seine Rezensenten.

¹³ Aus der älteren Literatur ist das Schrifttum von P. JENSEN noch immer erwähnenswert, obwohl seine Übertreibungen schon zu seiner Zeit mit Recht abgewiesen worden sind: *Das Gilgameschepos in der Weltliteratur*. I. Die Ursprünge der alttestam. Patriarchen-, Propheten- und Befreiersagen usw. 1906; «Von Nestor Samuel bis Orestes-Salomo» (ZfA 1908); *Gilgamesch-Epos, jüdische Nationalsagen, Ilias und Odyssee*. 1924. — C. H. GORDONS weitere Arbeiten: *The World of the Old Testament*², New York 1960; die deutsche Ausgabe ist schon revidiert worden: *Die geschichtlichen Grundlagen des Alten Testaments*. Einsiedeln 1961; Kap. VII dieses Werkes hat den Titel «Homer und der Alte Orient»; vgl. noch S. 282ff. — «Homer and the Bible» HUCA 25 (1955) 43, 108. — *Before the Bible. The Common Background of Greek and Hebrew Civilisation*. London 1962. — W. BAUMGARTNER: «Israelitisch-griechische Sagenbeziehungen», in seinem Sammelband: *Zum Alten Testament und seiner Umwelt*. Leiden 1959. — F. DIRLMEIER: «Homerisches Epos und Orient». RhM 98 (1955) 18–37. — A. LESKY: Rezension des Gordonschen «Homer and the Bible» Gno. 29 (1957) 321–325.

daß jemand das von mir Gesagte rechtens bestreitet, ich werde mich als erster ihm anschließen . . . und wenn er mich zurechtweist, werde ich mich nicht verdrießen . . ., sondern er wird bei mir als mein größter Wohltäter aufgeschrieben werden.¹⁴

¹⁴ Οὐδὲ γάρ τοι ἔγωγε εἰδὼς λέγω ἢ λέγω, ἀλλὰ ζητῶ κοινῇ μεθ' ὑμῶν, ὥστε, ἂν φαίνεται λέγων ὁ ἀμφισβητῶν ἐμοί, ἐγὼ πρῶτος συγχωρήσομαι . . . καὶ με εἰάν ἐξελέγχῃς, οὐκ ἀχθεσθήσομαι σοι . . . ,ἀλλὰ μέγιστος εὐεργέτης παρ' ἐμοὶ ἀναγεγράφει (Platon, Gorg. Kap. 61).

Budapest.

EMPIRE MYCÉNIEN ET EMPIRE HOMÉRIQUE DE NESTOR

Le problème de l'arrière-plan historique des épopées homériques apparaît à peine quelques siècles plus tard après les poèmes eux-mêmes: la critique des mythes telle qu'on la trouve chez Hérodote ou chez Thucydide, l'activité des philologues d'Alexandrie et, plus tard, les recherches topographiques des géographes grecs représentent autant de stades d'un même processus. Il n'est que trop naturel qu'à l'époque moderne, on soulève de nouveau ce problème, d'autant plus que l'origine des épopées devient une question de plus en plus discutée. Il n'est pas moins évident que tout le problème a reçu un éclairage nouveau par les découvertes archéologiques de Schliemann. L'étape suivante est représentée par le déchiffrement des tablettes d'argile trouvées à Crète et dans la péninsule grecque.¹

D'un côté, les recherches tentent de comparer les matériaux mis au jour par les fouilles et les objets mentionnés par les tablettes écrites en linéaire B avec les armes et les autres objets décrits par les chants homériques.² L'ancienneté de ces objets homériques est prouvée par le fait qu'ils sont avant tout en bronze (le fer figure plutôt dans des comparaisons): il n'est donc pas surprenant qu'une série d'armes et d'autres objets que l'on trouve chez Homère aient des rapports avec les matériaux archéologiques de Mycènes. D'autre part, on peut opposer deux modes de sépulture (les Mycéniens enterraient leurs morts, tandis que dans les épopées, on les incinère en général), deux degrés de connaissance de l'écriture (les palais sont la scène de l'activité de scribes, mais nous avons une seule mention de l'écriture dans les épopées) et naturellement deux sociétés (personne n'aurait pensé d'après les épopées à l'administration

¹ Pour les études récentes, cf. M. I. FINLEY: *The World of Odysseus*. London 1956. 165 S.; S. PAGE: *History and the Homeric Iliad*. Berkeley—Los Angeles 1963. 97 ss.; G. S. KIRK: *The Songs of Homer*. Cambridge 1962. 3 ss. et *The Homeric Poems as History*. Cambridge 1964. (= CAH I—II²:22) 3 ss.

² H. L. LORIMER: *Homer and the Monuments*. London 1950; T. B. L. WEBSTER: *From Mycenae to Homer*. London 1958, 27 ss. G. S. KIRK: *Objective Dating Criteria in Homer*. *Museum Helveticum* 17 (1960) 190 ss.; A. J. B. WACE—F. H. STUBBINGS (ed.): *A Companion to Homer*. London 1962; F. MATZ—H. G. BUCHHOLZ (ed.): *Archaeologia Homerica*. Göttingen 1967 ss.

bureaucratique, de type oriental, de l'époque mycénienne ni à sa hiérarchie sociale compliquée).³

Grâce à ces analyses, nous avons aujourd'hui une notion plus claire des parallélismes et des divergences du monde mycénien et du monde homérique. Les difficultés de leur comparaison sont d'ailleurs bien connues: plusieurs couches s'imbriquent dans les épopées; le monde mycénien est un monde réel, tandis que l'univers homérique est quand même de la poésie; nous connaissons très bien l'époque mycénienne au point de vue archéologique, à la différence de celle d'Homère que nous ne pouvons guère saisir de cette manière; les fouilles mettent au jour la réalité quotidienne de Mycènes, tandis que le centre d'intérêt d'Homère, c'est le combat. On pourrait encore allonger cette énumération.

En tant qu'une approche de ce problème complexe, nous nous proposons d'examiner un problème de détail, qui est le suivant: quels sont les rapports entre les données archéologiques, les témoignages des épopées homériques et ceux des tablettes en linéaire B, en ce qui concerne l'extension de l'empire du héros du Gêrène, Nestor, ses villes et leur caractère?

Cette triple confrontation n'est possible que précisément pour Nestor: en effet, les tablettes d'argile, d'ailleurs nombreuses, des archives de Cnossos sont assez éloignées dans le temps par rapport à la guerre de Troie, décrite par Homère; le royaume d'Idoménée ne pourrait être comparé à l'empire du *wanax* qui figure dans les textes en linéaire B de Cnossos. Les autres tablettes trouvées dans la péninsule grecque, c'est-à-dire à Mycènes et — en très petit nombre jusqu'ici — à Thèbes, ne fournissent aucun renseignement qui soit utilisable pour notre propos.

La raison pour laquelle le problème mérite d'être posé de nouveau, c'est qu'aujourd'hui, la Messénie est l'un des territoires les plus importants pour la recherche archéologique portant sur l'âge de bronze — ce qui n'est naturellement pas sans rapport avec le déchiffrement des tablettes de Pylos. Cette recherche est due en premier lieu au travail de l'équipe de l'Université de Minnesota — travail que l'on peut appeler de type nouveau non seulement en raison de sa complexité, mais aussi parce que tous les sites qui pouvaient entrer en considération dans le territoire en question ont été réexaminés et une série d'études de surface ont été effectuées sur les terrains promettant quelque résultat. Cette recherche de surface a produit elle-même des résultats non négligeables. Il a été également nouveau dans cette analyse que le territoire a été examiné aussi du point de vue de l'importance politique possible de tel ou tel centre.⁴ Ainsi, les données d'Homère ne doivent plus être confrontées seule-

³ G. S. KIRK: *The Songs of Homer*. 179 ss.; M. ANDRONIKOS: *Totenkult*. Göttingen 1968. (In: *Arch. Hom.* Bd. III.). 37 ss.

⁴ W. A. McDONALD—R. HOPE SIMPSON: *Prehistoric Habitation in Southwestern Peloponnese*. *AJA* 65 (1961) 221 ss.; pour des résultats plus récents v. W. A. McDONALD—G. R. RAPP, JR.: *The Minnesota Messenia Expedition*. Minneapolis 1972.

ment aux résultats des fouilles impressionnantes de Blegen à Pylos et aux témoignages des tablettes d'argile découvertes dans les archives du palais, mais au tableau détaillé de tout un territoire, aux contours bien précis, de la Grèce de l'âge de bronze récent. La confrontation de ces résultats avec les données homériques éclairera non seulement la différence générale entre les archives en linéaire B de l'âge de bronze, la Grèce de l'âge de bronze, connue grâce à l'archéologie, et le monde homérique, mais nous obtiendrons peut-être même quelque renseignement sur les conditions internes d'un territoire dont les parties étaient politiquement liées, à partir de la connaissance de l'époque et de l'épopée qui en est le reflet tardif. Notre tâche consiste donc à confronter les matériaux provenant de ces trois sources diverses et à tirer les conclusions.

Notre analyse doit commencer par un tableau très succinct des données archéologiques.⁵ Sur la base de considérations diverses, nous devons affirmer que le royaume de Nestor était limité au Nord par le fleuve Alphée et à l'Est par la partie occidentale du golfe de Messénie à l'Ouest et au Sud, ses frontières sont données d'emblée. Si nous divisons le territoire ainsi défini (c'est-à-dire la région appelée aux temps historiques la Triphylie et la Messénie, avec une partie de l'Élide) d'après les découvertes provenant de l'époque helladique récente, nous pouvons distinguer, dans le royaume de Nestor, quatre territoires importants. Le premier comprend les localités voisines de l'Alphée, frontière du Nord; le second, les lieux habités de la région du fleuve Kyparissia; le troisième, Pylos lui-même, avec les sites découverts dans sa région et le quatrième, c'est la région qui s'étend au bord occidental du golfe de Messénie.

Sur le premier de ces territoires, une place stratégiquement importante est occupée par une localité connue pendant l'époque classique et nommée aujourd'hui *Ayios Andreas*, dont la population était dense dès l'époque helladique moyenne, mais dont la période la plus importante coïncidait avec la période III A—B de l'Helladique Récent. Les fouilles américaines récentes ont découvert, en outre, 16 sites environ, le long du fleuve. Plus au Sud, nous devons mentionner *Klidhi*: au cours de fouilles antérieures, Dörpfeld y a trouvé des murailles cyclopiques, tandis que les travaux récents de Yalouris prouvent qu'il y existait une petite localité pendant l'époque helladique récente.⁶ C'est également Dörpfeld qui a mis au jour, près de Kakovatos, trois tombes *tholos* appartenant aux périodes I—II de l'Helladique Récent. Celles-ci avaient été pillées, mais ce qui y restait suffisait à Dörpfeld pour se convaincre que ce devait être là la résidence de Nestor. Les objets trouvés ici sont, bien entendu, de trois siècles plus vieux que le Nestor de l'Iliade, nous pouvons donc bien douter de la vérité de cette hypothèse même sans le palais de Nestor découvert

⁵ Cf. *Acta Class. Debr.* 3 (1967) 13 ss.

⁶ *Archaïologion Deltion* 20 (1965) 6 ss., 185 ss.

par Blegen. Tous ces lieux étaient d'ailleurs stratégiquement importants, vu leur position dominante au-dessus de la plaine du littoral.

Dans le deuxième centre, la région du fleuve Kiparissia, la découverte la plus importante a été *Malthi*, localité mise au jour par de fouilles suédoises.⁷ Dans l'histoire de cet endroit stratégiquement important, la période la plus significative a été la quatrième, qui appartient à la deuxième période de l'helladique moyen pourtant, les rapports avec la période I de l'Helladique Récent ne manquent pas, et la localité continue à exister même plus tard. On admet en général que cet endroit correspond à l'une des premières concentrations mycénienues. Le sort de *Péristéria* a été pareil dans une certaine mesure: son apogée coïncide avec une période relativement ancienne, pendant laquelle l'acropole est entourée d'un mur cyclopique, et des tombes de type *tholos* servent de lieu de sépulture. Le numéro 1 de celles-ci en est l'exemplaire le plus grand dans l'ensemble du monde mycénien (d'un diamètre de 12 mètres, il a été fait d'après un modèle à maints égards pareil à celui des tombes-puits de Schliemann, avec des objets d'or).⁸ Le sort de *Malthi* et celui de *Péristéria* témoignent également d'une décadence à la fin de la deuxième période de l'Helladique Récent: on a l'impression que des forces nouvelles apparaissent alors dans la région. On peut supposer que l'acropole (élargie en forteresse au moyen âge), qui se trouve près de la Kyparissia moderne, était une localité habitée pendant l'époque mycénienne aussi. Pour finir, nous devons mentionner *Mouriathada*, où l'on trouve, à peu près simultanément avec la floraison du palais de Pylos, le mégaron d'un souverain relativement indépendant de ce palais, autour duquel on découvre des maisons privées, les restes d'une muraille cyclopique et une tombe de type *tholos*, bien que d'exécution plus rudimentaire que celle d'Ano Englianos.⁹

Il n'est pas nécessaire de présenter ici dans les détails le palais de Nestor mis au jour par Blegen près d'Ano Englianos, puisque ces détails sont assez connus.¹⁰ Contentons-nous de rappeler quelques données relatives aux localités qui ont été découvertes aux environs du palais: *Iklaina* a fourni des vestiges de murailles et d'édifices sur une étendue de 200 × 150 m; à côté de *Koukanara*, on a mis au jour deux tombes de type *tholos* et à côté de *Volimidhia*, une localité mycénienne importante avec un cimetière et des cryptes; à *Tragana*, les trouvailles les plus importantes ont été deux tombes de type *tholos*, mais cette fois sans vestiges d'habitations.¹¹

⁷ M. N. VALMIN: The Swedish Messenia Expedition. Lund 1938.

⁸ S. MARINATOS: *Ἔργον τῆς Ἀρχαιολογικῆς Ἐταιρείας* Athènes 1964. 85 ss.; 1965, 84 ss.

⁹ E. VERMEULE: Greece in the Bronze Age. Chicago 1964. 264.

¹⁰ C. BLEGEN—M. RAWSON: The Palace of Nestor at Pylos in Messenia I. Cincinnati 1966.

¹¹ S. MARINATOS: Anz. d. Öst. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Klasse 98 (1961) 235 ss.

Le quatrième territoire important de l'empire de Nestor, c'est le bord occidental du bord de Messénie: sur ce territoire, mentionnons — abstraction faite des localités sporadiques moins importantes — *Nichoria*, où les fouilles de Choremis ont découvert un endroit stratégiquement très important, avec des tombes à *tholos* et au moins une crypte.¹²

En analysant les données que les épopées homériques fournissent relativement à Nestor et à son royaume, nous devons répondre avant tout à une question: est-ce seulement le catalogue des vaisseaux de l'Iliade qui indique la grande étendue de l'empire de Nestor, ou bien trouve-t-on d'autres indications pareilles dans les deux épopées? En dehors des détails du récit de Nestor (chant XI de l'Iliade), c'est l'usage homérique de certains mots qui est décisif sur ce point: il prouve (en accord avec les données relatives à d'autres territoires) que le terme *Pylos* peut se rapporter à la ville elle-même autant qu'au territoire relevant de l'autorité de Pylos (par ex., Thryoessa est désignée comme *νεάτη Πύλον ἡμαθοέντος*, tandis que la ville est appelée *ἄστυ, πολέεθρον*).

La localisation de Pylos constitue un autre vieux problème, qui n'a été résolu qu'en apparence par la découverte de Blegen à Ano Englianos; plus précisément, la discussion, close au point de vue archéologique, ne l'est pas pour la philologie homérique.¹³ La célèbre observation de Strabon:

ἔστι Πύλος πρὸ Πύλοιο. Πύλος γε μὲν ἔστι καὶ ἄλλος

(8.339) a eu ses répercussions même dans la recherche moderne, ainsi, E. Meyer, dans son article écrit pour la RE, continue à identifier le Kakovatos de Triphylie avec le Pylos homérique, malgré les découvertes récentes.¹⁴ Nous venons de voir qu'aujourd'hui, les tombes de type *tholos* mises au jour par les fouilles célèbres de Dörpfeld semblent correspondre tout au plus à une résidence princière locale, plutôt modeste (sans parler des difficultés chronologiques). Meyer tient à la formule Kakovatos = Pylos surtout à la base des données du récit de Nestor dans le chant XI de l'Iliade (pour la même raison, Strabon identifiait la résidence de Nestor avec un village insignifiant de Triphylie, qui s'appelait également Pylos). C'est ce qui semble confirmé par les événements de la jeunesse de Nestor, relatés dans le passage mentionné de l'Iliade (vers 670—762):

¹² Cf. Athens Annals of Archaeology 1 (1968) 205 ss.

¹³ Pour l'histoire de la question, cf. récemment McDONALD: Progress into the Past. The Rediscovery of Mycenaean Civilization. Bloomington—London 1964. 229 ss.; L. R. PALMER: Mycenaean and Minoans. London 1965². 16 ss.

¹⁴ RE «Pylos» coll. 2138 ss.; 2517 et Museum Helveticum 14 (1957) 81 ss.; pour la tradition antique, cf. F. KIECHLE: Pylos und der pyilische Raum in der antiken Tradition. Historia 9 (1970) 1 ss.; pour le récit de Nestor dans l'Iliade, cf. F. BÖLTE: Ein pyilisches Epos. RhM 83 (1934) 320 ss.; H. T. WADE-GERV: What Happened to Pylos? AJA 52 (1948) 115 ss.; G. JACHMANN: Der homerische Schiffskatalog und die Ilias. Köln—Opladen 1958. 53 ss.

en effet, Nestor arrive à Pylos en une seule nuit avec les troupeaux dont il s'est emparé en Élide, ce qui est possible si Pylos est identique à Kakovatos, mais inimaginable s'il faut conduire les troupeaux à Ano Englianos (30 et 75 km respectivement). Un autre élément de l'histoire permet la même conclusion : lorsque les habitants d'Élide attaquent Thryoessa, localité frontalière du royaume, Nestor, averti par Athéna, s'avance, pendant la nuit, jusqu'à Thryoessa avec ses chars et ses meilleurs guerriers, pour y attendre les ennemis qui arriveront à pied. Cette opération n'a de sens que si la distance entre Pylos et la ville située au bord de l'Alphée n'est pas considérable ; mais, pendant un temps aussi bref, on ne peut parvenir en char jusqu'à Ano Englianos, qui se trouve à 60 km de là. En revanche, nous ne pouvons pas avoir des doutes concernant l'identification du Pylos de Messénie, compte tenu des données de l'Odyssée. Dans la Télémachie, Télémaque arrive de Pylos chez Ménélas en deux jours, après un arrêt à Phères. Cette route, nous ne pouvons l'imaginer qu'à partir du palais connu grâce aux fouilles de Blegen : si nous voulions que Télémaque fût parti de Kakovatos pour parvenir au même but, nous devrions localiser Phères d'une manière entièrement nouvelle.¹⁵ Si Télémaque, en rentrant de chez Ménélas, prend le bateau pour se sauver de Nestor qui se trouve au palais de ce dernier et qui veut le retenir, on peut mettre cela sur le compte de la licence poétique : on ne peut guère donner l'avantage à l'hypothèse de Kakovatos sous prétexte que la mer est plus près de celui-ci de quelques kilomètres que d'Ano Englianos.

Nous devons considérer en outre que certains éléments du récit contenu dans l'Iliade semblent désigner le Pylos de Messénie : il est en effet difficile de placer Thryoessa, ville frontalière appelée *ρεάτη*, dans l'empire de Nestor, si la capitale de celui-ci est Kakovatos. Certains éléments invraisemblables du récit (Nestor persécute les habitants d'Élide jusqu'aux frontières même de leur propre pays etc.) prouvent en même temps que nous devons tenir compte des possibilités de déformation.¹⁶

Il ne fait pourtant pas de doute que la localisation messénienne de Pylos est difficilement compatible avec les données de l'Iliade.¹⁷

A côté des données déjà mentionnées qui concernent, dans l'Iliade et dans l'Odyssée, Nestor et Pylos, il faut accorder une importance toute particulière au catalogue des vaisseaux dans l'Iliade (vers 494—759 du chant II), énumérant les chefs de guerre grecs et les territoires étant sous leur domina-

¹⁵ Mus. Helv. 14 (1957) 81 ss.

¹⁶ BÖLTE: op. cit. 338.

¹⁷ Cette divergence peut être expliquée de manières différentes. Il se peut que le théâtre des combats de Nestor soit un souvenir de l'étendue de son empire à l'époque mycénienne (avec déplacement du Pylos véritable), cf. PALMER: op. cit. 82; mais nous pouvons penser aussi que la localisation précise n'apparaissait pas encore dans la forme primitive du récit de Nestor, seulement plus tard, au moment de l'intégration de l'histoire dans l'ensemble cf. KIECHLE: op. cit. 17.

tion. La première ville de la section de catalogue relative à Pylos est *Pylos* lui-même.¹⁸

La ville suivante est *Aréné*, qui, selon Strabon (8.346), n'existait plus aux temps historiques, et que l'on identifie en général à Samikon. L'Anigros, qui se jette dans la mer près de Samikon, est identique au *Minyéios potamos* (se trouvant à côté d'Aréné) qui figure dans le récit cité de Nestor (XI. 722). Cette localisation s'accorde d'ailleurs très bien avec le cadre général du récit de Nestor: les guerriers de Pylos qui s'avancent en char se rassemblent près d'Aréné pour se défendre contre l'attaque de ceux d'Élide. Il n'est pas surprenant qu'après Dörpfeld,¹⁹ Yalouris a découvert à cet endroit les sépultures, déjà mentionnées, de l'Helladique Moyen et de l'Helladique Récent. L'opinion des chercheurs modernes, selon laquelle Aréné est identique au site découvert près de Klidhi, semble donc bien fondée.²⁰

La localisation de *Thryon* est facilitée par le fait que dans le catalogue, il figure avec l'indication *Ἀλφειοῖο πόρον*, il devait donc être situé près de l'Alphée. Il est très probablement identique au Thryoessa mentionné ci-dessus, qui est désigné dans l'Iliade comme *Θρυόεσσα πόλις . . . τηλοῦ ἐπ' Ἀλφειῷ*, et dont la situation même est indiquée: *αἰπεῖα κολώνη*. Puisque, selon Homère, l'Alphée traverse la terre de Pylos, Dörpfeld et Bölte cherchent Thryon au Nord de l'Alphée.²¹ Pourtant, d'après les renseignements obtenus de Strabon, on devrait localiser Thryon plutôt près d'Epitalion, aux environs de l'Ayios Georgis,²² où des fouilles récentes ont mis au jour un cimetière d'époque mycénienne.²³

La localisation d'*Aepy* constituait un problème déjà pour Strabon (8.349). On ne peut même pas décider si c'est le mot *εὔκπιτον* qui doit être considéré comme une épithète ou bien Eyktiton est un nom de ville, avec l'épithète *αἰπύ*.²⁴

Il paraît que *Cyparissée* est facile à identifier avec le Kyparissia connu des temps historiques, d'autant plus que près de la ville et aux environs, on

¹⁸ Pour le catalogue des vaisseaux en général et pour ses données relatives à Pylos, cf. T. W. ALLEN: *The Homeric Catalogue of Ships*. Oxford 1921 (P.: 77 ss.); F. JACOBY: *Die Einschaltung des Schiffskatalogs in die Ilias*. SPAW Phil.-hist. Kl. Berlin 1932. 572 ss.; V. BURR: *Νεῶν κατάλογος*. Untersuchungen zum homerischen Schiffskatalog. Klio Beiheft 49. 1944. 58 ss.; G. HUXLEY: *Mycenaeen Decline and the Homeric Catalogue of Ships*. BICS (London) 3 (1956) 19 ss.; WEBSTER: op. cit. 99; JACHMANN: op. cit. 47 ss. (cf. J. KAKRIDIS: *Gnomon* 32 [1966] 393 ss.); PAGE: op. cit. 134 ss.; WACE-STUBBINGS: op. cit. 285 ss.; HUXLEY: *GRBS* 7 (1966) 313 ss.; A. GIOVANNINI: *Étude historique sur les origines du catalogue des vaisseaux*. Bern 1969; C. SANDULESCU: *Acta Ant. Hung.* 17 (1969) 125 ss.; R. HOPE SIMPSON—J. R. LAZENBY: *The catalogue of Ships in Homer's Iliad*. Oxford 1970, (P.: 82 ss.); ST. HILLER: *Studien zur Geographie des Reiches um Pylos nach dem mykenischen und homerischen Texten*. Wien 1972. 207 ss.

¹⁹ *Ath. Mitt.* 28 (1913) 112 ss.

²⁰ Bölte: op. cit. 322, 324, 325 ss.; V. BURR: op. cit. 65; *Arch. Delt.* 20 (1965) 185 ss.; HOPE SIMPSON—LAZENBY: op. cit. 83.

²¹ DÖRPFELD: *Ath. Mitt.* 38 (1913) 115; Bölte: op. cit. 328; BURR: op. cit. 65.

²² E. MEYER: *Neue Peloponnesische Wanderungen*. Bern 1957. 60.

²³ *Arch. Delt.* 21 (1966) 171 ss., 22 (1967) 210 ss.

²⁴ Bölte voulait identifier Aipy avec Epitalion, cf. RE «Triphylia» 194.

a découvert d'importants monuments de l'époque mycénienne ; la localité avait d'ailleurs une importance stratégique.²⁵ Strabon (8.349) distingue cependant le Kyparissée homérique, qu'il place au Nord de Kyparissia, au bord du fleuve Nédas, et le Kyparissia moderne. Néanmoins, l'identification des deux localités n'est pas impossible. Le fleuve de Kyparissia porte en effet le même nom que la ville homérique ; on peut ajouter que Pausanias (4. 36. 7) donne le nom de Kyparissia au pluriel.²⁶

Amphigéni est localisé par Strabon (8.349) avec une grande précision : il situe la ville, tout comme Cyparissée, en Makistie, dans le Nord-Ouest de la Messénie, près du fleuve Hypsoeis ; pourtant, dans cette région, il n'y a pas de localité qui puisse être mise en rapport avec la ville homérique. Celle-ci est identifiée par d'autres sources antiques (Steph. Byz. s. v. *Ἀμφιγέχεια*) avec *Amphēia*, ville qui se trouve dans l'Est de la Messénie. D'après des considérations purement archéologiques, il est tentant d'identifier *Amphigéni* avec *Mouriathada*, qui était une forteresse mycénienne importante mais cette conception ne peut être étayée par d'autres preuves.²⁷

A propos de *Ptéléon*, Strabon (8.349) dit seulement que c'est une colonie du *Ptéléon* thessalien, mais il ne connaît pas sa position géographique.

Les données relatives à la position de *Nélos* sont contradictoires : Strabon (8.350) le place dans la région de l'Alphée, ce qui n'est confirmé que par la découverte d'importants monuments mycéniens dans ce territoire. En revanche, Plin^e situe la ville au coin Sud-Ouest de la Messénie (Nat. hist. 4.5.15), entre Méthoné et le cap Akritas. C'est cette dernière hypothèse qui semble être confirmée par l'examen des tablettes en linéaire B.²⁸

Le cas de *Dôrion* est moins difficile. A suivre la description de Pausanias, qui avance de l'Est de la Messénie vers Kyparissia (4.33.6—7), on donne raison à Valmin, qui a identifié Malthi, cette localité mise au jour par des fouilles suédoises, avec *Dôrion*.²⁹ Après les données relatives à Nestor, le catalogue rappelle, à propos de *Dôrion*, les malheurs arrivés à *Thamyris*, l'aède thrace. Dans sa présomption, *Thamyris* était sûr de vaincre les Muses dans une compétition, mais celles-ci l'ont rendu aveugle, et il a perdu la faculté de chanter. Selon le catalogue, *Thamyris* était arrivé d'Oechalie, et, bien que cet endroit soit placé par le même catalogue en Thessalie, nous savons que les Messéniens avaient le souvenir d'une ville appelée *Oechalia*, ayant existé sur leur territoire. Cette dernière donnée semble être confirmée par un renseignement de Strabon (8.339, 850), selon lequel *Ulysse* a rencontré en Messénie *Iphitos*, fils du souverain d'Oechalie, *Eurytos*.

²⁵ V. BURR: op. cit. 66.

²⁶ HOPE SIMPSON—LAZENBY: op. cit. 84.

²⁷ Ibid.

²⁸ PALMER: op. cit. 34 et *The Interpretation of Mycenaean Greek Texts*. Oxford 1963. 71, 157.

²⁹ VALMIN: op. cit. 11 ss.

Après le déchiffrement des tablettes en linéaire B, la recherche s'est tournée avec une curiosité très compréhensible vers les toponymes. On sait que les toponymes ont joué un rôle considérable dans le processus du déchiffrement lui-même ; plusieurs des localités crétoises importantes sont mentionnées dans les documents de Crète, notamment Cnossos, Amnisos, Tylissos, Lyctos.³⁰ Il est tout à fait naturel que l'on ait également tenté d'identifier le grand nombre de toponymes figurant sur les tablettes de Pylos, mais ici, la situation est beaucoup plus compliquée. Étant donnés le caractère équivoque des règles de lecture et le fait qu'il y a des toponymes figurant plus d'une fois dans les documents, les tentatives d'interprétation fondées sur l'étymologie ont été soldées d'un échec.³¹ C'étaient donc bientôt les recherches visant les rapports entre les tablettes elles-mêmes qui ont gagné la priorité. On peut bâtir sur une seule certitude: le nom du palais, qui était *puro*, c'est-à-dire Pylos ; pour tout le reste, on a besoin d'une analyse complexe tenant compte des relations et de l'ordre des toponymes mentionnés sur les tablettes. C'est ainsi que l'attention s'est concentrée sur des toponymes qui occupent, sur certaines tablettes, toujours la même place les uns par rapport aux autres. Cette méthode apparaît déjà dans l'ouvrage fondamental de Ventris et de Chadwick, mais elle a été perfectionnée surtout par Palmer.³²

Le résultat le plus important consistait dans ce domaine à découvrir que la tablette Jn 829 contient 16 noms de villes, avec les attributions de bronze des différents fonctionnaires de ces villes. Les neuf premiers toponymes se retrouvent dans le même ordre sur les tablettes Cn 608 et Vn 20, et ils peuvent être partiellement reconstruits sur la tablette Vn 19. Les sept toponymes restants figurent sur les tablettes Cn 300 et Vn 493, quoique dans un ordre moins fixe. On les retrouve sur les tablettes de sigle Ma, qui servaient à enregistrer les livraisons obligatoires reçues par le palais. Nous devons conclure de ces faits qu'il s'agit ici des villes imposables les plus importantes du royaume de Pylos.

La localisation géographique de ces villes est rendue possible par une autre découverte: sur les tablettes récapitulatives de la série Na (dont chaque pièce est munie de l'idéogramme SA), c'est-à-dire sur les tablettes Ng 316 et Ng 332, les différents groupes de toponymes sont introduits par les termes *deweroaikoraija* et *pera₃koraija*. Ces mêmes mots servent d'introduction sur la tablette On 300 également, qui énumère neuf villes après *deweroaikoraija* et sept villes après *pera₃koraija*, celles-ci étant identiques aux importantes villes imposables, déjà mentionnées. Aujourd'hui, les chercheurs sont parfaitement

³⁰ M. VENTRIS—J. CHADWICK: Documents in Mycenaean Greek. Cambridge 1956. 21 ss.

³¹ J. KERSCHENSTEINER: Münch. Stud. zu Sprachwiss. H. 9. 1956. 35 ss.

³² VENTRIS—CHADWICK: op. cit. 139 ss.; PALMER: Mycenaean and Minoans. 88 ss. et The Interpretation . . . 65 ss.; CHADWICK: The Two Provinces of Pylos. Minos 7 (1963) 125 ss. et BICS (London) 19 (1972) 147 ss. ST. HILLER: op. cit. 11 ss.

d'accord à interpréter *devero-* comme *δεῦρο* '(ce qui est) en deçà (de quelque chose)' et *pera₃-* comme *περά* '(ce qui est) au-delà (de quelque chose)'. Il s'ensuit que le royaume de Pylos se divisait en deux parties : la Province qui se trouvait «en deçà» et la Province qui se trouvait «au-delà» de l'*aikora*.³³

Ces vues sont confirmées par l'examen topographique des neuf et des sept villes respectivement et par l'étymologie de leurs noms : les tablettes qui présentent le système de défense du royaume de Pylos montrent que les villes se plaçaient le long d'une ligne Nord-Sud, et quoique la plupart des villes ne puissent être identifiées, il y en a que l'on peut localiser, ainsi par exemple la première des neuf villes, *pija*, doit être un port dans l'Ouest de l'Élide : Pheia ou Phéai, tandis que la dernière, *rijo*, doit correspondre à Rhion en Messénie (mentionné par Strabon), le Koroni moderne. Ajoutons que Pakijana, qui, d'après les tablettes décrivant le système des propriétés terriennes, avait des rapports étroits avec Pylos, se place au milieu de la série de neuf villes, ce qui confirme l'arrangement que nous venons d'esquisser. Il devient clair ainsi que le terme *aikora* désigne quelque chose qui pouvait séparer géographiquement les deux provinces. Étant donnée la position de Rhion comme point final de la chaîne de neuf villes, ce point géographique doit être le cap Akritas. La position du cap Akritas et l'analyse des tablettes dites *oka* (série An) montrent que les sept villes sont à chercher à l'Ouest du golfe de Messénie, d'autant plus que la dernière d'entre elles s'appelle *eree* ou *erei*, ville qui doit probablement être identifiée avec Hélos, localité mentionnée par le catalogue et située près du cap Akritas.³⁴

Nous avons insisté, dans l'introduction, sur les difficultés que l'on heurte lorsque l'on procède à cette confrontation de données. Maintenant, avant de tenter de tirer quelques conclusions, signalons un certain nombre de problèmes spéciaux. Au point de vue archéologique, on peut souligner que l'essor rapide de la région — que nous avons déjà mentionné, et qui était un essor récent par rapport à l'ensemble de l'évolution mycénienne — rend les conclusions portant sur l'unité politique du territoire nécessairement incertaines : l'archéologie ne peut pas résoudre certains problèmes. Quand et sous quelles formes le pouvoir central a-t-il influencé telle ou telle principauté locale, isolée et indépendante ? Jusqu'où s'étend, à une époque donnée, l'influence de Nestor et de ses ancêtres ? Quels ont été leurs rapports avec les régions environnantes (qui sont beaucoup moins connues archéologiquement, et qui n'ont toujours pas livré le palais du souverain) ? Si l'on compare ces données — auxquelles on ne peut assigner des dates qu'avec une marge de tolérance d'un demi-siècle au moins — aux documents écrits, qui se rapportent, eux, à une seule année, la

³³ PALMER: *The Interpretation* . . . 65 ss.; M. LEJEUNE: *RÉA* 67 1965) 5 ss.

³⁴ La tentative de PALMER, qui veut mettre en rapport le toponyme *apu₂* des tablettes en linéaire B avec Aipy et *kupariso* avec Kyparissia, doit être rejetée, cf. *Mycenaeans and Minoans* 92 ss., *The Interpretation* . . . 71 ss. ST. HILLER: *op. cit.* 209 ss.

dernière avant la catastrophe du palais, cette comparaison ne permet guère de saisir les changements rapides qui caractérisaient cette époque. Ce qui augmente encore les risques de l'erreur, c'est que nous devons tenter de comparer des données provenant d'époques différentes. Pour ce qui concerne le contenu des tablettes d'argile, il faut ajouter que les documents en linéaire B — à la différence de ceux des archives orientales — ne nous transmettent aucun renseignement de caractère politique, c'est donc à partir de registres d'impôt et de listes de personnes que nous sommes contraints de deviner ce qui était sans intérêt pour les rédacteurs de ces textes. On peut se demander, en outre, si les archives conservées sont complètes et si d'importants documents n'ont pas été détruits.

Rappelons encore une fois que l'épopée rassemble en elle des éléments hétérogènes provenant d'époques très diverses; on peut se demander p. e. quelles sont les périodes qui fournissent les éléments du catalogue, notre source la plus importante pour les données «politiques».

Il ressort de la comparaison que pour l'étendue du royaume de Nestor, les données des tablettes en linéaire B ne s'accordent pas avec le catalogue et les autres renseignements fournis par Homère. Bien que, selon certaines données, le bord occidental du golfe de Messénie semble avoir des rapports avec ce royaume, Homère ne le rattache pas explicitement aux terres de Nestor. Cette divergence peut avoir deux causes. Puisqu'on ne peut fixer avec certitude le moment de la rédaction du catalogue et des poèmes homériques en général, on peut supposer que ces poèmes et les tablettes de Pylos se rapportent à deux phases différentes de l'évolution. Strabon (8.359) croit savoir que, Sparte s'étant affaiblie après la guerre de Troie, les Néléides ont occupé les territoires situés le long du golfe de Messénie; cette constatation s'adapterait bien au contexte historique, puisque la destruction de Troie précède celle de Pylos mythologiquement et archéologiquement à la fois. Ainsi, le catalogue correspondrait encore à une période d'avant la guerre de Troie, lorsque Nestor exerçait son pouvoir sur un territoire moins large.³⁶

Peut-être ce renseignement de Strabon n'est-il pas digne de foi. D'après un endroit dans Diodore (15.66.2), nous pouvons penser à l'inverse aussi: le pouvoir des Néléides aurait commencé à décliner après la guerre de Troie; le catalogue pourrait se rapporter à cette phase de l'évolution.³⁷ Il est possible, d'autre part, que le souvenir du royaume de Pylos ait été conservé par les réfugiés qui étaient parvenus à Athènes ou à Colophon, après la destruction du palais: ce peut être aussi une source de contradictions. Il n'est pas surprenant

³⁵ HOPE SIMPSON: Identifying a Mycenaean State. *Ann. of the British School at Athens* 52 (1957) 231 ss.; CHADWICK: *BICS* (London) 19 (1972) 148.

³⁶ HOPE SIMPSON—LAZEBNY: *op. cit.* 169.

³⁷ BÖLTE distingue trois phases dans la formation du récit de Nestor, cf. *op. cit.* 343 ss.

que ce souvenir a été conservé même dans ces circonstances, et que le système de provinces compliqué, élaboré par le pouvoir central, a été oublié en même temps.

Dans le cas des autres toponymes, la situation est analogue. Il y a relativement peu de localités découvertes par les archéologues qui puissent être retrouvées dans le catalogue ou dans les tablettes de Pylos: rigoureusement parlant, il n'y a que Pylos, le siège de Nestor, qui puisse être identifié dans les trois sources d'une manière rassurante. Rien ne correspond sur les tablettes à Dôrion-Malthi, tandis que *rijo*-Rhion (Koroni) ne figure pas dans le catalogue. En même temps, nous ne connaissons pas le nom — par exemple — de la petite capitale princière découverte près de Mouriathada, ou de la localité à laquelle appartenaient les sépultures de Péristéria. Ainsi, le système de toponymes des tablettes ne s'accorde pas avec celui des épopées homériques ni avec celui de la Grèce plus récente.

Pourtant, on ne saurait mettre en doute que les poèmes homériques reflètent, relativement à l'empire de Nestor, les réalités de l'époque mycénienne. En effet, les recherches archéologiques ont montré qu'une série de localités n'étaient plus habitées après l'époque mycénienne, et puisque leur souvenir était gardé, leurs noms devaient provenir directement de cette époque. Cela vaut pour Dôrion et pour Pylos, mais dans d'autres régions de la Grèce mycénienne, on relève plusieurs endroits semblables: Eutrésis et Hyrié en Béotie Crisa en Phocide etc.³⁸

Il en va de même — Lencman l'a souligné avec raison — de la comparaison des *oikoi* mycéniens et des *oikoi* homériques. Dans l'épopée, on ne trouve aucune trace d'une bureaucratie centralisée, mais il est également vrai qu'Homère ne pouvait jamais voir un *oikos* tel que p. e. celui d'Ulysse, où le travail des esclaves est exploité non seulement dans le ménage mais dans la principale activité économique, l'élevage aussi.³⁹

Il est curieux que ce soit précisément la description de l'*oikos* de Nestor qui reflète le mieux les conditions de l'époque d'Homère lui-même: Nestor n'a pas d'esclaves; Télémaque, fatigué de son long voyage, n'est pas baigné par des femmes esclaves mais par la fille de Nestor; ce sont des hommes libres qui font toutes les autres besognes d'esclave aussi.⁴⁰ Le problème des toponymes ne peut donc être résolu que si l'on tient compte des autres questions soulevées par les épopées.

Le problème se pose à savoir quelles sont les sources qui ont fourni aux poèmes homériques les toponymes que l'on ignore par la suite. On doit ré-

³⁸ HOPE SIMPSON — LAZENBY: 27 ss.

³⁹ JA. A. LENCMAN: Die Sklaverei im mykenischen und homerischen Griechenland. Wiesbaden 1966, 281 ss.

⁴⁰ LENCMAN: op. cit. 282 ss.

pondre que le souvenir de ces localités s'est conservé malgré la destruction complète des localités elles-mêmes à la suite de la catastrophe qui mit fin à l'époque mycénienne. Il serait beaucoup moins satisfaisant d'expliquer ce fait par la fantaisie du poète qui aurait donné libre cours à son imagination.

On doit se demander également pourquoi les poèmes homériques ne mentionnent pas de nombreuses localités dont le nom figure sur les tablettes de Pylos ou se retrouve dans la Grèce plus récente. On peut répondre que le nom des localités en question a changé au cours des époques qui suivirent; dans la période sombre, après la disintégration sociale et politique du monde mycénien, ces changements se comprennent aisément; on ne doit pas oublier, d'autre part, que certains toponymes qui figurent sur les tablettes étaient probablement les dénominations d'unités territoriales créées par l'administration, dont l'existence se rattachait étroitement au système de notation utilisé.

Voilà pour les résultats négatifs. En ce qui concerne le côté positif, il reste qu'après tant d'obstacles et de restrictions, la comparaison réussit tout de même à découvrir quelques coïncidences significatives entre les découvertes archéologiques et Homère, entre les tablettes et les poèmes ou bien entre le résultat des fouilles et les tablettes. Trois toponymes au moins ont été identifiés dans ce domaine parmi les données des tablettes en linéaire B; plus de la moitié des données du catalogue peuvent être mises en rapport avec la géographie réelle de la Grèce. Ce n'est peut-être pas un hasard que le nombre des localités mises au jour par la recherche archéologique est approximativement le même que celui des toponymes figurant sur les tablettes en linéaire B; ce nombre peut bien sûr s'accroître dans les deux domaines.⁴¹

La conclusion la plus importante que l'on puisse tirer de l'étude de la question, c'est que les données géographiques des poèmes homériques reflètent en partie les conditions de la Grèce mycénienne. Ceci contredit l'opinion selon laquelle la tradition servant de base aux poèmes homériques n'aurait commencé à se former qu'après l'époque mycénienne, dans l'âge du fer ancien.⁴² On peut faire valoir ici que si les données géographiques (et, avec elles, certaines indications relatives au système politique) ont pu entrer dans les épopées homériques, rien n'empêche d'admettre que les éléments poétiques ont pu eux-mêmes traverser la période qui suivait l'époque mycénienne.

Debrecen.

⁴¹ AJA 65 (1961) 221 ss.

⁴² Cf. CHADWICK: *Aegean History 1550—1200 B. C.* Studii Clasice 11 (1969) 7 ss.; FINLEY: op. cit. 168 ss.

J. SARKADY

OUTLINES OF THE DEVELOPMENT OF GREEK SOCIETY

IN THE PERIOD BETWEEN THE 12TH AND 8TH CENTURIES B.C.

General problems

In attempting a survey of the development between the twelfth and eighth centuries B. C. we can start with an examination of the relevant aspects of the immediately preceding period, *i.e.* the society of the Mycenaean Age. This stage is particularly important because it saw the first class-society in Greek history, even if it was not the first on the territory where the Greeks lived at that time. To define the exact character of this society is quite a difficult problem. Some scholars describe it as feudal, though in our opinion similarities between some features of the superstructure do not prove an essential identity in the economic basis. Marxist historiography has commonly referred to this society as early and undeveloped type of the ancient *slave-holding society*.

This stereotyped definition was furthermore specified by putting emphasis also on the role of the disintegrating clan system to a varying extent. This concept could mostly rely on general theoretical considerations only where the actual source-material could be fitted in only incidentally. In the historiography of recent years, however, an ever growing emphasis is given to the *ancient eastern* character of Mycenaean society. Besides the opening up of an ever wider range of sources, this is due also to the increasing attention directed towards the problems of the so called Asiatic mode of production and form of property. This is the aspect from which the role of the Mycenaean civilization is specially important as it is — together with the socially hardly separable predecessor, Crete — the only specimen of the Asiatic mode of production and the respective class society in Europe, apart from the much quoted but uncertain example of the Etruscans. And what is even more important: this civilization presents the only tangible example of how the antique mode of production replaces the Asiatic one. In the course of the theoretical examination it has also been strongly emphasized that this is the only possible case of transformation. Although this statement about the uniqueness of the situation reflects the view of the philosophy of history, it can be accepted as valid, at least in connection with Europe and the Near East, if we consider the actual realization.

The picture we can draw of Mycenaean economy and society at the present stage of research is necessarily roughly outlined and problematic at many points. Up to recent times it has been based on archaeological material almost exclusively. Written evidence on the Mycenaeans has also been very meagre. Greek written sources — the linear B texts containing a great amount of information on economy and society — have been added to the sources only in the last two decades. To interpret these pieces of information correctly and arrange them in rather a coherent picture is a difficult — and in some cases a hopeless — task. This is why each comprehensive study remains necessarily hypothetical reflecting only the momentary stage of research or even only *one* particular view.

Economic life of the Mycenaean Age

We have a fairly rich and factual picture of the economy of the day within the limits of the basically archaeological source material. Agriculture had been the main source of livelihood in the Aegean territory already from the Neolithic Age, and it was the tillage of the land that especially dominated. The cultivated territory was relatively small, and this continued to be a characteristic feature in the future, too. Generally the low-lying territories with light soil were put under tillage. Besides the production of corn executed with ploughs ever since the Early Bronze Age the production of vine, figs and oil-yielding plants, *i.e.* gardening was very important. In this characteristically Mediterranean economy great significance was attributed also to the spices and plants from which dyestuff or perfumes could be made.

Stock-raising was again very important: uncultivated areas (woods, pastures, and thickets) could be made use of by extensive goat- and sheep-herding, pigs were also kept incidentally. Cattle farming that was more related to husbandry was probably more intensive, even more so was horse-keeping that satisfied the needs of the aristocracy in warfare and entertainment. It should be also noted that both husbandry and animal-keeping provided material to be manufactured and sold, which is in accordance with the outstanding role of industry and commerce in the Mycenaean economy.

The advanced state of industry, *i.e.* the high level of differentiation and specialization is clearly shown by the archaeological finds supported by the linear B texts. Several branches of metallurgy flourished from the simple craft of the blacksmiths to the separate and elaborate art of the armourers and goldsmiths. Dressing stones was very successful both when a palace or fortress had to be built and when seals had to be cut. Applied art can be characteristically illustrated by the flourishing ivory-carving. Textile industry must have been significant too, while pottery most certainly was. The significance of the conversion of timber, *i.e.* of the carpenters' craft can be easily

understood if we think of how important the two most specialized industries: shipbuilding and cartmaking were in the transportation of goods and people.

The prominent part of this rich and specialized industry within the economy was further enhanced by a strong inclination towards commerce. Although the life of Mycenaean society must have been characterized by subsistence economy to a great extent, its relationship with other countries was characterized by a relatively great trade as compared to the general level of trade in those days.

The acclimatization of the population to the sea dates back to the Neolithic Age, while the Mycenaeans inherited the commercial relations and trade-routes of Crete as well. They traded intensively in a territory extending from Troy, Cyprus, and Syria in the East to Sicily and Southern Italy in the West. Besides pottery we can find stoneware or hard pottery, glazed earthenware, things made of precious metal and bronze, ivory-carvings, and also crimson dye among the products of industry. Agriculture gave oil, wine, and plants yielding dyestuff, scents, and spices to the market. According to the testimony of the archaeological material this export involved a similarly significant import from the eastern territories. Indirect trade extended as far as the British Isles and the Baltic in the north. The connection with the European barbaric peoples was justified by the need of copper, and tin, the raw materia of technical civilization in the Bronze Age. This necessitated long-distance trade in the life of each Bronze Age civilization. Crete and Mycenaean Greece attributed to this factor an overall importance, which made the Aegean Territories the centre of the most dynamic commercial relations of the world in the IIInd millennium B. C.

It is a great pity that while we know a lot about the size and range of commercial connections we hardly know anything about the merchants themselves and about how this trade was actually practised. No answer to this can be gathered from the written sources, and the eastern parallels make only a few elements probable, such as the state control of trade and the role of the kings' palaces as centres of trade.

Property relations

Even more difficult is to form a true notion of the relations of property and production giving the framework of economic life. The problem of the relations of property is among the most debated ones in mycenology. The few surviving written sources provide information only of a few centres. As to the distribution of land, which would be the most important to know well, we can collect numerous and coherent data only from the Pylos tablets. From the terminology of the documents we can recognize the fundamental categories of landownership, such as *temenos*, *ktoina ktimena*, *ktoina ke-ke-me-na* and *ka-*

ma. The meaning of these categories, however, has still not been determined satisfactorily. *Temenos* seems to be fairly clear owing partly to occurrence later in history, and partly to the fact that in the Linear B texts it is only the first and presumably the second authority/personality of the state — the *wanax* and the *lawagetas* who own such property, though not in the same extent, but according to the rate 3 : 1. This land consequently goes with an office, but not in a general sense as perhaps the lands of the *telestai* (*te-re-ta*). This property must be a special case of official properties separated from the commons earlier than any other plots of land. The royal *temenos* seems to have meant a much bigger territory than the landed properties of the other individual proprietors, but if contrasted with the combined territories of the individual plots or the *damos*-lands, it does not at all have the advantage. The royal or state owned sector represented only one particular — presumably significant but not predominant and overwhelming — element of the arable land. The role of the state as a centre of economic life was not primarily based on its landed property and direct agricultural activity. Scholars consider the question of the difference and contrast of the *ktoina ke-ke-me-na* and *ktoina ktimena* the most important problem to be solved. The basic difference is best palpable if we consider who or what disposes of the usage of the *ktoina* and of the people who work — or perhaps have others work — on it when the original owner or holder transfers the ownership or usage to someone else. Consequently the difference seems to be that the holder gets the *ke-ke-me-na paro damo*, whatever the *damos* was and whatever the *onaton echei* meant. Thus it is the individual, or more precisely, the person possessing the *ktoina* in question who leases or — putting it more carefully — gives the land to others to use. If we want to illustrate the relationship of the two categories in a graphic form on a straight line one end of which represents complete community ownership and the other complete private ownership, we can put *ktoina ke-ke-me-na* nearer to common property, and *ktoina ktimena* nearer to private property. Their distance from each other or from either end of the straight line is, however, impossible to state. We could probably say that the two categories represent the commons not yet divided for good on the one hand, even if it is a small group that disposes of them, and the individual property on the other, even if the private proprietorship is not quite settled or clear-cut yet. The royal rights such as taxation presumably extended to the large and small estates, appropriated and leased properties as well, but we do not know if they influenced the distribution of landed property to a remarkable extent.

We do not want to dwell on the problem of property on fields of economy other than landownership. We want to remark only that the craftsmen were presumably subordinated to the state in a direct way. This situation is the most noticeable in the case of the smiths owing to the state monopoly of

the metals. The raw material was distributed by the state and the finished products had to be returned to the state, too. In this case we can infer that not only the raw material but also the workshops and the implements might have been state-owned making the craftsmen rather dependant on the state in spite of their personal freedom with a narrow possibility of acquiring property. The situation was, however, not necessarily the same in the other branches of industry. We must not forget that on the tablets mention is made of *royal* and *commander's* craftsmen. Here the dependence is stressed stronger than anywhere else, which makes us think that there must also have been craftsmen without direct connection with the *wanax* or *lawagetas*. They could probably be servants of other dignitaries or be self-employed. It is really a difficult problem to settle, but it is probable that there existed different degrees of property in connection with raw materials, workshops and tools varying according to the possibilities in the different crafts. We might even find cases of complete private ownership.

The property relations in the Mycenaean era on the whole seems to have departed from the community ownership considered so fundamental in the Asiatic mode of production. The development in the direction of the antique form of property seems to be marked from a certain point of view. The leading or controlling role of the state or the royal household — *e.g.* the state management of trade and industry to a certain extent, distribution of raw material and seed, taxation, storing reserves, etc. — strongly resembles that of the ancient eastern states. These 'Asiatic' traits can, however, be traced only in the upper layers of the economic system, which makes it doubtful whether they are remnants of the past, natural developments of the present or simply imitations of the eastern institutions. As a matter of fact, it would be surprising if we did not find a marked deviation from the Asiatic pattern in the Aegean territories so different from the ancient eastern countries from a geographic point of view. In the overall development of the area those elements are stressed that go beyond the typical stages of the Asiatic mode of production.

The social structure

The above picture of property relationships is necessarily hypothetical together with that of the respective structures of society inspite of the fact that we have more written evidence referring to society. The ruling class in Mycenae is basically made up of the landed and official aristocracy with the king and the commander in chief at the top who have a special landed property going with their office. The upper layer immediately following is composed of the various civil servants and other eminent persons possessing considerable landed property. The basis of their estates is their own *ktoina ktimena* that is

greatly enlarged by adding some plots of the *ktoina ke-ke-me-na* taken over from the damos for personal use. The aristocracy had been of a military character from the very beginning and its rise was closely connected with the spread of the élite branch of service in the second millennium B. C., namely the charioteers. It is highly probable that contrasted to the exclusive chariot divisions in the army in the 16th and 15th centuries, it was the regular infantry with standard weapons that took the upper hand in the 14th and 13th centuries involving perhaps the early forms of mercenary troops and influencing the composition of the ruling class as well.

The income of the highly centralized industry and commerce enriched above all the king and the court, further strengthening their outstanding position, though there were differences in the degree of support varying from time to time and from place to place. The craftsmen, the merchants and the transporters themselves belonged mostly to the middle layers of society. To this layer belonged also the less easily distinguishable group of smaller landowners. The lowest layers of society were made up of the smallholders and landless people generally mentioned as the 'tenants' of small portions of the *ktimena* and *ke-ke-me-na* lands. Slaves can also be found, but without a significant role. Their legal position was unique in the sense that there existed no sharp dividing line between them and the free people to say nothing of the *theoio doeloi* and *doelai*, a special group of cultic office-holders who only were slaves nominally. Knowing all this we still suggest that this marked stratification of society existed only in the centres of the states, while the country was less developed in the division of labour and in the stratification of society.

Therefore we consider the definition of the place of the Mycenaean society and its social character to go beyond the limits of the present study. When we included it into the category of the Asiatic pattern together with the other ancient societies of the East, we were led more by theoretical considerations than by the evidence given during the examination of the sources. Although the ancient eastern character of this society — based on parallels in Western Asia — is fairly self-evident, the analogies are rather shallow, though by no means superficial. Further research is needed to decide where the Mycenaean society could be fitted into the line of the other — also as yet uninvestigated — societies of the day.

The place of the Mycenaeans in the historical development

Through concrete examination we shall be able to decide whether the experiments to define the character of the society in question hold true. We cannot deny that the two suggestions of marxist research, namely the idea of the 'early slave' society and the 'Asiatic' pattern, are far from being satisfac-

tory answers to say nothing of the opinion of some bourgeois scholars suggesting the 'feudal' character of the society examined. Saying that the Mycenaean society was a slaveholding one only shows how little this stereotyped phrase explains of the essence of the early ancient societies. The epithet 'Asiatic' is something very abstract and makes a theoretical pattern function as an actual stage in history instead of being merely a starting point or supposed basis of society in Western Asia and Egypt.

In spite of all difficulties and uncertainty, the importance of the Mycenaean epoch in the development of Greek society is self-evident. The four hundred years of its rising and flourishing stages brought the first Greek class society and civilization into being creating by this a definitely new configuration that decisively determined further development suddenly and tragically broken round 1200 B. C., as happened also in the case of several other civilizations of the Bronze Age. Nevertheless, the Mycenaean heritage is omnipresent in the development of the following five hundred years, even if the total decay led to discontinuity in many respects.

Collapse of the Mycenaean civilization

The causes and process of the Mycenaean downfall have been and continue to be a central topic of research. Most explanations speak of invasions by the Dorians or by other peoples joined by the Great Migration of the Sea Peoples. Naturally we cannot accept any of these widely differing ideas as final. There cannot have existed such close and direct connection between events, and such a straight line of development as the ones implied in most explanations. It is more likely that there existed much looser relations than that and perhaps the temporal distribution of facts is greater than has been assumed so far.

The idea of an overwhelming hostile invasion does not seem true in any versions. It is difficult to imagine a huge barbaric migration that is able to destroy a Bronze Age civilization with its strong fortresses, however weak and uncertain the society itself should be owing to its secondary character, as something not born in the zone of primary development. The enemy would have had such vast armies and would have camped there for such a long time that there would be some archaeological evidence to this campaign anyway. But how could the strong and militant, but inexperienced masses have ruined the Mycenaean fortresses without this, even if we suppose on the basis of Egyptian sources that there were tens of thousands of soldiers fighting. Similar armies on the Mycenaean part could have been stationed and confronted with the enemy too.

It can be taken for granted that no attack could be successful unless the attacked countries were in a weakened condition. A strong state could be

ruined only by an army with the power, experience and supreme command of, *e.g.* the later Assyrian army. But what could be the causes of such a weakening? We can think of several events each of which could enfeeble the Mycenaean states in themselves: *e.g.* long and devastating war against one another; uprisings of the oppressed in several of the bigger states; epidemics like plague raging in vast territories; wars against states other than the Mycenaean ones in which most Mycenaean states took part, etc. The latter alone would make us think of a Trojan war in itself even if we did not know about it from the traditions.

It is, of course, probable that more than one factor contributed to the tragedy, only the combination cannot be told. The causes and process of destruction is thus obscure, but we know its extent very well from the finds brought to light by archaeologists. Quite a number of settlements of various sizes were ruined or become desolate throughout the main land, *e.g.* Krisa, Gla, Eleusis, Vula, Hagios Kosmas, Zyguries, Berbati, Prosymna, Mycenae itself, Tiryns, the settlement near Sparta on Menelaion, and Pylos together with other smaller settlements. From among these it is only Mycenae that shows signs of a certain revival before it was ruined completely fifty years later. The catastrophe of Iolkos in Thessaly might also have happened after the general wave of destruction. Obviously, it was above all Phocis, Boeotia, West-Attika, the Isthmos, Argolis, Laconia and Messenia that suffered most from the ravaging of the enemy, but we cannot tell who the enemy was, where they came from and what happened to them after they had finished destroying. In the territories afflicted most of the population may also have died or fled to other regions. We even know where they fled in a few cases. Groups fled to Cyprus or Cilicia in the East. Population in the mother-country seems to increase in Achaia on the Peloponnesos and on the island of Cephallenia, and seems to be temporarily undisturbed in Eastern Attika, in some parts of Argolis (in Koraku and Asine besides the regenerating Mycenae) and also on the islands of the Aegean Sea.

In spite of the revival or even flourishing in some territories and undisturbed existence in others, the Mycenaean civilization suffered a fatal blow in the events around 1200. The Mycenaean society began to change decisively, it began to disintegrate. The invasions and the subsequent changes crushed first of all the Mycenaean states, the political frameworks of society. Some states like Pylos and Lakedaimon were completely ruined together with their centres, others — though weakened — continued functioning, like perhaps Mycenae. In some places smaller country towns took over the heritage of the bigger states which had fallen apart, as perhaps in Pisa, and there was a case when the old centre of state survived but only as the centre of a new organization. This was Athens.

Transformation of the social and economic structure

In the Mycenaean great age the centres at least of the significant states were clearly marked by the fortresses and palaces and by their more or less definite bounds. As to the period after 1200, however, we cannot even guess. It is only incidental if we can justify something on the basis of archeological material as in the case of Agamemnon's kingdom, the description of which in the Catalogue of Ships shows peculiar conditions different from those in the Mycenaean golden age that could at last be explained on the basis of the changed features of Achaia in the 12th century, which means that it could be dated to this period. The traditional picture of countries taken mostly from Homer's epics cannot be accepted as historically valid either in the period of the Trojan war or in the following centuries. To draw a true picture of the states in the Mycenaean epoch and the subsequent dark centuries would not be a promising enterprise with the scanty sources available, to say nothing of the problem of how far these configurations can be considered as states at all.

The whole structure of society and economy went through a drastic change at that time. The previous centuries saw a far-reaching system of economic relations maintaining the balance and boom of economy. Intermediate trade between the civilized countries of the Near East and the barbaric peoples of Europe, highly developed industry producing mainly for the market and a good agriculture (the products of which partly were also sent to the market) were the postulates of the peculiar development of Mycenaean society and of the vitality of the state. These economic conditions were now annihilated or at least confined to a much smaller territory, which meant the disintegration of society and the political superstructure built on it. None of the small despotic kingdoms could survive in its original form, not even at those places where the political unity of the given area remained intact for specific reasons. The material and personal means of maintenance were lacking. The governing bodies of the states, *i.e.* the official-clerical bureaucracy was naturally totally annihilated at once taking with it the limited and one-sided use of written records into the grave. The strong stratification of society and the intricate relationships of dependance ceased to exist or became radically simplified. But they were not eliminated altogether, social development did not turn back to the preclass period. This is shown by the survival of part of the social terminology, *e.g.* the words 'slave' and 'freeman' and some words denoting various dignitaries.

The traditional local functions in smaller groups of society and the partly coinciding offices of military leaders stood more chance of survival, because the new circumstances created new needs and tasks for them. They only had to prove that they were able to tackle the problems and to do their jobs properly. To lead a community and secure its survival in those militant days was

primarily a military duty. This is why we find the identification of the competent ruler with the talented commander of the army and the brave soldier characteristic from the Homeric times to the end of the classical age.

From anax to basileus

The most conspicuous example of the change in institutions and offices is the transformation of the function of the king, the head of the state. This reflects also the structural changes in the whole of society. The power of the *wanaktes*, the monarchs of the Mycenaean epoch, was basically similar to the position of the despotic rulers of at least the smaller Near Eastern states. Some experts suggest god-kingship in connection with the *wanaktes* based on mainly mythical traditions. The case of the historically immediately preceding Minoan Crete is much quoted in this respect.

Whether we can speak of god-kingship or not is, naturally, much debated, but it is certain that the office of the king was of strongly religious character. This is, however, true also of the Greek kings with less power in later periods in spite of the fact that the degree and quality of sacredness could be widely different in the two cases. The economic and military side of the Mycenaean kingdom is much more stressed than the sacred one and this meant the leadership and control of the whole economic life, direct management of long-distance trade and of the most important branches of industry, and command of the army — perhaps with the help of the *lawagetas* as second commander — consisting not only of the people but also of a separate élite power: first the aristocracy on chariots, later also a mercenary-like stationary army of infantry.

After the Mycenaean era we find a very different picture also in the terminology used. The royal title *wanax/anax* falls out of use with the exception of Kypros where the members of the royal families are so called. It is only in poetry that the term is used afterwards. Religion uses it to address the deities.

In the archaic and classical periods the title of the king is *basileus* except for the Spartan *archagetes* and the Thessalian *tagos*. Not only the title changed but also the office and power of the kings. The *basileus* is a one-man leader of his people, commander of the army, judge and pontiff. His office is generally hereditary but far from being unlimited, despotic or of divine character. It is very much restricted by tradition and is essentially a patriarchal principedom. Later descriptions with Aristotle among them reflect this kingship in the above manner.

In consequence of the catastrophe around 1200 B. C. and the following changes the economic and social structure together with the military and political organization forming the basis of the Mycenaean kingdoms ceased

to exist and as a consequence the power of the *anaktes* disappeared as well either slowly or by a sudden fall. This process was probably combined with the destruction of the old urban centres in most cases. After the catastrophes the old order was not reestablished any more should it have been either the old inhabitants or the newcomers or the conquerors who brought about the new political organizations. This change can be observed even at those places where the cesure was not brought about by a sudden catastrophe. In Attika the old centre remained, the Acropolis did not fall victim of the great migrations, though the general change could be felt here, too: at the beginning of the historical period it is the *basileus* who rules the people. It is highly probable that this meant also a change of dynasty, at least tradition says so. The place of the Theseids was taken by the Neleids who fled from Pylos. Some elements of the legend about how Melanthos becomes worthy of the kingdom of Athens through his merits as a soldier and how his son Kodros saves his country by sacrificing his life truly reflects the actual atmosphere of the period and also what the people wanted their leader to be like.

The sequence of the two political forms indicated by the terms *anax* and *basileus* stands more or less clear before us as the starting point and end of the change, but the actual process of the change is hardly discernible. The origins of the office of the *basileus* and how it became a term for the king has not been revealed yet. We have learnt from the Linear B texts of Knossos and Pylos that the *basileus* (*pa₂-si-re-u = *g¹asileus*) was a significant but not necessarily the highest office in some kingdoms in the Mycenaean era.

Its character cannot be defined precisely. It is still undecided what this office originally — or in this particular case — was: an office in the royal bureaucracy, military leadership or the post of the chief of a clan. How could this term develop into denoting the highest office in general in society during the following centuries? The heads of the family Neleid in Pylos bore the title *anax* in their original country, but were called *basileus* in Athens later on. The Kyprian usage, according to which the king is called *basileus*, while the members of his family, *anax* shows that towards the end of the Mycenaean era, when the emigration to Kypros took place, the significance and order of these two terms was just in the process of change. As to the exact place of the decisive change and the way in which the new form spread we have no information though we suppose that Athens and the Ionian population must have played an important part in it.

The new forms of social and political organization

The new form of kingship was accompanied by a new social and political organization that it stood in close connection with. The Greeks of the archaic period in most states were organized into clans and tribes, the *genos*, the *phra-*

tria and the phyle again. This organization has often been considered to be the original and general form of Greek tribalism, but this idea seems to be unfounded. The phyle-system in its original form can be found only with the Dorians and Ionians and we can find no signs of it in the written sources of the Mycenaean age. It is not likely that it could play any part in a society of ancient eastern character. This assumption seems to be supported also by the fact that no traces of the phyle system can be found on Kypros, in Arcady and among the Aeolians where the Mycenaean forms would have stood a chance to survive if only in a rudimentary form. Thus, they cannot be the remnants or organic developments of the Mycenaean social organization. On the other hand there are no signs of the phyle system among the north-western tribes either; consequently we have to discard also the idea of its being a continuation of a primitive communism among tribes partly left out of the typical Mycenaean development. Such a concept would seem to be justified if we consider the wide-spread phyle system among the Dorians only.

The above mentioned facts make us think that the phyle system is not a development either of the Mycenaean class society or of the simultaneously existing primitive clan system. We can only guess where its origins are. It seems likely that this system came about only at the end of the Mycenaean age or in the period immediately following. Its basis could be some elements of the old clan system partly surviving within the framework of the Mycenaean class society in some peripheral territories and in villages under the control of state centre. After the disintegration of the Mycenaean states these organizations became independent again. But the system itself represents on the whole a new military and political organization. It probably originates from the eastern parts of Middle-Greece where the Ionian and Dorian ethnic groups were just experiencing a decisive period in their genesis: after certain antecedents they were both now taking the form characteristic of them in the period of their leaving behind the prehistoric age. This form is the phyle-system originating, from social and political points of view, in the sphere of contact between the Mycenaean and non-Mycenaean Greeks.

Ethnic groups and migrations

The ethnic stratification of the Greeks and its changes, namely the migrations in the 12th and 11th centuries form an essential part of the general process of change in the given period. We leave now the non-Greek element of the migrations out of consideration.

The assimilation of the non-Greek original inhabitants must have continued also in this era. To the new foreign elements like the Illyrians, Thracians, Phrygians, etc. we do not attribute such significance as many other scholars do, at least nor in the sense that they influenced the Greek develop-

ment to a greater degree. Either before the period of change or after it, it was only the Greeks who dominated the territory from an ethnic point of view. The role of the various ethnic groups among the Greeks is another matter.

These groups differ from one another first of all in their dialects, and the difference is reflected also in a mythological-genealogical form. This is the way how the Aeolians, Dorians, Ionians and the linguistically (but not genealogically) also independent North-West Greeks and the Arcadians can be distinguished. It is worth noting that the spread of the different calendars and systems of festivals basically correspond to these dialectical units. This clearly shows that we see here ethnic groups with an originally homogeneous culture on a relatively unified territory. It is also clear that these groups existed in a somewhat clear-cut form already before the great migrations of the 12th and 11th centuries, especially from the point of view of their common religious culture and it is in this form that they moved to the new territories. Presumably the common characteristics of certain local groups date back to the Mycenaean age or even to the preceding period. These are the common cults and festivals, but not the dialects, at least not in the same degree. The social organization is another question. As we have mentioned above, it was only the Dorians and Ionians who had a specific system of *phyle-phratria-genos* presumably brought about only at the end of the Mycenaean age.

These changes and the preceding stages of development can more or less be reconstructed with the help of the surviving traditions and the history of dialects supported lately by the results of historical heortology.

Thessaly and its surroundings were populated by the Aeolians taken in the narrower sense, while in the territory of Phthia, Locris, Phocis and Boeotia to the south lived Aeolians in a broader sense or some groups near in blood. Attica and its surroundings were populated by Ionians and their immediate predecessors who were not yet separated totally from the inhabitants of the Peloponnesos. The Peloponnesos itself — or a part of it — was the territory of the people whose descendants were the Arcadians. In the mountainous regions of North and Middle Greece — mainly around Pindos extending towards the West — lived the group whose descendants were the North-west Greeks on the one hand, and the people forming the basic element of the Dorians in the process of formation on the other. The Dorians present an interesting group anyway, because their dialect is closely related to the northwestern one, but their heortological material is only slightly connected with it having numerous common elements with one of the Aeolic groups, the Ionian and Macedonian People instead. It has also a unique feature probably originating from the Boeotian and Attica territories. The Macedonians are again a special group showing also Dorian and Aeolian traits.

The changes in the life of the Greeks established on the basis of the history of dialects and heortology, generally correspond to those known from tradition,

like the migrations of the Thessalians, Boeotians and Dorians. Still we find new elements in the material, such as the separateness of the eastern Aeolians, Aetolia's originally Aeolic past, the complex process of the Dorian genesis, etc. The new data make the picture of the migrations in the 12th and 11th centuries and our image of the rearrangement of the Greeks in the mother-country and their eastward drive afterwards more complex and precise it in many respects.

Continuity of the crafts

About the economic life in the centuries after the downfall of the Mycenaean civilization we cannot give a coherent account as the sources are rather scanty in more than one respect. Archaeological finds reflect a general and deep depression. The settlements are smaller and fewer in number which shows a marked decrease in the number of the population, too, in most sites. The scanty grave-goods indicate a general impoverishment. Buildings in the course of construction — mainly huge stone palaces, but also smaller ones — are left off. It is not only the technical knowledge that disappeared but even more the possibility of concentrating labour. There are no customers wanting something to be built and no persons at the head of affairs, either.

Archaeological material surprises also with an almost total lack of imports and exports: the multidirectional long-distance trade forming a basic element of Mycenaean economy did not exist any more. Nevertheless, the fundamental branches of handicraftsmanship retained the continuity of their development. This is at least the situation of pottery, and it probably happened also in the field of weaving and carpentry. The continuity of terminology can also be found in the case of smithery. The continuity of development is as characteristic of the age as the negative side of it: the quantitative decrease in industrial production and the almost complete loss of its specialization.

The example of smithcraft — or of metalworking in general — is especially characteristic of the state of handicraft, and is also one of the most important features of the day. After the catastrophe bronze was utilized to a much smaller extent; industry quickly ran short of it as it was no longer imported. Under these circumstances smiths would have been soon out of work — unless they used iron which was found in the closely following protogeometric age. In this period the transition to iron was basically completed.

Here we find an important stage of development. By importing first a small amount of iron and by exploring the local reserves, smithcraft — as a typical representative of the society behind it — fights a battle against isolation, depression and impoverishment with good results. It is an active and progressive element in the dark centuries of misery, reflecting the attitude of the people of the day. It is not mere chance that we find such features also in the development of intellectual culture.

The range and level of differentiation of industry in those days reverted to the stage of development of the age described by the Homeric epics: only the most fundamental branches survived such as smithery, pottery and carpentry, but these remaining few ones were able to develop. It follows from this that the craftsmen belonged to the honourable circle of the *demiurgoi* together with the other 'specialists' of society: the doctors, seers and heralds.

Agriculture and livestock

Agriculture was still the basis of maintainance, and its role was even greater than in the period when industry and commerce took a greater part in providing for the people. The distribution of branches within agriculture must have been different from the preceding and following periods as the significance of stock-keeping was definitely greater if not dominating. It is, of course, difficult to find direct archaeological evidence for this, but the Homeric epics point to this direction. Homer's characters do not eat meat at each feast only because it was necessary to the poetic description to show them in this way. It is also not a mere chance that Homer puts so much emphasis on the herds in the description of the wealth of this or that hero. In the course of further development cattle even became a measure of value.

This supposed situation in the period discussed is quite natural. As a consequence of the changes a particular situation came about: there was more land than the population could put under tillage. The significance of husbandry was diminishing, while there were plenty of opportunities for stock-breeding and the stock meant a movable property that could easily be saved in case of danger. There is another element that proves the importance of stock-farming at that time: archaeology speaks of a decreasing number of settlements, still we can observe a certain continuity of a great number of place names dating back mainly to the pre-Greek period, which seems to contradict the evidence of archaeology. But if we take the stock-raising way of life into consideration, it becomes suddenly clear how the pastoral population could control vast territories and keep the old topographical names at places visited only at intervals with the herds.

The general decay could be felt also in husbandry. Not only the land under tillage became smaller but also the intensivity of farming decreased. As pollen-analysis on western Peloponnesos shows, crops were smaller than earlier, and olive-plantations grew wild, without any human intervention. There was, however, no break in development. The terminology of agriculture, *i.e.* the names of implements and the plants produced, has generally survived. Gardening, vine-growing and olive production needing more stable security were necessarily less widespread, but not entirely abandoned, and were more stressed in the development towards the economy of the archaic age later.

Society and property relations

We could thus paraphrase certain characteristic features of the economy and of the change in political organizations. But what kind of picture can be drawn of the property relations forming its basis in the two or three centuries after the downfall of Mycenae?

As we have already mentioned, the class system and state of Mycenae probably did not survive the catastrophe around 1200, not even on the spared or regenerated territories. Decay was slower at best. It depended on the necessity, profitability, political stability and military safety of the old social and economic order. Not only the blooming industry and long-distance trade ceased to exist together with their state management, but also the official landed properties and the various categories of landownership and 'tenantship' lost ground and sense. The plots of land remained or became the properties of those who cultivated them or could have them cultivated, but the old variety and hierarchy of landownership disappeared.

Differences in wealth did not of course cease altogether however general the decay was. The surviving aristocratic families enjoyed an outstanding position based on the remnants of their fortunes, on what they managed to save of their accumulated riches and mainly their stock and land strengthened by the memories of the old names. Success of arms could also contribute to differences in wealth in a period of incessant war.

In spite of all these considerations we have to trust the testimony of archaeology, according to which the social and economic conditions of the 12th and 11th centuries can be considered as those of more or less equal financial standing within the Greek communities. We can say this without transplanting the poverty and uniformity of grave-goods to society in a direct way. Equality in poverty was the characteristic feature of society in those days even if we find some exceptions. Extreme examples of poverty or wealth are rare.

What property relationships characterised the Greek communities in that period? In our opinion private property must have dominated in its characteristically antique form bound by the restrictions of community. This statement is not so odd as it sounds after mentioning community- or clan-property so many times. The Mycenaean age had prepared the ground for private ownership thoroughly with its complex property-system. When the centralized and bureaucratic states collapsed, the old restrictions of landownership imposed on it by the community or by the state ceased, and the practice and need for private ownership — where lands could be occupied and cultivated by everybody — created a situation in which proprietary rights were only giving a theoretical form to facts of reality. The increased role of stock-farming also created greater possibilities to strengthen private property. With the technical possibilities of the early Iron Age, occupying the desolate fields, repopulating

them and putting them under cultivation could be executed only on the basis of private (*i.e.* individual and family) ownership. The Homeric epics reflecting the immediately following stage, show an already fixed system of private property. From these we can also draw conclusions referring to the preceding period, too. A society based on private property and still classless seems to be a contradictory phenomenon. It is anyway an exception, born under peculiar circumstances, a transitory form in the long run, where private property could peacefully coexist with the remnants of the clan system and the dominating role of community.

The origins of polis

This antique form of private property forms the basis of the city-states. Homer often speaks of the *polis* but — according to the generally accepted interpretation — only in the sense 'settlement' or 'town' and never meaning 'city-state'. The majority of scholars agree that Homer's world is the one before the city-states were created. Still it seems justifiable to say that some — not unimportant — remarks of Homer refer to ideals and manners created by the polis. This assumption can be extended so far as to say that the background of Homer's work is the established and finished polis even if its concrete depiction is missing owing to his material taken from earlier days and to his artistic method.

We have to note here that the period immediately following that of Homer, the 7th century, is already the period of change as far as the finished aristocratic city-state is concerned. In the middle of the century the first tyrants appear and the development towards democracy begins. The fundamental organizations of the city-states, *i.e.* the *archai*, *bule* and *ekklesia* had already taken their final shape by that time, too, existing during the reign of aristocracy, though naturally with different stress and distribution of power than in the period of democracy. Their immediate predecessors also existed in the previous period, and what is more, they were of decisive importance in a society of a strong tribal character. (Here we leave the one-man leadership of the *basileus* out of consideration.)

This organization emerged stronger than ever from the dark centuries after the Mycenaean age and formed the basis of the creation of the polis. The economic basis of the polis is the disposal of the commons or — more precisely — of the fields of the community. The polis consists of the owners of the community's territory, *i.e.* it is a group of people. This is how Aristotle defines the city-state as the community of citizens. The basis and organization of an attitude towards citizenship remained based on the clan idea later on, too. This is shown even in such later developments as Kleisthenes' constitution in Athens.

Thus the basis of the city-state dominant throughout its existence came about in the framework of a classless society with private property. The first clear-cut form of the polis, however, was based on a finished class society. The calm period after the migrations helps the development of the economy; consequently the iron-technique develops, agriculture becomes a central branch again, population spreads to all territories that can be cultivated. Craftsmanship extends and trading relations are established again.

Development of social stratification

The stratification of society followed the development of the economy. The differences between people on the two poles of society in the previous age became definitely greater. There emerged a rich layer with bigger fields and more stock. Their wealth is based on the work of workers (*thetes*) and slaves (*duloi*, *dmoes*). Their role in the army is also related to their economic supremacy: they are at the head of the armies in the early city-states and they did their military service in the chariot divisions, later as the cavalry. The cultic offices and the community functions are traditionally concentrated in the hands of the richest and most powerful families. Aristocracy (*aristoi*, *eugeneis*, *eupatridai*, *hippeis*, *hippobotai*, etc.) is becoming a closed estate with prerogatives and takes over the one-man power of the king, too. Thus, it took the whole of political leadership, and created basically corporal institutions of government. These aristocratic republics are characteristic forms of the early city-states. The *basileus* becomes one of the first functionaries of the community instead of being hereditary monarch.

Contrasted to aristocracy, we find on the other pole of society the increasing number of those people whose work creates the basis of the wealth of the former group. They are those who become landless and work as paid labourers, and the slaves who are generally prisoners of war. The territories where class society was created or promoted by conquest — such as Thessaly and some Dorian states — form a separate group in the development of the Greek class society where the position of the oppressed is more like that of the serfs than that of the slaves: In some places the whole of the conquering tribe became the ruling class, in some others there developed an aristocracy within the conquering group. Nevertheless, the majority of society is formed by the working freemen; small proprietors, and first of all landed peasantry and the craftsmen. This class is generally not exploited and does not exploit others, either. Later it becomes strongly differentiated and sometimes fewer in number, but it puts its stamp on economic, social, political and cultural development up to the final decay of city-states.

The aristocratic regime

But this is a perspective beyond our scope now. In the 9th and 8th centuries the Greek communities are characterized by the ruling position of aristocracy. Consequently the greatest artistic documents of the age, the Homeric epics depict society as one ruled by aristocracy. They do not lead society only in action, but also provide its ideology and system of values. The basic dividing line in society is not between slave and freeman or between people belonging to a community and those without citizenship — according to the epics, at least — but between the aristocrats and non-aristocrats. This may be the reason for the special limits of Homer's description of society. He does not give a clear and comprehensive picture of it but elaborates only the highest and lowest layers, however fully he draws the individual characters. The middle layers, *i.e.* the majority of society are rarely mentioned directly. Still it was not only the aristocracy, but much wider layers of society that could feel the epics their own from the very beginning. The society of the age was a fertile soil for Greek culture to strike root and yield crops like Homer's works, calendars summarizing the religious and secular festivals of the communities, the boom of the geometric style in art, the first temples and the Greek alphabet. These cultural achievements reflect the stage reached by the Greeks who triumphed over the 'dark centuries', though if viewed backwards from the point of view of the archaic and classical periods this stage is only the beginning of development.

Debrecen.

STAGES IN THE DEVELOPMENT OF GREEK EPIC

The history of Greek epic poetry before Homer is like a mathematical problem where the result is known, but the equation must be established by us. The only proof of the rightness of our equation is that after solving it without any logically false step in the deduction, we get the answer known in advance. I tried to approach this problem chiefly but from one point of view, i.e. from that of the social function of the epic. I am fully aware of the fact that much in the present paper is only a guess-work, yet I have attempted a deduction which will lead to the given results: the Homeric epics.

Most reconstructions of the prehistory of epic poetry start from the supposition that heroic epics in a stricter sense of the word grew from a previous magic poetry. This supposition, however, often remains unproved, or rather the problem is transferred to another sphere: if in the evolution of human mind the non-magic level was preceded by a magic level (a thesis calling itself for proof!), the same must be true in the case of poesy. Consequently — they say — all elements in the material available that can be regarded as manifestation of a magic level of mind, are in evolution earlier, whereas those elements which do not bear such interpretation, are later.

Whether this whole series of suppositions holds true or not, we do not want to discuss at present, but restrict ourselves merely to the circumstances of Greek epic. We have to put two questions: 1. Is there any evidence — independent of evidences based on the evolution of the human mind — that magic poetry really precedes heroic poetry in a stricter sense of the word? 2. If so, is heroic epic to be considered as a descendant of the other, or do we have to reckon with an entirely new phenomenon originating from somewhere else into which magic elements intruded but later?

Since Ad. Kuhn pointed out some hundred and twenty years ago that the Greek expression *κλέος ἀφθιτον* has its exact equivalents in the Vedic language, a great number of scholars have dealt with common or kindred collocations of words to be found in early poetic monuments of various Indo-European languages, and they did succeed in discovering a lot of collocations which correspond to each other not only semantically but etymologically as

well. So we have good reason to consider these collocations or formulae as fragmentary parts of a common Indoeuropean poetic language of yore.¹ Among these fragments — with other collocations of words falling within heroic poetry — formulae concerning fame take an especially important part: nearly all collocations of the Greek epic language in connection with fame have their etymologically corresponding counterparts in the poesy of other Indoeuropean languages.² On the basis of this we have to reckon with a poetry in which fame played a significant rôle as early as the secession of the (Proto-)Greeks from other Indoeuropean peoples and the phraseology of which survived — in elements at least — continuously up to the 8th century B. C.

From the facts and data, nevertheless, so carefully collected and thoroughly examined by R. Schmitt, a further lesson can be drawn. From this rich material it is clear that the common elements of the Indoeuropean poetic language cannot be traced to the same extent through all the fields of poetry. In the case of spells, narrative magic or religious poetry there are — though only remote — analogies even between Teutonic and Ancient Indian poetry and the number of Greek analogies is small, whereas in heroic poetry on the other hand (poetry of gods included), albeit we have a great many Greek and Indo-Iranian collocations etymologically akin, the linguistic parallels to these collocations in the Teutonic languages are lacking, despite the indisputable fact that fame is as important a factor for Teutonic heroes as for Greek and Indian ones.

By reason of this it seems obvious that the phraseology of magic poetry was developed in that earlier period when Indoeuropean unity still existed, whilst the idea of fame came into prominence in poetry only when Indo-Iranians, Proto-Greeks and probably other peoples — who did not leave comprehensive literary monuments — detached themselves from the Teutons. The time of the emergence of fame-poetry can be marked not only relatively, but — at least roughly — even absolutely. First in a lecture delivered in Athens, 1965³, and since then in his university lectures J. Harmatta has argued out that on the strength of linguistic and archaeological considerations the living together of Indo-Iranians, Mysians, Thracians and Proto-Greeks — i.e. of those very peoples whose closer contact seemed presumable by reason of formulae concerning fame — can be dated back with great probability to the 3rd millennium, geographically to the Carpathian basin and the northern

¹ AD. KUHN: Über die durch nasale erweiterten verbalstämme. KZ 2 (1853) 467. A careful and detailed survey of the investigation since then was given by R. SCHMITT: Dichtung und Dichtersprache in indogermanischer Zeit. Wiesbaden 1969. 6–60. The most important papers on the subject are to be found in the collective volume redacted similarly by him: Indogermanische Dichtersprache. Wege der Forschung. Darmstadt 1967.

² SCHMITT: Dichtung und Dichtersprache, esp. 61–101.

³ The text of the lecture is not yet published. I make use of the conclusion with kind permission of the author, to whom this paper is much indebted in several other respects too. The proofs will be published, of course, by him.

coast of the Black Sea. It is in this age, then, that the first form of Indo-European fame-poetry must have emerged — i.e. the first form of the heroic poetry in a stricter sense. Consequently this is the age that may be considered to be the first period of Greek heroic poetry, Greek in a broader sense of the word.

Our second question was: how far can fame-poetry be brought into genetic connection with magic poetry which, by reasoning expounded above, seems to be earlier? What we can regard as magic antecedents of heroic poetry are partly narratives recollecting the ancestors, in order to magically advance fertility or enhance the sense of being great and mighty, partly different sorts of magic catalogues.⁴ In these narratives extraordinary deeds of the ancestors were recounted in order to increase the fertility-giving power of the ancestry and/or to renew it in the progeny, so that they should be able to accomplish similar great deeds. The survival of the memory of the progenitors on the lips and in the acts of the posterity is a common interest of fathers and sons, since by this the deceased live on even after death and the living succeed in carrying out great exploits through the magic force imitated by and reviving in them. Word and rite express the unity of progenitors and progeny, a unity which gets manifested in the acting of both after the ceremony: in the aiding activity of the dead forebears and in the successful action of the living descendants, respectively, the latter being a continuation of the ancestors' action.

In this process three elements are important for us: that the exploits told are extraordinary ones; that the living must imitate them in their own interest; eventually that it is the contact with the progenitors that guarantees the posterity's success, securing them the source of magic power. In these three elements three important factors of the later heroic ideology and of its vehicle, the epic are given: fame, exemplary (normative) character and genealogical consciousness.

The idea of direct magic must have lost its importance first in the mind of the military aristocracy. In war it was this aristocracy that could feel the significance of personal strength and courage the most, that could achieve its aims to the relatively highest degree, consequently it felt the least need for magic as a substitute for real power. In his social practice man discovered and developed a new quality of his own: personal courage, which in its turn involved a change in the old ideas as regards the the recollection of the fathers.

The assisting power of the ancestors was called up in a warlike community by a military aristocracy first of all obviously in fights. The warriors remembered the fathers' magic exploits in war, their victories by means of magic, in order to get victorious themselves by magically invoking, anewing their power. Magic ideas might have faded — but the war exploits were still

⁴ Cf. also note 16 below.

remembered, moreover, they got now really important. In the forebears a warlike community glorified its warlike ancestors who were honoured by the community just on account of their valiant deeds accomplished in the community's interest. Of course, the deeds of the ancestors were of extraordinary nature formerly (in the «magic age») too, the «act fitting into song» (an expression of the Ob-Ugrian poesy) must have been something extraordinary and so tradition meant a certain appreciation even then. When magic had faded away, this evaluating moment came into prominence, emphasizing, however, not exploits more achieved by magic force, but valuating a specific human quality, courage.

The form of recalling, invoking the memory of the progenitors, then, could have remained the same, but in the way of looking a radical change ensued: man achieves his purposes not by the superhuman force of magic, but by his own bravery which — however enormous it may be — is still human strength. Thus fame poetry is — should it have ever so many formal elements in common with magic poetry — just as an expression of a newly discovered human faculty, a fundamentally new phenomenon: a new step in forming the world more anthropomorphous and so a new possibility in artistic creation.⁵ The forms, and to some extent even the contents could have remained the same, but their function and character were totally changed.

At any rate, this change of mind had some more consequences. When the ancestors had been the sources of magic power, connection with them alone secured hereditary transmission of magic power. Magic power, namely, taken over from the fathers either through ecstatic «personal encounter» or by family succession, enabled, and at the same time, in the interest of the community, even obliged the descendants to achieve similar successes, just by accurately imitating the actions of the forebears. The acceptance of the ancestors' magic power was proved through the very employing of this magic power, i.e. through imitating the ancestors. After magic had fallen into the background the ancestors got great not as wizards, medicine-men, shamans etc. through magic force, but as heroes through valiancy, yet the imitation of the ancestors still remained compulsory. There was, however, a difference: now it was not a magic activity that was to be imitated, but acts of heroism, not superhuman any more but human deeds. Imitation of the forbears was in the interest of the sons thereafter too, now, however, not because by doing this one could lay hold of fertility, but because by doing this one proved to be as extraordinary a hero as the ancestors had been. Thus, attaining the level of the fathers, one became an example oneself, and acknowledgement of this on the side of the community was the fame of the living.

⁵ That heroic poetry begins when the magic character of the heroes ceases was pointed out by C. M. BORWA: *Heroic Poetry*. London 1952. 4–5. About the rôle of the discovery of human faculties in the evolution of art cf. V. VOIGT: *A folklór esztétikájához*. Bp. 1972. 101–5.

Finally, whereas earlier the enumeration of the pedigree was of magically invoking character, it enforced the manifestation of magic power which was the same both in progenitors and progeny, after magic ideas had faded away and appreciation (fame) has come into prominence, by reason of the unity of the clan it became a proof of distinction. The importance of genealogies arose from the very fact that they continuously preserved the consciousness of the special value of a certain part of the society. Of course, genealogy could fulfill this task only when and until the ancestors of the aristocracy were respected by the whole community, and a reference to the descent from them impressed the commons, i.e. until a certain equilibrium was extant in the society: though the aristocracy had some special private interests, they did not yet come into open conflict with the interests of the whole community, either because in some important points or other the two actually coincided, or because the aristocracy succeeded in conserving the appearance of it.

Taking it all round: magic narrative and fame-poetry arose from the same stock, but in different social circumstances they are different approaches to and different interpretations of similar phenomena, and it seems to be natural that possibilities for transition from one to the another and vice versa, adaptations and reinterpretations of formal and compositional elements etc. were always given. That does not in the least alter the fact that the emergence of fame-poetry was an essentially new stage in the development of thinking, it only means that — as always — the new is born of the old, relying on and making use of it.

In heroic poetry which principally expresses the view of the heroic aristocracy, ideas of fame became dominant. This process had begun — as we concluded from the formulae — in the 3rd millennium. This conclusion is in harmony with other considerations indicating that we have to reckon with some kind of military aristocracy in this age. It is difficult to determine to what measure exactly fame-poetry had become independent by that time, but the fact that the expression *κλέα ἀνδρῶν* has its exact parallel in Ancient Indian etymologically, though in a somewhat different meaning, shows that — admitting all conceivable mutual effects with magic poetry — we may reckon, as early as in this period, with heroic lays, perhaps only of small length, telling only one event, but at any rate as an independent genre immortalizing human courage. Moreover, from the fact that expressions of fame-ideology, corresponding to each other in various Indoeuropean languages, are to be found in a great number, whereas similar corresponding collocations concerning fertility and death are entirely lacking,⁶ we may conclude that elements connected with fertility and cult of the dead disappeared from heroic poetry rather early.

⁶ This important fact was pointed out by B. SCHLERATH in a lecture delivered in Budapest: *Wer waren die Indogermanen?* (June, 1972).

Those said above on the one hand, early Greek epic on the other provide a basis to outline the character of the second stage of development, the Mycenaean epic. If narratives containing magical elements may be supposed before the immigration, and if magical-fabulous elements are palpable even in later epic (the invulnerableness of Achilles, the Perseus-story), we obviously have to reckon with such a component in the Mycenaean age as well. In the religiosity of the aristocracy, however, — again in accordance with those said above — hardly were these magical or fabulous elements in the foreground, much rather figures raised into the region of clear religion: gods and men (dead and alive) honoured as gods. This is indicated by the faith in the deification of the dead and the divine character of the kings alive.⁷ The praise of the latter was possibly of cultic hymnic character, and could have inherited much in formal (structural) respect from primitive incantations. Nevertheless, on the one hand the idea of the king being divine was developed probably rather towards the end of the Mycenaean age, on the other hand even then not all members of the aristocracy enjoyed religious worship, but they none the less demanded the appraisal and immortalization of their fame. Magic did not play an important part in the mind of this aristocracy either, and just because this aristocracy did not receive religious honours, its appraisal could not have much to do with religion. It is here that fame-ideology could get across the most. After fights deeds of valour could be appraised in songs, composed either by minstrels or by the heroes themselves. The interest of this poetry was focussed chiefly not on the petty remote past, but on the glorious present and recent past, rich in successes, since thus the eminence and bravery of this aristocracy was played up, this was the world it was at home. It may be due to this present-centrism that Homeric heroes generally mention only three generations, their own, and those of their fathers and grandfathers, the latter being preceded by world of gods.⁸

Present-centrism, however, can be attributed perhaps to another cause too. From the foregoing it follows, namely, that epic could not quite fulfill its justifying rôle any more. Social differences were far too sharp so that referring to the ancestors could not have any significance in the eyes of the commons. It was the sphere of gods and deified men, and it was the immediate success in battle — where for a short moment the interests of all participants were common — that they were impressed by. Still it would be a mistake to underestimate the significance of these present-centered heroic lays for the development of the epic. It was in these songs, eternizing immediate experi-

⁷ About the deification of the dead cf. M. P. NILSSON: *The Mionan-Mycenaean Religion*. Lund 1950². 426—43., esp. 438sqq. T. B. L. WEBSTER: *From Mycenae to Homer*. London 1958. 35—8, about the divine nature of the living ruler cf. WEBSTER: *op. cit.* 11, 53, 106—10, etc.

⁸ C. M. BOWRA: *Homer and his Forerunners*. Edinburgh 1955. 15—6.

ences and events mostly of similar course, that the topics and typical structure of the narratives were formed, those topics and structures that were taken as patterns by the narratives of later ages too: the «ways of songs» with the knowledge of which a talented singer was able to tell even a new story (event) in old manners.⁹

By the 12th century the golden age of Mycenaean Greece came to an end. First Pylos, Iolcus and other great centres, finally Mycenae were destroyed,¹⁰ and it was followed by a general impoverishment, social decline and reinforcement of old clan forms. A great part of the inhabitants emigrated to Asia Minor. Now it was out of the question to sing of mighty kings living in vast citadels, separated from the commons. In settlements of one or two thousand inhabitants the aristocracy did live among the folk, and defence and enlargement of the settlement was a common interest of both.¹¹ Nor was the opinion of the commons of the lords negligible.¹² W. Hoffmann has rightly pointed out that it was the community with respect to which the deeds of the Homeric heroes were qualified as right or wrong.¹³

Thus, the mentality of the aristocracy fled to Ionia was determined by three factors: 1. Its position considerably worsened as compared to the Mycenaean conditions; 2. as a consequence the gulf separating kings and commons in the Mycenaean age disappeared; finally, 3. the military leaders of the communities could compel the admiration and respect of the community as founders or conquerors of new settlements, since their personal exploits served the interests of the whole community. The aristocracy had its own special interests, but they were not necessarily opposed to those of the rest of the community, in fact, to a considerable measure the two coincided. So the equi-

⁹ About some typical elements of Mycenaean epic cf. V. KARAGHEORGIS: *Myth and Epic in Mycenaean Vase Painting*. AJA 62 (1958) 383–7; WEBSTER: *op. cit.* 48–62. Very reservedly G. S. KIRK in his otherwise excellent book (The Songs of Homer. Cambridge 1962. 105–25). He denies that Mycenaean tales about war should have been taken over into Post-Mycenaean epic. That seems to me disputable. Descriptions *e.g.* (of battle-scenes) and conceptions of old tales could have been modernized without altering the plot of the story, and even if KIRK is right in this respect, it does not prove that epic tales did not exist at all in Mycenaean Age. Somehow the idea of fame must have lived in this period too, that is shown by the Indoeuropean antecedents as well as the Homeric continuation or the names ending in *-klewes* on the tablets and fame was not given for nothing. — About *οἴμη* cf. K. MARÓT: *Les origines du poète Homère*. Rev. d. Ét. Homérique 4 (1934) 24–26; *ΙΛΙΟΣ ΕΝ ΚΟΙΝΩΙ* EPhK 64 (1950) 330–3 etc. The practice is — since RADLOFF — well-known with other peoples.

¹⁰ About the circumstances V. R. d'A. DESBOROUGH: *The Last Mycenaeans and their Successors*. Oxford 1964. 220 foll., esp. 221–8, 230–2.

¹¹ E. AKURGAL: *Early Period and Golden Age of Ionia*. AJA 66 (1962) 371–2.

¹² The son of Kastor Hylakides did not want to go to Troy, but the *δήμων φῆμις* compelled him to go (Od. 14, 239). Even Penelope respects *δήμων φῆμις* (Od. 16, 75.; 19, 527), and Hector too takes into consideration what Trojans and Trojan women think of him (Il. 6, 441–3). *Δήμων φῆμις* has the meaning of assembly as well in the Odyssey (15, 467).

¹³ W. HOFFMANN: *Die Polis bei Homer*. Festschrift B. Snell. München 1956.

librium was established or re-established for the epic to flourish in its original function.

In consequence of this process epic too underwent some changes, whereby we arrive at the third period in the development of Greek epic. It has changed not only in so far as with the disappearance of the mighty royal courts and divine rulers and in consequence of being separated from the royal burial places the whole cultic-hymnic epic necessarily ceased to live on, but also in that respect that whereas to all appearances Mycenaean fame-poetry focussed its attention on the present, now attention turned from the miserable present to the magnificent past. It were the glorious fights of yore that were sung, the fame of the heroes gone by that was celebrated.¹⁴ These heroes were the ancestors honoured by all, descendance from them meant a status in itself. Consequently it may be taken for certain that keeping up relations with and demonstrating descendance from them played an important part in the epic of that period. Epics probably did not only tell the glorious events of a remote past, but joined past and present by genealogical elements, whether in form of explicit genealogical catalogues or only by hinting at genealogies.¹⁵ This genealogical interest could have revived some old genres too that got left behind heroic poetry, though certainly in a modified function. Genealogical catalogues probably preserved much from the ancient fertility magic, but they undoubtedly functioned as demonstrations of nobility.¹⁶ Moreover, a story told about the eponymous hero of a clan joined past and present, it was of genealogical significance even if the progeny was not mentioned at all, since the descendants of the hero were sitting in the rows of the audience, both they and others could hear from what blood they took their origin, and both they and others could measure their deeds against those of the fathers.

This was not a matter of secondary importance. The power and authority of the aristocracy could not be founded merely on the past. The communities that wanted to take hold of the new territories of Asia Minor obviously had to stand many fights and in these fights the aristocracy had to prove to be a true follower of the example of the ancestors by their deeds, by deeds they

¹⁴ Cf. BOWRA: *Homer and his Forerunners*, 20, KIRK: *op. cit.* 136–7.

¹⁵ WEBSTER: *op. cit.* 185.

¹⁶ K. MARÓT dealt with the problem of catalogue poesy and its part in the epic in a series of his works, first: *Hómeros harcleírásai és az epikus műfaj kialakulása*. Csenyery Emlékkönyv. Szeged 1926. 212–4 and *Aus der Frühzeit der Epik*. Raccolta Ramorino. Milano 1927. 588–90, finally, most detailed: *Præhomerikus katalógusok*. MTA I. OKözl 3 (1953) 377–407; *La Béotie et son caractère «hesiodique»*. *Acta Ant. Hung.* 1 (1953) 261–230. He too stressed that catalogues have a different (aesthetic) function in Homer, cf. *e. g.* *Les origines de poète Homère*. *Rev. d. Ét. Hom.* 4 (1934) 41–2. That genealogy was a proof of distinction has been seen as early as Alexandrian scholarship: Schol II. 120 B: «Why does Diomedes draw out his pedigree? One has to say that it is rather rhetorical. In counsels, namely, one has to demonstrate in advance that he who speaks is not an everyday man, but a much mightier one, in order that — as if he were a better speaker — he should be followed».

had to display their suitability for leadership and their likeness to the fathers: only by doing this could they expect the appreciation of the community, the opinion of which — as pointed out above — under the changed conditions they had to take into consideration at least to a certain extent. If the offspring proved to be worthy of the ancestry, if the eminence of the fathers manifested itself in him too, so on the strength of this on the one hand, on the authority of the tales told about the fathers on the other, he could deservedly hope for the same appreciation his ancestors enjoyed, he could rightly expect the same recognition from the community, i.e. fame and all the benefits of it as well: a piece of land carved out for him and a gift of honour at the allotment of booty. Hence the moral requirement of the imitation of the ancestors was at the same time also material interest too. (This is especially apparent from Sarpedon's words — not in the least «materialistic» otherwise — said to Glaucus in the *Iliad*.¹⁷) Thus both moral and material factors contributed so that tradition should be of normative character and the deeds of its heroes binding examples.¹⁸

Accordingly, reference to the ancestors had a double significance. On the one hand it had a say to those who referred to the ancestors as to their own parentage, for them it signified a requirement, a norm to be fulfilled; on the other hand for the rest of the community it purported a claim which was either accepted by them on the strength of deeds or not. The acceptance of it would mean fame for those in question, the refusal to accept it, however, could even lead to their ill fame eternized by the community. It is out of the question that the epic narrative would have strengthened the status of the aristocracy by its religious or cultic character. Neither expressed it the sentiments of the whole society only as an immediate reaction to a venture or another. By expressing a system of moral principles and norms accepted as constant by the whole society, the possibility was given for the epic of this period to render not only a moment of the present in a heroic lay, but also to apprehend life as a whole, the totality of human relations, even if in size not surpassing the earlier songs. In this sense we can hardly speak of a direct survival of the Mycenaean epic: the subject-material, the structures, the «ways of songs» may have lived on, but recasted, radically reinterpreted in their outlook and raised to a higher aesthetic level as regards possibilities of realism.

This recasting of traditional subjects can be observed in several respects. As is well-known, while the Homeric epics give quite exact descriptions of

¹⁷ Il. 12, 310—21.

¹⁸ It is especially W. JAEGER who laid great stress on the significance of example and norm: *Paedeia*. Berlin—Leipzig 1936.² I, 59, with us I. TRENCSENYI-WALDAPFEL: *Bellerophon*. In: *Untersuchungen zur Religionsgeschichte*. Budapest 1966. Other scholars, on the contrary, deny spiritual, moral, educational effect and functions of the epic at all, cf. e.g. W. SCHADEWALDT: *Von Homers Werk und Welt*. Stuttgart 1951¹. 83—4; B. SNELL: *Die Entdeckung des Geistes*. Hamburg 1955.³ 163—4; 358, etc. It seems to me, they are wrong, but now I have no opportunity to discuss the problem in detail.

armour and objects known only in the Mycenaean age and not later, and inherited formulae referring to these things were preserved throughout several centuries,¹⁹ what we learn about social conditions, state organization, palace life or tactics is much different from the conditions of the Mycenaean age as known from the tablets.²⁰ The difference is apparently due the fact that to preserve the memory of objects, especially of unusual ones can have been interesting for the audience, since just because of their unfamiliarity or rarity the listeners could feel the peculiar atmosphere of the heroic age around them, whilst if the matter in question was relating to the manners of the times, the singers had to adapt the old conceptions to the conditions of the new age, — without having completely forgotten about the old ideas, — because otherwise their description would have seemed bizarre and queered the whole narrative.²¹ Rather probably rulers of Mycenae did not ask for the opinion of an assembly before their decisions, under the circumstances of the transitional period, however, when the voice of the common people had to be taken into consideration, this seemed such an indispensable appurtenance of human life, that the poet found it characteristic of the barbarism of the Cyclopes that they had no counselling assembly and laws.²² If, then, the poet did not want to describe king Agamemnon as a Cyclopic barbarian, he had to make him convoke the assembly of the army.

But recasting can be observed in topics as well. Subject matters centred around two towns, one was Thebae, the other was Troy. The two cycles attracted elements formerly independent or perhaps parts of other sagas. So Ajax got into the Trojan war, although — judging from his shield — he must have been much, earlier²³ and so old stories — borrowed probably much earlier from the East — were brought into connection with these wars, especially with the Trojan one.²⁴ That at least one at the two sagas (that of Troy) focussed on a great venture of the very end of the Mycenaean age, is scarcely a mere chance. The importance attached to the Trojan Saga is usually accounted for by the fact that it was the last successful undertaking of Mycenaean Greece. Nevertheless, another circumstance could have contributed to it too, namely that the participants of this venture were the immediate ancestors of the nobility of the early transitional period, and descent from them could especially support the privileged status of the aristocracy, since by their great exploits, which were still alive they really merited the respect and admiration of the whole community.

¹⁹ D. H. F. GRAY: *Homeric Epithets for Things*. CQ 41 (1947) 109—21; D. L. PAGE: *History and the Homeric Iliad*. Berkeley—Los Angeles 1959. 223—96.

²⁰ KIRK: *op. cit.* 123—6.

²¹ Cf. F. CODINO: *Einführung in Homer*. Übers v. R. Enking. Berlin 1970. 72.

²² Od. 9, 112.

²³ PAGE: *op. cit.* 232—5., but the figure was perhaps still older, P. VON DER MÜHLL saw in him an original ἦρωες πρόμαχος (Der grosse Aias. Basel 1930.).

²⁴ WEBSTER: *op. cit.* 180—2.

Social evolution, however, did not stop. By and by the aristocracy became consolidated in its new position and growing in material and political power gradually lost touch with the people, indeed, came up against it. A clear proof is the assembly in the 2nd Book of the *Iliad*. This change, the beginning crisis of heroic society had its symptoms or rather consequences in the intellectual sphere too, and hereby opens the forth period in the development of Greek epic.

Considering the social significance of fame as adumbrated above it is easily understood that it ranked higher than anything else, higher even than life, and if one had to choose between fame and life, choice could not be doubtful, not only for Achilles, but even for Odysseus, albeit he was not the clearest aristocratic hero in the *Iliad*.²⁵ This is a matter of course for obvious reasons. While the loss of fame means the loss of the moral (and material) basis of existence, death does not eclipse glory, indeed, it can even be associated with glorious life, as in the case of Achilles.²⁶ On the verge of death it was not dying Hector was afraid of, but that he would fall without fight and fame. This in itself is not yet tragic, though it is usual to speak of the «tragic character» of the heroic saga.²⁷ Often is he the greatest hero who crowns his heroic career by sacrificing his glorious life, hereby obtaining the greatest glory. True, here one has to sacrifice something for something, but a sacrifice for a paramount treasure is not necessarily tragic. When Beowulf engages in battle with the dragon and dies, that is sad, but not tragic: he sacrificed his life for his people liberating it from the monster, and won eternal fame in the mourn of his folk.

The growth of the significance of fame implies, however, the possibility of a really tragic conflict: fame turns into a purpose in itself, the hero strives to secure his fame not in the interest of the community, but against it, albeit originally the basis of fame was appreciation offered by the community in return for deeds accomplished for its good. The doom of Achilles is a case in point.²⁸ In blind anxiety for his fame and honour he sacrifices his best friend in the same way as formerly he gave the whole army for prey. He breaks with the community in the defence of which he would and did gain fame. In a very characteristic way that is the moment he wavers in esteeming fame and life

²⁵ Il. 401–10. Cf. W. SCHADEWALDT: *Iliasstudien*. Abh. d. Sächs. Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl. 43 (1938) 62–3. Odysseus as not the clearest aristocratic hero: W. B. STANFORD: *The Ulysses Theme*. Oxford 1954. 10–24.

²⁶ B. SNELL: *Das Bewusstsein von eigenen Entscheidungen im frühen Griechentum*. Philol. 85 (1930) 147–8; G. STEINKOPF: *Untersuchungen zur Geschichte des Ruhmes bei den Griechen*. Diss. Halle 1937. 14, 23.

²⁷ E.g. J. DE VRIES: *Betrachtungen zum Märchen besonders in seinem Verhältnis zu Heldensage und Mythos*. Helsinki 1954. FFC 150. 169–70., 173–4 (contrasted with the optimism of Märchen).

²⁸ As to the following cf. Á. SZABÓ: *Achilleus, der tragische Held der Ilias*. Acta Ant. Hung. 4 (1956) esp. 82–96.

properly, and whilst putting fame above all, he seems, at least for a moment, to prefer life to fame. By sacrificing and losing Patroclus he only repeats on an individual level what he has formerly done to the whole army, and only now — too late! — Achilles becomes aware of the tragically self-contradictory situation he was embroiled in by his blindness: it was just by sticking to the heroic ideals («all for fame») most doggedly, that he got unfaithful to them. In all probability it is not a mere chance but is in connection with the problematic situation in general that the idea of «something for something» known and accepted by the saga, appears in the case of Achilles as the aching dilemma of «what for what?». The fact, however, that a pillar in the system of moral values of a society (i.e. the value of fame) becomes so very problematic, and that a basic idea of moral can swing into its opposite, shows that the society is proceeding towards a crisis.

And symptoms of crisis are to be observed in some other respects too. Since tradition relative of the ancestors was a normative pattern, people could compare the deeds of the living lords with it, and decide if the latter were like the fathers, on the basis of this decision giving them fame and material benefits. Thus tradition, being of normative-exemplary character, simultaneously satisfied the demands of both the aristocracy that wished to see its glorious ideals, and the people that expected activity from the aristocracy in the interest of the community. In a period when in a society a certain balance is extant, or at least the illusion of it can be kept, this is to be so. But as soon as this balance was upset (not even the illusion could be maintained any more) this functional unity of the tradition decayed too, and although heroic lays could give the same pleasure both to lords and commons hereafter too, the background of this pleasure became more and more different for the two. The aristocracy came to live on its past more and more: the tradition and the ancestry's fame reinforced its aristocratic selfconsciousness, its sense of being different from and superior to all others. The people, on the other hand, regarded tradition as the example not followed, the requirements not met by the aristocracy, and therefore gave heed to the past which was seen in an ideal light and which they wanted always to idealize more and more.

The sharper the antagonism between aristocracy and common people became, the less the aristocratic tradition, fame and its vehicle, the epic could perform their original social function, as stories told about the ancestors made a part of the audience feel rather how unworthy the aristocracy was, and not its worthiness of the fathers. But even if this was not perceptible to all, personal glory became more and more a home-affair of the aristocracy, since those successes and exploits by which it strove to ensure its glory and to demonstrate its dignity, increasingly served — despite the subjective honesty of some lord or other — only the interests of the aristocracy and added to its material power, whereby the antagonism between aristocracy and people was only sharpened.

Little by little the enumeration of glorious deeds or parentage appeared in the eyes of the commons to be nothing but mere boasting.²⁹ Consequently, the social basis of the flourishing and the timeliness of the epic was to come to an end.

The aristocracy reacted upon this process in a double way. On the one hand by more energetically emphasizing the aristocratic traditions and ideals, on the other by gradually abandoning the ancient forms and adapting the old ideas to the new mentality. Roughly spoken, the first kind of reaction was predominant in the 9th—7th centuries, the second one in the 7th—6th centuries, but, of course, the two cannot be set apart sharply.

A chance to emphasize the aristocratic ideals was given by the great festivities when many people gathered together from many places, to a common festival, and when epic poems, celebrating the common ancestors could demonstrate the eminence not only of certain noble families, but the dignity and ideals of the whole aristocracy.³⁰ This does not mean that the poems were performed solely or chiefly on these occasions. In parts or in full they could be performed at banquets or even on market-places. But epic poetry could only fulfil its social function in the changed circumstances, if a special opportunity was given for aristocratic ideals to get emphasized before the public at large. At such festivities, which lasted for several days, the opportunity was given to perform even a long epic poem. The same was of course possible at a royal house too. Still, there was an important difference: festivals had a definite order and a restricted length of time.³¹ Singer of tales, then, had to reckon with definite limits, and had no opportunity to weave their narrative always further and further. Nevertheless, this was not only a limitation, but also a chance (albeit not a necessity). Previously, a minstrel had begun his song «somewhere» where he liked or his audience wished it, and wove the song — even for several days — to the best of his skill as long as the interest and patience of his audience endured.³² At festivals with a definite order,

²⁹ That can be shown on the semantic history of the verb *εὐχόμεαι*, cf. *Acta Ant. Hung.* 3 (1956) 296. Some ancient commentators had the same view, cf. e.g. *Schol.* II. 5, 635 B: «It is a fool who recounts not his own deeds, but those of his fathers. Gently the poet refutes those who boast with their fathers and want to be the first only on the basis of this». Cf. also *Schol.* II. 10, 68 A.

³⁰ The idea of festal performances of epic poems was thrown out by G. F. WELCKER: *Der epische Cyclus oder die homerischen Dichter*. Bonn 1835. 371, 374 (where also *Panionion* is mentioned), 394—6. Recently especially G. MURRAY: *The Rise of Greek Epic*. Oxford 1934.⁴ 187—92. and after him many others. D. L. PAGE, on the contrary, denies the existence of festal performances prior to the 6th century. In this we cannot agree with him.

³¹ At least the length must have been determined, even if the exact regulation of the festal order was not yet established. The leisure could not be unlimited.

³² The wording of ED. MEYER is perhaps a little exaggerated, but substantially he is right when saying that poems had only beginnings, but not real endings: *Die Rhapsoden und die homerischen Epen*. *Hermes* 53 (1918) 334—5. Like conditions with the *Uzbeks*: B. M. Жирмунский—Х. Т. Зарифов: *Узбекский героический эпос*. Moscow 1947. 29—31., with the *South Slavs*: A. B. LORD: *The Singer of Tales*. Cambridge Mass. 1960. 16—7.

however, the singer had the chance — instead of the former paratactic composition — to compose stricter, in a more concentrated and dramatic way, making up the whole arch of his narrative in advance, whether it was written down or not. So far the beginning crisis was favourable for the development of the epic.

The effort to consolidate the state of affairs, however, went hand in hand with the effort to consolidate or rather stiffen the tradition. It is observable with other peoples as well that the aristocracy strives to conserve the tradition and transmit it in an unchanged form.³³ Since the nobility cannot expect appreciation for its own deeds, it tries to exercise an influence by the fame of the ancestors' deeds which, it wants to conserve. Such a stiffening of the epic tradition can have a double effect. On the one hand those who endeavour to express the new ideas of a new age being born, will not do it by only recasting the traditions, but will gradually look for new forms of expression. This advances the decline of the old epic poetry. On the other hand effort itself to conserve traditions can lead so far that epic lays get fixed in writing at a royal court,³⁴ which again quickens the decay of living oral poetry.³⁵ The factors affected each other too: Since it were necessarily the creative geniuses who would not rest satisfied with and so turn away from the stiffened traditions of heroic poetry, there were always fewer and fewer who could reproduce — if only transmitted subjects — in a creative way, which again made it necessary to put down what they possessed, on the principle of «save what one can».

From the foregoing it is perhaps to be seen, how it was possible, as a result of a long development that a dramatically composed great epos, grasping and rendering the essence of reality in its totality, immortalizing the glory not only of one family but that of all the Greeks (with the Greek aristocracy included) came to be born, and why its fixation in writing became necessary. The possibility was realized by the poet of the *Iliad*.

Budapest.

³³ About the Oyrats Б. Я. Владимирцов: Монголь-ойратский героический эпос. Petersburg—Moscow 1923. 39—40.

³⁴ Владимирцов: *ibid*.

³⁵ If performers endeavour to cling to the fixed (written) text. The destructive effect of this on living oral poetry was experienced both by LORD (*op. cit.* 129, 137—8) among Southern Slavs and by J. A. NOTOPULOS (The Homeric Hymns as Oral Poetry. AJA 83 [1962] 343—4) among modern Greeks.

HEROISCHES EPOS — UNHEROISCHE GESELLSCHAFT HOMER UND VERGIL

Die homerischen Gedichte spiegeln — wie bekannt — die höchste Blüte der Oberstufe der Barbarei wider. Engels¹ erwähnt das heroische Epos — zusammen mit den entwickelten Eisenwerkzeugen, dem Blasebalg, der Handmühle, der Töpferscheibe usw. — unter den «Haupterbschaften», die die Griechen aus der Barbarei in die Zivilisation hinübernahmen. Was hat dann diese Dichtung in einer unheroischen Gesellschaft, Homer und sein Erbe als strikte Gattungskategorie im Rom des Augustus zu suchen? Die Frage bezieht sich selbstverständlich auch auf die nachhomerische Epik überhaupt; *hic et nunc* wollen wir nur vom Homerisieren in Rom und von dessen Höchstleistung, von Vergils *Aeneis* sprechen.

Wir haben auch nicht die Absicht, die Jahrtausende des Fortlebens von Homer und Vergil, die Etappen ihrer verschiedenen Beurteilung zu dokumentieren. Bekanntlich war es immer Vergil, den die unmittelbaren Erben der *lateinischen* Sprache, die «die schöne Schreibart» (*lo bello stile*)² von Vergil gelernt haben, besser verstanden und mehr liebten (darum sagte Voltaire so geistreich und so wenig gerecht: «Homère a fait Virgile, dit on; si cela est, c'est sans doute son plus bel ouvrage»); anderseits ist z. B. Goethes Meinung über den süßlichen Hirtenroman des Longos nicht weniger kennzeichnend für die Voreingenommenheit der Nicht-Römer: «Das ist . . . ein Meisterstück, . . . worin Verstand, Kunst und Geschmack auf ihrem höchsten Gipfel erschei-

¹ In der Aufzählung der Merkmale der «Barbarei» als «vorgeschichtlicher Kulturstufe» in seinem «Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates», Kap. I.

² Dante: Inf. I 87. Das Zitat von VOLTAIRE bei W. Y. SELLAR: *The Roman poets of the Augustan age*.² Oxford 1883, S. 67; vgl. M. SCHANZ: *Gesch. der röm. Lit.* II 1². München 1899. S. 94 f. (Hier auch die unten, Anm. 6 zu zitierende Äußerung B. G. NIEBUHRS.) Die 4. Auflage der Literaturgeschichte von SCHANZ — HOSIUS (1935) veranschaulicht gut die positive Wandlung der neuzeitlichen Beurteilung des Vergil. Vgl. noch H. HEISS: *Virgils Fortleben in den romanischen Literaturen. Das Erbe der Alten*, II/20. 1931. S. 99 ff., erschienen auch im Sammelband «Wege zu Vergil» (Wege der Forschung 19, hrsg. von H. OPPERMANN: Darmstadt 1966), S. 301 ff. Die neuesten Zusammenfassungen der Vergil-Forschung: R. D. WILLIAMS: *Virgil*. Oxford 1967 (Greece and Rome, New surveys in the classics, 1); V. PÖSCHL: *Anz. für Alt.-wiss.* 21 (1968) S. 193 ff. und 22 (1969) S. 1 ff.; A. G. MAC KAY: *Vergilian bibliography*. *Vergilius* 15 (1969) S. 42 ff., und 16 (1970) S. 33 ff.

nen, und wogegen der gute Virgil freilich ein wenig zurücktritt.»³ Einen späten Widerhall der einseitigen Griechenanbetung des Neohumanismus hört man selbst bei unserem J. Arany heraus, der Vergils «sprachliche Vollkommenheit» als mustergültig ansah, dessen Dichtung aber, «was die schöpferische Kraft und die Charakterzeichnung anbelangt, im Verhältnis zu Homers Größe für schwächer» fand.⁴

Die spätantiken Anbeter des *divinus poeta*, die sich mit einem wahrhaft rührenden Eifer «den Mysterien des heiligen Dichtwerkes» näherten (Macrob., *Sat.* I 24,13: *non patiamur abstrusa esse adyta sacri poematis*), erwiesen sich als sachlichere Deuter als die zunftmäßigen Gelehrten der vergangenen Zeiten: sie bewunderten in Vergils Lebenswerk die geordnete und reiche Schönheit des von den Göttern geschaffenen Kosmos (Macr. V 1,19); nur der Spötter Euangelus mit dem redenden Namen inmitten der heidnischen Gesellschaft beklagt sich darüber, daß man den Bauerndichter von Mantua mit dem *opifex deus* zu vergleichen wage (Macr. V 2,1). Die Teilnehmer der ersten Saturnaliengespräche erörtern mit solidem Wissen, daß die ganze *Aeneis* nach dem Muster der homerischen Epen gestaltet wurde, obwohl es drei Adynata gibt: Jupiters Händen den Blitz, dem Hercules seinen Knüppel oder aber dem Homer einen einzigen Vers zu entreißen (V 3,16: *versum Homero subtrahere*); dann liest man in drei aufeinander folgenden Kapiteln eine Aufzählung und Deutung derjenigen Stellen, deren Übernahme noch schöner gelang als im Original (V 11: *quos locos ita transtulerit Vergilius, ut Homero superior videatur*), oder in welchen *par paene splendor amborum est* (V 12), oder aber wo «sich Vergil nicht zu schämen braucht» (V 13: *non est erubescendum Vergilio, si minorem se Homero vel ipse fateatur*). Wenn man heutzutage — mit gutem Grund — vom Ideengehalt der *Aeneis*, welcher über die Handlung des Epos hinausweist, von der *symbolischen* Bedeutung der konkreten Figuren, Stellen usw., ja überhaupt von der *Aeneis* als *symbolischem Epos* spricht, so sollte man auch den heiligen Eifer der antiken Vergil-Interpreten nicht vergessen, die u. a. darauf bedacht waren, den buchstäblichen Inhalt der *Aeneis* zu abstrahieren,⁵ die Selbständigkeit des Dichters zu zeigen und zu schätzen.

Die neuzeitlichen Entdecker Homers, die ihre Ehrfurcht ausschließlich dem «Originalgenie», dem «Ältesten und Besten», nicht aber etwa dem «Nachahmer» zollten, hatten im allgemeinen kein solches Verständnis für unseren Dichter: in seiner Beurteilung — wie in derjenigen vom ganzen Rom — sahen sie lauter Fehler und Unstimmigkeiten, wobei die Leistung des Römertums beinahe auf ein Reproduzieren der *exemplaria Graeca* eingeschränkt wurde. (Das gilt auch von unserem begeisterten Vergilkenner G. Némethy.) Erst als

³ Vom 9. 3. 1831; vgl. E. GRUMACH: Goethe und die Antike, I. (Potsdam 1949). 318.

⁴ In seiner Rezension über J. REMETE's *Aeneis-Übersetzung*: *Ges. Werke* (ung.) XI 479.

⁵ TH. ZINN: *Lex. der alten Welt*, S. 3210; *dtv-Lex. der Ant.* IV 336.

die Forschung es dahin brachte, daß sie Roms spezielle Züge — in Religion, Recht, Kunst, Literatur usw. — erkannte und zu schätzen wußte, als man aus Plautus nicht mehr die attische Neue Komödie, aus Horaz nicht etwa die verlorenen Perlen der äolischen Liederdichtung o. ä. rekonstruieren wollte, da erschien auch die Vergilsche «Imitation» in einem anderen Licht: sie zeigte sich als repräsentative Schöpfung des augusteischen («goldenen») Zeitalters und überhaupt als klassischer Selbstausdruck des Römertums.

Also heroisches Epos in einer unheroischen Gesellschaft? Ob innerhalb einer *erstorbenen Gattung* noch ein bis auf weitere Jahrtausende hin *lebendes und belebendes Geschöpf* zustande kommen kann? — wiederholen wir die anfangs gestellte Frage.

Die moderne Forschung brachte es — nach Niebuhrs Negation⁶ — erst unlängst so weit, daß sie die *Einheit* des dreieggliederten Lebenswerkes Vergils — *pascua, rura, duces* — erkannte. Führt doch vom spielerischen *clair-obscur* der Eklogen durch die auf Maecenas' «Geheiß» geborenen *Georgica* ein gerader Weg zur *Aeneis*,⁷ die das Schicksal Roms, ja des Kosmos enthalten sollte. Hinter der Welt der bukolischen Träumerei und den unmittelbaren theokriteischen Mustern ist die römische Wirklichkeit wie mit der Hand zu ergreifen; das Musenspiel der Hirtendichtung wird durch keine starre Grenze von der Geschichte getrennt, und das *sidus Iulium* des Daphnis-Gedichtes weist in die weite Ferne voraus. Durch das den Göttern zu verdankende Geborgensein des Tityrus wird die Heimatlosigkeit der so vielen Meliboei noch greller beleuchtet, das ideale Arkadien⁸ hebt sich scharf von den Wirrnissen des leidenden Italien ab: es *gibt* eine Welt, wohin man sich vor der Unmenschlichkeit flüchten kann, es gibt nicht etwa eine Gegenwelt, eher eine erträumte Möglichkeit einer gehofften Entwirrung. Die IV. Ekloge ist auch nicht ein Nachempfinden des Parzengesanges bei der Hochzeit von Peleus und Thetis oder der zeitgenössischen sibyllinischen Weissagungen, hie und da ertönder orientalischer Prophezeiungen, Erwartungen, die die Erfüllung der Zeiten verheißen, sondern zugleich ein unmittelbares Antezedens der göttlichen Revelationen in der *Aeneis*.

Das oben erwähnte «strenge Geheiß» des Maecenas (*Georg.* III 41: *tua, Maecenas, haud mollia iussa*) steht anscheinend im Widerspruch zur Spontaneität

⁶ A. a. O. (s. oben, Anm. 2): «Die ganze Aeneis ist von Anfang bis zu Ende ein mißlungener Gedanke . . ., traurig ist, daß die Nachwelt gerade das Mißlungene so überschätzte . . .»

⁷ Vgl. FR. KLINGNER: Die Einheit des virg. Lebenswerkes. Im Sammelband: «Röm. Geisteswelt». 4. Aufl., München 1961. S. 274 ff. Hier verweisen wir auch auf die anderen — unentbehrlichen — Vergil-Essays von demselben: Wiederentdeckung eines Dichters (*ibid.*, S. 239 ff.); Virgil und die geschichtliche Welt (*ibid.*, S. 293 ff.); Virgil. Griechische Einflüsse (Entretiens Hardt 2 [1956] S. 131 ff., erschienen auch in den «Studien zur griech. u. lat. Lit.» [Zürich—Stuttgart 1964] S. 278 ff.).

⁸ Vgl. B. SNELL: Arkadien, die Entdeckung einer geistigen Landschaft. WdF 19. S. 338 ff.

und so auch zum Gedanken einer Einheit des Vergilschen Lebenswerkes. Das in der römischen Gesellschaft selbstverständliche Klientenverhältnis der augusteischen Dichter zu ihren Patronen schließt aber die Initiative des Dichters keineswegs aus: geben doch Vergil oder Horaz gelegentlich Ideen in einer ein für alle Mal gültigen — das heißt: klassischen — Form Ausdruck, deren zeitliche Priorität erweislich *dem Dichter* zukommt. Man kann getrost von einer *harmonia praestabilita* zwischen den Repräsentanten der hohen Politik (Augustus, Maecenas) bzw. der Dichtkunst eines *großen* Zeitalters sprechen. Maecenas' «Geheiß» bedeutete auf keinen Fall einen etwaigen Zwang, vielmehr eine Anregung, einen mobilisierenden Anlaß. Vergebens wäre die Theokrit-Ausgabe von Theon erschienen, falls sich Vergil nicht durch die Lebensform der Hirten und Bauern angezogen fühlt; und vergebens hätte Maecenas das Besingen der *Saturnia tellus* «anbefohlen», wenn sich der Dichter nicht von vornherein zu diesem wunderbaren Land als seiner lebenspendenden Heimat bekennt. Zwischen den beiden ersten Stationen des Lebenswerkes merkt man lauter Übereinstimmungen, Zusammenklang, natürlichen Übergang, vielleicht mit der einzigen Einschränkung: daß das Gedicht über den Landbau (*Georgica*) bereits ganz bestimmt ein Lob auf das *italische* Land ist. Die Darstellung der ländlichen Einfachheit ist zugleich ein Spiegel, worin man die alte Lebensweise Italiens sieht; dieses für jeden erwünschte Ideal ist zugleich die Grundlage von Roms Macht, ein Trost in der einstweilen chaotischen Gegenwart und sichere Gewähr für die gehoffte Zukunft.

Diese Zukunft knüpft sich nun noch fester an die Person des «Retters» Octavian, der die Rom drohenden Gefahren abwendet und die goldene Zeit des Saturnus für die *Saturnia tellus* und deren Bewohner aufs neue verwirklicht. Und diese Gedanken ertönen nicht nur in den hervorragend poetischen Exkursen (z. B. in den *laudes Italiae*), und zwar mit einer Kunst, die nunmehr weit ausgereifter ist als in den Eklogen, sondern überhaupt in der Oekonomie der einzelnen Gesänge sowie des ganzen Werkes, ja sogar in den innigst erlebten «fachgemäßen» Erörterungen, die man sich leicht von vornherein als zu prosaisch denken dürfte. Die dichterische Deutung des Landlebens wie das Bild des *praesens deus* in den Eklogen läßt sich in der geschichtlichen Wirklichkeit konkretisieren: die ganze Gedankenwelt des Vergil wird schlechterdings von den Schicksalsperipetien Italiens bzw. des römischen Reichs beherrscht.

Es ist gar nicht so lange her, daß man die Sammlung der Eklogen für eine mehr oder eher weniger geglückte Imitation des Theokrit betrachtete. Dagegen ist u. a. einzuwenden, daß die Tatsache der Imitation auf recht wenige Fragen eine Antwort zu geben vermag. Eine andere Tatsache ist es, daß Horaz in seiner Epodendichtung — gleichzeitig mit Vergils Eklogen und den *Georgica* — bis zu Archilochos, in seinen Satiren u. a. bis zu den Größen der alten Komödie, wie in seinen Oden bald zu Pindar, Alkaios und Sappho zurückgreift, das heißt, daß er sich — die Kontinuität der literarischen Mode bewußt unter-

brechend — die klassischen, ja sogar archaischen Größen des Griechentums als Muster auserwählt hat. So werden nicht nur gewisse Motive der Entstehungsgeschichte der *Georgica* beleuchtet, sondern zugleich sieht man auch die allgemeine Tendenz der augusteischen Dichtung und überhaupt die Ausgestaltung der römischen Klassik besser: auch Vergil begnügte sich im Lehrgedicht nicht mehr mit der hellenistischen Praxis der selbstbezweckten Bravour; die Gefühle seiner Zeit wollten mit empedokleischem und hesiodeischem Ethos ertönen.

Die Entstehungsgeschichte der *Aeneis* ist komplizierter. Gewisse Ansätze findet man bereits in den *Georgica*. Im Prooemium des III. Buches kündigt der Dichter die Sicherheit seines Ruhmes mit ennianischen Wendungen an: er wird als Sieger in aller Leute Mund sein (III 9: *victorque virum volitare per ora*). Er wird als Triumphator seine dichterische Beute: die aonischen Musen (d. h. sein bereits früher, II 176, als *Ascræum carmen* apostrophiertes Werk) vorführen und am Ufer des heimischen Mincius einen Votivtempel dem Caesar zu Ehren bauen lassen. Auf den Torflügeln des Tempels — wie in Didos Palast (*Aen.* I 453 ff.) oder auf den von Daedalus gemachten Darstellungen des cumaeischen Apollo-Tempels (*Aen.* VI 20 ff.) — wird er die östlichen und westlichen Eroberungen des Siegers Quirinus (Octavianus Augustus) verewigen lassen (*Georg.* III 34 ff.):

*stabunt et Parii lapides, spirantia signa,
Assaraci proles demissaeque ab Iove gentis
nomina, Trosque parens et Troiae Cynthius auctor.*

Aus dieser kurzen Ankündigung kann man so viel auf alle Fälle herauslesen, daß der Dichter nach Actium die Absicht hatte, dem Ruhm, welchen er sich mit seinen *Georgica* verschaffte, die Krone aufzusetzen, indem er Octavians Waffentaten besingt, und zwar so, daß er — der bestehenden Mode entsprechend — die trojanischen Vorfahren des Siegers Augustus, der ja als Eroberer auch des *Westens* selbst Alexander den Großen überflügelt hat, dazwischen einflechten möchte. Die Verbindung mit Homer, dem Besinger von Griechen wie Trojanern war somit von vornherein gegeben, und die berühmte Weissagung des Poseidon (II. XX 307 ff.):

*νῦν δὲ δὴ Αἰνείας βῆ Τρώεσσι ἀνάξει,
καὶ παίδων παῖδες, τοί κεν μετόπισθε γένωνται, —*

Widerhall des Ruhmes der statt des «verhaßten Priamos-Geschlechts» in Kleinasien herrschenden Dardaniden, zugleich eine Prophezeiung, welche im Dienste der nach dem zweiten punischen Krieg⁹ auch im Osten geltend gemachten

⁹ Ja vielleicht früher: nach FR. BÖMER (Rom und Troia. Baden-Baden 1951. S. 47) soll das in Italien selbständig gewordene Rom gleichsam zwecks «mythologischer Legitimation» den *pīus Aeneas* für sich beansprucht haben (vgl. II. XX 290 ff.); «also

Machtansprüche Roms gründlich ausgebeutet wurde, — sie verhieß den Kindeskindern des Aineias einen ewigen Ruf.

Aus dieser kaum faßbaren Ankündigung wurde dann jedenfalls etwas ganz anderes: Vergil blieb nicht in den traditionellen Äußerlichkeiten des Homerisierens stecken, wie es in Rom seit Jahrhunderten (seit Livius Andronicus) ständige Praxis gewesen war. Die Möglichkeit einer mechanischen Fortsetzung dieser Tradition muß man — im Hinblick auf das schier unentwirrbare Gewebe der literarisch-gedanklichen Verwandtschaften von Vergils *Aeneis* — von vornherein ausschließen. Diesen Reichtum des Stoffes, der dichterischen Mittel und Beziehungen hat W. Schadewaldt¹⁰ folgendermaßen gekennzeichnet: «Homernachfolge und hellenistische Epentechnik, spätgriechischer Liebesroman und eschatologisches Mysterium, römische Antiquitäten und annalistische Geschichtskonstruktion, italische Lokalüberlieferungen und nationaler Enthusiasmus, stoischer Fatalismus und mythologische Symbolik — nach solchen und weit mehr Gesichtspunkten kann man das Gedicht, Schale um Schale, entblättern.» Schadewaldts Aufzählung ergänzt man leicht mit dem Psychologisieren des Euripides oder mit der dramatischen Geschichtsschreibung, deren Spuren in der *Aeneis* wie bei Livius verfolgt werden können; immerhin wird man mit ihm einverstanden sein darin, daß an allererster Stelle die *Homernachfolge* genannt werden muß.

Die römische Literatur begann mit den Saturniern der *Odusia* des Livius Andronicus: in die römischen Schulen zog einstweilen dieser *Homerus Latinus* ein. Diese Initiative wurde von Naevius fortgesetzt, indem er einen nationalen Stoff (den ersten punischen Krieg) wählte, welchen er durch das Hineinbeziehen von Aeneas' Irrfahrten gleichsam zu einer römischen *Odysseia* gestaltet hat. Die Verquickung von Homer und der Zeitgeschichte ging freilich nicht ohne Schwierigkeiten: der kühne Dichter ließ die die Aeneas-Sage umrankende Urgeschichte in Homers Art und Weise erklingen, aber die Chronik des persönlich durchgemachten Krieges wird von den in Rom üblichen Kriegsberichten kaum verschieden gewesen sein.

Ennius hielt *sich selbst*¹¹ für Homers Reinkarnation und mit seinen *Annales* — dieser «modernen» (weil in Hexametern geschriebenen!) *Ilias* von Rom, die er bis auf seine Zeit weiterführte, — hat er die stolpernde *Odysseia*-Imitation seines Vorgängers weit überholt. Lange Zeit galt in Rom die Verknüpfung von römischer Vergangenheit und römischer Gegenwart als Epos

eine rein römische Tat in spätarchaischer Zeit, keine griechische Literatenerfindung.» Vgl. E. WEBER: Die trojanische Abstammung der Römer als politisches Argument. Wiener Studien 85 (1972) 213 ff.

¹⁰ Sinn und Werden der vergilischen Dichtung. Hellas und Hesperien. Zürich — Stuttgart 1960. S. 515; erschienen auch WdF 19, S. 63.

¹¹ Vgl. P. WÜLFING: Ennius als hellenistischer Dichter. Entretiens Hardt 17 (1972) S. 258 ff., Zu Hostius vgl. M. WIGODSKY: Vergil and early Latin poetry. Hermes-Einzelschriften 24 (1972) S. 98 ff.

schlechthin, als Homeridenleistung; *Ennius pater* wurde zum Schulautor, dessen Bewunderer es selbst noch im 1. Jahrhundert der Kaiserzeit gab. Seine Art von Homerisieren und die Versifikation des κλέος zeitgenössischer Größen wurde zu einer starren, obligatorischen Schablone. So besang Hostius, Verfasser des *Bellum Histricum*, die illyrischen Kriegsoperationen des C. Sempromius Tuditanus; in einem Lucilius-Fragment (621 M.) wird der numantinische Krieg als episches Thema empfohlen (*percrepa pugnam Popili, facta Corneli cane*; vgl. Hor., *Sat.* II, 1, 10 ff.); solcher Art werden die von Catull (36,1) verspotteten *annales Volusi, cacata charta* gewesen sein; man weiß, daß auch der jüngere Cicero in einem Epos die britannische Expedition Caesars verewigen wollte,¹² usw. Die sich bei den augusteischen Dichtern häufig wiederholenden höflichen Ausweichungen vor solchen Ansprüchen beweisen, daß die Mode des ennianischen Homerisierens zäh weiterlebte. Diese eingewurzelte Tradition findet man u. a. an der oben zitierten Stelle von Vergils *Georgica*: die Verflechtung der fiktiven Vorfahren der *gens Iulia* und der Kriegstaten Octavians im Rahmen eines Epos hätte gezeigt, daß das Epos des *Ennius pater* in Rom auch nach Varius' Tätigkeit auf diesem Felde¹³ als Muster galt.

Vergil hat nun keineswegs dem Homer, sondern nur dem oberflächlichen Homerisieren abgesagt, als er — nach lange dauernden «Geburtswehen» (*novo partu poeticon*) — aus den Errungenschaften seiner römischen Vorgänger die brauchbaren sprachlichen usw. Elemente beibehielt, bzw. sie veredelt einschmelzte, zu gleicher Zeit aber über die widernatürlichen Äußerlichkeiten hinaus dem *wahren* Homer näherkam: er hat die *klassischen* Proportionen, Aufbau und Oekonomie des homerischen Epos entdeckt und all dies den römischen Verhältnissen entsprechend gestaltet. Der Dichter der ohne klar erkennbaren Anfang und bestimmtes Ende wogenden, nur zu oft stockenden *Annales* — auch der Titel ist kennzeichnend! — konnte das Geschehen weder aus homerischer Menschennähe, noch von der Höhe eines bewußt künstlerischen Gesichtspunktes aus darstellen. Homer fing an, seine Wirkung erst auszuüben, als Vergil einen Stoff gewählt hat, welcher mit epischen Mitteln darzustellen, zugleich übersichtlich war und mit der abgeschlossenen Welt des griechischen Epos trotzdem organisch zusammenhing, und wobei er die einheitliche Handlung mit homerischer Kompositionskunst vergegenwärtigte. Das ist es ja, was J. Arany¹⁴ mit uneingeschränktem Lob bedacht hat: «In der *Aeneis* steht ein jeder Vers, ein jedes Wort an seiner richtigen Stelle . . . Der Dichter schweift nicht nach seinem Belieben bald rechts, bald links, vielmehr ordnet er mit einer weisen Berechnung, ja man kann sagen: mit einer kargen Oekonomie die

¹² Cic. ad Q. fr. II 16 (15), 4: . . . *quas gentes, quas pugnas, quem vero ipsum imperatorem habes!* (Aug. 54.)

¹³ Vgl. Hor., *Sat.* I 10, 43 —: *forte epos acer, ut nemo, Varius ducit*; über die Epiker der augusteischen Zeit s. Ovid., *Ex P.* IV 16; Vgl. SCHANZ—HOSIUS II⁴ S. 269 ff.

¹⁴ Ges. Werke (ung.) XI 29.

einzelnen Teile dem Ganzen, das weniger Wichtige dem Wesentlicheren unter, er rundet jede Kleinigkeit ab, um sie dann ins runde Ganze einzuverleiben.» Klingner erwähnt¹⁵ dafür als Beispiel die Gesänge XII—XVI der *Ilias*, aus deren epischer Wirrnis — von der Teichomachie bis zur Patrokleia — Vergil die *Einheit* ausschaltete und die «bunte, verwirrende Fülle» der homerischen Geschehnisse in einem einzigen (IX.) Buch zu einer zweckmäßigen, neuen Einheit zu gestalten vermochte.

Die Möglichkeiten sowie Ergebnisse einer modernen Synkrisis der beiden Dichter könnten — von Sainte-Beuve bis auf Heinze¹⁶ — durch beliebige lehrreiche Beispiele veranschaulicht werden. Wir wollen hier nur zwei neuere hervorheben: aus den die dichterische Technik Vergils analysierenden Studien von G. N. Knauer¹⁷ diejenigen Partien, wo die Beziehungen des homerischen Diomedes zu Aeneas mit großem Einfühlen behandelt werden, und aus dem «Virgil» von Brooks Otis¹⁸ die feine Differenzierung der beiden *Nostoi*.

Am Ende der *Aeneis* bricht Turnus' Kraft in dem Moment, als der gewaltige Stein, welchen nicht einmal zwölf Leute aufheben könnten, *qualia nunc hominum producit corpora tellus* (XII 900), sein Ziel nicht erreichend herabfällt (907). Turnus sinkt auf die Knie, wie in der *Ilias* (V 302 ff.) der vom Diomedes' Feldstein getroffene Aineias. Vorher hat ja Turnus spöttisch auf das Dazwischenkommen der Aphrodite (*Il.* V 311 ff.), der sein Gegner *damals* seine Rettung zu danken hatte, hingewiesen¹⁹ (*Aen.* XII 52 ff.): wie man sieht, setzt Vergil *bewußt* die Aristeia des Diomedes fort, ja er überbietet sie mit dem späten, aber entscheidenden Sieg des Aeneas. So endet die ganze *Aeneis* mit Diomedes, wie sie auch mit dessen Erwähnung begann (I 96): *o Danaum fortissime gentis Tydide!* . . . Unter den Gemälde Szenen in Karthago schaut sich Aeneas sogleich das Blutvergießen an, welches Diomedes in der Dolonie (X 433 ff.) beim Überfall auf Rhesos' Pferde angerichtet hatte (*Aen.* I 469 ff.), und auch eine Frage der Dido an ihn gilt Diomedes' Pferden (I 752, vgl. VI 652 und X 581). Desgleichen spricht Venus im Götterrat des X. Buches von den Gefahren, die seitens ihres ehemaligen Verletzers zu befürchten seien (X 28 ff.): *atque iterum in Teucros . . . surgit . . . Tydides*. Desto wirkungsvoller ist dann die Palinodie des Helden: er erwähnt mit mahnender Absicht die göttliche Strafe, welche die griechischen Anführer getroffen hat (XI 257 ff.), und bezieht sich seiner *dementia* (XI 277), daß er Venus anzugreifen wagte. Unter den Verteidigern Trojas nennt er Hector und Aeneas *zusammen*, aber

¹⁵ Griech. Einflüsse. Entretiens Hardt II 153 (Studien, S. 294). Seinerzeit hat W. F. OTTO die Aristeia des Diomedes mit den «vollkommenen» (II., IV., VI.) Büchern der *Aeneis* verglichen: Vergil. Festrede gehalten am 16. 11. 1930. Schriften der Strassb. Wiss. Ges. an der Univ. Frankfurt a. M. 13 (1931) S. 16; WdF 19, 83.

¹⁶ Virgils epische Technik. Leipzig 1903 (4. Aufl. Darmstadt 1964).

¹⁷ Die *Aeneis* und Homer. Göttingen 1964. S. 317 ff.

¹⁸ Virgil. A study in civilized poetry. Oxford 1964; neuerdings im Sammelband (hrsg. von D. R. DUDLEY): Virgil. London 1969, S. 27 ff.: The originality of the *Aeneid*.

¹⁹ Vgl. KNAUER: a. a. O., S. 318, Anm. 1.

betreffs der *pietas* erkennt er den Vorrang dem Aeneas an (XI 292: *hic pietate prior*) und würde nicht raten, daß man gegen diesen kämpfen möchte. Der kampflustige Diomedes der *Ilias* rät nun zum Frieden, der *impius Tydides* (*Aen.* II 163) gibt gleichsam eine späte Genugtung dem *pious Aeneas*, genauso wie sich das Schicksal des einstigen Geschädigten des diomedischen Steinwurfs (*Il.* V 309), d. h. des homerischen Aineiias, letzten Endes an Turnus, seinem Gegner erfüllt (*Aen.* XII 905): *genva labant, gelidus concrevit frigore sanguis . . .*

Auf gleiche Weise läßt sich der Unterschied zeigen zwischen den Irrfahrten (*errores*) des Aeneas und dem Nostos der schuldbeladenen Griechen (nicht nur des Odysseus), wie es Brooks Otis wiederholt²⁰ ausgeführt hat: Aeneas' «Heimkehr» in der Odysseia-Hälfte (B. I–VI) der *Aeneis* ist gerade *umgekehrt* im Verhältnis zu derjenigen des Odysseus: der homerische Held kehrt heim, während Aeneas eigentlich sein Vaterland verläßt und das tut er sowohl gefühlsgemäß als «geographisch» immer weiter verlassen; die homerische Nekyia verwandelt sich aus einem gar nicht so wesentlichen Unternehmen, welches das Ende der Prüfungen des Helden bedeutet, zu einer Initiation in weitere Heimsuchungen, die erst danach auf ihn warten, usw.

So sollte man aufhören mit dem Wiederholen des alten Irrglaubens, wonach die *Aeneis* eine «fatale Verirrung» des Dichters gewesen oder daß er eigentlich zu einem Lyriker oder Tragiker geboren worden sei, und ihn erst Maecenas' «Befehl» zu einem — angeblich — unpoetischen Lehrgedicht, dann aber die Eitelkeit und Herrschermacht des Augustus zur hybriden *Aeneis* «invitierte» — wie Caesar zu seiner Zeit den Mimendichter Laberius, daß er die Schmach des Erscheinens auf der Bühne auf sich nimmt, worauf man nur mit der bei Macrobius (*Sat.* II 7,2) bewahrten Anekdote sagen kann: *potestas non solum, si invitet, sed etiam si supplicet, cogit*. Wir haben die Komponenten der organischen Einheit des Vergilschen Lebenswerkes gesehen: von dieser Einheit sticht auch die *Aeneis* nicht ab, ja sie ist sogar deren Krönung, gleichsam der Schlußstein. Für uns ist aber am wichtigsten, was aus dem ursprünglichen — traditionsgemäßen — Plan *geworden ist*. Dem Dichter hätte es sicherlich weniger Mühen gekostet, wenn er bei der Fortsetzung der Epik der 30er Jahre geblieben wäre. Bestimmt hätte er auch so ein gefälliges, rundes Werk geschaffen, nur nicht die *Aeneis*. Nachdem er sich von der Vision eines arkadischen Hirtenlebens bis zu einer Wiedergeburt Italiens vor und nach Actium erhob, konnte und wollte er eine adäquate Darstellung des sich offenbarenden römischen Kosmos verständlicherweise nicht in eine Einzelheit von Roms schicksalsgemäßer Geschichte hineinpressen, welche — als Schicksalswende — an sich zwar entscheidend gewesen sein mochte, trotzdem hätte sie — nicht zuletzt im Hinblick auf das so wenig achilleische oder hektorische Wesen des Haupt-

²⁰ Virgil, *passim* (z. B. S. 251 f.); The originality of the *Aen.* S. 60.

helden Octavian — einem Epos *nicht* gepaßt: all dies lag so fern von einer mythischen Welt, die die Gattung doch erforderte. Wollte er die von Octavians Person nicht zu trennende Schicksalswende als epischen Stoff ausbeuten, so mußte er sich eine solche Einzelheit wählen, wie Homer es aus dem *Kyklos* der Kämpfe um Troia oder der *Nostoi* tat, in welcher Roms *ganze* Geschichte — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — enthalten war.

Die kurze Handlung, welche Vergil aus dem frei zu gestaltenden griechischen Mythos und aus der nicht weniger frei gestalteten Urgeschichte Roms herausgriff, ließ sich in seiner dichterischen Darstellung gleichsam zu einem Rahmen römischen Schicksals veredeln. (Aeneas nahm mit den Szenen auf dem von Vulcanus geschmiedeten Schilde nicht etwa eine kraftlose Nachahmung von Achilleus' göttlichen Waffen, sondern *famamque et fata nepotum* auf sich: VIII 731.) Die Prüfungen des *pious Aeneas* — wie diejenigen des «viel erduldenden» Odysseus — nehmen zwar mit dem Schlußgeschehen des Epos, d. h. mit der Besiegung des Turnus ein Ende, «Ruhm und Schicksal der Enkel» harren nichtsdestoweniger der Erfüllung: Rom wird erst später, aber es *wird* aufgebaut werden; erst später werden die Gestalten geboren, die der Held in seiner Unterweltsvision anschauen durfte; erst später wird der Rächer das Licht der Welt erblicken, der die Dido angetane Schmach an den Nachkommen des Aeneas vergelten will (IV 625 ff.), und einstweilen ist nur ein durch Jupiters Worte «ratifiziertes» Versprechen (I 286; VI 791 ff.) die Ankunft *dessen*, der der Idee von Rom zu ihrer vollkommenen Entfaltung verhelfen soll.

Im Epos des Vergil war die *abgestorbene* Mythologie kein Schnörkel, welcher eine Epoche von bestreitbarer Wichtigkeit «verziert» hätte, und umgekehrt auch nicht: die Geschichte, wie sie im Bewußtsein der Zeitgenossen *lebte*, wurde nicht mit einem gezwungenen Mythologisieren vermengt, vielmehr wurde die vom Standpunkt des *Telos* aus betrachtete römische Geschichte mit *lebendigen mythologischen Symbolen* vereinigt. Nicht etwa mit einer *lebenden Mythologie*: seit dem Euhemerismus des Ennius, der Naturlehre des Lukrez, und überhaupt seit der Erstarkung der philosophischen Kritik wurde Rom durch eine unüberbrückbare Kluft von der Welt des mit Mythen operierenden Heldenepos getrennt.²¹ Für eine Verbindung sorgte schon lange zuvor die allegorische Homerinterpretation. Der überlieferte mythologische Apparat konnte mit einer Aussicht auf einen schöpferischen Erfolg nur mobilisiert werden, falls der Dichter die Methode der allegorischen Deutung gleichsam umstülpte. Während die Allegorie nur *eins* bedeuten kann (so wäre dann Hercules gleich dem Aeneas, zugleich Aeneas dem Augustus, usw.), «das Symbol gestattet,

²¹ Vgl. V. PÖSCHL: Die Dichtkunst Virgils. Bild und Symbol in der Aeneis. Wien 1949 (2. Aufl. Darmstadt 1964); TH. ZINN: a.a.O.; KNAUER: a.a.O. S. 354 ff.; G. BINDER: Aeneas und Augustus. Interpretationen zum VIII. B. der Aeneis. Meisenheim am Glan 1971, *passim*.

ja verlangt mehrere Deutungen»²² nebeneinander. In diesem Sinne kann bei Vergil von symbolischen Ausdrücken, Ortschaften, Naturerscheinungen, Gleichnissen, Gestalten usw. gesprochen werden. So symbolisiert etwa das Capitolium die Ewigkeit Roms, desgleichen z. B. Dido — u. a. — die Liebe, die dämonische Verlockung oder die orientalische Verweichlichung; der Gegensatz zwischen Aeneas und Turnus das Licht bzw. die Finsternis, römisches Lebensideal und Barbarentum, kosmos-errichtenden Willen und vernichtende Leidenschaft, «eine Macht, die die Zeiten überdauert» bzw. «Eintagsgewalt wilder Zerstörung»²³ usw. Dessen Vervollkommnung dürfte die moderne typologische Methode sein, durch welche «die von Vergil sicher ins Auge gefaßten Parallelisierungen», wohl berechneten Hinweise, Anklänge, Ertönen von sich wiederholenden Motiven der *Aeneis* in ihren komplexen Zusammenhängen gedeutet werden können. So dürfen z. B. Hercules, Aeneas und Augustus, bzw. Cacus, Turnus und Antonius als Parallelen betrachtet werden, oder dasselbe auf Ereignisse bezogen: durch den Kampf des Hercules und Cacus ebenso wie durch den Antagonismus zwischen Aeneas und Turnus dürfte der Kampf des Augustus und Antonius, der Entscheidungskampf von Actium antizipiert werden.²⁴

Wie man sieht: nicht nur in der römischen Epik, sondern überhaupt in der langen Reihe von Versuchen, welche die Heldenepen des Homer in einem *anderen* — nicht mehr «heldischen» — Milieu von Zeit zu Zeit zu erwecken, ertönen zu lassen bezweckten, bedeutet die *Aeneis* eine radikale Wendung. Vergil kam dem Homer einerseits näher, anderseits — im Grade seiner Verselbständigung — entfernte er sich von ihm, und umgekehrt: er entfernte sich von den römischen Antezedentien, aber zu gleicher Zeit gab er die heimische epische Tradition nicht verloren, ja im Gegenteil ließ er sie emporblühen, und darüber hinaus hat er das römische Geschichtsbewußtsein bis auf Jahrhunderte — bis Augustin — in gültiger Form gestaltet. So wurde die *Aeneis* zum klassischen Muster aller späteren Epik, die sich zwar in ihren Grundlagen von Homer unabhängig machte, aber die Wirklichkeit einer jeden großen Epoche dank Homer als Wegweiser wahrer und tiefer erlebt und gestaltet hat. Auch von diesem Standpunkt aus gesehen dürfte die Gestalt des *altissimo poeta*, der Dante zum Anschauen des *poeta sovrano* leitet, ein tiefes Symbol sein: *ohne ihn* hätte es in den unheroischen Zeitaltern kein heroisches Epos, keinen Tasso oder Milton, bei uns keinen Zrínyi und selbst im 19. Jahrhundert keinen Vörösmarty gegeben.

Die *Aeneis* versinnbildlicht zur gleichen Zeit die Geburt nicht nur der römischen, sondern überhaupt der europäischen Literatur und die Formung

²² V. PÖSCHL: a. a. O., S. 36 f.

²³ *Ibid.*, S. 231.

²⁴ Vgl. G. BINDER: a. a. O., S. 3: «Die von V. poetisch dargestellten Kämpfe mythischer Zeit *sind* nicht der historische Kampf . . ., sie sind musterhafte Urbilder, Paradigmen der historischen Auseinandersetzung, sie praefigurieren diese.»

der europäischen Selbstkenntnis: wie das griechische Vorbild — d. h. Homer — dem Rom der *Aeneis* dazu verhalf, daß es sich selbst kennen lernt und seine Kräfte entfaltet, so diene dieses Rom seinerseits Europas Völkern als Idee und unerschöpfliche Kraftquelle.

Und zum Schluß noch ein Wort zur Beurteilung der *Aeneis*: Ob Vergil und seine Dichtung «engagiert» war?²⁵ Ja. Die Beurteilung hängt nur davon ab, was er für ein Dichter war und im Dienste welcher Ideale er stand. Auf diese Fragen versuchten wir eine Antwort zu geben in unserem un-epischen Zeitalter.

Debrecen.

²⁵ Vgl. G. BINDER: a. a. O., S. 5. K. QUINN—V. PÖSCHL: Vergil engaged. *The Class. World* 66 (1972) 65 ff.

INDEX

<i>J. Irmscher</i> : Gedenkworte auf Gyula Moravcsik	1
<i>J. Irmscher</i> : Die byzantinische Literatur im Widerstreit von Tradition und Gegenwart	3
<i>O. Karsay</i> : Der Jäger von Euböa	9
<i>I. Kaplányffy</i> : Ungarische Gesandte im türkischen Lager zur Zeit der Belagerung Konstantinopels	15
<i>Δ. Χάτζης</i> : Τά νεοελληνικά μελετήματα τοῦ Ἰούλιον Μόραβτσικ.....	25
<i>G. Komoróczy</i> : Akkadian Epic Poetry and its Sumerian Sources	41
<i>M. Maróth</i> : Epischer Stil im Ugaritischen und im Griechischen	65
<i>L. M. Pákozdy</i> : Zur Frage des altisraelitischen Nationalepos	77
<i>I. Tegyei</i> : Empire mycénien et empire homérique de Nestor	93
<i>J. Sarkady</i> : Outlines of the Development of Greek Society in the Period between the 12th and 8th Centuries B. C.	107
<i>Zs. Ráthók</i> : Stages in the Development of Greek Epic	127
<i>I. Borzsák</i> : Heroisches Epos — unheroische Gesellschaft. Homer und Vergil	141

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Botyánszky Pál

A kézirat nyomdába érkezett: 1975. III. 11. — Terjedelem: 13,5 (A/5) ív

76.2216 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up volumes.

Manuscripts should be addressed to:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription is \$ 32.00 a volume.

Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (1389 Budapest 62, P. O. B. 149 Account No 218 10990) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est \$ 32.00 par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149 Compte-courant No 218 10990), ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латинском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации. Подписная цена — \$ 32.00 за том.

Заказы принимает предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149 Текущий счет № 218 10990), или его заграничные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable
at the following addresses:

AUSTRALIA

C. B. D. Library and Subscription
Service
Box 4886, G. P. O.
Sydney N. S. W. 2001
Cosmos Bookshop
145 Acland St.
St. Kilda 3182

AUSTRIA

Globus
Höchstädtplatz 3
A-1200 Wien XX

BELGIUM

Office International de Librairie
30 Avenue Marnix
1050-Bruxelles
Du Monde Entier
162 Rue du Midi
1000-Bruxelles

BULGARIA

Hemus
Bulvar Ruszki 6
Sofia

CANADA

Pannonia Books
P. O. Box 1017
Postal Station "B"
Toronto, Ont. M5T 2T8

CHINA

C N P I C O R
Periodical Department
P. O. Box 50
Peking

CZECHOSLOVAKIA

Mad'arská Kultura
Národní třída 22
115 66 Praha
PNS Dovož tisku
Vinohradská 46
Praha 2
PNS Dovož tlače
Bratislava 2

DENMARK

Ejnar Munksgaard
Nørregade 6
DK-1165 Copenhagen K

FINLAND

Akateeminen Kirjakauppa
P. O. Box 128
SF-00101 Helsinki 10

FRANCE

Office International de
Documentation et Librairie
48, Rue Gay-Lussac
Paris 5
Librairie Lavoisier
11 Rue Lavoisier
Paris 8
Europériodiques S. A.
31 Avenue de Versailles
78170 La Celle St. Cloud

GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC

Haus der Ungarischen Kultur
Karl-Liebknecht-Strasse 9
DDR-102 Berlin
Deutsche Post
Zeitungsvertriebsamt
Strasse der Pariser Kommune 3-4
DDR-104 Berlin

GERMAN FEDERAL REPUBLIC

Kunst und Wissen
Erich Bieber
Postfach 46
7 Stuttgart 5

GREAT BRITAIN

Blackwell's Periodicals
P. O. Box 40
Hythe Bridge Street
Oxford OX1 2EU
Collet's Holdings Ltd.
Denington Estate
London Road
Wellingborough Northants NN8 2QT
Bumpus Haldane and Maxwell Ltd.
5 Fitzroy Square
London W1P 5AH
Dawson and Sons Ltd.
Cannon House
Park Farm Road
Folkestone, Kent

HOLLAND

Swets and Zeitlinger
Heereweg 347b
Lisse
Martinus Nijhoff
Lange Voorhout 9
The Hague

INDIA

Hind Book House
66 Babar Road
New Delhi 1
India Book House
Subscription Agency
249 Dr. D. N. Road
Bombay 1

ITALY

Santo Vanasia
Via M. Macchi 71
20124 Milano
Libreria Commissionaria Sansoni
Via Lamarmora 45
50121 Firenze

JAPAN

Kinokuniya Book-Store Co. Ltd.
826 Tsunohazu 1-chome
Shinjuku-ku
Tokyo 160-91
Maruzen and Co. Ltd.
P. O. Box 5050
Tokyo International 100-31
Nauka Ltd.-Export Department
2-2 Kanda
Jinbocho
Chiyoda-ku
Tokyo 101

KOREA

Chulpanmul
Phenjan

NORWAY

Tanum-Cammermeyer
Karl Johansgaten 41-43
Oslo 1

POLAND

Węgierski Instytut Kultury
Marzalkowska 80
Warszawa
BKWZ Ruch
ul. Wronia 23
00-840 Warszawa

ROUMANIA

D. E. P.
București
Romlibri
Str. Biserica Amzei 7
București

SWEDEN

Almqvist and Wiksell
Gamla Brogatan 26
S-101 20 Stockholm
A. B. Nordiska Bokhandeln
Kungsgatan 4
101 10 Stockholm 1 Fack

SWITZERLAND

Karger Libri AG.
Arnold-Böcklin-Str. 25
4000 Basel 11

USA

F. W. Faxon Co. Inc.
15 Southwest Park
Westwood, Mass. 02090
Stechert-Hafner Inc.
Serials Fulfillment
P. O. Box 900
Riverside N. J. 08075
Fam Book Service
69 Fifth Avenue
New York N. Y. 1003
Maxwell Scientific International Inc.
Fairview Park
Elmsford N. Y. 10523
Read More Publications Inc.
140 Cedar Street
New York N. Y. 10006

U. S. S. R.

Sojuzpechatj — Import
Moscow
and the post offices in
each town
Mezhdunarodnaya Kniga
Moscow G-200

VIETNAM

Xunhasaba
32, Hai Ba Trung
Hanoi

YUGOSLAVIA

Jugoslovenska Knjiga
Terazije 27
Beograd
Forum
Vojvode Mišića 1
21000 Novi Sad

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

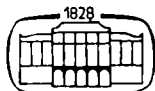
I. BORZSÁK, I. HAHN, J. HORVÁTH,
ZS. RITOÓK, Á. SZABÓ, S. SZÁDECZKY-KARDOSS

REDIGIT

J. HARMATTA

TOMUS XXIII

FASCICULI 3—4



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1975

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: 1054 BUDAPEST, ALKOTMÁNY UTCA 21.

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendőek:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (1363 Budapest Pf. 24. Bankszámla 215 11488), a külföld számára pedig a „Kultúra” Külkereskedelmi Vállalatnál (1389 Budapest 62, P.O.B. 149 Bankszámla: 218 10990) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten. Abonnementspreis pro Band: \$ 36.00.

Bestellbar bei dem Außenhandelsunternehmen „Kultúra” (1389 Budapest 62, P.O.B. 149 Bankkonto Nr. 218 10990) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

LOBPREIS AUF DAS GEFÄNGNIS IN SUMER

Die Göttin Nungal (^dn u n - g a l)¹ gehört nicht zu den bekanntesten Gestalten des mesopotamischen Pantheons und noch weniger in die Reihe der populären Götter.² Ihr Name tritt verhältnismäßig spät in den Quellen auf.³ Nungal erscheint weder in der Götterliste von Šuruppak (Fāra)⁴ noch auf den parallelen, erst vor kurzem aufgefundenen Tafeln von Abū Šalābih,⁵ obwohl diese Götterlisten zusammen ein nahezu vollständiges Bild von der Götterwelt Südmesopotamiens um die Mitte des 3. Jahrtausends v. u. Z. vermitteln. Die Wortgruppe (n u n - g a l) selbst ist auf einer der Tafeln von Šuruppak zu finden,⁶ doch offensichtlich als attributive Konstruktion und nicht als Eigenname: n u n - g a l, 'große Macht (Herrscher, Herrscherin)'.⁷ So erscheint die

¹ Die vorliegende Studie wurde im Herbst 1973 abgeschlossen. Die ursprüngliche Fassung in ungarischer Sprache stellte ich am 16. November 1973 bei einer Vortrags-sitzung der Ökortudományi Társaság (Gesellschaft für Altertumswissenschaften), Budapest, vor. — [Die ungarische Fassung des Aufsatzes, eingereicht am 8. 4. 1975, ist 1977 in *Antik Tanulmányok Studia Antiqua* 22 (1975) 217–232 erschienen. Die deutsche Übersetzung liegt ebenfalls seit 1975 bei der Redaktion. Seitdem sind einige wichtige neue Arbeiten zum Nungal-Hymnus erschienen, u. a. Å. W. SJÖBERG: *Miscellaneous Sumerian Texts*, II. JCS 29 (1977), Nr. 1: *Additional Texts to «Nungal in the Ekur»*, S. 3–6 und 32–35, ferner T. S. FRYMER: *The Nungal-Hymn and the Ekur-Prison*. JESHO 20, I (1977) 78–89; sie konnten aber nicht mehr berücksichtigt werden. — Für einen kurzen Hinweis auf den vorliegenden Aufsatz s. G. KOMORÓCZY: *Or* 45 (1976) 86. — *Korr.-Zusatz*, 12. 8. 1978.]

² Sie erscheint beispielsweise nicht in dem bahnbrechenden mythologischen Lexikon von D. O. EDZARD, in: *WbM*.

³ Alle sich auf Nungal beziehenden Angaben stellte Å. W. SJÖBERG zusammen: *Afo* 24 (1973) 21–27. — Sämtliche Stellen meiner Studie, die sich unmittelbar mit Nungal beschäftigen, stützen sich auf den Apparat dieser — unten, in Anm. 45 mit vollem Titel zitierten — vorbildlichen Textedition.

⁴ Vgl. A. DETMEL: *Die Inschriften von Fara*, II. Schultexte aus Fara. Leipzig 1923. Nr. 1 ff.; und vgl. W. G. LAMBERT, in: *RLA* 3, VI (1969) 473 f., § 1.

⁵ Siehe dazu R. D. BIGGS: *JCS* 20 (1966) 84b; DERS.: *Inscriptions from Tell Abū Šalābih*. Chicago 1974. 83, Nr. 82 ff.

⁶ R. R. JESTIN: *Tablettes sumériennes de Šuruppak*. Paris 1937. Nr. 230, I 12.

⁷ n u n = *rubû(m)*, s. *AHW* 992. — An dieser Stelle kann nicht auf die Diskussion über einige Grundbegriffe der sumerischen Religion eingegangen werden, die zwischen K. OBERHUBER und J. VAN DIJK stattgefunden hat, bei der es u. a. auch um die begriffliche Deutung des Wortes n u n geht; für Einzelheiten s. K. OBERHUBER: *Der numinose Begriff ME im Sumerischen*. Innsbruck 1963, bzw. J. VAN DIJK: *Einige Bemerkungen zu sumerischen religionsgeschichtlichen Problemen*. *OLZ* 62 (1967) 229–244 usw. Jene Textstellen, bei denen die Zeichengruppe ^dNUN.GAL den Namen des Gottes Igīgū bedeutet, werden ausführlich bei B. KIENAST behandelt: *Igīgū und Anunnakkū nach*

Schlußfolgerung evident, die Göttin habe um die Mitte des 3. Jahrtausends v. u. Z. noch nicht existiert und sei nur später durch theologische Spekulationen ins Leben gerufen worden.

Auch später stehen uns Angaben über Nungal nur sporadisch zur Verfügung. Von den Quellen, die sich auf sie beziehen, sind die gegen Ende des 3. Jahrtausends v. u. Z. (III. Dynastie von Ur) in verschiedenen sumerischen Städten erstellten Opferlisten am bedeutendsten. So wissen wir, daß Nungal in den Städten Ur, Umma, Nippur, Lagaš und Uruk und sogar außerhalb Mesopotamiens in Susa Opfer dargebracht wurden.⁸ Dabei ist zu betonen, daß sämtliche Angaben aus der Zeit der III. Dynastie von Ur stammen. In den Opferlisten erscheinen die Götter, soweit das sich feststellen läßt, entsprechend der Reihenfolge der lokalen Kultorganisationen. Deswegen bietet diese Gruppe von Quellen kaum eine Hilfe bei der Bestimmung der genealogischen Verbindungen oder des Wirkungskreises — also der Identität — von Nungal. Umso wichtiger ist die eindeutige chronologische Stellung der Opferlisten.

Zur Zeit der III. Dynastie von Ur taucht der Name der Göttin gelegentlich auch in theophoren Personennamen auf.⁹ Es überrascht uns nicht, daß die Personen, deren Namen sich auf Nungal bezogen, ausnahmslos staatliche Würdenträger oder Tempelfunktionäre waren.

In den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends v. u. Z. stand in Sippar ein Tempel zu Ehren von Nungal.¹⁰ Unter Hammurapi war das «Tor» (k á) der Nungal in Sippar Schauplatz von Gerichtsverhandlungen.¹¹ In diesem Zusammenhang soll daran erinnert werden, daß eines der offiziellen Exemplare der «Gesetzessammlung» Hammurapis — die berühmte Stele im Louvre — eben gerade in Sippar (im Šamaš-Tempel) aufgestellt worden war.¹²

In den Götterlisten wird die Göttin Nungal nicht vor Beginn des 2. Jahrtausends v. u. Z. beachtet.¹³ Zum erstenmal finden wir sie in jener Götter-

den akkadischen Quellen. In: *Studies B. Landsberger*. Chicago 1965. 141—158; zu den entsprechenden Etymologien im einzelnen s. ebd. 142. Jedoch brauchen wir bei der Erklärung des Ausdrucks *n u n - g a l*, wie er auf der genannten — nicht literarischen — Tafel von Šuruppak vorkommt, die wohl sekundäre (!) theologische Bedeutung des Wortes *n u n* nicht zu berücksichtigen.

⁸ Genaue Angaben erbringt Å. W. SJÖBERG: *AfO* 24, 25 f.

⁹ Die Belege sind zusammengestellt bei Å. W. SJÖBERG: *AfO* 24, 26; im Vergleich dazu ist die Sammlung von H. LIMET: *L'anthroponymie sumérienne*. Paris 1968. 161 usw. nicht vollständig. — Ein Name, der auch bei Å. W. SJÖBERG nicht angeführt ist: *u r - é - n u n - g a l*, steht bei N. W. FORDE: *Nebraska Cuneiform Texts*. Lawrence, Kansas 1967, reprint 1972. 24, 4 (Umma, III. Dynastie von Ur).

¹⁰ Vgl. J. RINGER: Götternamen in der altbabylonischen Zeit. In: *HSO* 137—171, bes. 153, unter Manungal.

¹¹ Vgl. J. RINGER, in: *HSO* 153, unter Nungal. — [Über die Umgebung des Nungal-Tores in Sippar s. jetzt R. HARRIS: *Ancient Sippar*. Istanbul 1975. 16.]

¹² Vgl. G. R. DRIVER—J. C. MILES: *The Babylonian Laws*, I. Legal Commentary. Oxford 1952. 29 ff.

¹³ Zu den Götterlisten im allgemeinen s. W. G. LAMBERT: Götterlisten. In: *RLA* 3, VI (1969) 473—479.

liste erwähnt, die die Hauptquelle für das später zusammengestellte, kanonische Verzeichnis der babylonischen Götter (*An* = *Anum*)¹⁴ darstellte, das auch in der Bibliothek von Aššur-bān-apli zu finden ist. Die erwähnte altbabylonische Götterliste folgt in ihrem gesamten Aufbau ausgesprochen theologischen Gesichtspunkten. In ihr wird Nungal nach dem Abschnitt, in dem die kleineren Gottheiten der zu Enlil gehörenden Göttergruppe aufgezählt werden, zusammen mit Ninazu, Ereškigal und anderen, aber noch vor diesen eingeordnet.¹⁵ Dieselbe Anordnung finden wir auch in dem Text des *An* = *Anum*.¹⁶ Demzufolge ist man in der heutigen Forschung nahezu allgemein zu der Überzeugung gelangt, daß die Verfasser der Götterlisten Nungal einfach zu den Göttern der Unterwelt gerechnet haben.¹⁷

Es ist wohl möglich, daß die Göttin dergestalt in der Literatur nach der altbabylonischen Zeit und auch im 1. Jahrtausend v. u. Z. tatsächlich eine gewisse — doch sei sofort hinzugefügt: keineswegs bedeutende — Rolle gespielt hat.¹⁸ Wollen wir jedoch ihrer ursprünglichen Gestalt etwas näher kommen, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit einigen Belegen aus dem 2.—1. Jahrtausend v. u. Z. zuwenden, in denen ganz sonderbare Züge auftreten.

Nungals Gatte ist laut kanonischer Götterliste der Gott Birtum (*db i - i - r - t u m*);¹⁹ das akkadische Wort, von dem dieser Name abzuleiten ist, *birtu(m)*, hat gewöhnlich die Bedeutung 'Festung',²⁰ bzw. 'Band, Fessel'.²¹

In der Sammlung Šurpu — in der Beschwörungen und ähnliche Texte enthalten sind — führt die Göttin das Attribut :²² *šabbūtū* 'die ergreifende', fassende, fangende'.²³ Die kanonische Götterliste kennt folgende Attribute, bzw. Beinamen Nungals: *ša šibitti*,²⁴ 'die der Gefangenschaft (des Gefängnisses)';²⁵

¹⁴ TRS 10; vgl. H. DE GENOUILLAC: Grande liste de noms divins sumériens. RA 20 (1923) 89—106; 25 (1928) 133—139; W. G. LAMBERT, in: RLA 3, VI (1969) 475, § 5.

¹⁵ TRS 10, 390.

¹⁶ CT 24, 20 ff.; s. P. MICHATZ: Die Götterlisten der Serie *An* / *il* A-nu-um. Breslau 1909; H. ZIMMERN: Zur Herstellung der großen babylonischen Götterliste *An* = (*ilu*) *Anum*. Leipzig 1911. Vgl. W. G. LAMBERT, in: RLA 3, VI (1969) 475 f., § 6.

¹⁷ Vgl. K. TALQUIST: Sumerisch-akkadische Namen der Totenwelt. Helsingfors 1934. 25, mit Anm. 2; 38, mit Anm. 2.

¹⁸ Sämtliche Textstellen über Nungal aus dem 1. Jahrtausend v. u. Z. hat Å. W. SJÖBERG: AfO 24, 27 verzeichnet. — E. EBELING: LKA 21, veröffentlichte ein an Nungal = Manungal gerichtetes zweisprachiges Gebet — einen Bußpsalm. Zu weiteren Texten, die einen der Namen Nungals erwähnen, s. Å. W. SJÖBERG: AfO 24, 24.

¹⁹ CT 25, 4, 4; zu dem Gott Birtum s. K. TALQUIST: Sumerisch-akkadische Namen der Totenwelt. Helsingfors 1934. 21; 25, mit Anm. 2; 32.

²⁰ Vgl. AHW 129 s. v. *birtu(m)* I; CAD B 261 ff. s. v. *birtu* A.

²¹ Vgl. AHW 129 f. s. v. *bi/ertu(m)* II; CAD B 254 f. s. v. *birītu*, mng. 4b.

²² E. REINER: Šurpu. A Collection of Sumerian and Akkadian Incantations. Graz 1958. p. 21, III 77.

²³ Zu dem Wort s. CAD § 42; AHW 1071; zur Bildungsform s. W. v. SODEN: GAG § 56 o, Nr. 36b.

²⁴ CT 24, 43, XI 138.

²⁵ Siehe AHW 1097 s. v.; ferner CAD § 158, hier mit einer etwas abweichenden Deutung.

ša maššarti,²⁶ 'die der Haft', 'Herrin der Haft';²⁷ *ša ḫabalāte*,²⁸ 'die der Gewalttätigkeit', 'Herrin der Gewalttätigkeit'.²⁹

Ebenso zählt das kanonische Götterverzeichnis auch jene Namen auf, die die Gefolgschaft der Göttin — ihre Hofleute und Bediensteten — bezeichnen: *š u - s á - d u₁₁ - g a*, 'drückende Hand';³⁰ *g i š - š u* 'Hand-Holz';³¹ *g i š - g ì r* 'Fuß-Holz';³² *g i š - g ú*, 'Hals-Holz',³³ bzw. eben die entsprechende Holzfessel, der «Block».

An einer Stelle steht neben dem Namen Nungals als Erklärung das akkadische Wort: *ri-i-bu*, 'Vergeltung'.³⁴

In den genannten Quellen, aber auch an anderen Stellen, trägt Nungal nicht nur einmal den Namen Manungal (*dm a - n u n - g a l*);³⁵ dieser Name stammt vermutlich von dem Ausdruck **a m a - n u n - g a l*, 'Mutter Nungal'.³⁶

In einem zweisprachigen Text lesen wir folgendes über Manungal: *dm a - n u n - g a l n i n - é - k u r - r a - k e₄* *dmIN bēlet šibitti*, «Manungal, die Herrscherin des Ekur — ditto Herrin der Gefangenschaft (des Gefängnisses)». ³⁷

Diese Attribute und Namen hat die Forschung bisher nicht ernst genommen; es schien als stünde die Göttin Nungal wie deren engere Umgebung in Übereinklang mit den mesopotamischen Glaubensvorstellungen von der Unterwelt.³⁸

²⁶ CT 24, 43, XI 139.

²⁷ Siehe AHw 620 f.

²⁸ CT 24, 43, XI 140.

²⁹ Siehe CAD H 3 s. v. *ḫabaltu*; AHw 302 s. v. *ḫabālu* I, Bed. 2; an beiden Stellen mit etwas abweichenden Bedeutungen.

³⁰ CT 24, 35, 23 = CT 25, 4, 15.

³¹ CT 25, 4, 16.

³² CT 24, 35, 24 = CT 25, 4, 17.

³³ CT 25, 4, 18. — Zur Deutung der Belege s. K. TALLQUIST: Sumerisch-akkadische Namen der Totenwelt. Helsingfors 1934. 38, mit Anm. 2.

³⁴ CT 18, 6 recto 36 *ri-i-bu* = *dn u n - g a l*; zur Deutung des Wortes vgl. B. LANDSBERGER: Der kultische Kalender der Babylonier und Assyrer, I. Leipzig 1915. 72, bes. Anm. 3. («Erdbeben», wohl zu trennen); B. MEISSNER: Beiträge zum assyrischen Wörterbuch, I. Chicago 1931. 71; 74; Å. W. SJÖBERG: AfO 24, 24 («inexplicable»). Es ist nicht eindeutig ersichtlich, ob sich die zitierte Anmerkung auf die Gottheit Nungal bezieht oder auf die Götter Igīgū (*dnUN.GAL*), vgl. B. KIENAST, in: Studies B. Landsberger. Chicago 1965, 142, mit weiteren Angaben zu den Letztgenannten. Als sehr naheliegende Erklärung bietet sich jedoch an, das Wort *ri-i-bu*, eine Interpretation des Namens Nungal, mit dem Wort *ribu(m)*, 'Entschädigung', 'Vergeltung' in Zusammenhang zu bringen, s. dazu AHw 981 s. v. *ribu(m)* III, und vgl. ebd. 978 s. v. *riābu(m)*, Bed. G 2.

³⁵ Zu den Schreibvarianten des Namens: *dm a - n u n - n a*, *dm e - n u - g a l*, *dm a - n u - k a l*, *dm a - n u - q u*, s. E. F. WEIDNER: AfK 2 (1924–25) 73, 21, mit Anm. 2 f.

³⁶ Vgl. B. LANDSBERGER, in: MAOG 4 (1928–29) 315, bes. Anm. 2.

³⁷ Siehe TH. J. MEEK: Cuneiform Bilingual Hymns, Prayers, and Penitential Psalms. BA 10, I (1913) 93, Nr. 15 Rs. 5 f. — Die Textstelle wird zitiert bei Å. W. SJÖBERG: AfO 24, 27, bzw. 37 zu Z. 10 ebenfalls, er bezieht sich aber in beiden Fällen versehentlich auf P. HATPT: ASKT 88 f., Z. 22 f.; an den besagten Stellen kommen jedoch nur die Wörter *e n - n u - u n* = *ši-bi-ti* vor. CAD § 155 s. v. *šibittu*, lex. section, beruft sich auf die erwähnten zwei Angaben nebeneinander; dieses kleine Versehen bei Å. W. SJÖBERG ist offensichtlich dadurch entstanden, daß er von dem einen Beleg in CAD die bibliographische Angabe, von dem anderen den Text verzettelt hat.

³⁸ Zu den mesopotamischen Unterweltsvorstellungen sei neben den einschlägigen

Auf diese Weise wurde Nungal zu einer Unterweltsgottheit mittleren Ranges qualifiziert.³⁹ Man nahm an, daß ihre Attribute auf die Macht der Unterwelt verwiesen, ihre Begleiter die dort zu erleidenden Qualen usw. verkörperten. Unschwer läßt sich erkennen, daß diese Auffassung kritiklos der Theologie der späteren Texte folgt.

Kürzlich wurde ein Hymnus auf Nungal in sumerischer Sprache bekannt, der die Gestalt der Göttin in einem völlig neuen Licht zeigt.

Die ersten Bruchstücke des Nungal-Hymnus wurden von H. Radau — natürlich ohne einer Bestimmung des Inhalts des Textes — bereits 1909 veröffentlicht.⁴⁰ Aufgrund einiger weiterer Fragmente sah E. Chiera 1934 darin eine entfernte sumerische Parallele zu dem Mythos der Unterweltsfahrt von Ištar.⁴¹ Daran anknüpfend veröffentlichte S. N. Kramer einige hierher gehören-

Kapiteln der zusammenfassenden religionshistorischen Werke auf folgende Arbeiten verwiesen: P. JENSEN: *Die Kosmologie der Babylonier*. Strassburg 1890, reprint Berlin 1974. 215 ff.; A. JEREMIAS: *Hölle und Paradies bei den Babyloniern*. Leipzig 1901; É. DHORME: *Le séjour des morts chez les Babyloniens et les Hébreux*. RB 4 (1907) 59–79; F. DELITZSCH: *Das Land ohne Heimkehr*. Stuttgart 1911; F. NÖTSCHER: *Altorientalistische und alttestamentlicher Auferstehungsglauben*. Würzburg 1926, reprint Darmstadt 1970; K. TALLQUIST: *Sumerisch-akkadische Namen der Totenwelt*. Helsingfors 1934; A. PARROT: *Le «réfrigérium» dans l'au-delà*. Paris 1937; R. R. JESTIN: *La conception sumérienne de la vie post-mortem*. Syria 33 (1956) 113–118; H. W. F. SAGGS: *Some Ancient Semitic Conceptions of the Afterlife*. Faith and Thought 90 (1958) 157–182; S. N. KRAMER: *Death and Nether World According to the Sumerian Literary Texts*. Iraq 22 (1960) 59–68; D. O. EDZARD: *Unterwelt*. In: WbM 130–132; S. G. F. BRANDON: *The Judgment of the Dead: An Historical and Comparative Study of the Idea of a Post-Mortem Judgment in the Major Religions*. London–New York 1967; A. M. FISKE: *Death: Myth and Ritual*. Journal of the American Academy of Religion 37 (1969) 249–265; L. WÄCHTER: *Unterweltsvorstellungen und Unterweltnamen in Babylonien, Israel und Ugarit*. MIO 15 (1969) 327–336; W. v. SODEN: *Assyriologische Erwägungen zu einem neuen Buch über die Totenreichsvorstellungen im Alten Testament*. UF 2 (1970) 331–332; C. A. BENITO: *El simbolismo, vida y muerte en las religiones de la antigua Mesopotamia*. Estudios de Filosofía y Religiones del Oriente 1, I (1971) 105–114; E. v. WEIHER: *Der babylonische Gott Nergal*. Kevelaer — Neukirchen-Vluyn 1971; R. STOLA: *Zu den Jenseitsvorstellungen im alten Mesopotamien*. Kajros 14 (1972) 258–272; J. BOTTÉRO: [Le monde inférieur.] In: *Annuaire 1971/1972. École Pratique des Hautes Études, IVe section, Sciences historiques et philologiques*. Paris 1972. 79–110; ferner eine ganze Reihe von größeren oder kleineren Texteditionen.

³⁹ Vgl. oben, Anm. 17; und zuletzt B. ALSTER: RA 68 (1974) 60, bes. Anm. 2. («... the Hymn to Nungal ... should be interpreted as dealing with the journey of the souls after death»).

⁴⁰ HAV 10. — In Anlehnung daran kam es zur Veröffentlichung einiger weiterer Fragmente, wobei das neue Material aber nicht wesentlich dazu beitrug, die Wiederherstellung der Komposition zu fördern. Vgl. PBS XII, I, 40 (1917), bearbeitet von E. EBELING: *Eine Beschreibung der Unterwelt in sumerischer Sprache*. Or 18 (1949) 285–287; ferner PBS I II, p. 68 ff., Nr. 104 (1919), bearbeitet von Ch.–F. JEAN: *Le sort des trépassés dans un hymne à la déesse Nun-gal contemporain de la dynastie d'Isin*. JA 217 (1930, II) 286–290; und E. EBELING: *Tod und Leben nach den Vorstellungen der Babylonier*, I. Berlin–Leipzig 1931. 22 f., Nr. 4. In dem eben erwähnten Artikel kam E. Ebeling 1949 zu dem Ergebnis, daß die beiden, von ihm gesondert bearbeiteten Texte «sehr nahe verwandt sind» (!), doch die Ergebnisse von S. N. Kramer (s. unten, Anm. 44) waren ihm nicht bekannt. Vgl. übrigens schon M. WITZEL: *Keilinschriftliche Studien*, 6: *Perlen sumerischer Poesie*. Neue Folge. Jerusalem 1929. 105 ff. — Siehe ferner SRT 42 (1924).

⁴¹ E. CHIERA: SEM, S. 4 ad Nr. 51–53.

de Tafeln aus den Sammlungen von Istanbul,⁴² bzw. Jena.⁴³ S. N. Kramer und J. van Dijk haben auch die Zusammengehörigkeit der wichtigsten Fragmente erkannt.⁴⁴

Die Wiederherstellung des Textes und dessen vorbildliche philologische Bearbeitung ist das Verdienst von Å. W. Sjöberg.⁴⁵ Er hat insgesamt mehr als vierzig, zu zwei Drittel bisher nicht veröffentlichte Tafeln und mehr oder weniger kleinere Fragmente untersucht, wobei er einen großen Teil des neuen Materials der unter seiner Leitung stehenden Sammlung in Philadelphia entnahm.⁴⁶ Alle Tafeln stammen aus Nippur. Sie gehören insgesamt zu etwa 10–12 Textexemplaren.⁴⁷

Der überwiegende Teil der Fragmente des Nungal-Hymnus kam vor dreiviertel Jahrhundert im Verlauf der von J. P. Peters und H. Hilprecht von der Universität Pennsylvania in Nippur durchgeführten Ausgrabungen zutage.⁴⁸ Das Schicksal dieser Tafeln im 20. Jh. kann nahezu als Symbol dafür an-

⁴² SLTN 70; 112 (1944). S. N. KRAMER publizierte später weitere Fragmente des Nungal-Hymnus, die sich in Istanbul befinden, s. ISET I, S. 33, Nr. 15; aus dieser Sammlung gehören insgesamt sechs unterschiedlich große Bruchstücke zum Nungal-Hymnus, drei davon konnte S. N. Kramer identifizieren.

⁴³ TMH NF IV, Nr. 8–9; 90 (1967); zu den Tafeln s. C. WILCKE: Kollationen zu den sumerischen literarischen Texten aus Nippur in der Hilprecht-Sammlung Jena. Berlin, im Druck. (Einen Einblick in das Manuskript des Buches gewährten mir freundlicherweise der Autor und Dr. J. Oelsner; für ihre Hilfsbereitschaft möchte ich auf diesem Wege meinen Dank aussprechen.) [Inzwischen erschienen: Berlin 1976. Zu den Texten s. S. 50.]

⁴⁴ Vgl. S. N. KRAMER: SLTN, S. 23 f. ad Nr. 70 (eine Aufzählung fast aller bis 1944 veröffentlichter Fragmente ist hier unter dem Titel «Hymn to a Goddess» zu finden); J. VAN DIJK, in: P. GARELLI (Éd.): *Gilgameš et sa légende*. Paris 1960. 78 f. ad 117 (zählt die Meisten der bis dahin erschienenen Fragmente auf, erwähnt sogar eine erst später veröffentlichte Tafel aus Istanbul [s. ISET I, S. 75 Ni 4213], und bearbeitet einen Teil des Textes, der Titel lautet «Hymne à Nungal»); S. N. KRAMER: UET VI, I, S. 8 ad Nr. 75, mit Anm. 28. (1963, «Hymn to Sumugan [?]»); J. VAN DIJK: *Acta Orient. Haunia* 28 (1964) 52 f. («Hymne à Nungal»); S. N. KRAMER: TMH NF IV, S. 13 ad Nr. 8–9 (1967, gibt den Inhalt des Hymnus wieder unter dem Titel «Hymne an Nungal»). — Siehe auch unten, Anm. 47, Ende.

⁴⁵ Å. W. SJÖBERG: Nungal in the Ekur. AfO 24 (1973) 19–46, und Tafel IV—X.

⁴⁶ Die Liste der bei der Wiederherstellung des Textes berücksichtigten Tafeln und Fragmente s. bei Å. W. SJÖBERG: AfO 24, 27–29.

⁴⁷ Im Verlauf der Bearbeitung der Dokumente sumerischer Dichtung wurde bisher im allgemeinen nicht das geringste Interesse darauf verwendet, zu untersuchen, wieviele der zur Wiederherstellung des Textes verwendeten Bruchstücke etwa vollständige Textexemplare darstellten. Zumal doch gerade die Anzahl der ursprünglichen Textexemplare in gewisser Hinsicht einen Einblick in die einstige Popularität und Lesefrequenz des Werkes vermitteln kann. Aufgrund solcher Angaben wäre es möglich, weitere Schlußfolgerungen auf einen der wichtigsten Faktoren des literarischen Lebens, auf die Rezeption der dichterischen Werke zu ziehen. Siehe jedoch W. W. HALLO — J. J. A. VAN DIJK: *The Exaltation of Inanna*. New Haven — London 1968. 38 ff. — Eine aus Ur stammende literarische Tafel vom Beginn des 2. Jahrtausends v. u. Z. (UET VI. I, 75) enthält ein zweizeiliges Zitat aus dem Nungal-Hymnus (Z. 101 f.).

⁴⁸ Zu der Geschichte der Ausgrabungen s. J. P. PETERS: *Nippur or Explorations and Adventures on the Euphrates, the Narrative of the University of Pennsylvania Expedition to Babylonia in the Years 1888–1890*. New York — London 1897; H. V. HILPRECHT: *The Excavations in Assyria and Babylonia*. Philadelphia 1903; H. V. HILPRECHT: *The So-Called Peters—Hilprecht Controversy*. Philadelphia 1908; I. BERNHARDT: H. V. Hilprecht und seine Ausgrabungen in Nippur. WZJ 2 (1952–53) 53–62;

gesehen werden, welche äußerlichen Schwierigkeiten sich der Erforschung der sumerischen Literatur in den Weg stellen. Die Tontafeln wurden auf tragische Weise verstreut und gelangten ohne jedes System in drei Museen auf drei verschiedenen Erdteilen: nach Istanbul, Philadelphia und Jena; ein bedeutender Teil von ihnen blieb — trotz ernsthafter Bemühungen in den vergangenen Jahrzehnten — bis heute unveröffentlicht. Das bedeutet, daß der Schlüssel zur extensiven Erschließung der sumerischen Literatur in den Händen jener Wissenschaftler liegt, die die großen Keilschriftsammlungen betreuen; andere kommen eigentlich kaum an das in den Lagern angehäuften Material heran. Selbst sie haben nur äußerst selten Zugang zu dem *vollständigen* Material, das in verschiedenen Museen liegt. Eine Erweiterung des sumerischen Literaturbestands ist heute am ehesten von den sog. Museumsausgrabungen zu erwarten.

Mit der Veröffentlichung der Tafeln — so vorbildlich diese auch sein mag — ist natürlich längst noch nicht ein tieferes Verständnis der Texte, eine intensive Erschließung der Literatur befriedigend erreicht worden. Å. W. Sjöberg, dessen hervorragende Textedition im AfO, Bd. 24, im Sommer 1973 erschien,⁴⁹ verzichtete völlig auf eine inhaltliche Interpretation des Textes. Diese Arbeit habe ich mir nun zum Ziel gesetzt.

Der erste Teil des 120 Zeilen umfassenden Textes ist eine der üblichen Tempelhymnen,⁵⁰ eine Verherrlichung des Ekur. Das Ekur ist das Heiligtum Enlils in Nippur.⁵¹ Die so reiche sumerische Hymnendichtung gibt nicht wenige Beschreibungen des Ekur von lobpreisendem Charakter.⁵² In diesem Teil des Nungal-Hymnus stoßen wir allerdings auf merkwürdige Einzelheiten.

A. WESTENHOLZ: *Early Cuneiform Texts in Jena*. København 1975. 5 ff. — Über Fundstellen der literarischen Tafeln wurden nur sehr ungenaue Angaben vermittelt. Um so erfreulicher ist daher das Interesse, das man in letzter Zeit sämtlichen diesbezüglichen Einzelheiten der Ausgrabungen entgegenbringt; s. hierzu die erste — und bisher einzige — Publikation von D. E. McCOWN — R. C. HAINES — D. P. HANSEN: *Nippur, I. Temple of Enlil, Scribal Quarter, and Soundings*. Chicago 1967. Mit der Bearbeitung des archaischen Textmaterials begann nun A. WESTENHOLZ, s. *Old Sumerian and Old Akkadian Texts in Philadelphia Chiefly from Nippur, I. Literary and Lexical Texts and the Earliest Administrative Documents from Nippur*. Malibu 1975. Eine umfassende Studie über das Textmaterial des 2. Jahrtausends v. u. Z. steht vorerst noch aus.

⁴⁹ S. oben, Anm. 45.

⁵⁰ Bearbeitet wurden die Texte von Å. W. SJÖBERG — E. BERGMANN: STH; s. auch C. WILCKE: Der aktuelle Bezug der Sammlung der sumerischen Tempelhymnen . . . ZA 62, I (1972) 35—49; ferner B. HRUŠKA; WdO 6, II (1971) 257—260; C. W[ILCKE], in: KLL 6 (1971) 2128 ff.; W. HEIMPEL: JAOS 92 (1972) 285—288; C. WILCKE: JNES 31 (1972) 37—42.

⁵¹ I. BERNHARDT und S. N. KRAMER publizierten kürzlich einen äußerst interessanten sumerischen Text, ein Verzeichnis der Heiligtümer von Nippur mit Angaben über Abmessungen und Grundflächen der Gebäude, s. Die Tempel und Götterschreine von Nippur. Or 44 (1975) 96—102. Der Text läßt sich in gewisser Hinsicht neben den berühmten Stadtplan von Nippur stellen.

⁵² Siehe Å. W. SJÖBERG — E. BERGMANN: STH, S. 18, Nr. 2; S. N. KRAMER: Hymn to the Ekur. RSO 32 (1957) 95—102; K. OBERHUBER: Eine Hymne an Nippur (UET VI 118). ArOr 35 (1967) 262—270; A. FALKENSTEIN: SLG I, 11: 14 ff.; 13: 41 ff. usw.

Ekur, «das Haus der Götter» (é-dingir-re-e-ne, 2):⁵³ «ist die erhabene Halsfessel im Himmel und auf Erden» (giš-ra b_x[LUGAL]-ma ḥ-a-n-ki-a, 2) von der «der Leib der Übertäter zittert» (ḥul-gál-la su dúb-bu, 5). Ekur ist «ein meisterhaft geknüpft, dichtmaschiges Netz», das «die Gefangenen sammelt» (sa-par_x[KISAL] igi-te-e-n-bi galam-ka d₅ un nam-re-eš ur₄-ur₄-ù, 6). Es wacht über «Rechte» (zi-du) und «Böse» (ne-ru-du), und «das Schlechte entflieht nicht seiner Hand» (ḥul šu-bi nu-è, 7). Sein Gottesurteil spricht den «Gerechten» (si-sá) frei, «tötet ihn nicht» (nu-ug₆-e), aber verfolgt den «Verderbten» (erím, 8).

Der eine Teil des Heiligtums, Egula, «der Arrestraum» (e-n-nu-u-n), «das Haus der Vergehen» (é-nir-da), das «die (Angelegenheiten der) Schuldigen untersucht» (lú-nam-ta g-ga kin-kin, 10). Dieses Haus «scheidet den Rechten vom Bösen» (zi-du ne-ru-du barim-a₅-dè, 11). Das Haus «wacht über Himmel und Erde» (an-ki-a igi mi-ni-in-gál), es ist wie «das gespannte Netz» (sa-par_x[KISAL]-ra al-lá, 25), «aus seinen Armen flieht nicht der Böse» (á-bi ne-ru-du la-ba-ra-è), «den Verderbten umschlingt es» (erím al-ùr-ùr-re, 26).

Dieser einleitende Tempelhymnus enthält auch eine Beschreibung der einzelnen Teile des «Palastes» — des gesamten Gebäudekomplexes — sowie des Tores, das «sich den verderbten Menschen nicht öffnet» (lú-erím-ra gál nu-un-ta-ta k₄-ta k₄, 20). Dieser Passus entspricht dem Topos von Gebäudebeschreibungen bei Tempelhymnen (vgl. Gudea, Cyl. A 21: 13 ff.).

Einige weitere Zeilen (27 ff.) stellen die Gottheiten des Hauses vor. Hier wohnt, «im großen und erhabenen Heiligtum» (bára-gal-ma ḥ-bi-a, 28), Nungal, «die gewaltige Göttin» (dingir-gir, 27). Zum Hofstaat Nungals gehört die Göttin Ninegala, «die Herrscherin des Palastes», wie ihr Name aussagt. Sie ist es, die «den Richter bewacht, bis er sein Urteil spricht» (di-ku₅ ka-aš-bar-re-dè igi mi-ni-in-gál, 37); die «das Falsche und das Wahre kennt» (lul zi-bi mu-zu, 37); «der Übeltäter kann nicht ihre Beine — nämlich flehend — umfassen» (ḥul-du giri-ni nu-mu-un-da b₅-b é), «aus ihren Armen kann er nicht entfliehen» (á-ni la-ba-ra-è, 39), denn Ningal nimmt ihn gefangen und «übergibt ihn im Tor des großen Hauses (!) (ká-é-gal-la, 40) den erhabenen Händen der Herrscherin des Ekur, Nungal» (... šu-ma ḥ-a-né im-si, 42).

Im Folgenden befaßt sich der Text mit dem Schicksal jenes Menschen, der nicht «zu seinem Gott sprach» (dingir-ra-na li-bí-in-du₁₁-ga, 41). Der Betreffende gelangt «in das Haus des Weinens» (é-a-nir-ra, 44), «seine Augen sind mit einem Tuch gebunden, sein Körper ist nackt»

⁵³ Vgl. die Varianten: é-ÉŠ-dingir-re-e-ne, é-TÚG-dingir-re-e-ne, lies é-dúr/tuš(!)-dingir-re-e-ne, «das Wohnhaus der Götter».

(«...er geht nackt», *tú g i g i - n a m u - u n - s i š à - š ù - g a m u - u n - d u*, 45); «er spricht nicht (darf nicht sprechen) zu seinem Bekannten» (*l ú - z u - a - n i g ù n u - m u - u n - d a - a b - b é*), «entfernt sich von ihm» (*b a r - t a i m - d a - g u b*, 47), «er weiß nicht, wie sich die Tür öffnet» (*g i š - i g - b i g á l - l u m a h n u - u m - z u*, 48). Diese Menschen «verderben sich gegenseitig den Tag» («der Bruder bereitet dem Bruder einen schlechten Tag», *š e š š e š - r a u₄ - h a - l a m m u - u n - d a - á g - e*), «sie verletzen ihre selbst getroffenen Abkommen» (*g a l g a - b i ì - k ú r - k ú r*, 52), «keiner von ihnen sucht Bekanntschaft mit seinen Genossen» (*š u l - e š u l - z u - n e n u - m u - u n - z u - z u*), «sie sind selbst einander Feinde» («sie handeln wie Feinde», *l ú - k ú r g i n - n a - m e - e š*, 53). Allesamt «lauern sie auf das Öffnen (der Türe) wie auf das Aufgehen der Sonne» (*g á l - t a k₄ - t a k₄ - b i - š è d u t u - è - a - g i m i g i - b i m - š i - g á l*, 51).

Das Innere des Hauses, so schreibt der Hymnus, «ist erfüllt von Tränen, Weinen und Wehklagen» (*é r a - n i r - r a i - s i - i š - b i m - g ù r - r u*, 55). «Seine Ziegel 'reißen' die Übeltäter aus, sie 'gebären' den wahren Menschen» (*s i g₄ - b é l ú - h u l - g á l b a - a n - K A x Š U - K A x Š U l ú - z i m u - u n - ù - t u*, 56). Im «grollenden Herzen» (*š à - í b - b a - b é*) des Hauses «vergehen die Tage voll Tränen und Weinen» (*é r a - n i r - r a u₄ m i - n i - i b - z a l - z a l - e*, 57); der «Rechte» (*z i - d u*) und der «Böse» (*n e - r u - d u*, 60) stehen hier «am Orte der Rechenschaft» (*k i - è n - t a r - r e*), «vor dem Gottesurteil» (*d i₇ - l ú - r u - g ú*, 59), das «sie der Probe unterwirft» (*b a r i m a₅ - d é*) und den «Gerechten» (*s i - s á*) «gebiert» (*m u - u n - ù - t u*, 60) — zum Leben nämlich.

An dieser Stelle des Hymnus übernimmt Nungal das Wort und spricht ein langes Loblied auf sich selbst, das sich über die gesamte zweite Hälfte des Textes erstreckt (62 ff.).⁵⁴

Die Göttin erhielt, wie es der Selbsthymnus sagt, ihre göttliche Gewalt, ihre «Kraft», ihr «großes Schicksal» (*n a m - g a l*, 65) von den Göttern An, Enlil, Ereškigal. Nungal nennt sich Tochter des An (64), Schwiegertochter (*é - g i₄ - a*, 65) des Enlil, ihre leibliche Mutter ist die «helle» (*k ù*) Ereškigal (67). Sie wacht über «die Schwarzköpfigen» (*s a g - g i₆ - g a*, 76) — ein typisch mesopotamischer Ausdruck für Menschheit, Volk⁵⁵ —, nämlich auf die Weise, daß «sie die Tafel des Lebens in ihrer Hand hält» (*i m - n a m - t i - l a š u - g á m u - u n - g á l*, 77);⁵⁶ den Namen des «rechten Menschen» (*l ú - z i*) «verzeichnet sie darauf» (*b i - i n - g u b - b é - e n*, 77), und sie läßt nicht zu, daß «der Böse ihren Armen entflieht» (*n e - r u - d u á - g á* [Sg. 1] *l a - b a - r e - è*), denn «sie weiß von seinen Taten» (*n ì - a k - b i m u - z u*, 78).

⁵⁴ Zur Literaturgattung Selbsthymnus s. unten, bes. Anm. 66 f.

⁵⁵ Zur Deutung des Ausdrucks s. CAD S 75 f. s. v. *palmaṭ qaqqadi*.

⁵⁶ Zu dieser Zeile s. SH. A. PAUL: Heavenly Tablets and the Book of Life. JANES 5 (The Gaster Festschrift, 1973—74) 345—353.

Nungal «nimmt die schweren Sünden hinweg» (n a m - t a g - d u g u d š u - t a i m - s i g - g e - e n), «sie ist die barmherzige Mutter» (a m a - a r ḥ u š - a, 80); «das rasende Herz kühlt sie, indem sie kühles Wasser darauf gießt» (š à - m i r - m i r - r a i m - š e x [MÜŠ.DI]-š e x - d e a - š e x i m - s ù - u d, 81). Nungal sagt von sich selbst, daß sie «die Leben erhaltende Herrscherin» sei (n i n l ú - t i - t i - m e - e n [Sg. 1], 83).

«Im großen und erhabenen Heiligtum» des Hauses (b á r a - g a l - m a ḥ b i, 86) nimmt den Platz neben Nungal Birtum ein, ihr Gatte, «der gewaltige Mensch» (l ú - n è - g a l, 85), der «die starken Befehle erteilt» (á - g a l m u - d a - á g - e, 86). Ihr Untergebener, der Gott Igalima,⁵⁷ ist die «Halsfessel» (g i š - r a b x [LUGAL]) in der Hand Nungals (88).

Sie, Nungal, erbaute «das Haus der Dunkelheit» (é - k ú k k u - g a), in dem «die Stille sitzt» (m e l á - l á, 102), aber in dem «die Tränen die Ziegelwände der Zelle überschwemmen» (s i g₄ - b i i t i m a é r m i - n i - i n - g á l, 104).⁵⁸ Diese Behausung «beschwichtigt das Herz der Menschen, kühlt ihren Leib» (l ú - ù l u - b a š à m u - u n - n a - a b - ḥ u n - e b a r m u - u n - n a - a b - š e x [MÜŠ.DI]- d è, 105), und somit «besänftigt es für sie das Herz ihres Gottes» (š à - d i n g i r - r a - n a ù - m u - u n - n a - a n - ḥ u n, 106).

Und wenn das Haus den Menschen «gereinigt hat wie das glänzende Silber» (k ù - š a₆ - g a - g i m š u ù - m u - n i - i n - s u - u b), wenn «es ihn (vom) Staub freipoliert hat» (s a ḥ a r ù - m u - u n - t a - z a l a g, 107): dann «gibt sie» — Nungal — «ihn zurück in die Hände seines gnädigen Gottes» (š u - š a₆ - g a - d i n g i r - r a - n a - š è i m - š i - i n - g i₄ - g i₄, 109). Eines solchen Menschen «Gott singe ewig ihren (Nungals) Lobpreis» (d i n g i r - l ú - b a - k e₄ s ù - u d - r á - š è m e - t é š ḥ u - m u - i - i, 110), und auch er selbst «verkünde ihre (Nungals) Größe» (n a m - m a ḥ - m u [Sg. 1] ḥ é - e m - m e, 111).

Der Text schließt mit einer, in der sumerischen Hymnendichtung üblichen doxologischen Formel: «(Oh du) Erhabene, deren 'Kraft' nicht genommen werden kann, Nungal (sei) Preis!» (s a g - k a l m e - a - n a š u n u - t u - t u d n u n - g a l - l a z à - m i, 120 f.).

Die Übersetzung, bzw. — an manchen Stellen — die Paraphrase, mit der ich den Nungal-Hymnus vorlege, entbehrt in diesem Falle der bei Interpretatio-

⁵⁷ Zu dem Gott Igalima (d i g - a l i m a) s. A. FALKENSTEIN: IGL I 76 f.

⁵⁸ Aus neuere Literatur bezüglich des Flußordals s. G. CARDASCIA: L'ordalie par le fleuve dans 'Les lois assyriennes'. In: Festschrift W. Eilers. Wiesbaden 1967. 19–36; A. I. LIEBERMAN: Studies in the Trial by River Ordeal in the Ancient Near East During the Second Millennium B. C. E. Diss. Brandeis Univ., 1969; E. LAROCHE: Fleuve et ordalie en Asie Mineure hittite. In: Festschrift H. Otten. Wiesbaden 1973. 179–189; H. HIRSCH: Zum Fluß-Ordal in Elam. RA 67 (1973) 75–77. Zur Vorstellung über i₇ - l ú - r u - g ú s. K. TALLQUIST: Sumerisch-akkadische Namen der Totenwelt. Helsingfors 1934. 33 f.; D. O. EDZARD, in: WbM 132; Å. W. SJÖBERG: JCS 21 (1967) 277; J. NOUGAYROL, in: Ugaritica V. Paris 1968. 214, Nr. 123, Z. 58 a; W. G. LAMBERT: BWL 54, K 3291, Rs. Z. 1.

nen üblichen und meistens zulässigen Umdeutungen. Ich versuchte lediglich, wortgemäß zu verstehen und zu übersetzen, was der Text sagt. Dennoch glaube ich, es besteht kein Zweifel darüber, auf welche Weise ich den Text verstanden habe. Das Wesentliche meiner Konzeption ist übrigens schon im Titel der vorliegenden Arbeit ausgedrückt. Der Nungal-Hymnus handelt meiner Meinung nach vom Gefängnis, und die dichterischen Worte, die in der hymnischen Dichtung üblichen Wendungen, die allgemein verbreiteten literarischen Darstellungsmittel, beschreiben, so sonderbar das auch erscheinen mag, hier ganz unmißverständlich die alltäglichen Vorgänge bei der Rechtsprechung und Strafverhängung. Der Hymnus geht nicht im einzelnen darauf ein, welche Sünder es sind, die sich im «dichtmaschigen Netz» des Ekur verfangen. Diesbezüglich begnügt er sich mit völlig weitläufigen Allgemeinheiten, insbesondere mit der Feststellung, ins Ekur gelange derjenige, der «nicht zu seinem Gott spreche». Diese generelle Beschreibung deutet darauf hin, daß der Gegenstand des Hymnus nicht die Schuld ist und auch nicht der Mensch, der sich schuldig gemacht hat, sondern der Prozeß der Bestrafung selbst. Der Mensch gerät durch seine Festnahme «in die Arme» Nungals, und nach der Zeit, die er zwischen den von Tränen durchtränkten Mauern verbringt, nach der Untersuchung möglicherweise dem Gottesurteil wird ihm *entweder* die entsprechende — aber nicht näher bestimmte — Strafe zuteil, *oder* er wird frei, und Nungal «gebiert» ihn zum Leben, gibt ihn zurück in die Hände seines gnädigen Gottes. Dieser «gnädige Gott» ist übrigens nichts anderes als eine persönliche Gottheit oder ein Schutzgott, unter dessen Fürsorge — entsprechend mesopotamischer Auffassung — das Leben eines jeden Menschen bis zu seinem Ende steht.⁵⁹

Wenn jemand etwa anhand der Vorstellungen über die Unterwelt, die in der mesopotamischen Dichtung des 2.–1. Jahrtausends v. u. Z. erscheinen, eine Interpretation des Hymnus versuchen würde, käme er vielleicht zu der Schlußfolgerung, daß, nachdem Nungal — der heute herrschenden Meinung nach — eine Gottheit der Unterwelt ist, so müsse Ekur auch hier, wie nicht selten in den Texten des 2.–1. Jahrtausends v. u. Z. 'Unterwelt' bedeuten,⁶⁰ der Hymnus selbst beschreibe also das Schicksal des Menschen nach dem Tod. Diese Deutung können wir jedoch aufgrund der eben erwähnten Einzelheiten von vornherein ausschließen: wenn jemand einmal in die Unterwelt gelangt ist, kann er dort nicht mehr von neuem zum Leben «geboren» werden; die Unterwelt ist *ku-ru-gi₄-a*, «das Land des Nicht-Wiederkehrens».

Auf diese Weise läßt sich also der Nungal-Hymnus nicht den Schöpfungen der mesopotamischen Unterweltdichtung zuordnen. Der Hymnus bringt ein

⁵⁹ Zu der Vorstellung vom persönlichen Gott s. J. VAN DIJK, in: RLA 3, VII (1969) 541 f., § 9; W. v. SODEN: Die Schutzgenien Lamassu und Schedu in der babylonisch-assyrischen Literatur. BaM 3 (1964) 148–156.

⁶⁰ Vgl. K. TALLQUIST: Sumerisch-akkadische Namen der Totenwelt. Helsingfors 1934. 25 ff.

ungewöhnliches Thema in die Literatur: er schildert die Vorgänge bei der Rechtsprechung und der Strafverhängung. Natürlich ist er kein Gesetzbuch — auch nicht in jenem weiten Sinne, nach dem eine Richtung in der heutigen Wissenschaft dies von den uns überlieferten keilschriftlichen «Gesetzes-» oder Urteilssammlungen annimmt;⁶¹ wir können hier keine fallbezogenen, kasuistischen Details erwarten. Ebensowenig ist er ein Bußpsalm, Beichtspiegel⁶² oder eine Theodizee-Dichtung,⁶³ in der das Verhalten der Menschen nach den Maßstäben der Glaubensethik oder purer Gerechtigkeit gemessen wird, wie in den bekannten Schöpfungen der späteren mesopotamischen Literatur.

Hier liegt ein Hymnus, ein besonders typisch sumerischer Hymnus vor. Einige bezeichnende formalliterarische Merkmale ermöglichen die literaturhistorische Zuordnung des Werkes. Besonders fällt ins Auge, daß der Hymnus von zusammengesetzter Struktur ist. Die Einleitung ist, wie bereits erwähnt, ein Tempelhymnus. Diese Gattung treffen wir verhältnismäßig früh, schon in Abū Šalābīh an;⁶⁴ zudem besitzen wir eine große Sammlung, deren Hauptanteil wohl von der Tochter Šarrukins von Agade, der Priesterin, Dichterin und «Redakteurin» Enhedu'anna um 2300 v. u. Z. aus dem Bestand der sumerischen Tempelhymnen zusammengestellt wurde.⁶⁵ Der zweite Teil des Textes gehört zur Gruppe der sog. Selbsthymnen; dieser Zweig der Hymnendichtung hat sich jedoch verhältnismäßig spät entwickelt.⁶⁶ Selbst wenn wir in bezug auf die Anfänge der Gattung der Selbsthymnen nicht einmal über die nötigen Kenntnisse verfügen, soviel ist jedoch klar, daß ihre Blütezeit auf das Ende des 3. Jahrtausends v. u. Z. fällt. In dieser Zeit finden wir Selbsthymnen sowohl unter den Götterhymnen als auch unter den Königshymnen.⁶⁷

⁶¹ Dazu s. F. R. KRAUS: Ein zentrales Problem des altmesopotamischen Rechtes: Was ist der Codex Hammu-rabi? Genava NS 8 (1960) 283–296.

⁶² Dieser Ausdruck ist nicht ganz genau; die hierher gehörenden Texte (z. B. *Šurpu*, Taf. II.) sind eigentlich durchwegs Beschwörungen, aber ihrer Bestimmung nach könnten sie wahrscheinlich Bußformularen gewesen sein. Zur II. Tafel von *Šurpu* s. zuletzt I. S. KLOČKOV: К вопросу о вавилонской этике. VDI 133 (1975, III) 101–117.

⁶³ Den Text s. bei W. G. LAMBERT: BWL 63 ff.; aus der früheren Literatur vgl. B. LANDSBERGER: Die babylonische Theodizee. ZA 43 NF 9 (1936) 32–76. — Zu den sumerischen literarischen Denkmälern der persönlichen Religiosität s. zuletzt die umfassende Studie von W. W. HALLO: Individual Prayer in Sumerian: The Continuity of a Tradition. JAOS 88 (1968) 71–89.

⁶⁴ Vgl. R. D. BIGGS: JCS 20 (1966) 80; DERS.: An Archaic Sumerian Version of the Kesh Temple Hymn from Tell Abū Šalābīkh. ZA 61, II (1971) 193–207; DERS.: Inscriptions from Tell Abū Šalābīkh. Chicago 1974. 45 ff.

⁶⁵ S. oben, Anm. 50.

⁶⁶ Über den Selbsthymnus im Sumerischen wurde bisher noch keine umfassende Studie angefertigt; s. vorläufig W. v. SODEN: Akkadische Gebete an Göttinnen. RA 52 (1958) 131–136, bes. 132; J. KRECHER: SKL 32; 46; ein besonders typischer — und vielleicht relativ früher (Agade?) — Text wurde bearbeitet von W. H. PH. RÖMER: Eine sumerische Hymne mit Selbstlob Inannas. Or 38 (1969) 97–114.

⁶⁷ Zu den Königshymnen — und den Selbsthymnen der Herrscher — s. R. BORGER: HKL III, 73 ff. Hier soll nur auf einen in seiner Struktur ähnlich aufgebauten Text verwiesen werden, der auch den Selbsthymnus einer Gottheit enthält: «Enki und die Weltordnung», s. bes. Z. 60 ff., 85 ff.

Der Konstruktionstypus, den der Nungalhymnus darstellt, ist — nach unseren heutigen Kenntnissen — eine relativ späte Erscheinung in der sumerischen Literatur. «Spät» bedeutet hier natürlich die Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend v. u. Z., das Jahrhundert der III. Dynastie von Ur und die ersten glänzenden Jahrzehnte von Isin; eine Zeit also, die noch — das sei nebenbei erwähnt — vor einigen Jahrzehnten als besonders frühe Epoche der Literatur gegolten hätte. Texte, bei denen verschiedene Gattungen der traditionellen sumerischen Hymnendichtung kombiniert, sowie in größeren Kompositionen nebeneinander verwendet wurden, sind Schöpfungen, die man in gewisser Hinsicht als gelehrt, manchmal sogar als übergelehrt bezeichnen kann. Sie entstammen den Schulen, die sich nach der Bildungsreform von Šulgi⁶⁸ sehr stark entwickelt hatten. Ein solches Werk ist z. B. der große Enlil-Hymnus (de n - l í l s ù - r á - š è) aus Nippur, auf den sogleich auch aus einem anderen Grund verwiesen werden soll. Der Nungal-Hymnus erscheint also hinsichtlich formalhistorischer Kriterien als eine Schöpfung des 21.—20. Jahrhunderts v. u. Z. Es ist aber auch nicht auszuschließen, daß er schon zur Zeit der III. Dynastie von Ur vollendet worden war. Das *incipit* des Hymnus (é - u₄ - ħ u š - a n - k i, «Das Haus, auf Himmel und Erden wütender Sturm...») wird in mehreren altbabylonischen Titelverzeichnissen — Katalogen⁶⁹ — der sumerischen Literatur zitiert.⁷⁰

Welche Bestimmung mag wohl der Hymnus gehabt haben? Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß er beim Tempelkult, bzw. als Ritusgesang der Göttin Nungal Verwendung fand. Auch wird man nicht daran zweifeln, daß Nungal im direkten Sinne des Wortes eine Tempelgottheit ist. Dies alles zwingt uns zu der Frage: worin besteht der Zusammenhang zwischen dem eben umrissenen Inhalt des Nungal-Hymnus und dessen einstiger kultischer Funktion?

Die Antwort wie auch meine übrigen Darlegungen führen uns etwas weiter als es zum unmittelbaren Verständnis des Textes notwendig wäre, daher werde ich im Folgenden — zwangsläufig — nur eine skizzenhafte Darstellung geben können. Der Gedankengang dürfte jedoch nicht an diesem Punkt beendet werden, denn der neue Hymnus ist für uns gerade deswegen so wertvoll, da er — über seine eigene Bedeutung hinaus — dem Forscher den Blick in die verborgeneren Tiefen des Charakters einer Epoche eröffnet.

Obwohl wir über eine Vielzahl von Dokumenten, «Gesetzessammlungen» und weiteren Quellen verschiedensten Inhaltes verfügen, wissen wir doch über bestimmte Einzelheiten des mesopotamischen Justizwesens äußerst wenig. Zur Klärung dieser Einzelheiten können zuweilen gerade nicht juristische Texte eine Hilfe bieten.

⁶⁸ Siehe dazu Šulgi, Hymnus «B», bes. Z. 304 ff.

⁶⁹ Zu den sumerischen literarischen Katalogen s. zusammenfassend W. W. HALLO: On the Antiquity of Sumerian Literature. JAOS 83 (1963) 167—176; zu den Texteditionen vgl. R. BORGER: HKL III, 108 f.

⁷⁰ Die Belege sind zitiert bei Å. W. SJÖBERG: Afo 24, 36 ad l.

In der ersten Periode der Erforschung des Keilschriftrechts bestand vielfach die Auffassung, daß in Mesopotamien die Rechtsprechung in den Funktionsbereich der Tempel gehört habe.⁷¹ Diese Ansicht wurde natürlich schnell hinfällig.⁷² Nach der heute allgemein gültigen und hinsichtlich ihres Kerns zweifellos richtigen Auffassung waren die Funktionen der Justiz Sache der Gemeinschaft oder des Staates. Ein akkadischer Text aus dem 1. Jahrtausend v. u. Z. enthält die an den König gerichtete Mahnung, es solle nicht geschehen, daß er die Bürger von Nippur, Sippar und Bābili «ins Gefängnis wirft» (*a-na biṭ ṣi-bit-tim šu-ru-bu*).⁷³ Natürlich konnten die Tempel innerhalb ihres eigenen Wirkungsbereiches — bei den Angelegenheiten ihrer Untergebenen — auch die Funktionen der Justiz auf bestimmten Gebieten ausüben. Es ließ sich jedoch vorerst noch nicht zufriedenstellend klären, welches Verhältnis hinsichtlich der Rechtsprechung zwischen den Bereichen des Staates und der Tempel bestand. Dies gilt besonders für die Zeit um die Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend v. u. Z.

Wenige zerstreute Belege verweisen darauf, daß zur Zeit der III. Dynastie von Ur die Verfahren der Rechtsprechung, zumindest zum Teil, doch zum Machtbereich der Tempel gehörten.⁷⁴ Verglichen mit den davorliegenden Zuständen war dies — vermutlich — eine neue Erscheinung.⁷⁵ Die Erklärung dafür ist meiner Meinung nach in dem fundamentalen Wandel zu suchen, dem die Situation des Tempelwesens unterlag.⁷⁶ Gerade in dieser Epoche spricht die Tatsache, daß die Rechtsprechung den Tempeln unterlag, unmißverständlich dafür, daß die Tempel ausgesprochen staatliche Funktionen übernommen hatten und so Teile der staatlichen Organisation sowie der staatlichen Institutionen waren.

Diese Feststellung wird auch durch den Nungal-Hymnus gestützt. In dieser Zeit, so scheint es, war Nungal die Göttin für das Untersuchungsverfahren — für Verhaftung, Fahndung usw. Der Tempel Nungals fungierte offensichtlich als Untersuchungsgefängnis. Daneben konnte er natürlich auch

⁷¹ Vgl. B. MEISSNER: Beiträge zum altbabylonischen Privatrecht. Leipzig 1893. 5; seine Auffassung bezüglich der früheren Zeiten behielt er auch später bei, vgl. B. MEISSNER: Babylonien und Assyrien, I. Heidelberg 1920. 153.

⁷² Vgl. A. WALTHER: Das altbabylonische Gerichtswesen. Leipzig 1917. 180 ff.

⁷³ «Babylonischer Fürstenspiegel», für den Text s. W. G. LAMBERT: BWL 110 ff.; für die einschlägige neuere Literatur s. R. BORGER: HKL I, 266; II, 160; zum historischen Hintergrund s. I. M. DIAKONOFF: A Babylonian Political Pamphlet from About 700 B. C. In: Studies B. Landsberger. Chicago 1965. 343—349.

⁷⁴ Vgl. A. FALKENSTEIN: NGU II, Nr. 123.

⁷⁵ Vgl. A. FALKENSTEIN: NGU I, 31 f., der sich darauf beruft, daß wir keine derartigen Belege aus der Zeit der III. Dynastie von Ur kennen. Seine Feststellung wird durch das Textmaterial unterstützt, das D. O. EDZARD bearbeitete: Sumerische Rechtsurkunden des III. Jahrtausends aus der Zeit vor der III. Dynastie von Ur. München 1968. 132 ff.

⁷⁶ Vgl. F. R. KRAUS: Le rôle des temples depuis la troisième dynastie d'Ur jusqu'à la première dynastie de Babylone. CHM 1 (1953—54) 522—536; I. M. DIAKONOFF: Общественный и государственный строй древнего Двуречья. Шумер. Москва 1959. 249 ff.

ein richtiger Tempel gewesen sein. Der Hymnus, soweit das recht verstanden wurde, handelt nicht unmittelbar von der in der Gestalt von Nungal verkörpert Justiz, sondern von der Person der Göttin: er verherrlicht Nungal und in ihr besonders die Göttin der Verfolgung usw. in einer Weise, wie wir sie bereits aus den Hymnen der Zeremonienordnung der Tempel kennen.

Zur Beurteilung des staatlichen Charakters der von den Tempeln ausgeübten Justiz ist es nicht uninteressant zu erfahren, daß die Göttin Nungal, wie der Hymnus berichtet, ihre Tätigkeit innerhalb des Ekur — dem «Haus des Landes» — ausübt.

Nippur, die Stadt Enlils, war im 21—20. Jahrhundert v. u. Z. wie bereits an anderer Stelle erwähnt,⁷⁷ wahrscheinlich der Sitz höchster richterlicher Institutionen. Dies bezeugt ganz eindeutig — auch ohne diesbezügliche Urkunden — der große Enlil-Hymnus aus Nippur:

14 Die Stadt: . . .

16 wie das Dröhnen des Lagers, so dröhnt darin das Wort der nach Wegweisung Suchenden.

. . .

18 Wer dort mit lauter Stimme spricht, erreicht kein hohes Alter;
man duldet dort nicht, daß im Laufe des Prozesses ein böses Wort laut werde,

20 Anschuldigung, krumme Verleumdung (i n i m s i - n u - s á),
feindliches Wort, Ungebührlichkeit,
Gesetzlosigkeit, Gewalt, Unterdrückung,
Hypokrisie, Willkür (n i - á - g a r), arglistige Rede,
Wortbruch und Machthaberei:

25 all derlei finstere Sünden gelangen dort nicht hinein.⁷⁸

Allerdings beziehen sich diese erhaben klingenden Zeilen wohl eher auf einen — um einen heutigen Ausdruck zu gebrauchen — Zivilprozeß, als auf ein Strafverfahren. Doch kennen wir auch einen literarischen Text, in dem Nippur, genauer gesagt gerade ein Teil des Ekur als Schauplatz eines Strafverfahrens in des Wortes engster Bedeutung dient: in «Enlil und Ninlil» wird der Gott, der die Jungfrauen der Stadt vergewaltigt, in einem Teil des Gebäudekomplexes des Ekur dem Urteil unterstellt.⁷⁹ Enlil war zur Zeit der III. Dynastie von Ur

⁷⁷ Siehe G. KOMORÓCZY: Egy šumer theogóniai motívum. (Ein sumerisches Motiv der Theogonie.) *Antik Tanulmányok/Studia Antiqua* 18 (1971) 177—209.

⁷⁸ de n - l i l s ù - r á - š è 14; 16; 18—25.

⁷⁹ Mit diesem Abschnitt des «Enlil und Ninlil» möchte sich der Autor an anderer Stelle befassen. — Hier soll kurz darauf hingewiesen werden, daß auch in der hethitischen Literatur die mythologische Szene einer (fiktiven) Gerichtsverhandlung nicht unbekannt ist: nach einem Ritual in hethitischer Sprache begibt sich der Gott Zithariya noch vor dem Beginn des Kriegszuges gegen die Kaškäer vor «sämtliche Götter» und fordert für sich «große (vollständige) Genugtuung» (*me-ek-ki kat-ta-wa-tar*, I 23); die Versammlung der Götter behandelt sein Anliegen gleichsam als Gerichtsgremium, und das im

der Beschützer der staatlichen Ordnung, ein offizieller Hauptgott, und so ist es nicht verwunderlich, daß seine Stadt und sein Heiligtum zum Forum der «Rechtsordnung» (n i - g i - n a)⁸⁰ wurden, und daß die Gottheit der Justiz zu seiner Umgebung gehörte. Unter diesen Umständen steht die Charakterisierung, die der Nungal-Hymnus von der Rolle des Ekur gibt, in Einklang mit den Angaben anderer Quellen und vermittelt uns ein wirklichkeitsgetreues Bild von der Stellung des Enlil-Heiligtums im 21.—20. Jahrhundert v. u. Z.

Jene sumerischen und akkadischen Wörter, die wir — mehr oder weniger zurecht — mit 'Gefängnis', 'Gefangenschaft' oder 'Arrest' übersetzen, wie z. B. e n - n u n, k i - e n - n u n, k i - š ú, bzw. *bīt kili(m)*, *bīt šibitti(m)*, *maššartu(m)*, *nupāru(m)* usw. treten verhältnismäßig selten in den keilschriftlichen Rechtsquellen auf.⁸¹ Und auch diese zahlenmäßig geringen Textbelege, die uns zur Verfügung stehen, stammen größtenteils aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends oder aus dem 1. Jahrtausend v. u. Z.⁸² Über die Verhältnisse vor dieser Zeit wissen wir vorerst äußerst wenig.⁸³ Unter diesen Umständen ist es kaum verwunderlich, daß es bis heute nicht gelang, die Rolle näher zu bestimmen, die der Institution des Gefängnisses im mesopotamischen Rechtsverfahren zufiel.⁸⁴

Nun sind wir möglicherweise durch den Nungal-Hymnus auch auf diesem Gebiet etwas weiter vorangekommen. Bei der Untersuchung jener Rechtstermini, die zu dem Begriff «Gefängnis» gehören, erscheint es unbedingt angebracht, streng zu unterscheiden zwischen vorläufiger Inhaftnahme (Untersuchungshaft) einerseits und Gefängnisstrafe andererseits.⁸⁵ Die Vorhaft hat eigentlich nicht den Charakter einer Strafe: sie dient dazu, die Durchführung

Verlauf des «Prozesses» von ihnen herbeigeführte Urteil ermöglicht die Eröffnung des Befreiungsfeldzuges. Bearbeitet wurde der Text von E. v. SCHÜLER: Die Kaškäer. Berlin 1965. 168 ff.; vgl. außerdem R. WERNER: Die hethitischen Gerichtsprotokolle. Wiesbaden 1967. S. VII.

⁸⁰ de n - l i l s ú - r á - š è 29.

⁸¹ Zu den erwähnten akkadischen Wörtern s. CAD K 360 f. s. v. *bīt kili*, bzw. AHw 133 s. v. *bīlu(m)*, Bed. 7; CAD S 157 s. v. *bīt šibitti*, bzw. AHw 134, Bed. 30; AHw 620 f. s. v. *maššartu(m)*; AHw 804 s. v. *nupāru(m)* I.

⁸² Als wichtigste Werke der einschlägigen — nicht allzu umfangreichen — Fachliteratur sind zu nennen: M. SAN NICOLÒ: Eine kleine Gefängnisneuterei in Eanna zur Zeit des Kambyzes. In: Festschrift L. Wenger, II. München 1946. 1—17; H. PETSCHOW: Neubabylonisches Pfandrecht. Berlin 1956. 35 ff.; vgl. zuletzt H. PETSCHOW: Mittelbabylonische Rechts- und Wirtschaftsurkunden der Hilprecht-Sammlung Jena. Mit Beiträgen zum mittelbabylonischen Recht. Berlin 1974. 33 ff.

⁸³ In altbabylonischen Briefen ist verhältnismäßig häufig von Verhaftung und Gefangenschaft die Rede; damit ist aber niemals die durch ein Urteil festgelegte Gefängnisstrafe gemeint, sondern — dem Kontext nach zu schließen — eine rechtmäßige oder unrechtmäßige Gefangenhaltung. Zu den Belegen s. die entsprechenden Wortartikel der Wörterbücher, vgl. oben, Anm. 81.

⁸⁴ Umfassend wird dieses Thema nur in einem Lexikonartikel behandelt, s. E. Ebeling: Gefangener, Gefängnis. In: RLA 3, III (1964) 181 f. Siehe ferner A. WALTHER: Das altbabylonische Gerichtswesen. Leipzig 1917; J. G. LAUTNER: Die richterliche Entscheidung und die Streitbeendigung im altbabylonischen Prozeßrecht. Leipzig 1922; und s. noch oben, Anm. 82.

⁸⁵ Zur Unterscheidung dieser Begriffe s. die entsprechenden Paragraphen eines StGB.

der Untersuchung zu erleichtern und dauert höchstens bis zum Abschluß des Verfahrens;⁸⁶ die Gefängnisstrafe dagegen soll ein aufgedecktes Verbrechen vergelten. In jenen Gesellschaften, in denen sich die Rechtsprechung zu einer Institution entwickelte und sich — das ist das Entscheidende — von dem Kompetenzbereich der Gemeindeselbstverwaltung herauslöste, zeigte sich früher oder später unbedingt die Notwendigkeit, sich bei bestimmten Fällen der Untersuchungshaft zu bedienen, um ungestört Nachforschungen anstellen zu können. Die Gefängnisstrafe entwickelte sich aus ganz anderen Gründen. Sie stellt lediglich eine — ganz spezielle — Form der Bestrafung durch Freiheitsentzug dar. Hinsichtlich der Varianten des Freiheitsentzugs ist zu sagen: dort, wo überhaupt diese Form der Strafe bekannt war, wurden in jedem Land und zu jeder Epoche verschiedene Verfahren angewandt, unter anderem die richterlich verordnete Zwangsarbeit.⁸⁷ Der Verurteilte wurde in diesen Fällen normalerweise in solchen Produktionszweigen beschäftigt, in denen die Sicherung der Arbeitskraft nur durch Zwang erreicht werden konnte: z. B. im Bergbau usw.⁸⁸ Zuweilen aber — in Ausnahmefällen — kam es auch zu Gefängnisstrafen im eigentlichen Sinn, so z. B. in Rom (s. Seneca, *De ira* I 16: *vincula publica et carcer*, vgl. auch Lucretius, *De rerum natura* III 1016).⁸⁹ Dennoch hat die Gefängnisstrafe nur im Westeuropa der Neuzeit allgemeine Verbreitung gefunden.⁹⁰ Dementsprechend muß auch heute Bestrafung durch Freiheitsverlust nicht ausschließlich Gefängnisstrafe bedeuten. Im Irak verbringen die Gefangenen nur die Zeit während der Untersuchung innerhalb des Gefängnisses, so wie wir das Wort im europäischen Sinn verwenden. Der Ort der Bestrafung durch Freiheitsentzug liegt in der Regel in der Wüste, eventuell in einem isolierten, weit entlegenen Gebiet und stellt seinem Wesen nach also

⁸⁶ Nicht zu berücksichtigen sind hier natürlich jene Fälle willkürlicher Gefangennahme, die von vornherein außerhalb der Rechtsbegriffe stehen.

⁸⁷ Zwangsarbeit, die durch richterlichen Urteilsspruch angeordnet wird, also den Charakter einer Strafe trägt (vgl. *opus publicum*), ist unbedingt getrennt zu sehen von jener Art Zwangsarbeit, die auf administrativem Weg vorgeschrieben wird und eine Gattung der gemeinschaftlichen Pflichtarbeiten darstellt. Die auf administrativem Weg angeordnete Zwangsarbeit — die «Mobilmachung», s. CAD D 141; AHw 170 s. v. *dikātu(m)*; die «Arbeitspflicht», s. CAD D 173 ff. s. v. *dullu(m)* usw. —, mehr noch, in extremen Fällen die Deportation, auch die Umsiedlung waren in mehreren Epochen der Geschichte Mesopotamiens bekannt. Zwangsarbeit als Strafe ist uns lediglich aus einer Epoche bekannt, nämlich aus den Vorschriften des mittelassyrischen «Gesetz»-Buches, vgl. G. R. DRIVER — J. C. MILES: *The Assyrian Laws*. Oxford 1935; G. CARDASCIA: *Les lois assyriennes*. Paris 1969, s. A, § 18, 19, 21, 40, 46; B, § 7–10, 14, 15, 18; C + G, § 2, 3; F, § 1; N, § 2. *šipar šarri* war immer nur eine Nebenstrafe, die im Höchstfall einen Monat dauerte.

⁸⁸ Vgl. Gy. DRÓSDI (Hrsg.): *A római jog világa*. (Die Welt des römischen Rechts.) Budapest 1973. 212 ff. (Ulpianus, in: *Digesta Iustiniani* 48, 19, 8.)

⁸⁹ Vgl. W. EISENHUT: Die römische Gefängnisstrafe. In: H. TEMPORINI (Hrsg.): *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt. Geschichte und Kultur Roms im Spiegel der neueren Forschung*, I. Von den Anfängen Roms bis zum Ausgang der Republik, 2. Berlin—New York 1972. 268–282; s. auch Gy. DRÓSDI: op. cit. 213. Vgl. ferner C. PHARR: *The Theodosian Code and the Sirmondian Constitutions. A Translation...* Princeton 1962. 230 ff. (9, 3: *De custodia reorum*).

⁹⁰ Zu den Gefängnissen der Neuzeit s. zuletzt M. FOUCAULT: *Surveiller et punir. Naissance de la prison*. Paris 1974.

ein Straflager dar. Ähnliche Institutionen finden wir auch andernorts. Es genügt in diesem Zusammenhang, wenn wir lediglich einige Beispiele aus der Literatur anführen; es sei erinnert u. a. an die afrikanische Strafkolonie bei Kafka,⁹¹ sowie an die Schilderungen über Zwangsarbeit, Verbannung und Arbeitslager von Dostojewskij,⁹² Tolstoj,⁹³ J. Lengyel⁹⁴ u. a.

Kehrt man zu unseren mesopotamischen Verhältnissen zurück, muß man feststellen, daß die Gefängnisstrafe weder als Faktum noch als Möglichkeit in den Urkunden über richterliche Rechtsbeschlüsse erwähnt wird, ebenso wenig in den Verordnungen der «Gesetzsammlungen». Vergehen⁹⁵ können nach mesopotamischem Recht entweder durch eine der Tat entsprechende Strafe — in schweren Fällen durch den Tod — vergolten werden,⁹⁶ oder durch die Verpflichtung zur Wiedergutmachung: Schadensersatz in Form von Objekten oder Geld. Für die abstrakteren — vom Objekt der Straftat restlos abstrahierten — Formen der Vergeltung, wie sie der Freiheitsentzug oder noch eher die Gefängnisstrafe darstellen, läßt diese Rechtsanschauung keinen Raum.⁹⁷

Aufgrund des Textes des Nungal-Hymnus können wir eindeutig die Schlußfolgerung ziehen, daß in Mesopotamien das Gefängnis keine andere Funktion hatte, als zur vorläufigen Festnahme, der Untersuchungshaft, zu dienen.⁹⁸ Nicht die Verurteilten kamen ins Gefängnis, sondern jene, deren Urteil noch nicht gefällt war. Sämtliche historische und literarische Quellen, welche in Gefängnis eingeschlossene Menschen erwähnen, sind zweifellos in diesem Sinn zu erklären.⁹⁹

Der Nungal-Hymnus ist, wie wir den Text verstehen, ein zumindest in unseren Augen bizarres Werk. In der Weltliteratur gibt es wohl kaum noch eine ernstere literarische Schöpfung, die es wie der Nungal-Hymnus wagen würde, das Gefängnis in einem Hymnus — wenn auch in indirekter Form — zu verherrlichen und es in völliger Offenheit als eine segensreiche Institution zu bezeichnen. Dennoch kommt dem Hymnus auf die mesopotamischen Ge-

⁹¹ F. KAFKA: In der Strafkolonie, 1914.

⁹² F. M. DOSTOJEVSKIJ: Записки из мертвого дома, 1862

⁹³ L. TOLSTOJ: Воскресение, 1899.

⁹⁴ J. LENGYEL: Az igézó. (Der Bezaubernde.) Novellen (1961).

⁹⁵ Vgl. D. NÖRR: Zum Schuldgedanken im altbabylonischen Strafrecht. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abt. 75 (1958) 1–31; und s. unten, Anm. 108.

⁹⁶ Dies ist das sog. *talio*-Prinzip.

⁹⁷ Nachdem *šipir šarri* in dem mittelassyrischen «Gesetz»-Buch, wie bereits erwähnt (vgl. oben, Anm. 87), durchwegs eine Nebenstrafe darstellte, kann man es seinem Wesen nach etwa mit den Thesen des zweifachen oder mehrfachen Schadensersatzes usw. der «Gesetzes»-Sammlung von Hammurapi vergleichen.

⁹⁸ Siehe oben, Anm. 86. — Anders zu beurteilen sind jene Fälle, in denen jemand wegen seiner Schulden gefangen gehalten wird. Dieses Verfahren hat im allgemeinen privatrechtlichen Charakter; die Person des Gefangenen dient eigentlich nur als Pfand für die Forderung des Gläubigers. Der Schuldner wurde in diesen Fällen, so scheint es, gewöhnlich in private Gefangenschaft genommen.

⁹⁹ Siehe oben, Anm. 81.

fängnisse in der mesopotamischen Dichtung des ausgehenden 3. Jahrtausends v. u. Z. ein fester Platz zu, und es bestehen starke Zweifel, daß wir es hier mit einer völlig außergewöhnlichen Erscheinung zu tun haben. Über Konstruktion und literarische Form des Hymnus wurde bereits gesprochen. Was nun seinen Inhalt betrifft: er entpricht im Wesentlichen der offiziellen Literatur jener Zeit, der Ideologie der III. Dynastie von Ur und um die Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend v. u. Z. In diesen Jahrhunderten war es die Bestimmung der Dichtung, die staatliche Ordnung und die öffentlichen Institutionen, den Herrscher und die Heiligtümer des Staates zu jedem erdenklichen Anlaß zu verherrlichen. Diese Literatur ist ihrem Wesen nach ein eitles Selbstbildnis: eine bis zur Ekstase gesteigerte Begeisterung, ein echter Selbstpreis. Die Verherrlichung der Göttin des Gefängnisses ist nur *ein* Beispiel von vielen. Die kultische Vergöttlichung der Herrscher,¹⁰⁰ die Königshymnen¹⁰¹ zeigen — wenn auch auf anderen Gebieten der Ideologie und in anderen Kunstgattungen — genau dieselbe Übertriebenheit. Der bedeutendste Herrscher der III. Dynastie von Ur, Šulgi, wurde im Verlauf seines langen Lebens in annähernd dreißig Königshymnen geehrt, die zum größten Teil Selbstpreisungen waren. In einer Stadt des Bezirks Lagaš, in Gu'aba,¹⁰² erhielt die Weberei, das größte Unternehmen dieser Art im ganzen Land, wo etwa 6200 Arbeiter, darunter rund 4200 Weberinnen beschäftigt wurden, kurz nach Thronbesteigung Šu-Su'en's, statt ihres früheren Namens «Webhaus von Gu'aba» einen neuen Namen: é - u š - b a r - d š u - dEN.ZU,¹⁰³ wörtlich: «Webhaus (des Gottes) Šu-Su'en», mit einer heute geläufigen Wendung: «Šu-Su'en-Textilwerke». Darüber hinaus trugen auch noch mehrere andere Webereibetriebe und sonstige Unternehmen den Namen von Šu-Su'en oder — früher — Šulgi. Šulgi benannte auch eine Reihe von Städten nach sich.¹⁰⁴ In jener Epoche, in der alldies selbstverständlich war, scheute man natürlich auch nicht davor zurück, das Lob auf alle möglichen staatlichen Institutionen in einen Hymnus zu fassen, selbst wenn es sich um das Gefängnis handelte.

Eine Sache ist noch zu klären: die Stellung der Göttin Nungal in der mesopotamischen Mythologie. Unsere Kenntnisse über Nungal erwecken den

¹⁰⁰ Siehe dazu kürzlich Å. W. SJÖBERG: OrSuec 21 (1972) 87—112.

¹⁰¹ Siehe oben, Anm. 67.

¹⁰² Zu der Bedeutung dieser Stadt s. A. FALKENSTEIN: IGL I, 28 ff.; D. O. EDZARD—G. FARBER: Répertoire Géographique des Textes Cunéiformes, 2. Die Orts- und Gewässernamen der Zeit der 3. Dynastie von Ur. Wiesbaden 1974. 63 ff.

¹⁰³ Siehe dazu H. WAETZOLDT: Untersuchungen der neusumerischen Textilindustrie. Roma 1972. 99.

¹⁰⁴ Siehe dazu D. O. EDZARD—G. FARBER: Répertoire Géographique des Textes Cunéiformes, 2. Die Orts- und Gewässernamen der Zeit der 3. Dynastie von Ur. Wiesbaden 1974. 17 s. v. Ašar-Šulgi; 86 f. s. v. Išim-Šulgi; 139 s. v. Nēber-Šulgi; 184 s. v. Šulgi-Enki, Šulgi-hegal, Šulgi-Nanna, Šulgi-Ninlila, Šulgi-Utu; 234 f. s. v. Uru-Šulgi-sipa-kalama ('Die Stadt des Landeshirten Šulgi'); 290 Šulgi (Kanal), Šulgi-hegal (Kanal); 291 s. v. Šulgi-ili (Kanal), Šulgi-pirig (Kanal). Wenn wir allein jene Namen betrachten, von denen wir — aus Wirtschaftsurkunden — Kenntnis haben, so kann sich die Anzahl der Šulgi-Städte durchaus mit jener der hellenistischen Alexandrien messen.

Verdacht, daß die Göttin eine Schöpfung von mythologischen Spekulationen des ausgehenden 3. Jahrtausends v. u. Z. sei, und daß ihre Gestalt bewußt von der Theologie geformt werden dürfte. Die Tatsache, daß ihr Name erstmals in den Quellen der Epoche der III. Dynastie von Ur auftaucht, die verhältnismäßig umfangreichen frühen Götterverzeichnisse jedoch nichts von ihr wissen, läßt es schlechthin unwahrscheinlich erscheinen, daß Nungal eine bedeutendere, ältere Gottheit gewesen wäre. Der Name *dn un - gal* selbst, soviel läßt sich mit Sicherheit sagen, ist eine gewollte Bildung; wenn es auch auf den ersten Blick so aussieht, als ob das Etymon nur das wohlbekannte Wort *n un = rubû(m)*, 'Macht' sein könnte, liegt der Gedanke nahe, daß der Gleichklang des Namens mit dem Wort *en - n un*, 'Gefängnis' mehr als nur rein zufällig sei.¹⁰⁵ Die Genealogie der Göttin verrät uns, mit welcher Umsicht die sumerischen Theologen versuchten, in dem schon fest ausgebildeten — natürlich immer noch erweiterbaren — Pantheon einen Platz für sie zu finden. Nungal ist — laut dem Hymnus — die Tochter des An (vgl. Z. 64), die Schwiegertochter des Enlil (vgl. Z. 65), bzw. «die wahre Dienerin Enlils» (*ag ri g zi - de n - l il - lá*, 73), andererseits ist sie aber die leibliche Tochter von Ereškigal (vgl. Z. 67) — obwohl Ereškigal niemals als die Gattin von An genannt wird.¹⁰⁶ Vermutlich fiel die Wahl der Theologen gerade auf die eben erwähnten Gottheiten, da sie im staatlichen Pantheon des ausgehenden 3. Jahrtausends v. u. Z., bzw. unter den «kosmischen» Göttern die meiste Bedeutung hatten; und da die Genealogie im mythologischen Denken die Form der begrifflichen Verbindung darstellt,¹⁰⁷ können wir es als selbstverständlich ansehen, daß die sumerischen Theologen die Göttin des Gefängnisses in enge Verwandtschaft mit der Herrscherin der Unterwelt brachten.

¹⁰⁵ Für das Wort *en - n un = maššartu(m)*, *šibittu(m)* können wir vorerst weder genaue Angaben über dessen Lautgestalt (möglicherweise auch **en n un* oder **en un*), noch über dessen Bildungsform (es könnte ebenso ein Grundwort sein) machen. Deshalb sollte man sich davor hüten, zu gewagte Etymologien anzunehmen. — Sehr unwahrscheinlich ist wohl die Annahme, daß zwischen dem Namen Nungal und dem Ausdruck *É.NUN = ag ru n* oder *eg a ra n* (ein Tempelname) ein unmittelbarer, ursprünglicher Zusammenhang bestanden habe. Den zuletzt genannten Namen behandelte unlängst R. CAPLICE in einer sehr eingehenden Analyse, s. *É.NUN in Mesopotamian Literature*. Or 42 (1973) 299–305. R. Caplice beruft sich aber (ebd. 303, mit Anm. 21–25) u. a. auf ein Wörterverzeichnis, PBS V (bei ihm HGT), 106, IV 20 [= *di ri V* 292, s. CAD K 533 s. v. *kummu* A, lex. section], nach dem *É.NUN = É ma-nun-gal*. Hieraus wird ersichtlich, daß sich die bestehenden Vorstellungen ineinanderfügten, wobei vermutlich der Begriff der «Unterwelt» als Assoziationspunkt diente. — Es gibt keinen zwingenden Grund dafür, einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen den Götternamen *dn un - gal* und *ḫigigū* (*dNUN.GAL*) zu sehen; das Logogramm der Letztgenannten ist ohnehin einfach eine pseudo-sumerische Schreibweise (zur Geschichte der *Igigū*-Götter s. oben, Anm. 7); so können wir diese Namen ruhig getrennt behandeln.

¹⁰⁶ Die Widersprüche, die sich aus den Angaben über die genealogischen Verbindungen Nungals ergeben, haben keine besondere Bedeutung; solche und ähnliche Fälle sind häufig anzutreffen.

¹⁰⁷ Ausführlicher dazu s. G. KOMORÓCZY: «The Separation of Sky and Earth». The Cycle of Kumarbi and the Myths of Cosmogony in Mesopotamia. Acta Ant. Hung. 21 (1973) 21–45.

Auf alle Fälle zeigt die Verbindung von Nungal und Ereškigal schon gegen Ende des 3. Jahrtausends v. u. Z. jene Richtung an, in der sich die weitere Entwicklung jener Vorstellungen bewegen wird, die sich an die Göttin des Gefängnisses knüpfen. Die oben bereits erwähnte altbabylonische Götterliste hat Nungal im Pantheon unmittelbar nach den zum Kreis um Enlil gehörenden Gottheiten, aber noch vor Ereškigal und die übrigen typischen Gottheiten der Unterwelt gesetzt. Es wäre völlig unüblich für die mesopotamische Listenwissenschaft, wenn der wichtigste Name einer Gruppe — wie Ereškigal in der Gruppe der Unterweltsgötter — nicht an erster Stelle stünde. Das führt uns zu dem Gedanken, daß Nungal nach Ansicht des Verfassers der Götterliste eine Art Zwischenstellung zwischen den Göttern des «Staatswesens» und denen der Unterwelt einnahm. Zu Beginn des 2. Jahrtausends v. u. Z. war Nungal demnach noch nicht eine Gottheit der Unterwelt. Doch wandelten sich die an ihre Gestalt geknüpften Vorstellungen im Verlauf des 2. — 1. Jahrtausends v. u. Z. zunehmend, bis die Göttin schließlich in die Reihe der Unterweltsgottheiten gelangte, wie das eindeutig aus den Texten des 1. Jahrtausends v. u. Z. hervorgeht.

Nungals Wesensänderung ist keineswegs überraschend, sie muß vielmehr als selbstverständlich angesehen werden. Es ist wohlbekannt, daß sich die Vorstellungen über die Unterwelt in der mesopotamischen Mythologie je nach Epoche grundlegend verändert haben, und wenn dabei stets auch viele alte Elemente bewahrt worden sind, so ist doch manch ein charakteristischer Zug durch eine verhältnismäßig junge Entwicklung gebildet worden.

Im 2. Jahrtausend v. u. Z. finden wir eine ganze Reihe solcher Unterweltsvorstellungen neuer Prägung, die in ursprünglichem Zusammenhang mit den alltäglichen Verfahren der Rechtsprechung stehen. Und dies ist leicht zu verstehen. In dieser Zeit begann man im mesopotamischen Glauben den Begriff der Schuld enger zu umreißen, wobei man nahezu jedes Element aus der Rechtskategorie übernahm.¹⁰⁸ Eben damals entstand die Anschauung, daß Niederlage, Krankheit, physisches Leiden eigentlich Strafen seien: Folgen — bekannter oder nicht bekannter — menschlicher Schuld und deren Vergeltung. Die neuen Lehren der Theologie, welche natürlich in vornherein mythologische Formulierungen erhielten, fügten sich in die Vorstellungen über den Zustand nach dem Tod ganz selbstverständlich ein und verwandelten diese sowie die bestehenden Elemente des Strafverfahrens.

Es sei lediglich ein Beispiel erwähnt. Es entstammt den sumerischen Texten, ist also ein möglichst frühes Beispiel. In den Epen «Innins Reise in die

¹⁰⁸ S. vorläufig G. KOMORÓCZY: A bűnfogalom a mezopotámiai vallásos világgépben. (Zum Sündenbegriff im religiösen Weltbild Mesopotamiens.) *Világosság* 12 (1971) 459—464; zur juristischen Terminologie vgl. G. KESTEMONT: La faute et le délit dans la terminologie juridique du palais. L'opposition Arnu-Ĥiġu. In: *CRRA* 19 (1974) 473—487. Zur Unklarheit des frühen Sündenbegriffs s. noch H. E. HIRSCH: Die «Sünde» Lugalzagesis. In: *Festschrift W. Eilers*. Wiesbaden 1967. 99—106.

Unterwelt»¹⁰⁹ oder «Dumuzis Verhängnis»¹¹⁰ und auch in mehreren anderen Texten tritt in einer bestimmten Situation — wenn jemand von der Erde in die Unterwelt verschleppt werden soll — immer eine Gruppe der Unterweltsmächte in Aktion: Wesen von äußerst niedrigem Rang, die in den Götterlisten nicht angeführt sind. In der Regel sind es sieben solche Gestalten, alle unversöhnlich, alle nicht zu besänftigen; menschliche Gefühle, Essen, Trinken — Opfer — haben keine Wirkung auf sie. Ihre Namen lauten im Sumerischen: *gal₅ - lá*, *gallá*; in der Fachliteratur — in streng wissenschaftlich gehaltenen Übersetzungen — werden sie als «*gallá*-Dämonen» bezeichnet. Ich selbst nenne sie in meinen Übersetzungen einfach «Teufel», wobei ich mir bewußt bin, mich damit der Kritik auszusetzen, einen Anachronismus begangen zu haben. In der 2. Hälfte des 3. Jahrtausends v. u. Z. bedeutete das Wort *gallá* — im Recht und offensichtlich auch in der Umgangssprache — 'Polizist'. Wir kennen z. B. ein Rollsiegel aus der Zeit der Dynastie von Agade, deren einstiger Besitzer ein hoher Würdenträger war: *gallá - gal*, 'großer Polizist, Hauptpolizist'.¹¹¹ Demnach haben die Sumerer jene Wesen der Mythologie etwa für die Polizisten der Unterwelt gehalten.

Nungal, die als Herrin der Gefängnisse der III. Dynastie von Ur in den mesopotamischen Pantheon einging, verwandelte sich im Verlauf des natürlichen und unaufhaltsamen Erneuerungsprozesses, dem mythologische Vorstellungen unterliegen, zu einer Gottheit der Unterwelt.

Budapest.

¹⁰⁹ Zum Text s. S. N. KRAMER: *Inanna's Descent to the Nether World*, II. JCS 5 (1951) 1—17.

¹¹⁰ Zum Text s. B. ALSTER: *Dumuzi's Dream*. Copenhagen 1972.

¹¹¹ Zu der hier angenommenen Grundbedeutung des Wortes *gal₅ - lá*, *gallá* = *gallú(m)* s. CAD G 18 f. (dies schlägt die These des Bedeutungswandels 'police official' > 'evil demon' vor); vgl. AHw 275. Siehe das Wort im juristischen Kontext z. B. bei D. O. EDZARD: *Sumerische Rechtsurkunden des III. Jahrtausends aus der Zeit vor der III. Dynastie von Ur*. München 1968. 153, Nr. 97, 3 (*gallá - gal*); D. O. EDZARD: Afo 22 (1968) 18 s. v. *gallá*, *gallá - gal*. Berücksichtigt man diese Angaben, so kann man nicht umhin, auch in mythologischen Texten einen seiner «zivilen» Grundbedeutung nahestehenden Sinn des Wortes anzunehmen. Zu mythologischen Belegstellen s. noch A. FALKENSTEIN: Afo 14 (1941—44) 128 zu «Innins Gang in die Unterwelt» Z. x + 30; Gudea, Cyl. B 6: 21—23; zur Deutung s. D. O. EDZARD, in: WbM 47 f., Nr. 1 c; A. FALKENSTEIN: IGL 77 mit Anm. 1; J. VAN DIJK, in: HSAO 237, Anm. 18 («Großteufel»!); C. WILCKE: ZA 59 NF 25 (1969) 71, mit Anm. 24 f.; J. KRECHER: ZA 60 (1970) 194; TH. JACOBSEN, apud B. ALSTER: Acta Orient. Hauniae 33 (1971) 344 («*gallu* — *gendarmes*»); B. HRUŠKA: Acta Ant. Hung. 22 (1974) 99, mit Anm. 53.

C. CURRI

NOTE PRELIMINARI SUI MONUMENTI ARCAICI DELLA NECROPOLI E DEL TERRITORIO DI VETULONIA

Le ricerche eseguite nell'agosto 1975 nella media valle del Sovata, fra Poggio Pelliccia e Poggio l'Olivo,¹ sono l'attuazione di un programma elaborato in seguito ai risultati raggiunti negli anni precedenti, attraverso ricognizioni sistematiche e recuperi nel territorio di Vetulonia,² e cinque successive campagne di scavi nella Necropoli di Val Berretta.³

La documentazione archeologica riferibile al periodo arcaico, che si è trovata in rilevante quantità nelle tombe di questa necropoli, insieme ai materiali arcaici recuperati in tutta la fascia orientale e sud-orientale del territorio di Vetulonia, a quelli provenienti dal recente scavo del Tumulo di Poggio Pelliccia⁴ e agli sporadici reperti coevi della grande necropoli urbana,⁵ formano un complesso di elementi storico-topografici tale da sostenere l'ipotesi, che il fiorente sviluppo di Val Berretta durante tutto il VI secolo a.C. non sia da

¹ F. 128 IV NO della Carta d'Italia 1 : 25.000 dell'I.I. G. M. I lavori sono stati fatti per conto della Soprintendenza alle Antichità d'Etruria. La mia particolare riconoscenza va al Soprintendente Dr. Guglielmo Maetzke, al cui costante incoraggiamento e consiglio sul piano scientifico, come all'impegno amministrativo, si devono la possibilità materiale di svolgere la campagna e i risultati ottenuti.

Desidero inoltre ringraziare il Sign. Sindaco e la Giunta Comunale del Comune di Gavorrano per l'appoggio e il contributo concesso, il Sign. Edoardo Antonelli, che ha liberalmente acconsentito agli scavi nella sua proprietà, il Geom. Italo Masini, il Geom. Livio Borghi e tutti coloro i quali hanno personalmente collaborato al buon esito dei lavori. Complessivamente sono state riportate alla luce sette tombe a tumulo con cella e corridoio in muratura, delle ventisei finora individuate nella necropoli; pur essendo state ripetutamente manomesse in varie epoche, tutte contenevano avanzi dei corredi sufficienti per documentare alcuni tipici aspetti della fase culturale meno nota del territorio di Vetulonia. Da un esame preliminare dei materiali, quattro tombe si datano fra la fine del VII e gli inizi del VI secolo a. C. Le altre nella prima e nella seconda metà del VI secolo a. C.

² I risultati sono raccolti nel volume: C. CURRI, A. DANI, S. SORBELLI, *Forma Italiae, Vetulonia*, in corso di pubblicazione a cura dell'Istituto di Topografia Antica dell'Università di Roma. D'ora in avanti l'opera sarà citata con l'abbreviazione: C. D. S., *Vetulonia*.

³ C. CURRI, *St. Etr.* XL, 1972, p. 358, id., *St. Etr.* XLI, 1973, p. 521; C. D. S., *Vetulonia*, cit., sch. n. 113.

⁴ A. TALOCCHINI, *St. Etr.* XL, 1972, p. 357; id., *St. Etr.* XLI, 1973, p. 524.

⁵ Oltre alle opere di I. Falchi, che vengono citate separatamente di volta in volta, e alla *Carta Archeologica di Vetulonia*, di D. LEVI, *St. Etr.* V, 1931, p. 13. sg., per un primo elenco dei frammenti ceramici attici a figure nere e rosse provenienti dalla necropoli di Vetulonia, v. G. CAMPOREALE, *I Commerci di Vetulonia in età orientalizzante*, Firenze, 1969, p. 113 sg.; per le ceramiche corinzie o etrusco-corinzie, id., op. cit., p. 110 sg.

interpretare come un fenomeno di isolata sopravvivenza di un piccolo centro costiero alla caduta di Vetulonia, e nemmeno come un'espressione della espansione economica e politica di Roselle o di Populonia, bensì come una manifestazione autonoma della facies culturale arcaica vetuloniese, ancora poco conosciuta, ma presente nella città come pure in tutto il territorio da essa dipendente.

A favore di questa tesi si possono citare non solo le strette affinità culturali, che fin dalla metà del VII secolo a.C. si notano fra i corredi tombali di Vetulonia e quelli di località diametralmente opposte del suo territorio, situate l'una sul mare e l'altra nella zona mineraria, come Val Berretta e l'area del Lago dell'Accesa,⁶ (fig. 1) ma anche un analogo tessuto di relazioni che continuano ad allacciare tra loro durante il VI secolo a.C. tutti i piccoli insediamenti a Sud, a Est e a Nord di Vetulonia.

Le maglie di questa rete circondano la città, e ai suoi margini sembrano interrompersi, ma è probabile che attraverso nuove ricerche sul terreno, e un rinnovato studio dei materiali archiviati, esse possano riannodarsi, fino a ricostituire la primitiva unità storica.

Fra le molte indicazioni che in tal senso si ricavano anche da un esame sommario dei materiali provenienti dalle necropoli dei centri periferici si possono citare, ad esempio, la presenza in Val Berretta, ed ora anche a S. Germano, in contesti del VI secolo a.C., di numerosi *alabastra* di bucchero e impasto con protomi umane applicate (fig. 2) appartenenti a un gruppo documentato fino ad oggi soltanto nella necropoli di Vetulonia,⁷ oppure gli *askoi* a forma di cerbiatta accosciata (fig. 3), identici a quelli della Tomba del Figulo,⁸ provenienti da varie tombe di Val Berretta e da S. Germano. Contatti fra i due poli estremi del territorio, quello marittimo e quello minerario, sono altrimenti attestati sia dalle affinità strutturali delle tombe a tumulo del VI secolo a.C., sia dalla diffusione da Val Berretta a S. Germano e al Lago dell'Accesa di una particolare forma di calice a orlo ondulato, di impasto bucceroide, caratterizzata da linguette radiali triangolari sul labbro (fig. 4), che si può considerare una variante locale del noto tipo con borchie a forma di ghiandine, ugualmente rappresentato tanto in Val Berretta quanto in S. Germano da un buon numero di esemplari.

Le argomentazioni contrarie alla sopravvivenza di Vetulonia durante il VI secolo a.C. si basano principalmente sulla rarità nell'area urbana di testimonianze archeologiche del periodo arcaico e sul loro carattere sporadico nelle

⁶ C. CURRI, *Rapporti di un centro costiero di Vetulonia col territorio di Vulci*, in Atti del X Congresso Internazionale di Studi Etruschi e Italici, Grosseto 1975, pp. 3, 4, 5 (in stampa).

⁷ D. LEVI, *La Collezione Stefani di Vetulonia*, *St. Etr.* V, 1931, pp. 516-7, tav. XXIV, B; L. DONATI, *Vasi di bucchero decorati con teste plastiche umane*, *St. Etr.* XXXVI, 1968, p. 333, nota 64; p. 334, fig. 3.

⁸ I. FALCHI, *NS*, 1894, p. 346, fig. 13; CAMPOREALE, *I Commerci...*, op. cit., p. 111, tav. XXXIX.

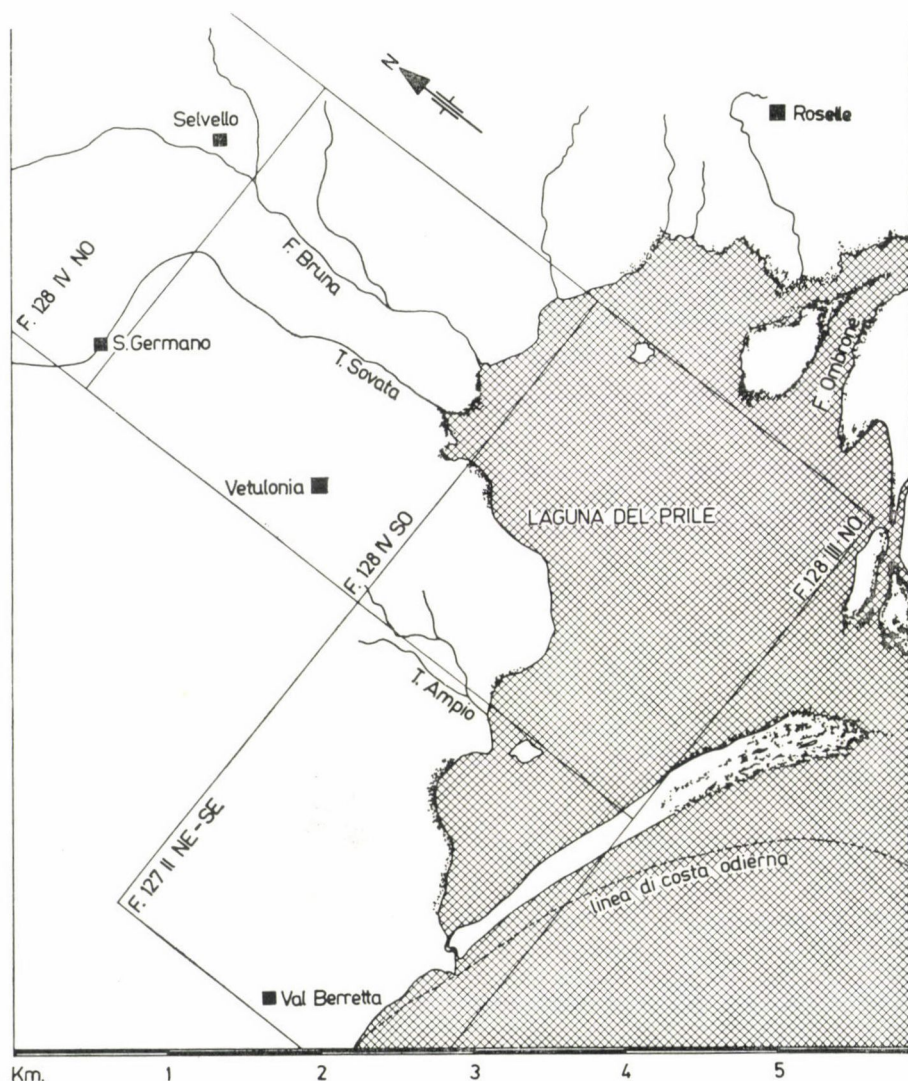


Fig. 1. Posizione relativa di Vetulonia e delle principali necropoli arcaiche del territorio. Nella mappa non compaiono la Necropoli del Lago dell'Accesa, situata circa km. 14 a NO della città, e quelle minori disseminate lungo la sponda occidentale del Prile. L'invaso della laguna è stato ricostruito in base a uno studio sulle probabili condizioni idrologiche della pianura grossetana nel VII–VI secolo a. C.

zone finora esplorate della necropoli, oltre che sull'esito negativo degli scavi fatti allo scopo di mettere in luce le vestigia più antiche della città. A queste ragioni si deve soprattutto il credito ottenuto dalla teoria dell'improvviso declino di Vetulonia agli inizi del VI secolo a.C., sotto la pressione espansiva di Roselle, pure se essa presta il fianco a varie obiezioni, anche di ordine gene-

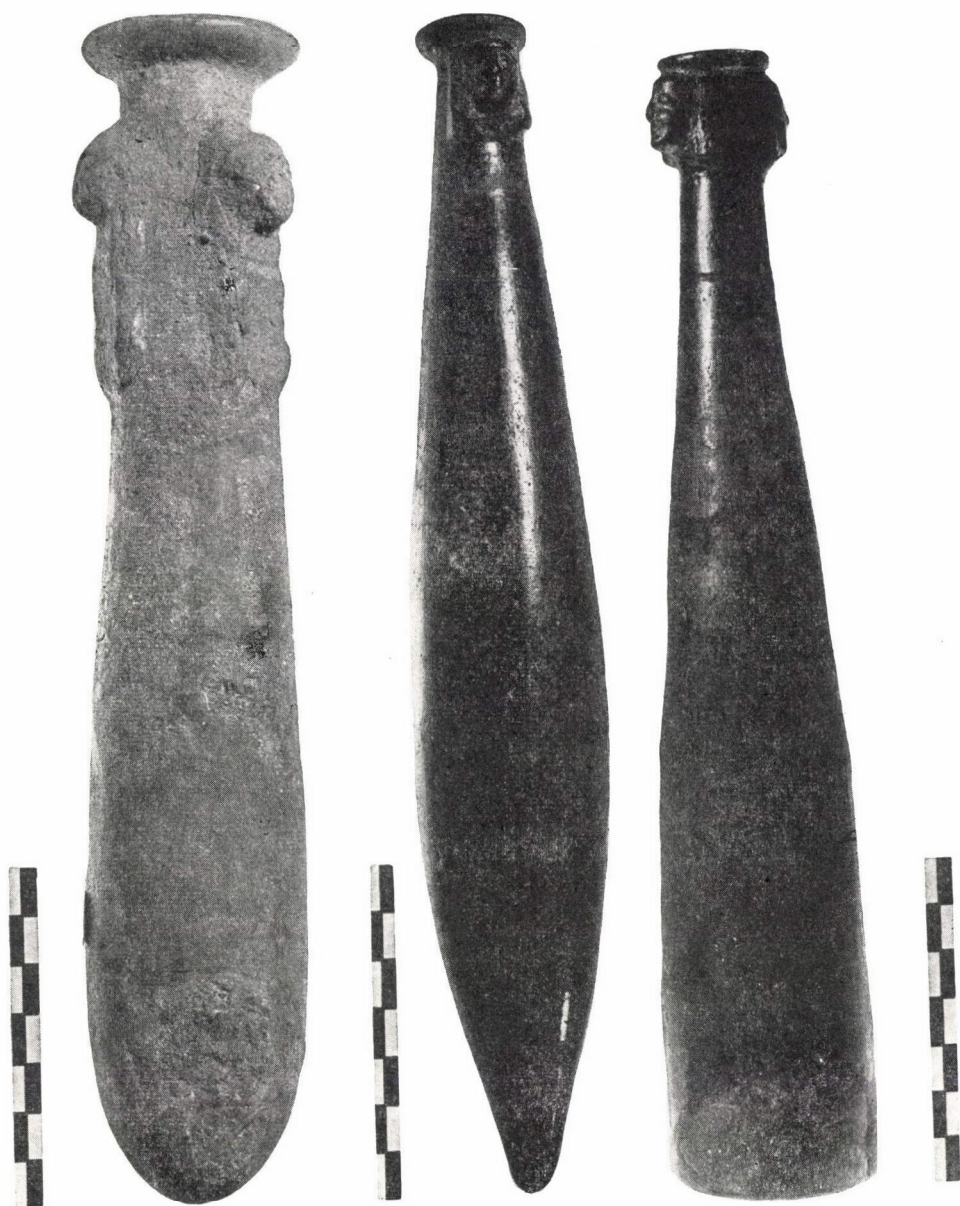


Fig. 2. Val Berretta, Tumulo n. 56 — Alabastra di bucchero e impasto rosso con decorazione plastica applicata



Fig. 3. S. Germano, Tumulo n. 1 — Askos plastico

rale, poichè non vi si tiene conto dell'inseparabile unità economica e politica formata da una città antica e dal suo territorio.

Il suo valore occasionale meglio si apprezza, rammentando che essa fu enunciata in termini polemici da Isidoro Falchi,⁹ per rintuzzare le severe critiche mosse da più parti alla sua identificazione di Vetulonia con Colonna di Buriano.

Negli ultimi anni si è tuttavia fatta notare la tendenza ad attenuare posizioni troppo radicali,¹⁰ e in qualche caso si è perfino esplicitamente affermata l'esistenza di una necropoli arcaica di Vetulonia.¹¹

I recenti studi di topografia urbanistica offrono qualche nuovo motivo per riesaminare la complessa questione delle relazioni fra Vetulonia e Roselle da un punto di vista differente.

I rilievi aerofotogrammetrici hanno dimostrato che la cinta muraria di Vetulonia abbraccia una superficie di circa 31,5 ettari (fig. 5).¹² All'interno del

⁹ I. FALCHI, *BS*, 1894, p. 344, per citare uno solo dei numerosi passi degli scritti del Falchi, nei quali la questione viene lungamente discussa.

¹⁰ P. BOCCI PACINI, *Analisi preliminare della stratigrafia di Roselle, St. Etr. XXXI*, 1968, p. 459; O. TERROSI ZANCO, *Vie Commerciali fra l'Etruria e la zona teramana*, in Atti dell'VIII Convegno Nazionale di Studi Etruschi e Italici, Firenze, 1974, p. 166; CAMPOREALE, *I Commerci . . .*, cit. p. 114.

¹¹ A. TALOCCHINI, *St. Etr. XXXI*, 1963, p. 451; CURRI, *Atti del X Congresso*, op. cit., p. 8.

¹² G. SCHMIEDT, *Contributo della fotografia aerea alla ricostruzione dell'urbanistica della città italica ed etrusca preromana*, in Studi sulla città antica, Bologna 1970, pp. 101-2, tavv. 9-10, dove è riportata erroneamente la misura di 120 ettari.



Fig. 4. Val Berretta, Tumulo n. 12 — Calice di impasto buccheroide a orlo ondulato con apici triangolari

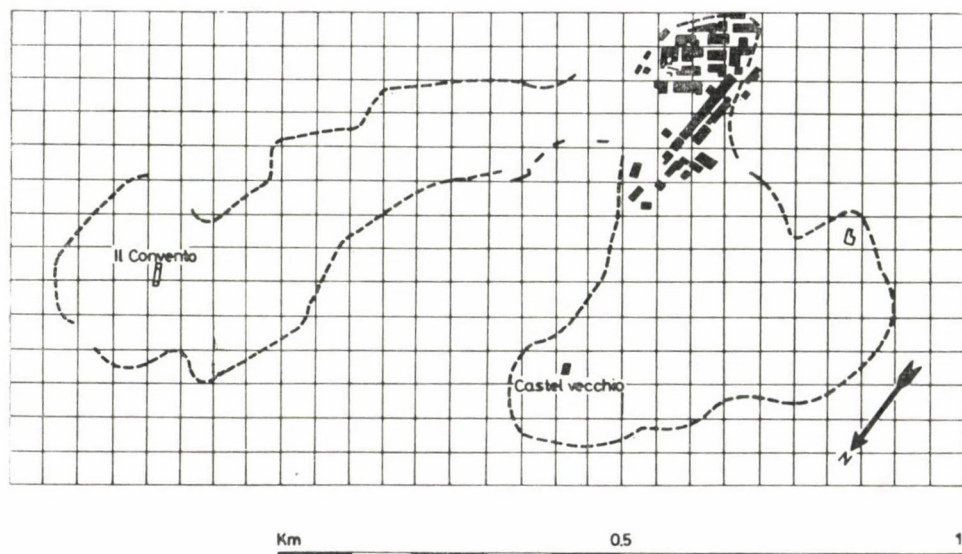


Fig. 5. Integrazione della superficie di Vetulonia secondo la restituzione grafica della foto aerea di G. Schmiedt. L'area recintata misura circa ha. 31,5

perimetro, eccettuate le mura dell'arce, non si notano tracce di recinzioni parziali che si possano riferire ad ampliamenti successivi.¹³

Non si hanno per ora rilievi stratigrafici atti a determinare l'epoca della fondazione ed a ricostruire le fasi edilizie dell'opera. Dalla disposizione delle necropoli villanoviane e delle tombe etrusche più antiche è tuttavia possibile arguire che il tracciato delle mura non sia posteriore al VII secolo a.C.^{13bis} Per le mura di Roselle si hanno notizie precise. Alcuni tratti si datano certamente nel VII secolo a.C.,¹⁴ e nonostante i numerosi rifacimenti, che arrivano fino all'età imperiale,¹⁵ è certo che tra la fine del VII e gli inizi del VI secolo

¹³ L. BANTI, *Il Mondo degli Etruschi*, 1960, p. 87 e seg., a causal' delubicazione delle principali necropoli villanoviane sopra due poggi diametralmente opposti rispetto alla dorsale di Vetulonia, suppone che la città etrusca fosse preceduta nell'età del ferro da due distinti nuclei abitati, dei quali, però, non è ancora apparsa alcuna traccia. G. RENZETTI, *Vetulonia, Carta archeologica della città*, *St. Etr.* XXI, 1951, p. 292, non esclude che in un primo tempo la cinta fosse ristretta alla zona più elevata (m. 344 s. l. m. m.), corrispondente all'arce e quindi alla sede del paese medievale, e si sia poi estesa fino ad includere la zona occupata dal Convento di S. Bartolomeo, ma senza fasi intermedie.

^{13bis} V. in proposito le diffuse annotazioni di I. FALCHI, *NS* 1887, p. 525: «Nuna tomba arcaica è stata fino al presente rinvenuta entro l'area vastissima limitata dalle mura italiche di Vetulonia; ma sorpassate queste, da ogni parte e specialmente lungo le ricordate vie e loro diramazioni, sono sepolcri di epoca antichissima; per lo più nascosti nel terreno, senza alcun segno all'esterno; altri sporgenti in forma di grandiose e piccole cuccumelle, le quali occupano tutti i punti più ameni del Monte.»

¹⁴ R. NAUMANN—F. HILLER, in *Rom. Mitt.*, LXVI, 1959, p. 1; R. NAUMANN, *Neue deutsche Ausgrabungen im Mittelmeergebiet*, Berlino 1959, p. 311; C. LAVIOSA, *loc. cit.* Roselle, in *EAA*, Roma, 1965.

¹⁵ D. CANOCCHI, *Restauro del tratto Ovest delle mura di cinta della città*, in *St. Etr.* XXXIX, 1971, p. 562 sg.

a.C. il circuito murato non era sostanzialmente diverso da quello odierno, come si può dedurre anche dalla distribuzione dell'abitato e dalla stessa morfologia del terreno. L'intero perimetro racchiude un'area di circa quarantuno ettari.¹⁶

In un caso come nell'altro, le superfici recintate non erano interamente occupate dagli edifici, nè al momento dell'erezione delle mura, nè in seguito.

Se la progettazione delle cinte murarie di Vetulonia e di Roselle non fu dettata soltanto da ragioni di ordine tattico, ma fu anche commisurata, come sembra probabile, a necessità di carattere demografico e politico riferibili agli agglomerati extraurbani, il semplice confronto delle rispettive superfici porterebbe a concludere che in quell'epoca la popolazione della città e del territorio di Vetulonia doveva essere alquanto minore di quella di Roselle, e quindi che il territorio rosellano, almeno tra la fine del VII secolo a.C. e i primi decenni del VI, doveva essere più esteso o più intensamente abitato. D'altra parte la configurazione topografica di Vetulonia è adeguata perfettamente alla nota fisionomia di un centro politico, amministrativo, religioso, sorto in posizione arroccata per dominare l'economia di un ambito territoriale relativamente limitato, poco favorevole all'agricoltura, che si fondava essenzialmente sulle risorse estrattive, sulle attività metallurgiche e sugli scambi commerciali. Per l'organizzazione e il controllo di tali attività primarie bastano pochi centri periferici, ben collegati fra loro e situati nei punti strategici della produzione e delle comunicazioni marittime e terrestri.

Nonostante le recenti scoperte di quartieri artigiani, Roselle sembra invece conservare, anche nell'impianto urbano, i caratteri di un centro agricolo e commerciale, forse di maggiore consistenza demografica, e probabilmente con la popolazione rurale dispersa in un territorio più vasto, ma almeno inizialmente, stando alle prime apparenze, dotato di minore forza propulsiva sotto un profilo economico e culturale. Purtroppo le attuali cognizioni sull'estensione del territorio di Roselle nel periodo arcaico rimangono allo stato di congetture.

Di conseguenza non si possono impostare problemi di supremazia militare, politica o economica di una città sull'altra, prima che lo studio della diffusione delle rispettive culture materiali nei territori da esse dipendenti non abbia contribuito a chiarire la questione della loro reciproca influenza, in diversi periodi storici.

Per quanto si riferisce agli scavi fatti fino ad oggi fra le mura di Vetulonia, trascurando le limitazioni dipendenti dallo stato delle conoscenze scienti-

¹⁶ L'integrazione delle superfici è stata calcolata con approssimazione per eccesso dalla Prof. G. Vannini, sul rilevamento planimetrico della Soprintendenza alle Antichità d'Etruria, allegato agli Atti del X Congresso Internazionale di Studi Etruschi e Italici (in stampa).

fiche e dalle circostanze materiali e ambientali all'epoca delle prime esplorazioni, si può notare che essi riguardano solo una minima parte dell'area cinta, e propriamente settori nei quali l'assetto primitivo del terreno è stato profondamente mutato, in età ellenistico romana, da opere di terrazzamento a volte imponenti, come alla Costa Murata,¹⁷ o dove per la costruzione di edifici più tardi, a causa della pendenza e dell'esiguità degli strati di terra, si è dovuto raggiungere il banco roccioso, eliminando strutture anteriori.¹⁸

In altre parti, come nella zona dell'arce, gli edifici medioevali e moderni hanno contribuito a cancellare gli eventuali residui di un abitato arcaico. E un altro fattore negativo consiste nel forte dilavamento, favorito dall'attività agricola del borgo medioevale, al quale sono sempre state sottoposte le creste collinari di Vetulonia. La conformazione accidentata del terreno, che si articola su tre dossi delimitati da una raggiera di profondi burroni, ha esercitato qui più che in altri luoghi un'influenza determinante sullo sviluppo edilizio della città e della sua necropoli.

Fuori delle mura lo spazio utilizzabile per qualsiasi tipo di costruzione è relativamente limitato. Le zone pianeggianti si riducono alle sommità dei poggi o alle creste che da essi si diramano. I fianchi delle alture sono spesso troppo ripidi, anche per lo scavo di semplici tombe a fossa con circolo.

La necropoli si è dunque sviluppata verso le aree dai declivi meno accentuati: quelle stesse attraversate dalle principali strade che scendevano al piano. A Nord-Est lungo la direttrice che va dal Poggio alla Guardia al Diavolino, con ramificazioni verso Est alle Basse degli Olmi, lungo la Via di Sagrona e verso Poggio Pepe; a Nord-Ovest da Castelvechio alle Porcarecce di Vetulonia; a Ovest e a Sud verso il Colle Baroncio, Poggio Valli e Le Lavacchie. Altre strade minori si possono individuare nel quadrante Sud-Est (fig. 6).

La sommità del Colle Baroncio è occupata quasi interamente dalla necropoli villanoviana, e così una parte non trascurabile del settore Nord-Est, dove i pozzetti si estendono dal Poggio alla Guardia al Poggio Belvedere e al Poggio al Bello, per continuare lungo un tratto del Poggio alle Birbe. Negli spazi liberi a ridosso delle tombe a pozzetto si affiancano l'uno all'altro i circoli, ciascuno dei quali impegna una notevole superficie. Seguono i grandi e non meno ingombranti tumuli del VII secolo a.C. Nei tratti intermedi si affollano le fosse a inumazione o a cremazione.

¹⁷ A. TALOCCHINI, *St. Etr.* XXXIX, 1971, p. 301; id., *St. Etr.* XLI, cit., p. 530 sg. Nella Zona A della Costa Murata sono stati trovati frammenti di bucchero e di impasto, mescolati a ceramiche di età ellenistica in superficie, ma più frequenti negli strati inferiori, ed anche a contatto della roccia in uno strato sigillato da un crollo. SCHMIEDT, cit., p. 101.

¹⁸ Costia dei Lippi, v. TALOCCHINI, *St. Etr.* XXXI, cit., pp. 436-38.

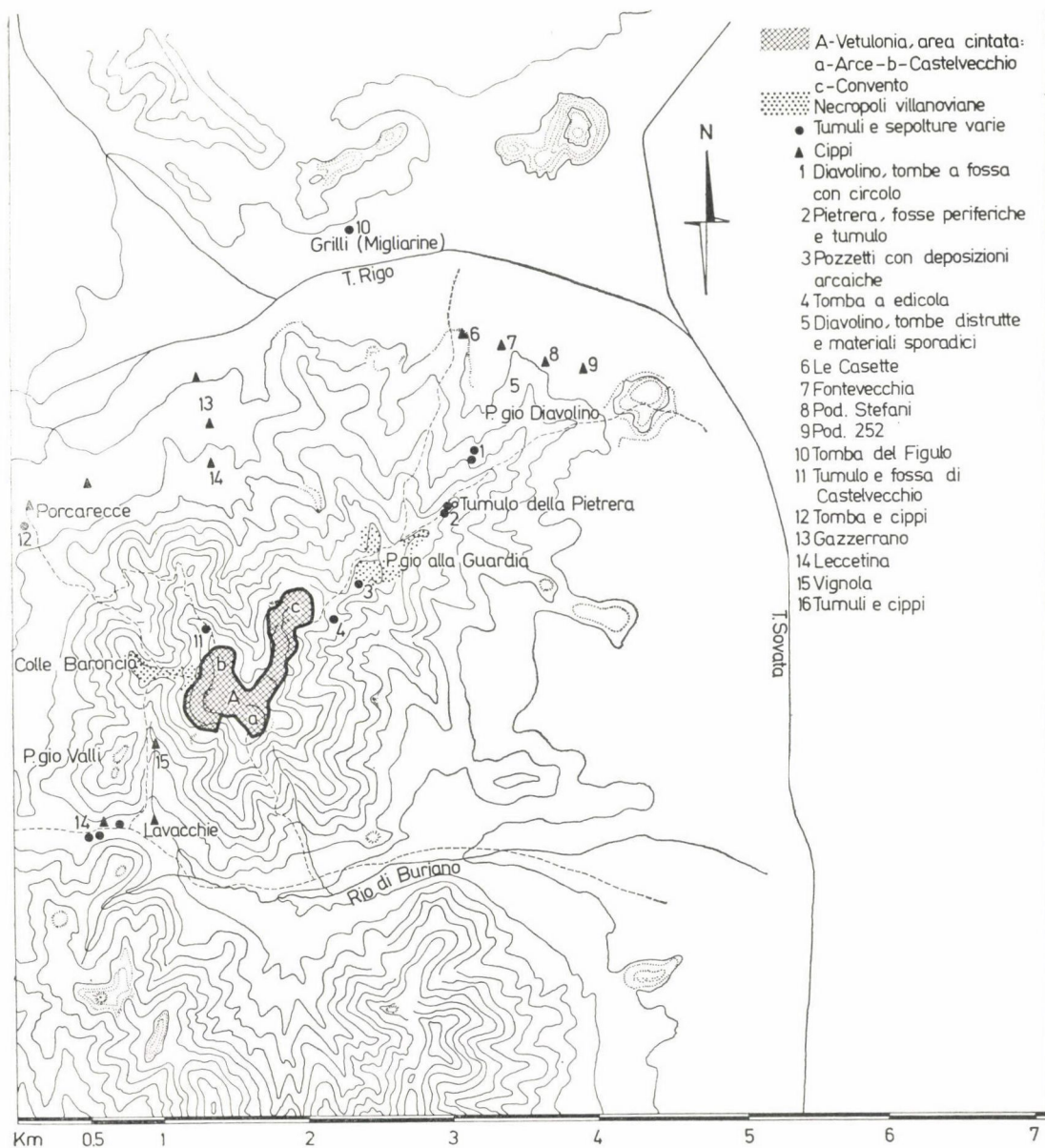


Fig. 6. Pianta schematica dei ritrovamenti arcaici nella necropoli di Vetulonia. Per alcuni reperti citati nella bibliografia meno recente le posizioni segnate sono largamente dei native

Questa situazione topografica, che dev'essere idealmente integrata con le tombe scomparse nel corso dei secoli e con quelle ancora celate nelle zone da scavare, è rappresentata abbastanza chiaramente, se pur con qualche imprecisione, nella carta archeologica del Levi,¹⁹ che ancor oggi è l'unica planimetria disponibile.

La successione cronologica delle sepolture non può essere ricostruita con esattezza senza termini di riferimento a una stratigrafia orizzontale,²⁰ mai i dati esistenti si prestano comunque a qualche considerazione generale.

L'utilizzazione intensiva di tutte le aree propizie vicine all'abitato²¹ è già evidente durante le fasi villanoviane e l'orientalizzante antico. In alcune parti del Poggio alla Guardia²² e del Colle Baroncio²³ i pozzetti sono addirittura sovrapposti in due strati. Persino l'erto pendio roccioso della Costa delle Dupiane viene tagliato a gradoni, prima per alloggiare gli ossuari biconici e in seguito per collocarvi tutta una serie di deposizioni più recenti.²⁴ Nel corso del VII secolo a.C. la penuria di spazio si accresce: alcuni circoli a Sud del Poggio alla Guardia sono così inclinati, che i lastroni perimetrali di calcare selcifero devono essere rincalzati con grosse pietre, per impedire che cadano.²⁵

Dopo questa prima fase di forte concentrazione delle sepolture in alcune aree, anche a Vetulonia nuovi fattori di ordine sociale e culturale emergono come forze determinanti del futuro assetto della necropoli.

Nella scelta dei luoghi più idonei la preferenza viene data alle aree disposte lungo le strade; in queste, i punti più eminenti sono riservati ai tumuli monumentali. Quello che in precedenza poteva essere stato uno dei principali criteri di scelta, la minore distanza dalla città, passa ora in secondo piano. La ricerca si orienta non solo verso luoghi naturalmente adatti alle condizioni statiche dei tumuli, ma soprattutto verso quelli dove il transito è più intenso o frequente. Prevale l'ambizione di assicurare al defunto una posizione privilegiata al cospetto dei posteri, e ai discendenti una sicura affermazione di prestigio. Così la necropoli assume un carattere prettamente gentilizio.

Ma è proprio nella costruzione dei grandi tumuli con tomba a camera che maggiormente si fa sentire la rarefazione di acconce piattaforme natu-

¹⁹ LEVI, *Carta Archeologica*, cit.

²⁰ Come è noto le principali difficoltà inerenti alla ricostruzione planimetrica dei vecchi scavi dipendono, in gran parte, dal carattere empirico o sommario dei rilevamenti topografici del Falchi e dalla scomparsa di molti caposaldi. Di conseguenza tutte le considerazioni in materia sono fondate sulla cronologia relativa ed assoluta dei corredi tombali più importanti.

²¹ LEVI, *Carta Archeologica*, cit.

²² I. FALCHI, *NS* 1898, p. 91 sg.

²³ FALCHI, *NS* 1887, cit., p. 526.

²⁴ FALCHI, *NS* 1887, cit. p. 527 sg.; I. FALCHI, *Vetulonia e la sua necropoli antichissima*, Firenze 1891, p. 60 sg.; LEVI, *Carta Archeologica*, cit. p. 37, n. 111, 112; A. TALOCCHINI, *St. Etr.* XXXV, 1967, p. 481.

²⁵ FALCHI, *Vetulonia*, cit. p. 196.

rali.²⁶ Tuttavia tra la fine del VII secolo a.C. e la prima metà del VI questi impulsi sono ancora così vivi, da espandere la necropoli oltre il Rigo, fino al Poggettone e alle Migliarine,²⁷ a circa tre chilometri dal Poggio alla Guardia, dove sorgono la Tomba delle Oreficerie, la Tompa del Figulo e molti altri tumuli oggi scomparsi.

Nell'orientalizzante recente il processo di espansione avviene per gruppi di tombe, che si dispongono in ordine decrescente ai lati e intorno ai poli di attrazione rappresentati dai tumuli maggiori.²⁸ In questo periodo il settore NE della necropoli continua a svilupparsi lungo la Via dei Sepolcri, oltre la Tomba del Diavolino e la Tomba della Fibula d'Oro.

Con l'esaurimento nel corso del VII secolo a.C. dello spazio utile sulle alture, anche per i tumuli minori,²⁹ è verosimile che in quello seguente si siano dovute cercare zone libere più in basso, nei declivi intorno al piede del Monte di Vetulonia, dove le antiche strade sboccavano a valle e si distanziano le curve di livello.

Le prime due tombe sicuramente databili nella IIa metà del VI secolo a.C. si incontrano, infatti, poco più a NE, nella zona quasi pianeggiante compresa fra la Via del Diavolino e la Via dei Sepolcri,³⁰ mentre i due frammenti attici a figure nere trovati in una fossa periferica del Tumulo della Pietrera³¹ e quelli a figure rosse provenienti da fosse situate intorno al medesimo tumulo,³² sembrano appunto indicare che tra la fine del VI e la metà del V secolo a.C., nelle zone più elevate restava appena lo spazio sufficiente per qualche tomba a fossa. A questo proposito si può anche citare la puntigliosa sistemazione in un pozzetto sui fianchi del Poggio alla Guardia, nel ristretto spazio compreso fra due tombe a circolo, di una incinerazione contenuta in una situla biansata di lamina bronzea, con attacchi a doppio occhiello ornati di palmette, di un

²⁶ FALCHI, *NS* 1887, cit. Sull'impiego di terrazzamenti artificiali v. FALCHI, *NS* 1887 cit., p. 525 sg. La sopra-edificazione del Tumulo della Pietrera potrebbe essere stata determinata anche da problemi di questo genere (I. FALCHI, *NS* 1893, pp. 155—509).

²⁷ Odierna loc. Grilli. V. C. D. S., *Vetulonia*, cit., sch. n. 33.

²⁸ I. FALCHI, *Gli avanzi di Vetulonia sul Poggio di Colonna*, Grosseto 1882, p. 11 sg.: «... sono in generale questi tumuli disposti a gruppi di due, tre e quattro, e tutti costantemente lungo antichissime strade abbandonate. Si succedono a eguali intervalli e spesso in ordine inverso di altezza, cosicchè da uno grande si va gradatamente a un quarto che è piccolissimo.» C. D. S., *Vetulonia*, cit., introduzione, p. 9, nota 45. Per la costruzione dei tumuli maggiori in punti notevoli agli incroci o lungo le strade v. anche E. FIUMI, *La facies arcaica del territorio volterrano*, in *St. Etr.* XXIX, 1961, pp. 253—92.

²⁹ Delle 33 tombe a tumulo scavate in Val Berretta fino all'Agosto 1975, una sola (n. 2) raggiunge m. 20 di diametro; un secondo gruppo ha il diametro di m. 12 (n. 33, n. 56, n. 5, n. 1); il terzo gruppo, più numeroso, ha diametri non superiori a m. 8. Queste dimensioni regolari si ripetono nei tumuli di S. Germano.

³⁰ I resti dei corredi comprendono frammenti di vasi attici a figure nere databili alla II metà del VI secolo a. C., una *kylix* frammentaria a figure nere, i frammenti di un'altra *kylix* a figure rosse, datata subito dopo la metà del V secolo a. C. e frammenti di bucchero pesante con decorazioni ad *appliques*. V. TALOCCHINI, *St. Etr.* XXXI, cit., loc. cit.; CAMPOREALE, *I Commerci* . . . , cit., p. 113.

³¹ CAMPOREALE, *I Commerci* . . . , cit., loc. cit.

³² CAMPOREALE, *I Commerci* . . . , cit., loc. cit., tav. XLV, 10—12.

tipo diffuso fra gli ultimi decenni del VI secolo a.C. e buona parte del V.³³ Nello stesso luogo, in un altro pozzetto, erano due *kantharoi* frammentari a figure rosse con decorazione a motivi vegetali (palmette?). Abbiamo d'altronde la diretta testimonianza del Falchi sulla frequenza dei ritrovamenti di tombe più recenti negli spazi vuoti compresi fra quelle anteriori, lungo le antiche strade.³⁴ Si veda il caso della base di una tomba a edicola scoperta alla Scala Santa nel 1913 e poi rinterrata.³⁵

Alla prima metà del V secolo a.C. risale la riutilizzazione di un tumuletto sul Poggio al Bello, lungo la Via dei Sepolcri, poco più in alto della Pietrera.

La descrizione della tomba, devastata in antico, col tumulo molto ribassato e la cella piena di pietre lavorate e di frantumi, si attaglia compiutamente all'aspetto esterno di molte tombe di Val Berretta e di S. Germano, anche nel particolare delle grandi bozze calcaree sagomate a cuneo, che probabilmente facevano parte della copertura a pseudovolta, e non dovevano necessariamente essere state tolte dal Tumulo della Pietrera, come vuole il Falchi.³⁶ La datazione si ricava piuttosto da un'ansa decorata con le note stampigliature a rosette e leoncini gradienti, comuni a Vetulonia intorno alla metà del VII secolo a.C.³⁷ Dal contesto dei frammenti di distaccano però due pezzi di una *kylix* a figure rosse, trovati insieme a frammenti di foglia d'oro e di lamina bronzea, che appartengono certamente a una deposizione successiva.

Fra le rare testimonianze pervenuteci dell'espansione verso il fondovalle di questa parte della necropoli fino alla prima metà del V secolo a.C. si anno-

³³ FALCHI, *NS* 1898, cit., p. 102. Per uno studio con elenco parziale di questo tipo di attacchi v. M. GUARDUCCI, *I Bronzi di Vulci*, *St. Etr.* X, 1936, p. 27 sg., dove i modelli più elaborati sono attribuiti alla produzione di officine vulcenti dalla metà del VI secolo a. C. in poi, non escludendo la contemporanea produzione di tipi più semplici; tuttavia gli esemplari n. 6-7, tav. VIII, rispettivamente con *hyppalektriones* e pantere che azzannano cerbiatti, ritenuti vulcenti, provengono da S. Antonio presso Bazzano (Bologna). A quelli citati da G. MUFFATTI, *Marzabotto, l'instrumentum in bronzo*, *St. Etr.* XXXVII, 1969, p. 248, n. 334, tav. ILb, 10, si possono aggiungere altri esemplari rinvenuti negli scavi della Certosa, anche in posto sulle rispettive situle o ciste: A. ZANNONI, *Gli scavi della Certosa di Bologna descritti e illustrati*, Bologna 1876, tav. LXIII, nn. 9-10, dalla tomba n. 151; tav. LXXX, n. 4, decorato con sirene e associato a vasi attici di stile severo; tav. XIX, tomba 13, in cui gli attacchi della situla, associata con una *kylix* a figure rosse, hanno raggiunto il massimo grado di semplificazione. La situla vetuloniese citata dal FALCHI (v. sopra) si può datare unicamente in base a confronti esterni dato che l'unico reperto concomitante era una piccola lancia di ferro. E' invece il caso di ricordare una coppia di attacchi molto simili al nostro da Orvieto (M. BIZZARRI, *La Necropoli di Crocifisso del Tufo I*, *St. Etr.* XXX, 1962, tomba n. 26, p. 110, f. 35) appartenenti a un corredo che ha per termine inferiore una coppa di Epyktetos datata circa al 515 a. C., e un esemplare più schematico da Populonia (A. MINTO, *Populonia*, Firenze 1943, p. 173, tav. XLIV, 5), trovato insieme a: «frammenti di *kylikes* attiche a figure rosse di stile severo e di stile libero».

³⁴ FALCHI, *NS* 1898, cit., loc. cit.

³⁵ La cosiddetta Edicola Bonfiglioli. A. MINTO, *Studi Romani*, 1913, p. 340 sg.; LEVI, *Carta Archeologica*, cit., p. 22, n. 12.

³⁶ I. FALCHI, *NS* 1895, p. 303.

³⁷ FALCHI, *Vetulonia*, cit., tav. XIII; D. LEVI, *CVA* Firenze, tavv. XVI, 4; XVII, 28; TALOCCHINI, *St. Etr.* XXXI, cit., p. 440, nota 12, fig. 3; G. CAMPOREALE, *La Tomba del Duce*, Firenze 1967, tav. XLII, c, d. Per la revisione della cronologia della Tomba del Duce v. M. CRISTOFANI, in *St. Etr.* XXXVIII, 1970, p. 277, nota 45.

vera anche un frammento attico a figure rosse, recuperato nel 1892 in una tomba ignota in contrada Diavolino, nelle proprietà Stefani.³⁸

Da questa località provengono alcuni bronzi, in parte pubblicati dal Levi.³⁹ Non si è notato finora che la cerniera di *infundibulum* a forma di leoncino⁴⁰ non è un reperto isolato, ma è stata trovata a m. 400 dalla casa poderale, insieme ad altri tre bronzetti zoomorfi appartenenti alla decorazione plastica di un lebete, ad alcuni manici di situle e a una fibula ad arco angolato, di forma particolare. Il Levi include nel gruppo anche un frammento di ansa a disco lavorata a giorno, che sarà invece da espungere per l'evidente divario cronologico.⁴¹ Il leoncino dell'*infundibulum* si data infatti subito dopo la metà del VI secolo a.C.⁴² e nell'ultimo quarto gli animaletti del lebete.⁴³

La fibula, mancante della molla e dell'ago, viene assegnata da P. Guzzo, in linea dubitativa, al gruppo α V, diffuso nel periodo La Tène B,⁴⁴ per alcune affinità nella forma dell'arco. Per ora, tuttavia, essa è, tipologicamente isolata, e si distacca notevolmente dal tipo α V, sia per la forma triangolare allungata della staffa, che è anche separata dall'arco, sia per la trasformazione del peduncolo terminale in una lunga sbarretta angolata, ornata da tre perline, che va a saldarsi sulla sommità dell'arco. Non è pertanto da escludersi una datazione più alta di quella proposta, pur non bastando l'asserita associazione coi materiali suddetti per poterla confermare.

E' ancora il caso di notare che nell'elenco dei rimanenti bronzi della collezione Stefani compare un cannello di *infundibulum*, senza specifica indicazione di provenienza, ma certamente ritrovato a Vetulonia come tutti gli altri materiali.⁴⁵

³⁸ CAMPOREALE, *I Commerci* . . . , op. cit., p. 113, tav. XLIV, 1.

³⁹ LEVI, *La Coll. Stefani*, cit., p. 518, tav. XXIV A, n. 9.

⁴⁰ M. ZUFFA, *Infundibula*, St. Etr. XXVIII, 1960, p. 185, n. 9, tav. XXVI a.

⁴¹ LEVI, *La Coll. Stefani*, cit., loc. cit., tav. XXIV A, nn. 4, 6, 7, 8, 9, 10, 11; per l'ansa n. 6 v. CAMPOREALE, *I Commerci* . . . cit., pp. 57-8.

⁴² ZUFFA, op. cit., loc. cit.

⁴³ G. COLONNA, AHi del Convegno Internazionale su Orvieto Etrusca, Orvieto 1975 (in stampa).

⁴⁴ P. GUZZO, *Le fibule in Etruria dal VI al I secolo*, Firenze 1972, pp. 130, 186.

⁴⁵ LEVI, *La Coll. Stefani*, cit., p. 519. E' verosimile, ancorchè non dimostrabile, che l'oggetto provenga dalla stessa tomba in Contrada Diavolino, in cui fu trovato l'altro elemento di *infundibulum* a forma di leoncino ruggente. Ai diciotto pezzi di provenienza accertata nella penisola (v. O. TERROSI ZANCO, *Vie Commerciali fra l'Etruria e la zona Teramana*, in *Aspetti e problemi dell'Etruria Interna*, Firenze, 1974, p. 163) si devono ora aggiungere una cerniera a forma di leoncino accosciato prospiciente a sinistra e tre diversi cannelli di *infundibula* dalla t. n. 1 di Val Berretta (fig. 7) un altro cannello dalla t. n. 56 di Val Berretta e il cannello della Coll. Stefani. Gli esemplari di accertata provenienza vetuloniese salgono così ad almeno 506, contro i tre di Populonia. Ciò sembra spostare a favore di Vetulonia l'ipotesi di un centro di produzione nell'Etruria Settentrionale Costiera, localizzato a Populonia da O. TERROSI ZANCO, cit., pp. 165-6, e toglie rilievo all'ipotesi di COLONNA (Atti del Convegno Internazionale su Orvieto Etrusca, op. cit.) per quanto riguarda Orvieto come centro di produzione, se non di diffusione di questi oggetti. Ma tali argomentazioni sono sempre passibili di revisione in seguito a nuove scoperte. Più sicura è la cronologia degli *infundibula*, situati tra la seconda metà del VI secolo a. C. e gli inizi del V (ZUFFA, cit.; TERROSI ZANCO, cit., p. 164, nota 16).



Fig. 7. Val Berretta, Tumulo n. 1 — Cerniera a forma di leoncino e cannelli di infundibula (v. nota n. 45)

Si può dunque concludere, in ogni caso, che nelle immediate adiacenze della casa poderale del Divolino esisteva una tomba, ora perduta, databile verso la fine del VI secolo a.C. e di considerevole ricchezza, per la presenza nel corredo di almeno un infundibulum⁴⁶ e di un lebete con decorazione zoomorfa sull'orlo.

Un altro oggetto adespota di questa collezione, la cui diffusione è attestata nel VI secolo a.C. è lo specillo curaorecchie a rocchetto centrale sagomato, con limetta.⁴⁷

Convieni ricordare che meno di un secolo fa le tombe: «... dipartendosi dal primitivo perimetro urbano...», discendevano: «... per il monte e per i suoi gioghi per miglia e miglia insino alla Valle della Bruna...», «... strette fra loro per uno spazio vastissimo, per cui la loro quantità era davvero incredibile».⁴⁸

Oggi la situazione è radicalmente mutata. Tutte le pendici collinari sono state messe a coltura da molti anni, mentre i campi lungo il Rigo e la Strada Statale n. 1, dopo le bonifiche dei primi decenni del secolo, vengono periodicamente sconvolti da arature in profondità.

⁴⁶ La particolare importanza delle tombe contenenti infundibula è stata rilevata da ZUFFA, cit., pp. 171—2 e da TERROSI ZANCO, cit., p. 163, nota 9.

⁴⁷ LEVI, *La coll. Stefani*, cit., tav. XXIV, A, 5; MINTO, *Populonia*, cit., tav. XLIV, 7. Altri due esemplari simili vengono da Val Berretta, t. n. 1 e da S. Germano, t. n. 4.

⁴⁸ G. GAMURRINI, *NS* 1886, p. 143; FALCHI, *Vetulonia*, cit., p. 23: «... nei pressi di Giuncarico, di Tirli fino al Pian d'Alma sul mare, sono sparse tombe quasi tutte a tumolo.»

Ciò ha causato la perdita di moltissime tombe, poichè le crepidini dei tumuletti resistono molto meno dei tamburi scavati nel tufo ai danni provocati dalle spoliazioni e dagli urti dei mezzi meccanici. Dopo lo spietramento dei campi e il passaggio degli erpici, quasi niente rimane in superficie a testimoniare l'esistenza.

Tuttavia un'attenta lettura delle relazioni di scavo e un rinnovato esame di tutti gli aspetti della necropoli, dalle strutture dei tumuli ai cippi sporadici e a ogni genere di materiali, può ancora dare un contributo positivo.

Qui possono bastare alcuni accenni ai tumuletti «visitati» dal Falchi lungo il torrente Rigo, uno dei quali conteneva i lastroni calcarei della volta franata e due frammenti di un cippo a colonnetta, simile ad altri che: «... facilmente si rinvenivano lungo le rive del torrente...».⁴⁹ Anche a Vetulonia la forma a colonnetta compare fra quelle più recenti.

Oppure agli altri, frettolosamente esplorati al Diavolino, alle Basse degli Olmi e lungo il torrente Aliena, e presto abbandonati perchè non contenevano altro che: «... lastre di sassovivo disposte senz'ordine in diversi sensi, ...», (cioè la frana della pseudocupola), «... tra le quali era spesso un cono di sassofortino».⁵⁰

Il Falchi precisa inoltre che questi coni: «... hanno poi le dimensioni medie in sepolcri molto più recenti, che contengono stoviglie figurate in nero su fondo rosso».⁵¹

Qualche altra testimonianza dell'espansione di questo settore della necropoli verso la pianura consiste in alcuni cippi di forme e dimensioni in parte analoghe a quelle citate dal Falchi, trovati nella fascia compresa fra il Poggio Acqua Bianca e i ruderi dell'Abbazia di Sestinga; uno è alle Casette (fig. 8), uno in loc. Fontevecchia (fig. 9) due presso il Podere Stefani (fig. 10) e uno al Podere n. 252 (fig. 11).

Dal Poggio di Castelvechio, in direzione NO, scende al piano un'antica strada, che più in basso doveva raccordarsi con la Via delle Porcarecce proveniente dal Colle Baroncio, a SE. Pochi metri fuori dal perimetro delle mura, a breve distanza da questa via, sorge un tumulo,⁵² che per le peculiarità della struttura può formare un esempio dei problemi derivanti dalla scarsità di aree edificabili, naturalmente più idonee, degli espedienti tecnici adottati per risolverli e persino delle incertezze delle maestranze etrusche, impegnate ad applicare il dettato tradizionale in condizioni notevolmente diverse da quelle previste.

Anche da un esame sommario della sezione del tumulo⁵³ si può constatare che la posizione prescelta è palesemente inadatta ad assicurare le migliori condizioni statiche, a causa dell'accentuata pendenza del terreno. Si tratta perciò

⁴⁹ I. FALCHI, *NS* 1882, p. 256.

⁵⁰ FALCHI, *Vetulonia*, cit., p. 203.

⁵¹ FALCHI, *NS* 1887, p. 510.

⁵² G. CAMPOREALE e U. UGGERI, *Tumulo e Fossa di Castelvechio*, *NS* 1966, p. 19 sgg.

⁵³ CAMPOREALE—UGGERI, cit., p. 20, fig. 2.

di una scelta obbligata. Altre difficoltà dipendono dalla natura rocciosa del poggio, che è formato da un banco di galestro affiorante sotto un debole strato di terra, dalle considerevoli dimensioni della camera, che saranno state imposte dai committenti^{53bis} e dall'orientamento rituale della tomba verso Ovest, in direzione parallela alle curve di livello.

Nessuno dei metodi comunemente usati nel territorio di Vetulonia per vincere la pendenza è stato usato in questo caso, il taglio di una trincea orizzontale nel fianco del monte essendo contrario all'orientamento della tomba, e forse troppo dispendioso, come pure la costruzione di una piattaforma con materiale di riporto. Le opere di terrazzamento si limitano a intaccare il pendio per la larghezza e la lunghezza corrispondenti a quelle del pavimento della cella e del corridoio; poco più in alto si è fatto un secondo taglio, di misura appena bastante per incassarvi le prime due assise della crepidine. Questa pertanto è asimmetrica, col raggio maggiore di circa m. 10,75 sul fianco a valle, verso Nord. Adattamenti così modesti del terreno sono comuni in Etruria, ma più spesso nell'architettura civile⁵⁴ che non in quella funeraria.



Fig. 8. Vetulonia, La Gasette — Cippo a calotta con apice spezzato

^{53bis} CAMPOREALE e UGGERI, cit., p. 25. La parete di fondo misura m. 3,90 di larghezza; quelle laterali sono conservate per m. 2,30 e m. 2,43 circa; la parte anteriore è stata completamente distrutta. Si consideri che la copertura con pseudovolta ad aggetto della tomba n. 2 di Val Berretta, con cella quadrangolare di m. 3,45 di lato, ha richiesto la messa in opera di una crepidine con circolo perimetrale di m. 19,5 di diametro.

⁵⁴ C. E. OESTENBERG, *Case etrusche di Acquarossa*, Roma 1975, p. 37.

Altre analogie strutturali con le case di abitazione sono state riconosciute nelle sedi, ormai vuote, di grossi pali conficcati nel galestro, agli angoli e in posizioni intermedie del paramento della cella, che è fatto di lastre di pietra.

Da ciò si è dedotto, a somiglianza coi metodi usuali nell'edilizia civile in Asia Minore in epoche più antiche, che in origine un'armatura di legno formasse l'impianto di un tetto a: «rozze capriate», oppure di forma conica, coperto con lastre di sassomorto o alberese.⁵⁵ Ma l'esistenza di un tetto a capriate non presuppone l'impiego di palificazioni verticali, se i muri sono a tessitura litica. Per fornire un appoggio più che sufficiente, basta che essi siano al medesimo livello e ben connessi tra loro. In questo tipo di muratura l'inserzione di pali serve solo a indebolire l'intera costruzione. In Etruria il palancato di legno viene solitamente impiegato negli edifici con pareti a graticcio o a «pisé»,⁵⁶ cioè per costruzioni con muri di materiale troppo incoerente per assolvere funzioni portanti. L'intrinseca labilità, e quindi la durata relativamente breve di un tetto ad armatura lignea male si accorda, infine, con la destinazione funeraria della camera. Pertanto non si comprende come mai si sarebbe dovuto adottare questo tipo di copertura, in ogni caso più debole di una struttura omogenea, in un periodo in cui si era da tempo raggiunto un elevato grado di



Fig. 9. Vetulonia, Pod. Fontevecchia — Cippo ogivale rovesciato e riutilizzato come abbeveratoio

⁵⁵ CAMPOREALE e UGGERI, cit., pp. 23, 26–7.

⁵⁶ OESTENBERG, cit., p. 38.



Fig. 10. Vetulonia, ex Casa Renzetti — Cippo a colonnetta su base cilindrica proveniente dal Pod. Stefani, in loc. Diavolino

maestria nella costruzione di pseudovolte di pietra, e non mancava il materiale occorrente. Tanto più che si tratta di un caso unico.

L'impiego di pali nelle strutture di un tumulo non è mai stato documentato in Etruria nè a Vetulonia, nè prima ne dopo la costruzione di quello di Castelvecchio.⁵⁷

A causa del cattivo stato di conservazione della tomba e della mancanza di approfonditi studi su tali particolari aspetti dell'architettura etrusca, in argomento si possono fare solo semplici congetture.

⁵⁷ Senza entrare nel merito delle vecchie relazioni di scavo, in nessuna delle 30 tombe a tumulo finora scavate in Val Berretta, nè in alcuno dei 7 tumuli di S. Germano, come neppure nel tumulo n. 1 del Campo della Manganella o in quello di Poggio Pelliccia, sono state notate tracce di palificazioni. I tumuli in questione si dispongono in un arco cronologico che va dalla metà del VII secolo a. C. alla fine del VI e appartengono tutti al territorio di Vetulonia.

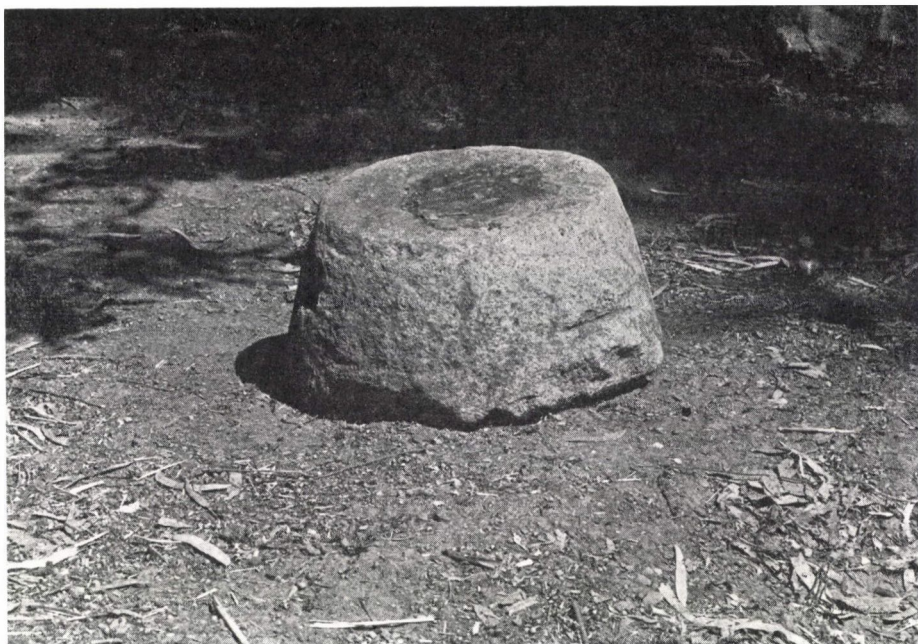


Fig. 11. Vetulonia, Diavolino, Pod. 252 — Cippo frammentario con la sommità tagliata, riutilizzato per usi domestici

La preoccupazione di migliorare la stabilità del tumulo si nota nel muro Nord della cella, totalmente esposto a valle e pertanto opportunamente formato a scarpa verso l'esterno. L'arco settentrionale della crepidine, da questa parte assai più sviluppata, è sostenuto da un muricciolo di contenimento, e forse un altro muro fu eretto più in basso per rincalzare il poggio. Ma il maggior problema deve certamente essere stato quello di compensare la spinta esercitata sulla cella dalla massa di pietrame accumulata sul fianco sud, cioè dalla parte più alta.

L'adozione di una tecnica mista sarebbe razionalmente giustificata solo se i pali fossero stati in qualche modo agganciati fra loro con traverse o tralicci, così da formare una gabbia, o almeno con lastre trasversali alle pareti, in modo da distribuire le spinte su una superficie più ampia; purtroppo durante lo scavo non sono state fatte ricerche in tal senso.

Se ora non si può determinare con certezza la reale funzione di questi pali e così risalire alle cause, certamente molteplici, che indussero i costruttori a distaccarsi dagli schemi consueti, sia che essi servissero per ancorare il tumulo alla roccia, sia che facessero parte dell'impalcatura di un tetto, rimane il fatto che si tratta di una soluzione occasionale, poco efficiente, mai più ripetuta, che di per sé riflette l'esistenza di condizioni sfavorevoli o comunque diverse da quelle considerate ottimali.

In base ai pochi frammenti ceramici raccolti nella cella, il Tumulo di Castelveccchio è stato datato fra la fine del VII e gli inizi del VI secolo a.C.

Particolare rilievo nell'ambito di questo studio acquista un piccolo gruppo di oggetti trovati durante la stessa campagna di scavi, in una tomba a fossa degli inizi del VII secolo a.C., situata in un ripiano pochi metri più in basso di questo tumulo.⁵⁸ Esso si compone di due minuscole *oinochoai* di vetro blu, di alcuni balsamari di imitazione corinzia e di un attingitoio di bucchero, rinvenuti alla profondità di m. 0,25—0,50 dalla superficie.

La datazione nel Corinzio Arcaico proposta da G. Camporeale si fonda soprattutto sugli aryballoi etrusco-corinzi, piuttosto rari nel territorio di Vetulonia all'epoca dello cavo e sui due balsamari di vetro blu, che appartengono alla serie delle «*Stachelfläschchen*» della Haevernick,⁵⁹ pur avendo il corpo liscio.⁶⁰ Dell'attingitoio è stata soltanto notata la forma molto tarda.

Dopo i ritrovamenti di Quinto Fiorentino⁶¹ e di Orvieto⁶² la datazione dell'intera classe delle *oinochoai irsute* è stata fissata tra la fine del VII e gli inizi del VI secolo a.C. Al medesimo orizzonte cronologico sono stati pertanto attribuiti i frammenti di Selvello,⁶³ che appartengono a non meno di sei vasetti diversi, e quattro nuovi esemplari da Caere.⁶⁴

La recente pubblicazione di un gruppo di materiali sporadici recuperati in loc. Poggione di Castelnuovo Berardenga,⁶⁵ tra i quali compaiono frammenti probabilmente di due di questi oggetti, ha dato tuttavia l'occasione per precisare la datazione dell'*oinochoe* orvietana verso l'inizio del Corinzio Medio;⁶⁶

⁵⁸ CAMPOREALE e UGGERI, cit., p. 28 sg. Lista B della Fossa di Castelveccchio.

⁵⁹ CAMPOREALE e UGGERI, cit., p. 30, nn. 13—14 e p. 47, con note 2 e 3. T. E. HAEVERNICK, *Beiträge zur Geschichte des Antiken Glasses*, in *Jahrb. Röm. Germ. Zentralmuseums Mainz*, VI, 1959, p. 63 sg. e VIII, 1961, pp. 137—8; P. BOCCI PACINI, *Un ritrovamento arcaico presso Castelnuovo Berardenga*, *St. Etr.* XLI, 1973, p. 130, nota 37; A. DANI, *Ritrovamenti archeologici in loc. Selvello a nord-est di Vetulonia*, in *St. Etr.* XXXVII, 1969, p. 175, con bibliografia precedente. Per la revisione della cronologia della Fossa di Castelveccchio v. G. COLONNA, *St. Etr.* XLI, 1972, p. 569 e nota 12.

⁶⁰ CAMPOREALE e UGGERI, cit., p. 30 fig. 6, a, b.

⁶¹ G. CAPUTO, *I vetri della tholos della Montagnola-problema di datazione*, *Études Etrusco-Italiques*, Louvain 1963, p. 13 sg.; id. *I vetri della tholos della Montagnola di Quinto Fiorentino*, in *Antichità Viva*, n. 1, 1964; F. NICOSIA, in *La Montagnola*, Sesto Fiorentino, 1969, p. 87, n. 36.

⁶² M. BIZZARRI, *Un raro vasetto di vetro dalla necropoli Nord di Orvieto*, in *Studi Banti*, 1965, p. 57 sg.; id., *St. Etr.* XXXIV, 1966, p. 36, tav. XXVla.

⁶³ DANI, *St. Etr.* XXXVII, cit., p. 175.

⁶⁴ Cerveteri, Museo Nazionale. Dalla Banditaccia — Laghetto, Tomba 365, camera centrale, VII—VI secolo a. C.: una *oinochoe* di vetro turchino a gocce, integra; un'altra di vetro giallo-paglierino ricomposta da fr. con piccole lacune, simile alla precedente, e il corpo di un vasetto di vetro azzurro decorato con protuberanze a goccia, con un fr. di ansa a nastro; da Monte Abatone, Tomba n. 4, camera centrale (circa VII secolo a. C.): vasetto piriforme frammentario di vetro azzurro con protuberanze a goccia molto sporgenti, mancante del labbro.

⁶⁵ BOCCI PACINI, *St. Etr.* XLI, cit., p. 121, fig. 4.

⁶⁶ J. BOARDMAN, *Tocra*, Oxford 1966, p. 155, n. 2; BOCCI PACINI, *St. Etr.* XLI, cit. p. 130.

i due esemplari della Fossa di Castelvecchio sono ancora ritenuti più antichi, per la presenza degli *aryballoi*, che richiamano forme del Corinzio Arcaico.⁶⁷

Questo accostamento è indubbiamente giustificato sul piano formale, ma forse non abbastanza determinante su quello cronologico; non tanto per la perdita della superficie decorata degli *aryballoi*, quanto per il fatto che tali affinità possono anche dipendere da tendenze conservatrici dell'artigianato locale, più libere di esplicarsi nei settori secondari, o comunque meno impegnativi della produzione ceramica.

Occorre dire che *aryballoi* di queste forme sono largamente rappresentati in corredi tombali non anteriori alla prima metà del VI secolo a.C. nelle Necropoli di Val Berretta e di S. Germano, e in tale quantità da confermare l'esistenza di una attiva manifattura locale. Agli stessi corredi appartengono i frammenti di numerose *oinochoai irsute* di vetro blu e *color paglierino*.⁶⁸

Si deve poi notare che le *oinochoai* di Castelvecchio hanno il corpo liscio, presentano cioè una semplificazione tecnica che può valere come un carattere di recenziarietà rispetto agli esemplari più elaborati. Di conseguenza è preferibile attendere la pubblicazione degli scavi più recenti prima di espungere ai margini del gruppo l'attingitoio della lista B della Fossa di Castelvecchio, poichè si tratta di una deposizione accessoria, forse in relazione col tumulo soprastante, dentro una tomba assai più antica.⁶⁹ Senza contare che per molti indizi la produzione delle *Stachelfläschchen* sembra continuare durante la prima metà del VI secolo a.C.

Qui basterà notare che i vetri provenienti dai tumuli nn. 8, 10 e 15 di Selvello sono costantemente associati a frammenti di *kantharoi* e *kyathoi* di bucchero nero e cinereo di forme recenti, di coppe ioniche, di ceramica attica, di *askoi* figurati e di altre ceramiche di imitazione etrusco-corinzia,⁷⁰ e che vi sono notevoli corrispondenze tipologiche fra questi materiali e quelli dei corredi di Val Berretta che comprendono frammenti di *oinochoai a gocce*. Ed è anche opportuno rilevare che nel gruppo di Castelnuovo Berardenga figurano pezzi di un *askos* a forma di cerbiatta accosciata.

La lista del tumulo n. 9 di Selvello include un frammento di protome umana di impasto bucceroide, pertinente alla decorazione plastica di un vaso.

⁶⁷ BOCCI PACINI, *St. Etr.* XLI, cit., loc. cit.

⁶⁸ La schedatura e il restauro dei materiali sono in corso; pertanto qui mi limiterò a citare un fr. di oinochoe di vetro blu a gocce dalla Tomba n. 3, i fr. di due esemplari dalla Tomba n. 56 e i fr. di altri due dalla Tomba n. 20 di Val Berretta (v. fig. 12).

⁶⁹ BOCCI PACINI, *St. Etr.* XLI, cit., loc. cit.

⁷⁰ Un gruppo inedito di fr. di vetro turchino appartenenti ad almeno due oinochoai a gocce furono raccolti a Selvello nell'area del tumulo n. 8 insieme a numerosi fr. ceramici, dopo lavori di aratura profonda eseguiti nel 1969, che sconvolsero le fondazioni della cella. Alcuni altri fr. di questi vasetti sono stati recuperati in varie località di Vetulonia nel corso di ricognizioni in superficie; complessivamente il numero delle oinochoai a gocce intere o frammentarie documentate nel territorio vetuloniese sale a 18 esemplari: Vetulonia, 7 (LEVI, *Coll. Stefani*, cit.; CAMPOREALE e UGGERI, *op. cit.*, loc. cit.; C. D. S., *Vetulonia*, sch. n. 68; un fr. inedito di collo cilindrico col tipico collarino a rilievo, di vetro azzurro, largh. mm. 15, alt. mm. 10, è stato raccolto sporadico in superficie in

Questo pur minimo particolare non è privo di interesse in relazione a quanto si è detto inizialmente sulla diffusione della cultura vetuloniese nel corso del VI sec. a.C., perchè il frammento appartiene alla serie delle testine applicate sotto l'orlo degli *alabastri* di S. Germano, di Val Berretta e di una tomba delle Porcarecce di Vetulonia.⁷¹

Quest'ultima località corrisponde al probabile sbocco vallivo della Via di Castelvecchio e dell'odierna via delle Porcarecce, che scende fino a questo punto dal Colle Baroncio, a Sud-Est.

Fra le balze inferiori del Poggio di Castelvecchio e Le Porcarecce si sono fatti soltanto scavi saltuari e sporadici. Verso la testata del burrone del Fosso di Fonte Calda, che divide il Poggio di Cerrecchio dal Poggio in Grugno, furono scavate quattro tombe a circolo dal Falchi⁷² e una in tempi più recenti.⁷³ I tumuli cominciano più in basso, sulle falde del Poggio in Grugno, e raggiungono le Porcarecce dopo un ampio tratto privo di segnalazioni.⁷⁴ Purtroppo solo due dei tumuletti segnalati in quest'ultima zona sono stati fortunatamente esplorati, e sono oggi scomparsi insieme a tutti gli altri.⁷⁵

L'affermazione che l'*oinochoe* a riccio della Coll. Stefani, proveniente da una di queste tombe,⁷⁶ è priva di materiale associato,⁷⁷ va eventualmente riferita a una valutazione cronologica relativa, e non alla mancanza di oggetti concomitanti.

In realtà il vasetto è stato rinvenuto nel dromos della tomba insieme a un gruppo ben definito di materiali, tra i quali spiccano una pissidina di buccero con prese rettangolari a linguetta e un giro di rosette stampigliate sulla

loc. Scala Santa, presso il Frantoio Bonfiglioli); Selvello, 6 (DANI, *St. Etr.* XXXVII, cit.; C. D. S. VETULONIA, sch. n. 2), Val Berretta, 5 (per la Tomba n. 56 v. CURRI, in Atti X Congr., in stampa: oltre ai materiali ceramici ivi illustrati, il corredo comprende i fr. di due oinochoai a gocce (v. fig. 12); per la Tomba n. 3 v. CURRI, *St. Etr.* XLI, 1973, pp. 522-23: del corredo fa parte un fr. di collo cilindrico con collarino a rilievo (lunghezza mm. 16, alt. mm. 10), v. fig. 12. I vetri della tomba n. 20, scavata nel 1975, sono in restauro (V. fig. 12). Anche questa tomba conteneva numerosi fr. di aryballoi etrusco-corinzi e di ceramica attica. Questa cifra, di per sé notevole in relazione alle attuali conoscenze su questa classe di oggetti, è tuttavia destinata ad aumentare col completamento della schedatura dei materiali di Val Berretta. Oltre alla forte concentrazione rilevata nel territorio di Vetulonia, alla distanza di 16 anni dalla compilazione del primo elenco altri nuovi esemplari, scoperti in diverse parti dell'Etruria, sono venuti ad aggiungersi a quelli involontariamente omessi dalla Haevernich. Appare dunque giustificata la preparazione di un aggiornamento, che potrà servire a una più esatta definizione dei problemi inerenti alla produzione, alla diffusione e alla cronologia di questi materiali.

⁷¹ LEVI, *La Coll. Stefani*, cit., loc. cit.; DANI *St. Etr.* XXXVII, cit., p. 170, n. 13.

⁷² FALCHI, NS 1900, p. 476 sg.; LEVI, *Carta Archeologica*, cit., p. 38, n. 120.

⁷³ TALOCCHINI, *St. Etr.* XXXI, cit., p. 444 sgg.

⁷⁴ L'esistenza di tombe distrutte dalle coltivazioni è tuttavia provata da due cuspidi e da un puntale di lancia di bronzo della Coll. Stefani (LEVI, *La Coll. Stefani*, cit., p. 518, tav. XXIV, A, 1, 2, 3) rinvenuti a m. 500 da uno dei Tumuli delle Porcarecce (LEVI, *Carta Archeologica*, cit., p. 39, n. 126) facendo delle fosse per viti e ulivi, probabilmente nella loc. Vigna di Poggio in Grugno.

⁷⁵ LEVI, *Carta Archeologica*, cit., p. 39, nn. 125-126; id., *La Coll. Stefani*, cit., p. 516.

⁷⁶ LEVI, *Carta Archeologica*, cit., loc. cit.; id., *La Coll. Stefani*, cit., p. 517, fav. XXIV, B, 5.

⁷⁷ NICOSIA, op. cit., loc. cit.

spalla, un alabastron «protocorinzio», un askos a forma di scimmietto accosciato e quattro alabastra di bucchero e di impasto rosso con protomi umane applicate sotto l'orlo, oltre a vari frammenti fittili, di bronzo laminato, d'oro, di pasta vitrea e ad alcuni vaghi d'ambra.⁷⁸

E' evidente che la pisside, la boccetta di vetro, l'*askos* plastico e l'*alabastron* appartengono a un medesimo orizzonte cronologico. L'associazione della tomba n. 46 di Orvieto dimostra che la datazione dell'*oinochoe* di vetro può scendere anche oltre l'inizio del Corinzio Medio,⁷⁹ ed anche più in basso per gli esemplari a corpo liscio. Gli unguentari di imitazione etrusca configurati a scimmia seduta sono stati assegnati dallo Szilágyi al Gruppo a Maschera Umana,⁸⁰ mentre almeno una parte degli *askoi* a forma di cerbiatta accosciata, affini agli arieti del Gruppo a Maschera Umana⁸¹ sono attribuiti all'officina influenzata dalla personalità del Pittore degli Alberi. Per i balsamari a forma di cerbiatto sono notissime varie associazioni sia con gli *askoi* a scimmietto seduto,⁸² sia con tutti gli altri principali tipi di unguentario della serie plastica etrusco-corinzia (lepri, ocarelle, gambe umane, anatre, sfingi, teste elmate, ecc.).⁸³ Alla produzione del Gruppo a Maschera Umana lo Szilágyi pone come limiti più larghi il 570 — 530 a.C., come termini più ristretti il 560 — 540).⁸⁴ A favore di una datazione nel II quarto del VI secolo a.C., più alta, di quella proposta dallo Higgins,⁸⁵ si esprime P. Bocci Pacini,⁸⁶ in seguito ai ritrovamenti di Tocra⁸⁷ e di Taranto.⁸⁸

⁷⁸ LEVI, *La Coll. Stefani, cit.*, loc. cit.; id., *Carta Archeologica, cit.* Nella scheda n. 126 è menzionato: «un balsamario conico di avorio o di osso, adorno di due piccole sfingi», che non compare nell'elenco dei materiali della Coll. Stefani provenienti da questa tomba.

⁷⁹ BIZZARRI, *St. Banti, op. cit.*, p. 60; id., *St. Etr. XXXIV, 1966, cit.*, loc. cit., in base ai confronti allora disponibili propende per una datazione alta dell'oggetto, nel VII secolo a. C., che giustifica con una prolungata conservazione prima della sepoltura, dove fu deposto già rotto. Per l'intero corredo della tomba n. 46, sulla base dell'*askos* plastico a forma di volatile e di un vasetto di bucchero a cilindretto, egli propone la data del 570 a. C. circa. G. CAMPOREALE, *I bucheri a cilindretto di fabbrica orvietana*, Firenze 1972, p. 49, conferma la datazione nel II quarto del VI secolo a. C., ma suggerisce il decennio 570—560. BOCCI PACINI, *op. cit.*, p. 130, in accordo con C. DUCAT, in *BCH LXXXVII, 1963*, p. 439 sg. e p. 458, e col BOARDMAN, *op. cit.*, loc. cit., fissa la datazione dell'*askos* a forma di uccello, e quindi dell'*oinochoe*, al Corinzio Medio iniziale.

⁸⁰ J. GY. SZILÁGYI, *Vases plastiques etrusques en forme de singe*, in *RA 1972*, p. 118; G. COLONNA, *Arch. Class.* 13, 1961, p. 25.

⁸¹ SZILÁGYI, *op. cit.*, p. 117, nota 3; G. COLONNA, *B. Comm. Arch. LXXVII, 1959—60*, p. 133.

⁸² MINTO, *Populonia, cit.*, p. 33; id., *NS 1934*, p. 351.

⁸³ V. ad es. FALCHI, *NS 1894 cit.*, p. 346, fig. 13; CAMPOREALE, *I Commerci . . .*, *cit.*, p. 111, tav. XXXIX.

⁸⁴ SZILÁGYI, *op. cit.*, p. 119. Un *askos* a forma di scimmietto seduto della tomba n. 3 di S. Cerbone è associato con una coppa dei Piccoli Maestri (MINTO, *NS 1934, cit.*, p. 371, fig. 24).

⁸⁵ Secondo HIGGINS, *BM Terracottes II*, p. 33, la serie inizierebbe dopo la metà del VI secolo a. C.

⁸⁶ *St. Etr. XLI, cit.*, loc. cit., in accordo con A. ELMQUIST, *Op. Arch. I, 1953*, p. 73. G. COLONNA, *B. Comm. Arch.*, *cit.*, p. 135.

⁸⁷ BOARDMAN, *Tocra, cit.*, p. 153.

⁸⁸ G. F. LO PORTO, in *Ann. Sc. At. N. S. XXI—XXII, 1959—60*, pp. 130—132;

Molto più incerti sono gli elementi offerti dall'*alabastron*, che ho potuto vedere solo in fotografia, ma una data compresa nei primi decenni del VI secolo a.C. è certamente ammissibile.

Il termine più alto del gruppo potrebbe essere la pissidina di bucchero, ma anche in questo caso un esame diretto potrebbe modificare l'impressione iniziale, mentre il termine inferiore è dato senz'altro dai quattro *alabastra* con decorazione plastica applicata, che in base agli studi più recenti⁸⁹ si dovrebbero datare intorno alla metà o nel III quarto del VI secolo a.C.

Il gruppo delle Porcarecce risulta pertanto molto più omogeneo di quanto si sia ritenuto finora.

In questa prospettiva acquistano particolare rilievo le strette correlazioni esistenti fra questa associazione e quelle di Castelvecchio,⁹⁰ di Selvella,⁹¹ di Val Berretta,⁹² di S. Germano,⁹³ dove la Tomba n. 1 conteneva un unguentario a cerbiatta accosciata insieme a numerosi *alabastra* e *aryballoi* etrusco-corinzi di varie forme, e a due *alabastra* con testine applicate; di Grilli,⁹⁴ dove abbiamo la nota serie di *askoi* figurati dalla I Tomba del Figulo; di Populonia,⁹⁵ di Vulci,⁹⁶ di Caere,⁹⁷ di Castelnuovo Berardenga⁹⁸ e dell'Acquarossa,⁹⁹ dove la Tomba I del Campo dei Pozzi, oltre al balsamario conformato a cerbiatta e alla *kylix* tipo Poggio Buco, ha dato un'olpetta di bucchero perfettamente simile a quella di Castelvecchio, se pure un po' meno slanciata (v. fig. 12).

Infine le dimensioni della camera e del dromos della tomba delle Porcarecce, quelle del tumulo e la tecnica costruttiva trovano diretti confronti nelle tombe nn. 5, 33, 56 e in altre ancora di Val Berretta¹⁰⁰ e di S. Germano¹⁰¹ (fig. 13).

Delle ricerche espletate nella fascia compresa fra le Porcarecce di Vetulonia e le pendici del Diavolino, nelle zone di Gazzerrano¹⁰² e Vignacce,¹⁰³

id., *BA* XLVII, 1962, p. 153.

⁸⁹ DONATI, *St. Etr.* XXXVI, cit., loc. cit.; CURRI, *Atti del X Congresso*, cit., p. 7, fig. 20.

⁹⁰ CAMPOREALE e UGGERI, *NS* 1966, cit., loc. cit.

⁹¹ DANI, *St. Etr.* XXXVII, cit., loc. cit.; C. D. S., *Vetulonia*, cit., sch. n. 2.

⁹² CURRI, *St. Etr.* XL, cit., loc. cit.: id., *St. Etr.* XLI, cit., loc. cit.: id., *Atti del X Congresso*, cit., loc. cit.; C. D. S. *Vetulonia*, sch. n. 111.

⁹³ C. CURRI, A. DANI, S. SORBELLI, in *St. Etr.* XXXIX, 1971, p. 175 sg.; C. D. S., *Vetulonia*, sch. n. 10.

⁹⁴ FALCHI, *NS* 1894, cit., loc. cit.

⁹⁵ MINTO, *Populonia*, cit., p. 139, tav. XXIX; p. 155, tav. XXXIX; p. 133 e *NS* 1934, cit., p. 364, fig. 18.

⁹⁶ F. HALL DOHAN, *Italic Tomb Groups*, Philadelphia 1942, p. 99, tav. LII, n. 9.

⁹⁷ V. ad es. M. MORETTI, *Museo di Villa Giulia*, Roma 1964, p. 94 (Banditaccia, Tomba III Maroi); v. anche nota n. 64.

⁹⁸ BOCCI PACINI, *St. Etr.* XLI, cit., loc. cit.

⁹⁹ G. COLONNA, in *Gli Etruschi, Nuove ricerche e scoperte*, Viterbo 1972, p. 61, tav. XVI.

¹⁰⁰ C. D. S. *Vetulonia*, sch. n. 111.

¹⁰¹ CURRI, DANI, SORBELLI, *St. Etr.* XXXIX, cit., loc. cit.; C. D. S. *Vetulonia*, sch. n. 10.

¹⁰² LEVI, *Carta Archeologica*, cit., p. 39, sch. nn. 127-28.

¹⁰³ LEVI, *Carta Archeologica*, p. 39, sch. nn. 129-30.

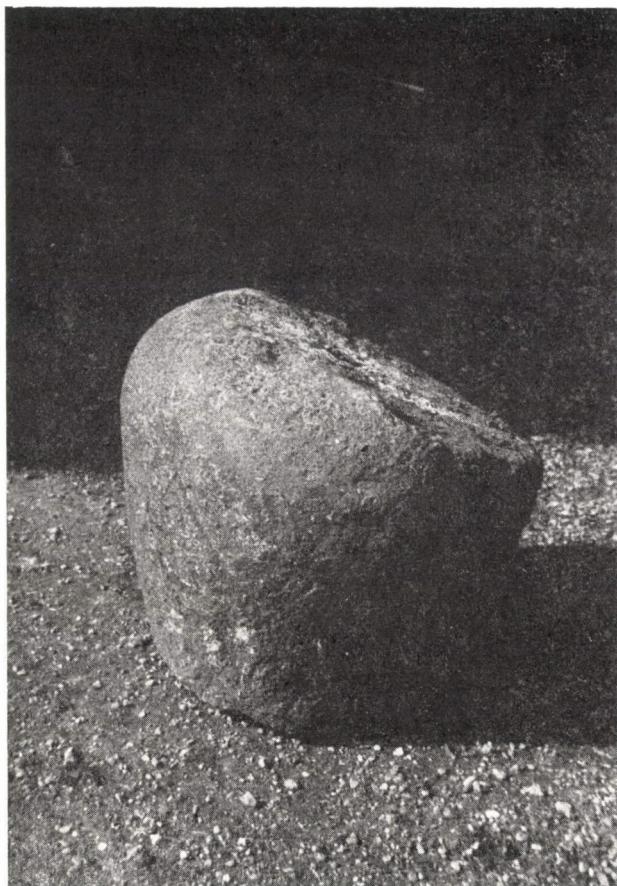


Fig. 14. Vetulonia, Le Porcarecce. Cippo a colonnetta con la sommità spezzata

rimangono solamente le sintetiche annotazioni del Falchi relative a tumuletti già depredati, che contenevano poco materiale frammentario, ora disperso; tuttavia le dimensioni ridotte delle celle e dei tumuli e la presenza del circolo perimetrale a forma di basso muretto, che richiamano la Tomba delle Porcarecce e quelle del Lago dell'Accesa,¹⁰⁴ di S. Germano e di Val Berretta, oltre alla stessa ubicazione topografica, contribuiscono a una probabile datazione di questa parte della necropoli nel periodo arcaico.¹⁰⁵

¹⁰⁴ D. LEVI, *La Necropoli del Lago dell'Accesa*, in *Mon. Ant. Linc.* XXXV, 1933, p. 5 sgr.

¹⁰⁵ Una ripresa di attività alle Porcarecce tra la fine del IV e il III secolo a. C. ed oltre è attestata, come del resto in molte altre parti della necropoli i Vetulonia, dal ritrovamento del noto specchio Stefani nella tomba sch. 125, e di ceramiche etrusco-campane nello scavo della tomba sch. n. 126 del Levi, ma lo studio delle relazioni fra città e necropoli durante questa fase non è ancora stato affrontato.



Fig. 15. Vetulonia, Gazzerano — Cippo a calotta rialzata con apice

Un altro elemento indiretto a favore di questa tesi consiste nei cippi sporadici, abbandonati nei campi dopo la distruzione dei tumuli. Ve ne sono due alle Porcarecce e due a Gazzerrano, che nella serie tipologica dei cippi vetuloniesi si collocano fra quelli del VI secolo a.C.¹⁰⁶ (fig. 14—15). Nulla si conosce per ora dei tumuli segnalati nella zona degli Stabbiati.¹⁰⁷

La terza direttrice di sviluppo della necropoli di Vetulonia volge dapprima verso Ovest, dalla Costa Murata al Colle Baroncio, quindi piega verso Sud fino a raggiungere il fondovalle nella zona delle Lavacchie, fra Poggio Valli e Poggio Tondo. Anche da questa parte la distribuzione topografica dei sepolcreti è soprattutto determinata dall'andamento delle isoipse, le quali ovviamente determinano i tracciati stradali.

In meno di un chilometro in linea d'aria si scende dalla quota di m. 344 di Vetulonia a quella di m. 80 s. l. m. alle Lavacchie; pertanto le aree favorevoli sono ancor più ridotte che sul versante settentrionale del Monte di Vetulonia. Si spiegano così gli inserimenti di tombe a murello circolare e a camera¹⁰⁸ e di altre tombe di epoca classica ed ellenistica fra i pozzetti villanoviani della Costa delle Dupiane, come pure i ritrovamenti di materiali classici ed etrusco-romani nella Necropoli di Colle Baroncio.

¹⁰⁶ C. D. S., *Vetulonia*, Introduzione.

¹⁰⁷ LEVI, *Carta Archeologica*, p. 33, sch. nn. 81, 82, 83.

¹⁰⁸ LEVI, *Carta Archeologica*, p. 37, sch. nn. 111, 112, 113.

Alcuni altri tumuletti sono segnalati nell'insellatura fra quest'ultimo e il Poggio Valli,¹⁰⁹ ma le sole due tombe finora scavate in questa località, la più distante da Vetulonia lungo la strada che porta in basso, sono a fossa con circolo e si datano intorno alla metà del VII secolo a.C.¹¹⁰

Il percorso antico probabilmente seguiva la traccia di un sentiero che cala gradualmente, costeggiando il fianco Est di Poggio Valli, fino alle Lavacchie, dove sbocca nella vallata trasversale che delimita da Est a Ovest il versante meridionale di Vetulonia. In questo punto si ritrova un accentramento di tombe.

Si ha notizia di tre tumuli con cella seminfossata,¹¹¹ anticamente spogliati e in cattivo stato di conservazione, e di due tombe a cassetta rimaste inesplorate.¹¹² Dalle schede si può solo rilevare che la tomba al n. 106 potrebbe risalire al VII secolo o al periodo iniziale del VI, per la presenza dei pennacchi angolari, che più tardi scompaiono del tutto.

Per quanto riguarda i «vasi villanoviani» rinvenuti poco più a Ovest presso la Fonte al Cerro nel 1910, insieme a: «... relitti d'epoca romana tra cui un'anfora vinaria»,¹¹³ è probabile che le voci raccolte dal Levi si riferissero a olle cinerarie dello stesso periodo piuttosto che a ossuari biconici. Durante le ripetute ricognizioni fatte in questa zona non si è trovato nessun frammento riconducibile all'età del ferro.

Non è indicato invece nella carta del Levi un gruppo abbastanza notevole di tumuli che fiancheggiavano su entrambi i lati, in direzione Ovest, il primo tratto della mulattiera designata come «Via di Scarlino», dopo il bivio con la «Via di Castiglione».

Tracce di quelli a destra erano visibili chiaramente ancora nel 1970 presso la Fonte al Cerro,¹¹⁴ e a Ovest del bivio suddetto, dove era un tumulo sezionato quasi per metà dalle spalatrici meccaniche, e poco più avanti, dove rimaneva solo una piazzola circolare.¹¹⁵ Sul lato sinistro i tumuletti superstiti erano quattro; di questi uno solo, fortemente danneggiato da scavi abusivi, è stato oggetto di un recupero ordinato.¹¹⁶

Tra i numerosi reperti del Tumulo n. 1 del Campo della Manganella, in attesa della pubblicazione integrale, mi limiterò ad elencare quelli di maggiore

¹⁰⁹ LEVI, *Carta Archeologica*, p. 37, sch. n. 115.

¹¹⁰ TALOCCHINI, *St. Etr.* XXXI, *cit.*, p. 444, propone la fine del VII o l'inizio del VI secolo a. C., per l'analogia di alcuni materiali (*id.*, *id.*, p. 440, fig. 3) con quelli della IV Fossa della Tomba del Duce, che la revisione di M. CRISTOFANI, *St. Etr.* XXXVIII, p. 277, nota 45, ha però riportato a circa la metà del VII secolo a. C.

¹¹¹ LEVI, *Carta Archeologica*, p. 36, sch. nn. 106, 107, 108.

¹¹² LEVI, *Carta Archeologica*, sch. n. 109.

¹¹³ LEVI, *Carta Archeologica*, sch. n. 105.

¹¹⁴ C. D. S., *Vetulonia*, sch. n. 67.

¹¹⁵ C. D. S., *Vetulonia*, sch. nn. 66—67. Secondo l'assuntore di custodia Enea Dianzani, durante lo scasso furono trovati numerosi frammenti attici a figure rosse.

¹¹⁶ CURRI, *St. Etr.* XL, *cit.*, *loc. cit.*; C. D. S. *Vetulonia*, sch. n. 68.

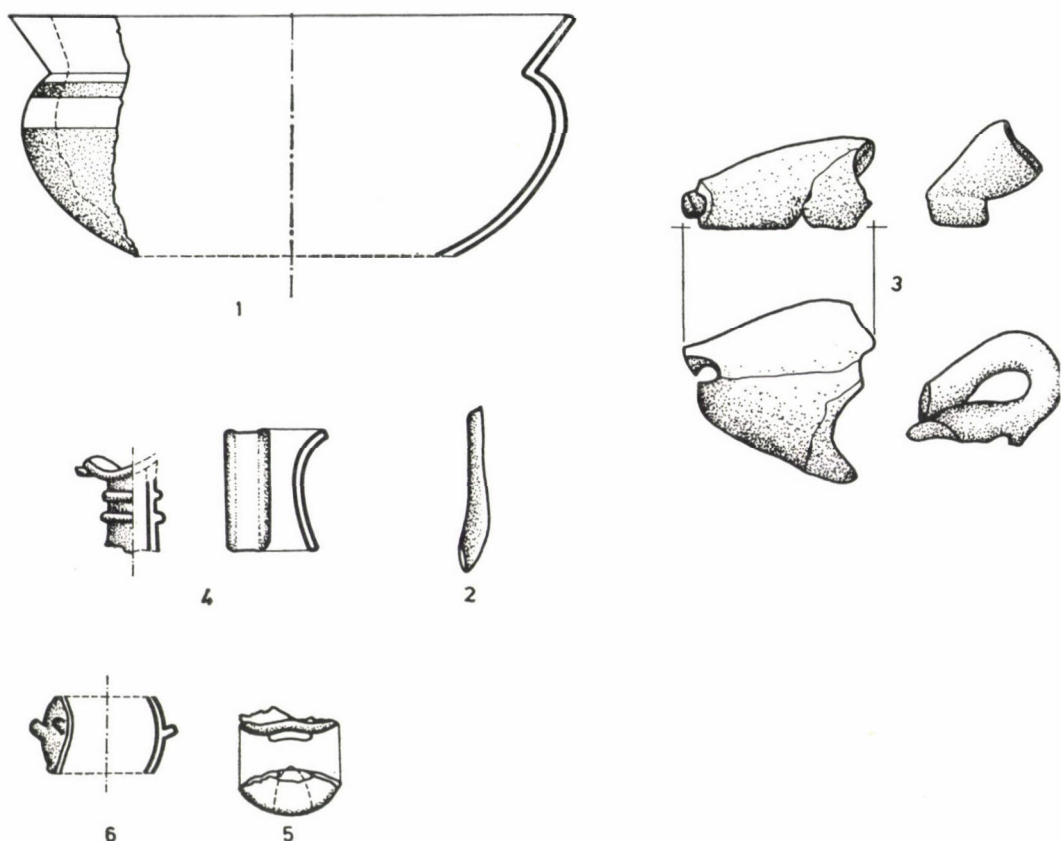


Fig. 16. Vetulonia, Campo della Manganella. Tumulo n. 1: coppa ionica a fasce (1), frammenti di askoi plastici (2, 3) e frammenti di oinochoai a gocce di vetro blu (4) e verde (5)

interesse in questa sede, a precisamente parte di una coppa ionica tipo A2¹¹⁷ (fig. 16,1, 17), verniciata interamente di nero all'interno e all'esterno della coppa, con l'orlo e la zona delle anse risparmiati e separati da una fascia nera; un fr. di *askos* plastico, corrispondente a un arto, forse di scimmiotto (fig. 16,2); tre frammenti, in parte ricomposti, del collo, del corpo e di un piede di uno o più *askoi* a forma di ocarella (fig. 16,3), del tipo attestato a Selvella,¹¹⁸ alle

¹¹⁷ A. VILLARD—G. VALLET, *Megara Hyblea* V, in *Mél.* LXVII, 1955, p. 7 sg.; M. MARTELLI CRISTOFANI, *CVA Gela* 2.

¹¹⁸ DANI, *St. Etr.* XXXVII, *cit.*, tav. XXXIII, c.



Fig. 17. Vetulonia, Campo della Manganella — Tumulo n. 1: Ceramica attica a figure nere

trigliarine,¹¹⁹ a Populonia;¹²⁰ vari frammenti, in parte ricomposti, della bocca Milobata e dell'ansa a nastro di una piccola *oinochoe* di vetro azzurro con due collarini, probabilmente del tipo a gocce (fig. 16,4); due frammenti della bocca con l'attacco dell'ansa a nastro di un'*oinochoe* simile alla precedente, ma di

¹¹⁹ CAMPOREALE, *I Commerci* . . . , tav. XXXIX, 3.

¹²⁰ MINTO, *Populonia, cit.*, tav. XXXIX, 1, 5.

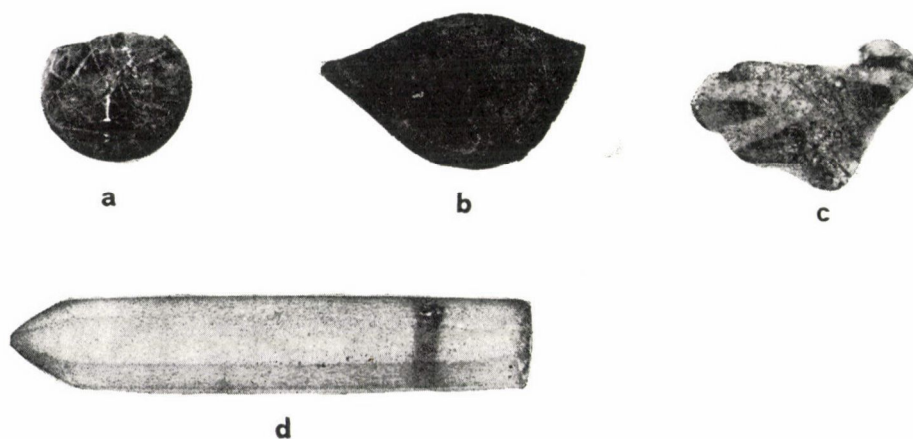


Fig. 18. Vetulonia, Campo della Manganella. Tumulo n. 1: Bottoncino e occhio apotropaico d'ambra (a, b); frammento di balsamario di vetro (c); pendente di cristallo di rocca (d)

vetro color verde paglierino (fig. 16,5); numerosi fr. di vasi attici a figure nere, tra i quali notevoli parti di due anfore tipo A e B, una delle quali è stata ascrivita al Pittore di Stile Affettato¹²¹ (fig. 17), e di una *kylix* a occhioni (fig. 17).

Nessun frammento di ceramica etrusco-corinzia e di bucchero tra quelli rinvenuti nella tomba sembra appartenere a forme anteriori agli inizi del VI secolo a.C. La particolare ricchezza di questa tomba è altresì testimoniata da un piccolo occhio apotropaico d'ambra, da un pendente di cristallo citrino, da un bottoncino d'ambra, da un fr. di un altro balsamario di pasta vitrea blu a zone dentellate bianche e da frammenti di armi e oggetti di ferro e di lamina bronzea (fig. 18).

Il termine più alto e quello inferiore di questo gruppo di materiali sono rappresentati dalla coppa ionica e dall'anfora del Pittore di Stile Affettato, che dovevano far parte di almeno due successive deposizioni, di cui la prima, databile nel II quarto del VI secolo a.C., ripete puntualmente il caratteristico schema associativo che abbiamo riscontrato in tutto il territorio di Vetulonia (fig. 12), mentre per la seconda si dovrà scegliere la fine del VI secolo come «terminus post quem».

All'epoca del ricupero, il tumulo adiacente al n. 1 era meglio conservato in altezza di quanto non sia oggi, ma già presentava segni evidenti di ripetute

¹²¹ CURRI, *Atti del X Congresso*, cit.

manomissioni, antiche e recenti. La superficie era cosparsa di frammenti ceramici e conci lavorati. Presso la sommità è stato raccolto un frammento di vetro turchino, probabilmente appartenente a una nuova *oinochoe*.¹²²

Un certo numero di cippi di forme arcaiche stanno a confermare le distruzioni subite dalla necropoli anche in questo settore: oltre a quello citato dal Levi,¹²³ due esemplari simili sono stati rilevati in loc. Vignola, poco più in alto della Casa Pineschi e altri tre nei campi delle Lavacchie (fig. 19—20); tuttavia, secondo notizie attendibili, numerose tombe inesplorate esisterebbero ancora nelle macchie sulle falde di Poggio Tondo.

Pure omettendo per brevità i ritrovamenti di tombe e di cippi nel quadrante Sud-Est di Vetulonia, i materiali finora esaminati dimostrano in misura sufficiente che la grande necropoli vetuloniese continuò ad espandersi per tutto il VI secolo a.C. lungo le sue tre naturali direttrici di sviluppo, senza soluzione di continuità cronologica. Ed è ugualmente palese che le tombe finora conosciute non danno a vedere in questo periodo segni di decadenza o involuzione economica. Ostentano invece eloquenti cimeli di una considerevole prosperità.

La coerenza e l'uniformità delle testimonianze culturali consentono inoltre di affermare che al numero, per ora limitato, dei reperti, possono sopperire i materiali delle necropoli periferiche di Val Berretta e di S. Germano, che



Fig. 19. Vetulonia, Lavacchie — Cippo a calotta con apice spezzato

¹²² C. D. S., *Vetulonia*, cit., loc. cit.

¹²³ LEVI, *Carta Archeologica*, sch. n. 109.



Fig. 20. Vetulonia, Lavacchie — Cippo ogivale con apice abraso

certamente appartengono al territorio di Vetulonia e che ci sono pervenute in condizioni migliori solo in virtù della loro posizione, oggi appartata e quindi meno esposta ai danni provocati dalle attività umane.

Nel loro insieme i documenti archeologici, e specialmente i numerosi reperti di ceramiche attiche della fine del VI secolo a.C., rivelano che l'unità culturale esistente fra la città e il suo territorio non subisce alcuna interruzione dopo la fine del VII secolo a.C., bensì che anche Vetulonia conosce e pienamente partecipa alla ripresa di attività economiche e politiche, che caratterizzano questo periodo della storia etrusca.

L'analisi diacronica e le ricerche topografiche si dovranno continuare, poichè non mancano testimonianze relative ai secoli successivi e sarà in questa direzione, a partire dagli inizi del V secolo a.C., che si dovranno ricercare le origini, le cause dirette e i modi storici del declino di Vetulonia.

Firenze.

A. MICHEL

Y A-T-IL UN ART POÉTIQUE DE VIRGILE ?

I

En posant cette question,¹ nous ne prétendrons pas affirmer qu'il n'y a nulle poétique sans technique ou sans recueil de préceptes. Précisément, un tel recueil n'existe pas chez Virgile. Mais il nous semble qu'on peut légitimement entreprendre une telle recherche, en voyant précisément que son objet fait problème. Dès lors, il apparaît que notre enquête mérite l'intérêt à un double titre.

D'abord, elle nous permettra de mieux définir les points communs qui peuvent exister entre la rhétorique et la poétique. Une telle confrontation s'inscrit aisément dans une des principales tendances de la recherche contemporaine. D'autre part, nous serons amené à comparer Virgile avec ses contemporains, à le situer, notamment, par rapport à Horace. Ainsi notre étude portera en même temps sur l'histoire littéraire et sur l'esthétique générale.

Ces indications nous permettent d'emblée de définir notre méthode. Virgile n'a pas rédigé lui-même d'art poétique. Mais ses contemporains l'ont fait parfois. Nous avons gardé l'ouvrage d'Horace. Il est aussi possible d'utiliser largement les traités de rhétorique (et c'est ici que leur rencontre avec la poétique peut nous intéresser). Nous essayerons de retrouver chez Virgile, éparses dans ses différents écrits, des notions qui se dégagent de ces textes et nous pourrons ainsi reconstituer dans une certaine mesure l'art poétique de notre auteur. Naturellement, puisqu'il n'y a pas chez lui de vues théoriques, cela ne sera possible qu'à partir des œuvres poétiques elles-mêmes. Et cela encore nous rendra service et contribuera à la sûreté de notre méthode. En effet, toute réflexion théorique, si elle se fait dans l'abstrait, sans contact avec la création, présente des dangers. Nous nous trouverons préservés contre eux.

¹ Qu'il nous soit permis d'exprimer ici notre reconnaissance au Professeur Harmatta et à la Société Hongroise d'Études Classiques, ainsi qu'à l'Académie des Sciences de Hongrie, qui nous ont accueilli à Budapest en octobre 1975: c'est à cette occasion que nous avons prononcé la présente conférence.

II

Il convient donc en premier lieu de rappeler quelles sont les principales données proposées par les théoriciens contemporains de Virgile.

Nous pensons tout d'abord à Horace. Il ne s'agit pas ici de résumer l'*Art poétique*, mais simplement d'en rappeler quelques idées dominantes. D'une façon générale, Horace s'inspire de la tradition péripatéticienne, qu'il connaît notamment à travers Néoptolème de Parion. Il pose une série de concepts qui resteront célèbres dans l'histoire de la littérature: *utile* — *dulce*, *ars* — *ingenium*; il insiste sur la raison, sur le travail. Il rapproche *pictura* et *poesis*, établit un équilibre harmonieux entre les innovations et la tradition dans le choix des mots. D'une manière générale, il met particulièrement l'accent sur la grâce et la convenance. Par le goût, par le naturel, par le sens aigu de l'appropriation, les poète réussit à accorder de façon élégante l'unité et la variété dans ses œuvres. Cela se manifeste notamment dans la «douceur» qui s'ajoute à la beauté, et qui est une forme de grâce, ou dans l'habileté apportée à «tresser» les mots (*callida iunctura*). Cette idée de tressage, autant qu'à l'Aristotélisme, semble se rattacher à une terminologie platonicienne restée en honneur dans l'Académie.² Ajoutons qu'Horace répartit la matière de son traité dans trois divisions traditionnelles — poésie, poème, poète — qui rappellent dans une certaine mesure le schéma des rhéteurs: *inuentio*, *dictio*, *orator*.

De fait, les rhéteurs contemporains de Virgile peuvent aussi nous renseigner sur les conceptions esthétiques qui ont cours à son époque. Par exemple, il est permis de se demander quelle position le poète adopte entre les néotériques et les traditionalistes, entre Catulle et Ennius, les Alexandrins et Homère. On a étudié aussi les techniques de son éloquence, et c'est une occasion de tenter des rapprochements avec Cicéron. Nous n'y reviendrons pas ici. Mais nous fixerons notre attention sur un autre auteur qui est l'exact contemporains de Virgile, qui écrit en grec: il s'agit de Denys d'Halicarnasse.

Parmi beaucoup d'indications intéressantes, celui-ci met l'accent sur deux points qui me paraissent importants pour notre propos. 1°. Dans son *Démosthène*, (31 sqq., 41 sqq.) il s'inspire de théories péripatéticiennes pour dire que le meilleur style est celui qui combine dans une fusion harmonieuse et mesurée l'inspiration sublime, l'enthousiasme dithyrambique incarné par Pindare et mis en œuvre dans les mythes platoniciens du *Phèdre*, avec la sobre, la familière clarté des attiques comme Lysias. Cet ensemble de notions présente, naturellement un vif intérêt pour la poésie, qu'il s'agisse de cette

² La notion de tissage est très importante chez Platon (*Timée*, 72 c, *Politique*, 305 sqq.). Le mot *ὑφαντός* est employé au sens de texte dans le *Traité du sublime*, I, 4. Sur la broderie et le tissage et la métaphore de l'amant de la sagesse, qui ramène la «diversité des disciplines» à «un seul tissu», v. Philon d'Alexandrie, *De somniis*, I, 203 sqq. Cf. A. Michel, dans *Qu'est-ce qu'un texte*, recueil publié sous la direction d'E. Barbotin, Paris, 1975 (*Point de vue de l'historien*, p. 111).

recherche de la mesure ou de cette réflexion sur l'enthousiasme et sur ses rapports avec la clarté ou l'obscurité.— 2° Si nous revenons sur l'idée d'harmonie, nous rencontrons un autre aspect de la création poétique auquel Denys se montre fort attentif, en affirmant la primauté d'Homère. Il s'agit de l'euphonie dans la disposition des mots. La musique verbale ne doit être ni trop rude, ni trop douce. On pense bien entendu au dialogue entre Eschyle et Euripide chez Aristophane.³

Ainsi donc, la rhétorique propose des notions que la poétique peut utiliser. Le dialogue entre les deux disciplines va prendre un caractère de plus en plus déterminé après Virgile, en particulier dans la théorie du sublime. Il interviendra aussi à propos des leçons de la déclamation, chez des poètes comme Ovide. Ce qui est en cause, cette fois, c'est l'usage des «couleurs» et des figures. On se rappelle les trois questions qui se posent à ce propos dès l'époque de Cicéron.

D'abord, il s'agit de déterminer avec convenance le nombre et la place de ces ornements du style que Cicéron compare à des fleurs diaprant une prairie. Le goût classique interdit leur absence comme leur excès.⁴ En second lieu, l'usage général de ces procédés constitue ce que les rhéteurs appellent l'*emphasis* — expressivité. Il s'agit d'en déterminer les variétés, et la variation. L'art du poète réside en une large mesure dans les liaisons d'idées et dans le passage d'un effet à l'autre. Les musiques, les modulations formelles qui se trouvent ainsi établies constituent parfois l'essentiel de la poésie. Enfin, parmi les tropes, la métaphore et la métonymie jouent un grand rôle. On sait l'importance que leur attribuent encore les linguistes modernes dans l'analyse poétique.

Au terme de cette esquisse, il nous apparaît déjà que, par les choix qu'il accomplit, Horace se détermine à laisser de côté divers aspects de l'expérience poétique que la rhétorique rappelle à notre attention: il ne nous parle pas, ou guère, de l'enthousiasme, de la musique, et des figures. Sur tous ces points, Virgile a sans doute des idées, sensibles dans ses poèmes. Il nous sera aisé d'en prendre conscience en nous tournant maintenant vers ces derniers.

III

Comment pourrions-nous vérifier dans l'œuvre de Virgile s'il respecte les préceptes relatifs à l'utile et à l'agréable ou à la nature et à l'art? Cela serait aisé sans doute; les commentateurs ont déjà montré que, sur ces points, Virgile respecte assurément le leçon classique qu'Horace a reprise pour son compte. Notre enquête portera donc sur un objet plus précis. Nous essayerons d'établir le contenu et la portée du vocabulaire esthétique chez Virgile. Com-

³ *Grenouilles*, 830 sqq.

⁴ Cf. Cicéron, *De oratore*, III, 96.

ment désigne-t-il la beauté? Le lecteur d'Horace, de Cicéron et de Catulle trouve chez ces écrivains un vocabulaire précis et nuancé qu'on a déjà étudié et dont les implications théoriques et techniques nous sont connues par les deux premiers auteurs. En particulier, nous avons souligné à ce propos la place importante que la notion de grâce tient chez Horace. Qu'en est-il chez Virgile?

Il suffit pour répondre de prendre un index de ses œuvres et d'examiner à la fois la signification des principaux termes esthétiques et leur répartition statistique.⁵

Le mot *pulcher*, qui désigne d'une manière générale la beauté, apparaît assez fréquemment (52 emplois). Il est entendu en un sens noble. Cela est confirmé par plusieurs faits. D'une part, Virgile emploie en même quantité, au total, le terme *decus* (42 fois) et l'adjectif *decorus* (10 fois). On sait que, pour Cicéron, cette notion se rattache à la grâce, à la convenance, à ce que les Grecs nomment *πρέπον* ou *χάρις*. Un certain rapprochement avec Horace, et aussi, bien sûr, avec le texte célèbre de Catulle sur la grâce et la beauté⁶, se dessine ici. Mais il faut ajouter que, chez Virgile, cette grâce se trouve généralement liée à la noblesse. Cicéron indiquait qu'elle pouvait conduire soit à la *dignitas* soit à la *uenustas*,⁷ et les deux nuances sont bien évidemment présentes chez Horace. Il n'en va pas tout à fait de même chez Virgile. Le terme de *decus* désigne chez lui une sorte de majesté apollinienne où l'élégance juvénile s'accorde à la pureté. On peut citer à cet égard le portrait d'Énée, en IV, 150

Tantum egregio decus enitet ore . . .

Ce vers avait été précédé par une description d'Apollon:

*Ipse iugis Cynthi graditur, mollique fluentem
fronde premit crinem fingens atque implicat auro . . .*

Cette conception de la grâce se trouve attestée d'une façon plus précise encore si on examine d'autres aspects du vocabulaire virgilien. On s'aperçoit que *uenustus* est absent chez notre poète, que *suavis* n'apparaît que dix fois. *Formosus*, qui joint à l'idée de beauté la nuance du «joli» n'apparaît — 29 fois — que dans les *Bucoliques* et l'*Appendix*, alors que *forma* (qui n'implique nulle mignardise et s'accorde volontiers à l'idéalisation) apparaît 35 fois. Nous pouvons donc insister d'emblée sur une première conclusion: Virgile fait la part

⁵ Cf. l'index de Monroe, Nichols, Wetmore.

⁶ *Carmen* 86; il est vrai qu'à la fausse beauté de Quintia (qui est *candida, longa, recta*), Catulle oppose *uenustas, ueneres* et *mica salis* (toutes qualités qui se trouvent chez Lesbie: *Lesbia formosa est, quae cum pulcerrima tota est, / tum omnibus una omnis subripuit ueneres*).

⁷ Ces notions sont distinguées par Cicéron, *De officiis*, I, 130; cf. A. Michel, *Rhétorique et philosophie chez Cicéron*, p. 317 sq.

grande à la notion de beauté. Il cherche à y réaliser la rencontre de la noblesse et de la grâce. Il en écarte tout ce qui se rattacherait à la volupté. Cela le distingue assez sensiblement d'Horace et de Catulle, et se rattache sans doute à une pensée philosophique de tendance platonicienne ou stoïcienne où le beau, comme le bonheur, dépend uniquement de l'*honestum*. Telle est aussi cette pureté qui a valu à Virgile son surnom de *parthenias*.

Il devient possible de passer maintenant à un second temps de notre enquête. Tout en connaissant la notion d'enthousiasme poétique, Horace n'en parle guère. Nous avons vu pourtant qu'elle avait beaucoup d'importance pour les rhéteurs et pour les philosophes, au moins depuis le temps du *Phèdre*. Certes, les enquêtes qui ont porté sur l'esthétique virgilienne ont bien souvent insisté sur cet aspect des choses. Je n'y reviendrai donc qu'assez peu. J'insisterai seulement sur un point: Virgile se trouve sans doute, au moins partiellement, à l'origine d'un texte dont l'influence s'étendra très longuement sur notre histoire littéraire. Il s'agit de la *Lettre* 41 de Sénèque, où ce philosophe, citant le chant VIII de l'*Énéide*, dit que le sentiment de la beauté se trouve souvent associé à la présence mystérieuse du sacré dans la nature ou dans les âmes. Cette idée apparaît aussi quelque peu dans la théorie du sublime. La poésie de Virgile doit certainement beaucoup à cette expérience, puisque pour lui tout le réel est imprégné de divin.

Nous insisterons davantage sur un autre aspect, qui n'est pas sans rapport avec le précédent. Le *Phèdre* parlait, en bien ou en mal, de l'amour. Nous voudrions à ce propos réfléchir un instant sur le pathétique chez Virgile. On a prononcé souvent, à son sujet comme à propos de Racine, le mot de «tendresse». Que faut-il entendre par cela?

L'amour, précisément, et non la fadeur. Ici encore, une étude statistique du vocabulaire conduit à des observations frappantes. La terminologie de la douleur est particulièrement développée chez Virgile. *Dolor* lui-même intervient 52 fois (comme *pulcher*). *Horreo* paraît 57 fois, *horridus*, 30, *acer*, 65, *crudelis*, 49. Enfin *durus* (volontiers associé à *amor*), 101 fois, ce qui dépasse toutes les fréquences que nous avons observées. *Dulcis*, qui s'y oppose, est présent 81 fois.

C'est en ce sens que Virgile est tendre. Il se refuse à l'endurcissement. Il reste sensible à la souffrance. *Mollis* intervient 69 fois chez lui (la plus haute fréquence que nous ayons trouvée, après *durus* et *dulcis*). On ne peut manquer de penser à ce propos au *De amicitia* de Cicéron.⁸ L'orateur y explique qu'il ne faut pas répudier ou fuir l'amitié à cause des sollicitudes qu'elle inspire, des peines ou des inquiétudes qu'elle est capable de susciter. Une âme véritablement vertueuse ne fuit pas la douleur lorsque celle-ci est liée à l'amour; un grand cœur est *mollis*-tendre et non pas dur ou impassible. Mais cette tendresse

⁸ 47 sq.

ne saurait se confondre avec la lâcheté. Elle exige au contraire plus de force puisqu'il s'agit de connaître la douleur, de l'accepter, de la surmonter; le héros véritable n'est pas impassible: il est courageux.

Cette manière de sentir domine la conception virgilienne du pathétique. La pitié, chez le poète, est d'autant plus grande qu'elle s'accompagne du refus de toute complaisance envers la peine. Il faut comprendre dans cet esprit les vers de l'*Énéide*, IV, 447 sqq., où l'auteur décrit la souffrance d'Énée.

*Haud secus assiduis hinc atque hinc uocibus heros
tunditur et magno persentit pectore curas:
mens immota manet, lacrimae uoluntur inanes.*

Les larmes, pour être vaines, n'en sont pas moins présentes dans un grand cœur.

Il nous reste maintenant à poser une dernière question, qui se rattache elle aussi à ce que nous avons dit. Nous avons marqué que la théorie des tropes, des figures, de l'expressivité peut intervenir en matière de poésie. Cela devrait assurément se rattacher à toute une réflexion sur le réalisme et l'imaginaire, sur l'idéalisme et la nature chez Virgile.⁹ Nous n'approfondirons pas ici ce débat. Qu'il nous suffise de rappeler — à partir de ce qui précède — que la tendresse ou la noblesse chez le poète n'excluent nullement la perception de la laideur ou de la cruauté et que l'intensité même des sentiments écarte tout académisme.

Ici encore, nous essayerons de procéder méthodiquement. Nous reprendrons, pour Virgile, la démarche que Denys d'Halicarnasse applique par exemple à Démosthène ou Platon: nous essayerons d'examiner la fréquence et l'emploi des tropes et des figures dans les textes du poète. Nous définirons les procédés littéraires comme le faisaient les contemporains de Virgile, qui connaissaient certainement cette terminologie. Dès lors, il nous sera facile de reconstituer ses intentions. Naturellement, nous ne pouvons présenter ici une enquête portant sur l'ensemble de l'œuvre. Nous nous bornerons à l'examen des 200 premiers vers du chant IV de l'*Énéide*. Pour mieux suggérer ce qu'un tel texte peut avoir d'original, nous le confronterons avec Catulle, *Carmen* 64, v. 1—200. Les indications que nous donnerons quant aux fréquences de chaque figure seront établies approximativement en pourcentage par rapport au nombre des vers (tant d'emplois pour cent vers).

Un premier fait frappant, par rapport à Catulle, est fourni par le nombre assez élevé des métonymies (10%), telles que: *thalamus taedaeque* (v. 18), *carinae* (v. 46), *armis comitantibus* (v. 48), *tecta, sonipes* etc. Il s'agit le plus souvent de procédés d'amplification poétique qui, notamment par l'emploi du pluriel (*post fata Sychaei* . . .), créent une certaine idéalisation de l'expression et ten-

⁹ V. à ce sujet notre article: *Le style, c'est l'homme même: la poésie et la tradition de la rhétorique péripatéticienne*, R. É. L., L, 1972, pp. 247—271 (surtout 263 sqq.).

dent à atténuer le réalisme ou à plier ce qui est singulier aux types généraux de la pensée rationnelle.

A côté de cette tendance à une stylisation rationnelle, on décèle un certain goût de l'accumulation expressive. Cela se manifeste par le nombre assez considérable des épithètes doubles (10% : trois fois plus que chez Catulle). Quintilien, Cicéron insistent sur la place de l'épithète expressive parmi les tropes. Cela s'accorde à la fois au goût de la convenance (qui est impliqué par l'usage des adjectifs) et à la pratique de l'accumulation, telle que les orateurs la mettaient volontiers en œuvre. L'influence cicéronienne est ici plus marquée que celle des néo-attiques. Les répétitions à deux termes (10%) sont un peu plus nombreuses que chez Catulle. Mais on trouve une égale proportion d'accumulations dépassant deux termes, et cela est tout à fait étranger au premier poète. Virgile transmettra à certains de ses successeurs, et notamment à Tacite, cette technique de la métonymie ennoblissante et de l'accumulation amplifiante.

Nous devons maintenant passer à un autre aspect des problèmes et quitter la métonymie ou l'épithète (procédés liés, comme on dit, à la contiguïté) pour en venir à la métaphore qui met en jeu la représentation même du réel, l'imitation, l'image et l'apparence. On constate tout de suite qu'elle est très fréquente dans notre texte (15% : deux fois plus que chez Catulle, et même davantage). Cela est certainement lié à cette intense attention au réel que nous signalions chez Virgile. Mais il faut aller un peu plus loin et chercher quel usage fait celui-ci de la métaphore.

Cette dernière peut en effet rendre des services assez différents. Quelquefois, on ne s'en sert que pour éclairer le sens par une image. L'emploi même d'«éclairer» que nous venons de proposer en est un exemple. D'autres fois, au contraire, la métaphore vaut par l'écart qu'elle établit entre sa propre formulation et le langage commun. Elle trouve ainsi son agrément et sa portée dans l'effort d'imagination qu'elle suscite et, plus largement, dans l'acte de reconnaissance ou dans la prise de connaissance qu'elle suscite. Elle risque alors d'aller, au nom de ce qu'il y a de créateur dans la poésie, contre la clarté; selon les temps et les goûts, les critiques ont plus ou moins apprécié cette liberté; du Marsais s'offusquait de ces images baroques que nous trouvons belles pourtant: «La charrue écorche la plaine», ou: «j'ai plongé ma main dans les ondes de tes cheveux». Les modernes, au contraire, ont poussé l'écart jusqu'à l'extrême, Éluard a présenté la formule célèbre: «Bleu comme une orange».

Virgile se garde le plus souvent de cette préciosité. La métaphore, telle qu'il la conçoit, tend au naturel et surtout à la vie. Il s'agit pour lui d'exprimer le réel vécu d'une manière immédiate. On pourrait vraiment parler à son propos de «métaphore vive», selon l'expression de Ricœur.¹⁰ Voici par exemple, le vers 67:

¹⁰ P. Ricœur, *La métaphore vive*, Paris, 1975.

Interea et tacitum uiuit sub pectore vulnus.

Deux mots font métaphore. Le premier, précisément, traduit la vie et il faut se garder d'affadir le second en lui donnant le sens de «secret». Didon, tout entière, n'est qu'on cri étouffé. La blessure se tait en elle mais ce silence est pire que les paroles. Ce qui caractérise donc la métaphore chez Virgile, c'est qu'elle donne à chaque terme la plus grande propriété en introduisant le concret dans les mots. Elle est vision immédiate et va de ce fait contre l'idéalisation académique.

La métaphore insiste sur le lien qui existe entre le poème et le vrai. Elle peut donc aller jusqu'au symbolisme, éveiller des correspondances ou des échos. Le rapport qui existe entre les différentes images, leurs enchaînements doivent être observés, nous l'avons dit. Cela nous conduit à examiner d'autres effets d'écriture qui ne sont pas sans rapport avec la composition d'ensemble. De fait, l'un des procédés qui reparaissent le plus volontiers chez Virgile, est le recours aux effets d'échos. Mais peut-on parler de procédé, là où tout l'art des correspondances est en jeu ? M. Lesueur, dans une thèse récente,¹¹ a montré que Virgile, dans le schéma intérieur de ses vers comme dans la structure générale de son épopée, suivait le plus souvent un schéma a a'b. Il se refuse aux ruptures, il pratique peu le chiasme. Mais il aime les reprises en écho, les hésitations, les instances, les parenthèses qui suspendent un instant la pensée, puis qui la laissent reparaître, plus lointaine ou plus accusée, assourdie ou vivifiée. La pratique de l'hyperbate — cette rupture de l'ordre des mots — intervient pour assurer ou pour renforcer cet effet. Tel est le vers 28: *ille meos, primus qui me sibi iunxit, amores / abstulit*. Le rejet accentue encore l'effet de rupture ou d'approfondissement qui résultait de l'hyperbate entre *meos primus qui* . . . et *amores*. On notera, bien entendu, que cette figure de style n'est pas gratuite. Virgile l'introduit pour suggérer la profondeur, la nostalgie, l'angoisse qui s'attachent chez Didon au souvenir de son premier époux. Cette technique où les effets d'échos ou de suspens établis entre les mots traduisent les «correspondances» de la pensée reparaît bien souvent dans l'*Énéide* et constitue l'une de ses plus grandes beautés. Je pense à la chasse d'Énée, v. 152:

*Postquam altos uentum in montis alque inuia lustra,
ecce feræ, saxi deiectæ uertice, capræ, . . .*

Le rejet de *capræ* en fin de vers répond expressivement à *deiectæ*, mais le paysage vient de s'élargir dans le mystère et la solitude. On songe à la façon dont finissent les chasses, chez la Fontaine:

«Le son des cors se perd par un charme inconnu . . .»

¹¹ R. Lesueur, *Recherches sur la composition rythmique de l'Énéide*, Th. d'État, Paris, 1974.

Je pense encore à la fin du v. 60: *pulcherrima Dido*. Le v. 117 reprend en écho exactement la même conclusion, mais nous lisons: *miserrima Dido*. Ainsi s'enchaînent les correspondances de l'*Énéide*.

Chacun perçoit que nous arrivons à l'idée de modulation, donc de musique. Il faut aussi parler des musiques virgiliennes. Là encore, notre effort tendra à comparer l'enseignement des rhéteurs et la pratique de Virgile. Certes, il ne s'agit pas ici d'étudier chez lui tous les procédés de l'euphonie. Les travaux récents de M. Chausserie-Laprée ont apporté à cet égard des renseignements nombreux et précis. Mais revenons seulement à Denys d'Halicarnasse. Celui-ci, dans son traité *Sur la composition*, ainsi que dans son *Démosthène*,¹² propose une théorie des «harmonies» de l'expression qui nous renseigne sur l'idée qu'un ancien pouvait se faire de la musique verbale. Reprenant une tradition qui vient, nous l'avons dit, des *Grenouilles* d'Aristophane, il oppose le grand style, heurté, caractérisé par ses hiatus, ses rencontres de consonnes, l'archaïsme et parfois la difficulté de son vocabulaire, et le style agréable et modeste qui, cherchant la grâce, évite tous ces inconvénients. Le meilleur écrivain, d'après Denys, établit un style mixte entre l'austère et le tendre. C'est bien cette harmonie mixte que pratique Virgile. Et l'on s'avise que la musique intervient souvent chez lui dans ces moments où, soudainement, il passe de la grandeur à la douceur. Ainsi l'évocation de Marcellus (VI, 882 sqq.):

Heu, miserande puer si qua fata aspera rumpas!
Tu Marcellus eris. Manibus date lilia plenis:
purpureos spargam flores . . .

Le premier vers, où deux voyelles semblables se rencontrent pour former hiatus, manifeste la rudesse du grand style. Mais aussitôt, en même temps qu'éclate la pitié, c'est une image de grâce — celle des «lys» pourprés — qui se substitue à la majesté, et cela se traduit en musique.

Suaris, nous l'avons dit, est très peu représenté dans le vocabulaire virgilien. Mais *dulcis*, qui appartient aussi au vocabulaire de l'esthétique, intervient 81 fois.¹³ La musique, chez Virgile, est souvent chargée d'exprimer la présence de cette douceur. L'un des plus célèbres textes du poète résume, à cet égard, toutes nos analyses: il s'agit de l'évocation du «cygne de Mantoue» (*Géorgiques*, II, 198 sq.):

¹² 36 sqq. De J. P. Chausserie-Laprée, on consultera notamment: *Pour une étude de la structure phonique du vers: la clause de l'hexamètre*, R. É. A., LXXVI, 1-2, Janvier-Juin 1974, pp. 5-28.

¹³ Rappelons que *durus*, avec 101 occurrences, est le terme le plus fréquent parmi ceux que nous avons étudiés. C'est l'opposé de *dulcis*. Ce couple de contraires a donc une très grande importance chez Virgile (notons cette valeur des couples: le poète distingue et souligne les aspects contradictoires des notions; il ne méconnaît aucune des deux faces du pathétique).

*Sin armenta magis studium uitulosque tueri
aut fetus ouium aut urentes culta capellas,
saltus et saturi petito longinqua Tarenti
et qualem infelix amisit Mantua campum
pascentem niueos herboso flumine cycnos . . .*

Nous retrouvons dans cette description les différentes qualités que nous avons attribuées à la poésie virgilienne: la noblesse de l'image qui va jusqu'à un symbolisme platonicien, le pathétique fondé ici sur la pitié qu'inspire le souvenir d'*infelix Mantua*, enfin la musique admirable du dernier vers où la tristesse résout en un chant soudain le réalisme plus tendu des images précédentes.

IV

Il nous semble que ce qui précède nous a permis d'atteindre ou d'approcher le but que nous nous étions fixé. Certes, il ne s'agissait ici que d'une esquisse. Pourtant, nous voyons se dessiner les grandes lignes d'un art poétique de Virgile, que nous pouvons comparer avec celui d'Horace. Le poète présente le même idéal d'utilité dans la beauté, de naturel dans l'inspiration, de vérité dans le mythe. En tout cela, il se rattache très fidèlement à cette tradition classique dont les péripatéticiens avaient formulé les termes principaux. Mais son originalité se manifeste sur quelques points. Dans sa conception de la beauté, il insiste davantage sur la pureté et se défie du plaisir. Il donne au pathétique une place très grande, que celui-ci n'avait pas chez Horace, et il le lie à cette douceur qui n'est point fadeur mais amour (qu'on songe à Orphée, à Didon), il se sert des figures pour idéaliser par la métonymie, vivifier par l'image, créer correspondances et échos par l'art de la composition, susciter le chant par la tendresse lyrique. Cette abondance l'écarte un peu de la brièveté qu'Horace empruntait plus volontiers aux néo-attiques; cette souple attention à la vie le préserve contre ce que la virtuosité des Alexandrins peut avoir d'excessif. Cependant, le jeu de l'imaginaire est assez libre chez lui pour établir un lien entre le naturalisme classique et l'expressionisme baroque, qui procéderont également de son art.¹⁴

Ce tableau peut au demeurant suggérer trois observations qui répondent aux questions que nous posions en commençant cet exposé.

¹⁴ Dans cette comparaison nécessairement brève, nous nous sommes borné à étudier les procédés de la rhétorique. Il faudrait aller plus loin et examiner par exemple les attitudes des deux poètes au sujet du temps: Horace le saisit dans l'instant; de là son goût de la vivacité ou de l'ellipse; Virgile le saisit dans la durée, passé, histoire, éternité. De là vient que sa poésie prenne volontiers la forme de l'épopée, avec ce qu'elle comporte de récit ou de prophétie. Ici encore, les catégories de la poétique pourraient trouver leur application: les techniques de l'hymne se trouveraient confrontées avec celles de l'ode, les *uirtutes narrationis* (clarté, cohérence, ampleur ou brièveté) seraient mises en cause.

1°. Peut-il y avoir une liaison entre poétique et rhétorique, entre la spontanéité et l'art? Les modernes, du Romantisme au Surréalisme qui en est la forme suprême, n'ont cessé d'en douter. Pourtant, Virgile prouve que cette rencontre est possible. Il ne cesse d'utiliser les figures et la technique qui s'y rattache. Mais — selon l'idéal que développera plus tard le traité du pseudo-Longin — cette utilisation se trouve continuellement définie et contrôlée par un certain esprit, disons même une inspiration qui est à la fois celle de la grandeur d'âme, du sacré, du naturel. Selon l'idéal du *Phèdre*, il s'agit d'associer l'enthousiasme amoureux du dithyrambe et la simplicité du vrai.¹⁵ Cela peut se faire dans l'élévation de l'amour.

2°. Si bien que Virgile paraît aller plus loin encore, et dépasser le sublime de Longin dans les deux sens par le haut et le bas.

Par le haut: il se distingue du pseudo-Longin par son goût du mythe et du merveilleux. Il nous raconte avec complaisance l'aventure d'Énée ou les métamorphoses de Protée. L'auteur du *sublime* trouvait au contraire bien bavards les contes de l'*Odyssée*, il préférerait l'*Iliade* . . .¹⁶ Mais Virgile sans doute aurait pris du plaisir à écouter *Peau d'Ane*. Et il ne dédaignait pas l'accumulation ou l'hyperbole . . .

Son sublime dépasse aussi le pseudo-Longin en humilité. A cet égard, il faut toujours citer les pages admirables de Fénelon qui, dans la *Lettre à l'Académie*,¹⁷ a sans doute été l'un des meilleurs juges du style virgilien: «Je veux un sublime si familier, si doux et si simple que chacun soit d'abord tenté de croire qu'il l'aurait trouvé sans peine quoique peu d'hommes soient capables de le trouver . . . Virgile anime et passionne tout. Dans ses vers, tout pense, tout a du sentiment, les arbres nous touchent: *Exiit ad coelum ramis felicibus arbor*. Une fleur attire votre compassion quand Virgile la peint prête à se flétrir.»

3°. Telle est la postérité de cette tradition platonicienne qui part du *Phèdre*, se nourrit d'Aristotélisme et gagne Sénèque et le sublime en passant par Virgile.

Je voudrais, pour finir, m'arrêter à un instant de cette tradition. Virgile a joué un grand rôle dans l'histoire de l'imitation littéraire. A la Renaissance en particulier, il est apparu aux poètes, et notamment aux néo-latins, comme le modèle suprême, qui surpassait même Horace. Tel est notamment l'enseignement de J. C. Scaliger dans sa *Poétique*.

Or, cet humanisme propose une classification des vertus de la poésie, qui me paraît fort utile pour notre propos, parce qu'elle se rattache tout en

¹⁵ Ces notions ont été soulignées par Denys d'Halicarnasse dans les réflexions sur Platon qui ouvrent son traité sur l'éloquence démosthénienne; l'importance du *Phèdre* pour l'histoire de la poétique (et aussi de la rhétorique, asianisme et atticisme) apparaît ainsi très grande.

¹⁶ Cf. *Traité du sublime*, 12–15.

¹⁷ *Lettre à l'Académie*, V, *Projet de poétique*, éd. Caldarini, 1970, p. 85, 88; cf. *Géorgiques*, II, 81 sq. (A. Michel, *art. cit.*, p. 257 sq.).

l'infléchissant quelque peu à la tradition antique et parce qu'elle doit une part de ces inflexions aux exemples de Virgile. Scaliger distingue quatre vertus:¹⁸ la *prudentia*, autant dire la sagesse et la culture philosophique, que Cicéron préconisait pour l'orateur et qui assurément ne manquent pas chez Virgile. L'*efficacia* (Cicéron, en termes plus classiques, dirait sans doute *uis*). La *suauitas* lui fait suite et, quoique Virgile ait d'autres mots pour désigner la douceur, nous reconnaissons dans ces deux termes — *efficacia*, *suauitas* — les deux éléments du style virgilien — grandeur austère, tendre harmonie — dont nous avons noté l'entrelacement dans son œuvre. Précisément, Scaliger finit par une quatrième vertu: *uarietas*.

Passer par la variation musicale de la grandeur à la douceur dans la noblesse, voilà un idéal qui devait rester exemplaire dans l'histoire de l'art. Ce sens de l'intensité dans la douceur, accordé d'une part au vrai, d'autre part au chant, nous fait penser à d'autres artistes chez qui l'inspiration, à la fois classique et baroque, devait trouver précisément ses premières sources dans l'humanisme virgilien dont nous venons d'esquisser l'image.

A un certain sourire près, pour lequel Horace était plus expert, nous découvrons dans cette tendresse forte et chantante que Scaliger avait su déceler chez Virgile le modèle de beauté dont allait s'inspirer Mozart.¹⁹

Paris.

¹⁸ *Poetices* III, 24; sur la suprématie de Virgile, v. par exemple V, 3 (comparaison avec Homère).

¹⁹ Nous nous sommes borné ici à l'examen des techniques littéraires. Naturellement, pour étudier d'une façon complète la création chez les poètes, il faudrait définir leur situation dans la société de leur temps. Nous avons abordé ailleurs une telle étude, lorsque nous avons examiné le *Dialogue des orateurs* de Tacite. Cet ouvrage, qui établit avec force le lien qui existe à Rome entre histoire et littérature poétique, nous renvoie à un problème bien connu d'Horace et de Virgile: celui de l'*otium*. Dans quelle mesure le poète doit-il se réfugier loin des hommes, dans des lieux purs, saints ou simplement tranquilles? Dans quelle mesure doit-il participer à la vie publique, Quels doivent être ses choix, par exemple entre la campagne et la ville? Pour répondre à toutes ces questions, on sait que Tacite s'est particulièrement inspiré de Virgile.

P. VÁ CZY

ARRABONA (GYÖR) AN DER WENDE DER ANTIKE UND DES MITTELALTERS

NACH ATTILAS TOD

Seit dem Erscheinen der Hunnen im Karpatenbecken hatte das West-römische Reich aufgegeben, Pannonien zu verteidigen und unmittelbar zu verwalten. Mit zwei Verträgen (vor 409 und um 433) überließ das Reich die Provinz den Neuankömmlingen und begnügte sich mit einer nominellen Anerkennung seiner Oberherrschaft.¹ Nach dem Muster der mit den Hunnen geschlossenen Verträge waren auch Übereinkommen mit den Germanen verfertigt, von welchen die Hunnen samt ihren noch treu gebliebenen Verbündeten beim pannonischen Flusse Nedao besiegt wurden; Pannonien wurde nun von den verschiedenen germanischen Stämmen abwechselnd in Besitz genommen. Auf Grund solcher Verträge herrschten statt des fernen Kaisers die Ostgoten, die Skiren, Herulen und schließlich die Langobarden. Sie erhielten vom Kaiser ein jährliches Geschenk und versahen ihn gelegentlich mit Söldnern.² Es lag

¹ A. ALFÖLDI: Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien. II. Berlin 1926. 85 ff.; P. VÁ CZY: A hunok Európában (in: Attila és hunjai, hrsg. von Gy. NÉMETH. Budapest 1940.). 81. Ostpannonien ist bereits 409 nicht mehr in römischen Händen (Zosimos V 46, 2 ed. MENDELSSOHN S. 276 aufgrund des Olympiodoros), doch der Limes steht 404 noch an der Donau und am Rhein (Claudianus, De VI. cons. Hon. v. 413 ff.). Der wahrscheinliche Zeitpunkt der Übergabe ist 408. (E. DEMOUGEOT: De l'unité à la division de l'empire Romain. Paris 1951., 207 ff., 363, ff., 501 ff.), und nicht, wie bei ALFÖLDI: 406. Vgl. A. MÓCSY: Pauly-Wissowa, Realencyclopädie, Suppl. IX 1962, 577 ff., s. v. Pannonia. Laut einer neueren Ansicht löste sich die römische Verwaltung erst um 488 auf, und die Hunnen erhielten 433 Pannonien II aufgrund eines *foedus* (L. VÁRADY: Das letzte Jahrhundert Pannoniens. Budapest 1969. 245, 251 ff., 346 ff.).

² Laut der Vereinbarung vom Jahre 424 verfügte Byzanz über Ostpannonien. So schloß schon Marcianus mit den Ostgoten ein Bündnis. Daß die Ostgoten vom Balaton östlich gewohnt hatten, folgt aus Jordanes, Getica cc. 264, 268 ed. TH. MOMMSEN 126, 127; Eugippius, Vita Sancti Severini c. 5, 1 ed. R. NOLL. Berlin 1963. 64, wo der Ausdruck *ex inferiore Pannonia* steht. Für den Aufenthaltsort der Ostgoten s. P. VÁ CZY: Eugippiana (Annales Univ. Sc. Budapest, Sectio Hist. III, 1961) 52 und Anm. 62. Die Ansicht L. VÁRADYS ist in dieser Beziehung nicht überzeugend (a. a. O. 336–37). Die Herulen besaßen Pannonien II als Verbündete von Byzanz (Menandros fr. 9 ed. Frag. Hist. Gr. IV; Exc. leg. ed. DE BOOR 443–444). Nach der Niederlage der Herulen rückten die Langobarden schon unter der Regierung Wachos (539) in die Reihe der Verbündeten von Byzanz (Prokopios, De bello Goth. II 22 ed. Bonn, 236). Sie siedelten sich in Pannonien, nördlich von der Drau an, erst 547–48 rückten sie mit der Genehmigung von Justinianus bis zur Save (Prokopios, de bello Goth. III 33 ed. Bonn. 418). Die Langobarden sind auch bei Jordanes (Romana c. 386 ed. Mommsen 52) als Verbündete von Byzanz geschildert.

nicht mehr im Interesse der Barbaren, Bewohner und materielle Güter der Provinz auszurotten bzw. zu vernichten und dies trug viel dazu bei, daß die Provinzialbevölkerung von einer mehr illyrisch—keltischen als römischen Abstammung erhalten geblieben war.³

Auch Arrabona blieb von diesen Veränderungen nicht verschont. Obwohl sie vom Anfang an neben Mursella (Kisárpás)⁴ in den Hintergrund gedrängt wurde, als eine gut ausgebaute Brückenkopfstellung der «den großen Sumpf» durchquerenden, entlang der Donau führenden Straße kam sie dennoch öfter in die Hände verschiedener germanischer Stämme.

Zuerst zog eine skirische Wache in die Stadt ein; nach dem Niedergang des hunnischen Reiches drangen nämlich die Skiren, zusammen mit ihren Verbündeten, den Herulen, in das Gelände zwischen dem Wienerwald und dem Fertő (Neusiedlersee) —Hanság (Wasen), ins «Heim der Bojer», und nahmen gleichzeitig die einstigen Brückenkopfstellen der Bojer auf der Raab: Mursella und Arrabona ein. In dieser Zeit wurde das benachbarte Noricum Ripense noch von den ortsständigen Römern selbst verwaltet, unter der Führung eines heiligen Mannes, namens Severinus, der mit der königlichen Dynastie der Skiren durch eine persönliche Freundschaft verbunden war. Bevor er noch nach Rom zog um sein Glück zu versuchen, suchte Odovakar, der Sohn des skirischen Fürsten Edika, Severinus auf, um ihn um seinen Segen und Rat zu bitten (467).⁵

471 verließen die Ostgoten Pannonien. Die Herulen — nachdem sie sich mit den aus Skandinavien gekommenen Stammesbrüdern ergänzt hatten — breiteten ihre Herrschaft auf das ganze Pannonien, ja sogar auf die nördlich von der Donau liegenden Gebiete, auf das heutige Oberösterreich (Rugilanda, nach 489) aus, wohin in der Zwischenzeit die Langobarden von Norden her gezogen waren.⁶ Die Herulen konnten ihr mächtiges Reich nur dadurch erhal-

³ Z. B. bleiben die Herulen nicht in der früheren Heimat der Rugier, da diese ein Ödland war (Prokopios, *De bello Goth.* II 14 ed. Bonn 202).

⁴ Mursella war ein Municipium, Arrabona jedoch nicht (A. Mócsy: *Die Bevölkerung von Pannonien bis zu den Markomannenkriegen.* Budapest 1959. 53). Arrabona gehörte zu Carnuntum (ebd. 52).

⁵ Eugippius, *Vita S. Severini* c. 7 ed. R. NOLL 68. Vgl. noch c. 32 und c. 44, 4, 5 ed. 98 und 112. Da die Rugier von den Kleinen Karpaten westlich wohnten, die Quaden aber östlich, können wir die Skiren nicht nördlich, sondern nur südlich von der Donau setzen, in die Nähe Noricums. Dementsprechend bezieht sich die Angabe von Jordanes (*Getica* c. 275—276 ed. MOMMSEN 129) auf die Zeit, wo sie sich noch um die Mündung der Theiß unter hunnischer Oberherrschaft aufhielten. Vgl. A. ALFÖLDI: a. a. O. 103; L. SCHMIDT: *Geschichte der deutschen Stämme. Die Ostgermanen.* München 1934. 98; E. SCHWARZ: *Germanische Stammeskunde.* Heidelberg 1956. 51 ff.; L. VÁRADY: a. a. O. 339.

⁶ Die Herulen breiteten ihre Macht aus Westpannonien teils auf das verlassene Land der Ostgoten, teils auf das der Langobarden aus, die sich nördlich der Donau, auf dem einstigen Land der Rugier niederließen (489). Für die Angaben s. Prokopios, *De bello Goth.* II 14 ed. Bonn 200—201; *Origo gentis Langobardorum* c. 3 ed. MG SS rer. Langobardorum 3; Paulus diaconus. *Hist. Lang.* I c. 20 ed. ebd. 57. Anders L. SCHMIDT: a. a. O. 550 ff.; E. KLEBEL: *Probleme der bayerischen Verfassungsgeschichte.* München 1957. 34; E. SCHWARZ: a. a. O. 104 ff.

ten, daß sie die Hauptverbindungsstraßen besetzten, so u. a. die zwei Flußübergänge der Raab: Mursella und Arrabona.

Die Herrschaft der Herulen war jedoch nicht langlebig. Die Langobarden zogen noch zu Zeiten ihres Königs Tato nach dem Süden jenseits der Donau, ins Wiener Gebiet, in ihrer Sprache «Feld» genannt, und besetzten auch die benachbarten Gebiete der Kleinen Ungarischen Tiefebene; schließlich kam es zwischen ihnen und ihren bisherigen Herren, den Herulen, zu einer Entscheidungsschlacht (zwischen 507 und 511), wo die letzteren unterlagen. Nach einer langobardischen Überlieferung hielten sie sich nur «drei Jahre lang», d. h. kurze Zeit in ihrem Land, genannt «Feld», woraus aber folgt, daß sie nach dem erfochtenen Siege gleich das ganze Transdanubien in Besitz nahmen, wodurch sie unmittelbare Nachbarn der Gepiden geworden waren.⁷ Nach dem Zeugnis archäologischer Funde verließ das Volk in seiner Mehrheit sein bisheriges Siedlungsland und hielt dort lediglich eine Kriegsbesatzung, u. zw. im Wiener Becken, in Rugilanda, in Mähren und Böhmen, doch wurde die Verbindung mit Thüringen noch nicht völlig unterbrochen. Langobardische Funde aus Hegykő an der Soproner Straße, wie auch aus Bezenye, auf der Straße zwischen Hainburg und Győr gelegen, veranschaulichen es gut, daß Arrabona noch in der Zeit der langobardischen Herrschaft ihren vornehmen Platz im Straßennetz behielt.⁸

DIE ANSIEDLUNG DER AWAREN

Alboin, König der Langobarden, hatte dafür einen hohen Preis zu zahlen, daß der awarische Kagan Bajan sich mit ihm gegen die Gepiden verbün-

⁷ Aus dem Text der *Origo* c. 4 (ed. SS rer. Lang. 3) wird es eindeutig klar, daß das *Feld* weder mit Rugiland, noch mit Pannonien identisch ist, das nach der Niederlage der Herulen erobert wurde. Den Zeitpunkt des Sieges über die Herulen setzten wir aufgrund von Marcellinus comes (MG Auct. Ant. XI 98 a. 512) und Cassiodorus (*Variae* IV 45 ed. MOMMSEN 134–135) fest. Die Langobarden gerieten schon zu Zeiten ihres Königs Wacho mit den Gepiden in Konflikt, da jene die besiegten Herulen unter ihren Schutz nahmen, sie dagegen mit den Byzantinern Freundschaft geschlossen hatten. Die Angabe des Prokopius, *De bello Goth.* III 33 ed. Bonn 418 bezieht sich auf das Gebiet südlich der Drau, was auch von der Erwähnung der *Civitas Noricum* unterstützt wird. Vgl. E. SCHWARZ: a. a. O. 194 ff.; J. WERNER: *Die Langobarden in Pannonien*. Textteil. München 1962. 9–13, wo wir das Schrifttum der diskutierten Frage finden.

⁸ Das Denkmalmaterial der Langobarden an ihren früheren Siedlungsgebieten wird von J. WERNER: a. a. O. 91–112 gewertet. Vgl. weiters: H. MITSCHA-MÄRHEIM: *Neue Bodenfunde zur Geschichte der Langobarden und Slawen im österreichischen Donauraum*. Festschrift f. R. Egger. II. Klagenfurt 1953. 355–376; E. BENINGER: *Die Langobarden an der March und Donau*. (Hrsg. v. H. REINERTH: *Vorgeschichte der deutschen Stämme*. II. Leipzig–Berlin 1940.) 827 ff., dessen Fundkarte von H. PREIDEL: *Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens*. I. München 1956. 60 ff., 119–121, mit neuen Angaben erweitert wurde. Für das ungarländische Fundmaterial s. I. BÓNA: *Die Langobarden in Ungarn*. Budapest 1956 (Várpalota, Bezenye); ders.: VI. sz. germán temető Hegykőn. Soproni Szemle 17 (1963). Weitere germanische Funde sind aus Dunaszeg. (Szigetköz, 5. Jh.), aus Gyirmót an der Straße nach Szombathely und vom Gebiet Győr-Innere Stadt (Széchenyi tér, 5. Jh.) bekannt. Einem bestimmten Volke können wir aber keins davon zuschreiben (S. MITHAY: *Régészeti adatok a győri járás történetéhez*. 1956. 14, 26, 32).

det hatte: laut ihrer Vereinbarung wurde den Awaren auf jeden Fall ein Zehntel des Viehs aus Alboins Lande zugestanden, und im Falle eines Sieges die Hälfte der Beute, wie auch das ganze Gepidenland (Ende 566). Das Schicksal war zu Alboin günstig, so daß er auch ohne awarischer Hilfe siegen konnte (567), nun nahmen seine Verbündeten das Land der Gepiden, d. h. Siebenbürgen mit der Theißegend, ohne Blutvergießen und mit geringer Mühe in Besitz; Sirmien aber wurde von der gepidischen Wache noch zur rechten Zeit den Byzantinern übergeben. Gleichzeitig mit der neuen Landnahme gaben die Awaren ihr altes Land um die Mündung der Donau auf und richteten den Sitz des Kagans in «Gepidien», an der Theiß ein.⁹

Die Langobarden wurden vom gepidischen Kriege so erschöpft, daß sie es nicht abgewartet hatten, bis die Awaren die «ewige Freundschaft» aufkündigten, sondern übergaben ihnen laut Vertrag ihr ganzes Land, während sie — mit den verbündeten Völkern — nach Italien zogen (Frühjahr 568). Pannonien wechselte wieder ohne Kriegsverwüstungen den Herrn. Als 578 der byzantinische Kaiser einen Gesandten zu Bajan schickte, war der Kagansitz nicht mehr in Gepidien, sondern westlich von der Theiß.¹⁰

Mit den Awaren begann ein neues Kapitel in der Geschichte Pannoniens. Die unruhigen Umzüge der Germanen hörten auf, das neue «hunnische» Reich sicherte den Frieden für die innerhalb seiner Grenzen lebenden Völker. Die politische Einheit des Donaubeckens wurde verwirklicht: von den Karpaten bis zur Adria, westlich bis zu den Flüssen Enns und Steyr herrschte der Kagan.¹¹ Umso auffallender ist es, daß der hochmütige Kagan Bajan für das einverleibte

⁹ Unsere Hauptquellen waren Menandros fr. 24—28 ed. *Fragm. Hist. Gr. IV*; Exc. leg. ed. DE BOOR 454—459 und Origo c. 5 ed. MG SS rer. Langobard. 4. Vgl. T. NAGY: *Studia avarica I. Antiquitas Hungarica* 1 (1947) 56—63; I. L. KOVRIG: *Adatok az avar megszállás kérdéséhez. Arch. Ért.* 1955. 39 ff.; D. CSALLÁNY: *Archäologische Denkmäler der Gepiden im Mitteldonaubecken. Budapest* 1961. 317 ff. Die bisherige Forschung nahm die Angabe von Menandros fr. 27 am Ende des Textes nicht in Betracht, obwohl diese u. E. auf den ersten Sitz des Kagans Bajan weist. Wir erfahren daraus, daß die Byzantiner den Awaren zuvorgekommen waren und Sirmium mit gepidischer Hilfe in Besitz nahmen. Bajan war genötigt, 568 von der Stadt mit leeren Händen abzuziehen, er übersetzte die Donau, um sich «im Lande der Gepiden festzusetzen». D. CSALLÁNY hält den Hauptsiedlungsort der Awaren in Gepidien irrtümlicherweise für endgültig (a. a. O.).

¹⁰ Menandros fr. 48 ed. *Fragm. Hist. Gr. IV*; Exc. leg. ed. DE BOOR 208—210) Ebd. für den Namen von Pannonien fr. 9 (*Pannonia secunda*), fr. 63 (Ober-Pannonien. ed. *Fragm. Hist. Gr. IV*; Exc. leg. ed. DE BOOR 443, 471. Temesvár als Sitz: N. FETTICH: *Das awarenzeitliche Gräberfeld von Pilismarót-Basaharc. Budapest* 1965. 99 ff.

¹¹ *Annales q. d. Einhardi* a. 791 ed. FR. KÜRZE 89; *Annales s. Emmerammi maiores* ed MG SS XXX/2 735. Die bayerischen Siedler überschritten den Fluß Traun nicht, so daß zwischen Traun und Enns auch am fränkischen Gebiet ein Verteidigungsgürtel lag. Die awarische Grenze zog dagegen von der Stadt Steyr den Fluß Steyr entlang und sperrte die durch den Pyrnpaß nach Wels führende Hauptstraßenlinie. Bei Kremsdorf kamen Gräber einer unter awarischem Führer dienenden karantanen Wache zutage. Vgl. E. BENNINGER—AE. KLOIBER: *Oberösterreichische Bodenfunde aus bayerischer und frühdeutscher Zeit. Jahrbuch des oberöstr. Musealvereines* 107 (1962) 125—250, über den awarischen Fund unter Nr. 44. In diesem Sinne müssen wir den Standpunkt J. DEÉRS bezüglich der Grenze korrigieren (Karl der Große u. der Untergang des Awarereiches. Hrsg.: W. BRAUNFELS: *Karl der Große I. Düsseldorf* 1966. 2. Aufl. 741 ff.).

Pannonien das Besitzrecht des «römischen» Kaisers anerkannt hatte. Bei der ersten Gelegenheit schickte er eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, um von dem byzantinischen Kaiser Justinos die Bekräftigung seines pannonischen Besitzes zu erbitten (570).¹²

Wie groß auch immer das Awarenreich war, wurden von den Ankömmlingen nur die Weideländer besetzt, d. h. das Wiener Becken, die mährische Ebene, die Kleine und Große Ungarische Tiefebene, wie auch Siebenbürgen.¹³ Das versumpfte Delta der Raab war für die Viehhaltung günstig.¹⁴ Aus dem großen awarischen Gräberfeld von Győr kamen Überreste von Hühnern, Gänsen, Enten, spärlicher von Schafen und Schweinen zutage, Pferdeknochen jedoch fehlen. In anderen awarischen Gräberfeldern stammt dagegen der Großteil der Knochen von Rindern. Wir würden von der awarischen Hirtenwirtschaft zweifellos ein falsches Bild erhalten, sollten wir daraus auf eine sesshafte Lebensweise oder auf einen Rückgang der Pferdezucht schließen.¹⁵ Die Grabbeigaben sollten, den religiösen Vorstellungen entsprechend, für die jenseitigen Bedürfnisse des Toten sorgen, doch riefen sie für ihn die Gesamtheit des irdischen Lebens nicht zurück. Die Auswahl der zum Totenmahl bestimmten Tiere durfte auch von vielen Faktoren abhängen, deshalb kann die Liste der Grabfunde notwendigerweise unvollkommen sein. Obwohl das Vorhandensein von Geflügel und Schweinen auf eine sesshafte Lebensweise weist, mochte doch ihre Anzucht auch der unterworfenen Bevölkerung oder den Winterquartieren obliegen.¹⁶ Soviel ist aber sicher, daß die Awaren zur Zeit der Inbesitznahme Pannoniens noch eine nomadische Lebensweise führten. Laut der Aufzeichnung des zuverlässigen Menandros zog der Kaiser Justinos II. den Krieg der Erfüllung der übertriebenen awarischen Forderungen vor, da «mit den nomadischen und hergelaufenen Awaren die Freundschaft viel beschwerlicher sei, als der Krieg». Die Bedeutung des Wortes «Nomade» ist aber bei Menandros ganz eindeutig, er hält nämlich auch die Araber für solche.¹⁷

¹² Menandros fr. 33 ed. *Fragm. Hist. Gr. IV*; Exc. leg. ed. DE BOOR 459. Die Jahreszahl kann auch 573 sein.

¹³ Wir haben das für Weideland geeignete Gebiet (R. Soó: *Floren- u. Vegetationskarte des historischen Ungarn*. Budapest 1933.) mit der Fundkarte verglichen. (D. CSALÁNY: *Archäologische Denkmäler der Awarenzeit in Mittel-Europa*. Budapest 1956. Karte, weiters H. MITSCHA-MÄRHEIM: *Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren*. Wien 1963. Karte auf S. 183).

¹⁴ A. BÖRZSÖNYI: *Győri temető a régibb középkorból*. *Arch. Ért.* 1904. 16–17. Über die großangelegte Viehzucht der Awaren schrieb A. KOLLAUTZ in seiner Studie: *Die Awaren*. *Speculum* 5 (1954) 160 ff.

¹⁵ S. BÖKÖNYI: *Examen des os d'animaux découverts au cimetière avar de Kiskőrös-Városalatt* (in: Gy. LÁSZLÓ: *Études archéologiques sur l'histoire de la société des avars*. Budapest 1955.) 211 ff.

¹⁶ S. BÖKÖNYI (a. a. O.) und J. DEÉR (a. a. O. 763, 772) schließen aus den Grabfunden auf einen Rückgang der awarischen Viehzucht und auf einen Übergang zu einer sesshaften Lebensweise.

¹⁷ Menandros fr. 28 ed. *Fragm. Hist. Gr. IV*; Exc. leg. ed. DE BOOR 459. Die Sarazenen sind Nomaden. Menandros fr. 17 ed. *Fragm. Hist. Gr. IV*; Exc. leg. ed. DE BOOR 449. Theophylaktos Simokattes (*Historiae* I, 3 ed. Bonn 38; ed. C. DE BOOR, Lipsiae 1887. 44) kennt, höchstwahrscheinlich Menandros folgend, die Awaren gleichfalls als Nomaden.

Wenn aber die Awaren noch zur Zeit der Besetzung Pannoniens Nomaden waren, wählten sie auch die Siedlungsgebiete ihrer Lebensweise entsprechend aus.

Auch die Gemarkung von Győr wurde von den Awaren an jenen Stellen besiedelt, wo man die besten Weideländer fand. Sie vermieden die antike Stadt mit ihren Randansiedlungen und fühlten sich besser außerhalb der Häuser, auf den freien Gefielden, auf den mit Wassertümpeln unterbrochenen Weideländern. Die erschlossenen Gräberfelder zeigen mit Sicherheit die Stellen, wo sich das awarische Volk am längsten aufhielt. Anfang dieses Jahrhunderts wurden südlich von der Stadt, im sumpfigen Nádorváros, im früheren Téglavető-dűlő 889 Gräber erschlossen. Ein Teil des Gräberfeldes wurde jedoch schon früher gestört und die Freilegung eines weiteren Teiles erfolgte nicht. Ein Fundmaterial aus der frühen wie auch späten Awarzeit (6. bis 9. Jh.) kam hier zutage.¹⁸ Von dieser Stelle in südlicher Richtung gelegen, gegenüber der Eisenbahnstation Győr-Szabadhegy, stieß man auf ein awarisches Reitergrab. Die Pápaer Landstraße entlang wurden gleichfalls awarische Gräber entdeckt. Der zur heutigen Gyárváros gehörende Flugplatz barg weitere awarische Gräber. Um die Mitte der Lehelgasse wurde ein anderes awarisches Gräberfeld freigelegt.¹⁹

Im Gegensatz zu der awarischen Begräbnissitte schlossen sich die Germanengräber der Völkerwanderungszeit eng an die römischen Gräber an, diese aber an das keltische Gräberfeld. Daraus ist aber festzustellen, daß Römer wie Germanen sich nicht von den Urbewohnern absonderten, sondern mit ihnen in einer Lebensgemeinschaft gelebt hatten. Die illyrischen und keltischen Heiligtümer und Siedlungen entstanden auf Hügeln, die sich aus dem Terrain erhoben hatten. Der Kalvarienhügel von Győr mochte eine richtige keltische Akropolis gewesen sein, mit einem Gräberfeld, das sich in der Richtung der Mündung der Raab, die heutige Kálváriastraße entlang erstreckte. Das andere keltische Zentrum ist um die heutige Spiritusfabrik und den Wasserturm zu suchen, gleichfalls auf einem Hügel, der aber seither abgetragen wurde. Diese beiden befestigten Siedlungen waren geeignet, die zum Übergang der Raab führende Straße zu kontrollieren. Arrabona war nur eine vorgeschobene Brückenkopfstellung der Bojer, ihr wirkliches Siedlungsgebiet lag, wie wir festgestellt haben, zwischen dem Neusiedlersee und dem Wienerwald. Die Römer ließen die keltischen Siedlungen ungestört, ihr eigenes Castrum wurde genau bei der Übergangsstelle, auf dem Káptalanhügel errichtet, die *canabae* wurden östlich davon, in der Achse der die Donau

¹⁸ N. FETICH: Győr története a népvándorlásokkorban. Győr 1943. 11–44, 46; GY. LÁSZLÓ: Études archéologiques sur l'histoire de la société des avars. Budapest 1955. 53–92.

¹⁹ N. FETICH: Győr 4–5, 49; S. MITHAY: a. a. O. 38–39, 44; D. CSALLÁNY: Archäologische Denkmäler der Awarzeit Nr. 321–325.

entlang führenden Straße gebildet. In diesem römischen Siedlungsraum sind auch Spuren von Germanen gefunden worden.²⁰

Dies alles mußte festgestellt werden, um das Verhältnis zwischen den Awaren und der Provinzbevölkerung zu erleuchten. Die antike Siedlung Arrabona erstreckte sich vom Kalvarienhügel bis zur Gyárváros (Fabrikstadt), und folgte der Richtung des Ufers in einer L-Form. Die Awaren ließen ihre Herden südlich und östlich von diesem Siedlungsgürtel weiden, dort schlugen sie ihre Zelte auf. Vom Szabadhegy konnten sie das Gelände von Győr gut übersehen. Zur Verteidigung ihrer Siedlungen benützten sie eine natürliche Sperre von Sümpfen und Wasserläufen.²¹

Zwei Welten lebten hier voneinander gesondert: die eine wurde durch die alte Provinzbevölkerung gebildet, die vermindert, verarmt, auch fremde Elemente aufsaugend doch die Hinterlassenschaft der Antike ins Mittelalter hinüberrettete.²² Die andere entstand in einer angemessenen Entfernung davon, auf den Grundlagen der asiatischen Hirtenkultur: diese gehörte den awarischen Eroberern.

URSPRUNG DES NAMENS GYŐR

Eine bis heute wahrnehmbare Folge dieser Abgesondertheit ist der Name Győr, den die antike Arrabona erhielt. Die antike Namengebung faßte den Fluß mit der an seinen Ufern entstandenen menschlichen Siedlung in eine Einheit zusammen: aus dem Flußnamen Arrabo Ἀραβών, wurde der Stadtname Arrabona gebildet.²³ Die wandernden Schwärme der Germanen stören noch die Einheit der antiken Namengebung nicht, die durch fränki-

²⁰ Die Ostgrenze der Civitas Boiorum: K. SÁGI: Adatok a pannóniai civitasok területének és etnikumának kérdéséhez. Soproni Szemle 9 (1955) 43–48; A. MÓCSY: Die Bevölkerung von Pannonien. 40 ff.; L. BARKÓCZI: The Population of Pannonia from Marcus Aurelius to Diocletian. Acta Arch. Hung. 16 (1964) 257 ff. Für Kelten und Römer in Győr vgl. I. HUNYADI: Kelták a Kárpát-medencében. Leletanyag. Rég. Füz. I. 1–2. Budapest 1957; S. MITHAY: a. a. O. 20 ff.

²¹ Für das Verhältnis von Landschaft und Siedlung: E. LOVAS: Győr város kialakulásának vázlata. Győri füzetek 2. 1940. Hier werden die Győr umgebenden Wasserringe erwähnt; V. BORBIRÓ I. VALLÓ: Győr. Budapest 1956. 17–32.

²² Die Mehrheit der Forscher bezweifelt die Möglichkeit einer partiellen Erhaltung der Provinzbevölkerung und messen jenen Angaben eine besondere Wichtigkeit bei, welche über die massenweise vollzogene Flucht der «Pannonier» berichten, besonders in Verbindung mit dem Erscheinen der Hunnen (405–406) und der Awaren (568). Mit der Frage und der darauf bezughabenden Literatur befaßte sich unlängst A. KISS: Pannonia római kori lakossága népvándorláskori helybenmaradásának kérdéséhez. Janus Pannonius Múzeum Évk. 1965. 81–123.

²³ Über den antiken Namen Győrs: CHR. J. GUYONVARCH: Arrabona, Arabo, Aravisci. Arrabona 5 (1963) 91–100, seine Erklärung ist jedoch nicht überzeugend. Der Flußname Arrabo bezieht sich zum Ortsnamen Arrabona wie die illyrischen Namen Νάρον zu Ναρόνα und Salon zu Σαλώνα. (H. KRAHE: Die Sprache der Illyrier. I. Wiesbaden 1955. 98–99.)

sche Vermittlung, in dem identischen deutschen Namen der Stadt und des Flusses — Raab — bis heute erhalten geblieben ist. Die Ungarn hatten die fränkische Tradition nicht übernommen: wären sie der fränkischen Namensgebung gefolgt, würde der Name von Fluß und Stadt heute gleichfalls Rába sein, dagegen heißt die Stadt heute ungarisch Győr, der Fluß jedoch Rába nach dem antiken Namen.

Drei Formen des Namens Győr sind uns aus den Denkmälern der Árpádenzeit bekannt. Am frühesten erscheint die Form *Jaur*, so schon in der Stiftungsurkunde des Pécs-er Bistums (1009 *in civitate Jauriana*), dann in einer päpstlichen Bulle aus dem Jahre 1002 (*in episcopatu Jauriensi*), später vom 13. Jh. an immer öfter (1205 *Jauriensis*, 1222 *dass. usw.*).²⁴ Im frühen 12. Jh. taucht zuerst die Variante des Namens mit einem hohen Vokal auf: *Geur* (1116–1131, 1137)²⁵, welche auch in der Form *Geuru* (1220) vorkommt.²⁶ Schließlich lesen wir in einer Originalurkunde um 1142 bis 1146 *Gourin* im Sinne von «Győrön», d. h. zu Győr.²⁷ Diese Varianten zeugen davon, daß vom Namen Győr mehrere Spielarten entstanden, die miteinander wetteiferten. Alle Varianten haben gemeinsam, daß sie einen Diphthong, u.zw. *ay*, *ou*, *ëü* aufweisen. Das lange *ö* des heutigen Namens Győr ist eigentlich aus diesem Diphthong entstanden.²⁸

Da Győr von Sümpfen umgeben, auf drei Hügeln erbaut wurde, versuchte man seinen Namen aus dem ungarischen Worte *gyűr*, Höcker oder Hügel bedeutend, zu erklären. Doch war das *ü* von *gyűr* immer kurz, was auch aus

²⁴ Die Gründungsurkunde des Pécs-er Bistums (1009; I. SZENTPÉTERY: *Regesta regum I* Nr. 5), obwohl sie nur aus einer Umschrift bekannt ist, müssen wir sie für eine vollbeglaubigte Urkunde halten. Mehr Zweifel läßt die päpstliche Bulle von Paschalis II aus dem Jahre 1102 aufkommen: *Pann. rendt. I* 593. Aus einer geradezu gefälschten Urkunde stammt die folgende Angabe: 1186 Mon. Strig. I 132 (I. SZENTPÉTERY: *Regesta reg. Nr.* 146.). Vgl. mit einer Angabe *Jauriensis* eines päpstlichen Erlasses aus dem Jahre 1240 (*Pann. rendt. I* 789). Andere Daten: 1205 Mon. Strig. I 180 aus dem Registrum von Papst Innozenz III; 1222 ebd. I 236, die Goldene Bulle, usw.

²⁵ *Pannonhalmi rendt. I* 595, 596. Originalurkunden.

²⁶ *Registrum Varadinense*, aus dem Jahre 1550, ed. J. KARÁCSONYI Nr. 270 p. 254.

²⁷ *Pann. rendt. I* 597. Originalurkunde. I. KNEZSA (Helyesírásunk története a könyvnyomtatás koráig. Budapest 1952. 24) und BÁRCZI (Magyar hangtörténet. Budapest 1958. 2. Aufl. 94) sehen in der Schreibweise *ou* den Grad *öü* > *ö* des Diphthongs *ëü*. U. E. entspricht die Form *ou* eigentlich dem Diphthong *ay* und ist die tieflautige Variante der Form *Geur*. Der Buchstabe *o* kann nämlich nicht nur den Laut *o*, sondern auch den kurzen Vokal *a* bezeichnen. Vgl. G. BÁRCZI: *Magy. hangtört.* 44, 55.

²⁸ Die Form *Jaur* scheint die ältere, *Geur* die jüngere zu sein. Die beiden Varianten liefen parallel. Zur Zeit der Entfaltung der urkundlichen Praxis war die Form *Jaur* mehr verbreitet. Dies war die Ursache, daß unsere lateinsprachige schriftliche Praxis der Form *Jaur* treu geblieben ist. Die Erklärung von I. KNEZSA ist in dieser Frage nicht überzeugend (a. a. O. 70–71). Danach sollten jene Mitglieder des Győrer Kapitels, deren Muttersprache die deutsche war, die Variante mit dem Anfangsbuchstaben *J* verbreitet haben. Es gibt Beispiele für zweierlei Schreibweisen eines und desselben Wortes: *gyula* wird auch *jula* geschrieben, unser Wort *jár* hat eine Form *gyere*, die Form *járt* kommt neben *gyárt* vor, usw. Was wesentlich ist: in beiden Varianten birgt der Name (*Geur* ~ *Jaur*) einen Diphthong in sich.

der Schreibart *diur* (wo *di* den Konsonanten *gy* bedeutet) — und *gyur* (lies: *gyür*) hervorgeht. Győr kann also mit *gyür* nicht identisch sein.²⁹

Ebensowenig kann der Baumname *gyűrű* mit dem Ortsnamen Győr in Verbindung gebracht werden, der Vokal *ü* der ersten Silbe ist nämlich kurz und ist auf einen *i* zurückzuführen (1193 lautet das türkische Lehnwort *gireu* — im Kazantatarischen *jirek*, usw.).³⁰

Einige Forscher brachten den Namen Győr noch in den neuesten Zeiten mit dem ungarischen Wort *gyűrű* «Ring» in Verbindung. Die Awaren sollten nämlich ihren Sitz und ihre Festungen in Kreisform gebaut haben, und Győr wäre auch von einem solchen awarischen Ring umgeben. Karolingische Annalen — die *Annales Laurehamenses* — beschreiben tatsächlich den Sitz der Awaren so, daß daselbst der Kagan sich mit den Vornehmen von Zeit zu Zeit zwecks Beratungen versammelte, «was auch in unserer Sprache *Hringe* genannt wird». Der Verfasser deutet auf den Gerichtstag hin, deutsch Ring genannt.³¹ Daraus folgt aber keineswegs, daß der Sitz des Kagans ringförmig gewesen wäre. Eine andere Quelle des Irrtums ist die Beschreibung von Notker Balbulus (883) der neun Verteidigungsringe der Awaren. Die neun *circuli* sind offenbar nicht auf die äußere Form der Befestigungen zu beziehen, sondern auf den mehrfachen Verteidigungsgürtel, welcher das Awarenreich durch verschiedene Sperren und Verteidigungszonen umgab. Die einzelnen Sperrforts wurden laut dem Verfasser aus Balkenholz gebaut, was gleichfalls einer Annahme widerspricht, wonach sie ringförmig gewesen wären.³² Die Ring-

²⁹ 1252 *Harsandiur*; usw. S. I. KNEZSA: a. a. O. 48; 1309 *Peturgyure* (Szamota — Zolnai, M. Okl. szótár 326). Unser Wort wurde von B. SZÓKE (Magyar Nyelv XLIX 202) mit Győr in Zusammenhang gebracht. Vgl. L. BENKÓ: A magyar nyelv tört.-etimológiai szótára. I. Budapest 1967. 1140.

³⁰ J. MIKOS: A fehérvári keresztesek 1193. évi oklevele. Budapest 1936. 24; der Unterschied zwischen Győr und gyűrűfa wird von den zweierlei Schreibweisen beleuchtet: *gireu* steht der Form *geuriensi* gegenüber. Andere Angaben: 1268 Mon. Strig. I 556 *Gyrowbukur* (Szamota — Zolnai, M. Okl. szótár 327); usw. Für das kazanische Wort: G. BALINT: Kazáni-tatár szótár. 84. Ebenso im Baschkirischen «égerfa», «Erlenbaum» (W. PRÖHLE: Keleti Szemle V 248), tschuwassisch *širak* (H. PAASONEN: Csúvas szójegyz. 137); usw. Seine Etymologie s. L. BENKÓ: TETsz I. 1140 — 41.

³¹ *Annales Laurehamenses* a. 796 ed. MG SS I 37 (Pippin) *perrenit ad locum, ubi reges Avarorum cum principibus suis sedere consuevi erant, quem et in nostra lingua Hringe nominant*. Aufgrund dieses Textes meint A. KOLLAUTZ (a. a. O. 164 — 68), daß auch im Awarischen der Hauptsitz und der Ring mit demselben Wort ausgedrückt wurde. So ein Wort ist das mongolische *kürjān*. In dem folgenden deutet er den Namen Győr als «gyűrű», «Ring», und nimmt an, daß auch der Sitz des Kagans hier gewesen ist. Dieser Annahme widersprechen jedoch alle Quellen, welche den Feldzug Karls des Großen vom Jahre 791 beschreiben. Hätte Karl den Sitz des Kagans tatsächlich erreicht, würde diese Tat von den Annalisten nicht verschwiegen worden sein. Für die Bedeutung des deutschen Ring: M. LEXER: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Leipzig 1952. (26. Aufl.) *rinc*; J. und W. G. GRIMM: Deutsches Wb. VIII. Leipzig 1893. 984 — 93; TRÜBNERs Deutsches Wb. hg. v. W. MITZKA. V. Berlin 1954. 409 *Ring*.

³² Notker Balbulus, *Gesta Karoli Magni* imp. Lib. II c. 1 ed. H. F. HAEFELE. Berlin 1959. 49 — 51 *novem hegin*. Für das deutsche Wort Hag: M. LEXER: a. a. O. *hegen*; FR. KLUGE: Etym. Wb. der deutschen Sprache. Berlin 1957. 17. Aufl. 280. Aus der Literatur des awarischen «Ringes» H. MITSCHA-MÄRHEIM: Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren 152 — 53, 155 — 57; B. SZÓKE: Az avarok Hringje. Arch. Ért. 87 (1960) 61 — 63; J. HARMATTA: Adatok az avar Hring kérdéséhez. Ebd. 63 — 64.

Hypothese wird übrigens auch von der sprachgeschichtlichen Untersuchung nicht unterstützt. *Gyűrű* ist ein altes türkisches Lehnwort in unserer Sprache, aber aus dem ungarischen wie auch dem entsprechenden türkischen Wort fehlt der für den Namen Győr so charakteristische Diphthong (um 1395 *gyrow*, um 1405 *gyru*, tschuwassisch *šarə*).³³

Übrigens ist es auch unsere Meinung, daß der Name der Stadt Győr nicht von den Ungarn, sondern von den Awaren gegeben worden ist. Die Verschiedenheit in der Schreibweise des Ortsnamens ist auf eine Schwankung in der Aussprache zurückzuführen, deshalb ist es wahrscheinlich, daß der Ortsname Győr in der ungarischen Sprache fremden Ursprungs ist.³⁴ Laut einer verbreiteten Auffassung wurde der Ortsname aus einem Personennamen, namentlich aus dem Namen des ersten Gespans gebildet. Wir finden tatsächlich Personenamen «Győr» in dem ungarischen Mittelalter.³⁵ Vom Geschlecht Győr wissen wir aber, daß es aus deutschem Gebiet nach Ungarn eingewandert war und auch seinen Stammbesitz im Komitat Mosony vom ungarischen König erhielt. In diesem Falle konnte es gerade umgekehrt geschehen sein: der Ortsname diene zur Grundlage des Personennamens.³⁶

GYŐR, STADT DES KAPKAN

Die Stadt Győr durfte ihren Aufschwung den Awaren verdankt haben. Im Altertum war sie lediglich ein Brückenkopf am Rande des großen Sumpfes, beim Flußübergang, in der Römerzeit wurde sie eine bescheidene Garnison am Limes, jetzt aber war sie zu einer Residenz vorgerückt. Im mächtigen Awarenreich war die Donau kein Grenzfluß mehr, wie unter den Römern, sondern eine Hauptader des wirtschaftlichen und politischen Lebens. Aus diesem Nomadenreiche waren die westlichen Länder am leichtesten durch das Donautal zu erreichen, und westliche Angriffe konnten meistens durch dieses Tor erwartet werden. Dieser schmale Korridor zwischen Wienerwald und Böhmer-

³³ Die frühesten Angaben des ungarischen Wortes s. L. BENKŐ: TESz I. 1141, wo auch die etymologische Erklärung des Wortes aus der altschuwassischen Form **fürü* zu finden ist. Für das tschuwassische Wort: H. PAASONEN: Csuvás szójegyz. 133. Die Varianten des Wortes wurden von A. J. JOKI: Die Lehnwörter des Sajansamojedischen. Helsinki 1952. 123 zusammengestellt.

³⁴ Ein fremdes *ayru* oder *oyru* wurde im Ungarischen leicht zu *eű* > *ő*. Vgl. G. BÁRCZI: Magyar hangtört. 94, 97 ff.

³⁵ Zweifellos ist die Benennung der Komitate Bars, Csanád, usw. auf Personennamen zurückzuführen, doch gehören Esztergom, Nyitra, usw. nicht mehr zu dieser Gruppe. *Győr* als Personennamen 1213 *Jewr* (Pann. rendt. I 624); 1221 *a Geur filio Geren* (ebd. I 651); (1276) *Geur comes* (I. Szentpétery, Reg. regum Nr. 2693). Im Personennamen finden wir ebenso einen Diphthong, wie im Ortsnamen.

³⁶ J. KARÁCSONYI: A magyar nemzetségek II, Budapest 1901. 94 ff.; Wappen ebd. III, 2. 83 ff., von J. CSOMA. Obwohl der verdiente Verfasser die Tradition der Chronisten über den fremden Ursprung des Geschlechtes bezweifelt, wird dies vom Namen Otto des Begründers des Klosters Zselic-Szentjakab bewiesen (L. B. KUMOROVITZ: A zselic-szentjakabi alapítólevél 1061-ből. Tanulmányok Budapest múltjából XVI 53–55).

wald wurde von den Awaren, als ein treffliches natürliches Hindernis, durch Befestigungen und Sperren in eine richtige Verteidigungslinie umgebildet. Die Kette der Festungen zog sich vom Wienerwald am rechten Ufer der Großen Tulln zur Donau und setzte sich dann an der Nordseite der Donau, am linken Ufer des Flusses Kamp fort; bei Horn kreuzte sie die nach Böhmen führende Straße.³⁷ Die eigentliche Grenze lag noch mehr westlich, entlang den Flüssen Enns und Steyr. Hinter der Verteidigungslinie zwischen dem Wiener- und dem Böhmerwald zog ein weiterer Verteidigungsgürtel — das Sumpfland vom Neusiedlersee und Hanság. Dieses tief gegliederte Verteidigungssystem war am leichtesten von Győr aus zu übersehen und zu verwalten. So wurde Győr zum Mittelpunkt der westlichen Markorganisation der Awaren, zu einer richtigen Grenzburg.

Einige Glieder des awarischen Verteidigungssystems sind bis zu unseren Zeiten erkennbar.

Abda, westlich von Győr, an der Donaustraße, war ein wichtiger Übergang und Zollstelle im ungarischen Mittelalter. Bis zum letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts floß die Rábca nicht bei Győr in den Donauarm, sondern sich schon bei Abda nach dem Norden wendend, bei einer kleinen Insel. Die Zeichnung von Nicolo Aginelli aus dem Jahre 1566 zeigt noch dieses alte Flußbett, doch auf einem Kupferstich aus dem Jahre 1594 sehen wir schon die heutige Mündung.³⁸

³⁷ Ann. regni Francorum a. 791 ed. Fr. Kurze 88; Ann. q. d. Einhardi a. 791 ed. ebd. 89. Die in der Quelle erwähnte *Comagenis* ist identisch mit der heutigen Stadt Tulln (G. PASCHER: Römische Siedlungen u. Straßen im Limesgebiet zw. Enns u. Leitha. Wien 1949. 153 ff.). Deshalb suchen wir den Brückenkopf an der Donau der awarischen Verteidigungslinie bei der Stadt Tulln. H. MITSCHA-MÄRHEIM (Gab es Awarenringe in Niederösterreich?: Jahrbuch f. Landeskunde von Niederösterreich 27 [1938] 28) bezeichnet das awarische Sperrfort bei St. Andrä. Hier stand vielleicht ein Binnenfort. (2. Verteidigungslinie). Die Lage der awarischen und ungarischen Verteidigungswerke wurde von R. BÜTTNER in seiner Studie «Befestigungsanlagen im Wienerwald um die Jahrtausendwende (Österr. Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl. Anzeiger Jg. 93. 1956. Wien 1957. 320—344), aufgrund von Ortsnamen und Fundumständen festgestellt. Die von ihm beschriebene Verteidigungslinie entstand jedoch erst nach dem Abkommen von Quedlinburg (973); die ursprüngliche awarische — und vermutlich die ursprüngliche ungarische — Verteidigungslinie stützte sich auf das rechte Ufer der Großen Tulln. In der Nähe von Horn — Gemarkung Großburgstall und Strögen — kamen steinerne Gedenksäulen zutage, welche von H. MITSCHA-MÄRHEIM den Awaren zugeschrieben wurden (Eine awarische Grenzorganisation des 8. Jh. in Niederösterreich? Jahrb. des Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz 4 [1957] 129 ff.).

³⁸ Aufgrund der Zeichnung Nicolo Aginellis entstand der berühmte Kupferstich von Hufnagel im Jahre 1597; dieser wurde von SZ. VILLÁNYI (Győr-vár és város helyrajza. Győr 1882. 7) und BORBIRÓ—VALLÓ (a. a. O. 98, 297) veröffentlicht und gewürdigt. Der Hufnagelsche Stich war also schon zur Zeit seiner Veröffentlichung veraltet. Der tatsächliche Zustand wird aus den Stichen von Balthasar Caimax (1594) und Joh. Siebmacher (1598) ersichtlich (BORBIRÓ—VALLÓ: a. a. O. 106—108). Die Hungaria von Miklós Oláh, c. VIII, 5 (1536) (ed. C. FERJESSY—L. JUHÁSZ: *prope Abdam pagum in Danubium exoneratur*) und eine Mitteilung von Pál Gregoriancz, Bischofs von Győr, aus 1558 (M. BÉL: *Adparatus* 104) bestätigen die Richtigkeit der Aginellischen Zeichnung (1566) (E. LOVAS: *Pannonia római úthálózata Győr környékén. Pannonhalma* 1937. 6). Über die Brücke und Maut von Abda: 1260 (?) eine Urkunde des Königs Béla IV (I. SZENT-PÉTER: *Reg. regum* Nr. 1237). Vgl. V. BEDY: *A győri székeskáptalan tört.* Győr 1938. 141 ff.

Der Reisende nach oder aus Győr konnte den Übergang über die Rábca bei Abda nicht umgehen. Seit 1153(?) erwähnt eine ganze Reihe der Urkunden eine Donauinsel namens Abda (*insula Obda de*, oder *in Danubio*).³⁹ Wie konnte aber in dem frühen ungarischen Mittelalter eine Donauinsel Abda heißen, wenn Abda nie an der Donau lag? Offensichtlich auf die Weise, daß die Rábca damals noch bei Abda in die Donau mündete, und die Insel bei der Mündung zu Abda gehörte. Auf Aginellis Bild ist diese Insel gut auszunehmen. Die Annahme ist also berechtigt, daß Abda schon zur Zeit der Awarenherrschaft ein wichtiger Übergang der Rábca war.⁴⁰

Zwischen Győr und dem großen Donauarm liegt die Insel Szigetköz, ein Überschwemmungsgebiet mit einem Boden, der für Landwirtschaft wenig geeignet war, doch einen guten Schutz für Győr gegen einen feindlichen Überfall vom Norden bot. Von der Stadt führte auch zu alten Zeiten eine Straße durch Sárás, eine andere durch Bácsa zur Fährre des großen Donauarms.⁴¹ Offensichtlich gehörte ein Stück vom gegenüberliegenden Ufer des Großen Donauarmes, Csilizköz genannt, eben wegen dieser Fährverbindungen zum Komitat Győr.⁴² Unseres Erachtens behüten die Namen von Bácsa (*Bacha* 1231) und Bajcs (*Boych* 1252) das Andenken von awarischen Straßenwachen.⁴³ In Bácsa wurde ein größeres awarisches Gräberfeld aus dem 6—7. Jahrhundert gefunden; weiter an dem Großen Donauarm, in Szőgye, wo die Ruinen eines römischen Wachturmes zu sehen sind, kamen gleichfalls awarische Funde zutage.⁴⁴

Vielleicht ist soviel genügend, um zu beweisen, daß Győr eine zentrale Stelle in dem awarischen Grenzschutznetz eingenommen hatte. Der Westflügel des awarischen Reiches ist westlich vom Donauknie zu suchen. Hier teilte sich die Macht zwischen zwei Awarenfürsten, der eine wurde in den zeitgenössischen Quellen als der Tudun erwähnt, er war der Rangälteste, der andere wurde Kapkan genannt. Transdanubien wird vom Balaton und dem Gebirgszug Bakony—Vértes—Gerecse in einer diagonalen Linie in zwei Hälften geteilt. Dieser geographischen Teilung entsprechend lagen die Länder des Tuduns und des Kapkans: der östliche Teil bis zur Donau war dem Tudun untertan, dem auch die südlichen Gebiete bis zur Grenze Italiens und zur Adria gehörten.⁴⁵

³⁹ 1153(?) *insulam Obda*, 1221 *in insula Abada*, 1225, 1227, 1228 *Odda*, 1231, 1238, usw. (Pann. rendt. I 602, 651, 667, 684, 704, 758).

⁴⁰ Da die Rábca einst bei der Insel Abda in die Donau mündete, ist die heutigen Győr-Insel tatsächlich eine Insel gewesen.

⁴¹ Römische Spuren zu Sárás und Bácsa: E. LOVAS: Pannónia római úthálózata 24. Für die Straße nach Medve und für die Fährre: L. GLASER: Dunántúl középkori úthálózata. Századok Jg. 1929. Straße Nr. 14.

⁴² Für die alte Ausdehnung des Komitats, die Straßen und Fährren auf der Großen Donau s. GÖRÖG: Magyar Átlás. Wien 1802. S. XIX.

⁴³ CSÁNKI: III 545; I. FEHÉR: Győr megye és város egyetemes leírása. Budapest 1874. 511, 518 ff.

⁴⁴ S. MITHAY: a. a. O. 9; D. CSALLÁNY: Arch. Denkmäler der Awarenzeit s. v. «Bácsa» und «Kisbajcs». Für die Fährre von Szőgye: CSÁNKI: III 558.

⁴⁵ Da die Awaren zu dieser Zeit keinen Kagan hatten, wurde die awarische Gesandtschaft 803 zu Karl dem Großen vom Tudun geführt (Ann. Mettenses priores a. 803 ed.

Westlich von seinem Land herrschte der Kapkan auf einem Gebiet, das bis zur Enns und der Mährischen Pforte reichte. Győr war also in den Händen des Kapkans.⁴⁶

Der Würdenname Kapkan selbst ist zweifellos türkischen Ursprungs. Das Wort kapkan ist im Wortschatz mehrerer Türkenvölker zu finden, in der Bedeutung einer mit Reisig bedeckten Fallgrube zum Fangen des Wildes; doch wird das Wort *kapkan* im 8. Jh. von den Türken und im 9. bis 11. Jh. von den Bulgaren auch als Würdenname verwendet.⁴⁷

GYŐR UNTER FRÄNKISCHER HERRSCHAFT

Ein Krieg, der zwischen den Franken und Awaren eigentlich wegen eines Grenzproblems, namentlich um den Besitz Kärntens ausbrach,⁴⁸ führte schließlich zu der völligen Auflösung des Awarenreiches.

Es begann damit, daß Karl der Große 791 sich persönlich an die Spitze eines mächtigen Heeres setzte, welches in drei Kolonnen die awarische Grenze im Donautal überschritt. Das Hauptheer mit Karl an der Spitze rückte auf der Römerstraße, am Südufer der Donau vor. Gleichzeitig brach eine andere Kolonne am jenseitigen Ufer der Donau auf. Die Verbindung zwischen diesen

B. SIMSON 90). Nachdem das den Franken unterworfenen Awarientum sich einen Kagan wählte, kam der Tudun in der Rangordnung gleich nach dem Vertreter des Kagans (Ann. regni Francorum a. 811 ed. FR. KÜRZE 135). Die Lage seines Landesteiles wird durch die Kriegszüge der Jahre 795 und 796 bestimmt, welche aus Italien nach dem Kaganensitz zogen. Der Erfolg der Franken war dem zu verdanken, daß der Tudun zuerst Erich, Markgraf von Friaul, später Pippin, König von Italien einen freien Durchgang gewährte.

⁴⁶ Für die Lage des Gebietes des Kapkans gibt die Festlegung der Grenzlinie Caruntum-Sabaria einen Hinweis. Diese Grenzmodifizierung wurde nämlich vom Kapkan für sein Volk erbeten (Ann. regni Francorum a. 805 ed. FR. KÜRZE 119–120).

⁴⁷ Aus einem Verb **qaβu-*, **qaβ-* wurden in den verschiedenen türkischen und mongolischen Sprachen teilweise die Formen *qaya-*, *qap-*, *qav-*, teilweise *qaba-*, *qab-* gebildet. Für das Türkische: A. GABAIN: Alttürk. Gr. 326–27; C. BROCKELMANN: Kāşy. 139, 145; W. RADLOFF: Wb. II 400 ff. 435 ff.; G. BALINT: Kazáni tat. 43, 177; K. GRÖNBECH: Kum. Wb. 188; usw. Für das Mongolische: E. HAENISCH: Wb. 54; M. LEWICKI: a. a. O. 40; N. POPPE: Intr. 98; G. J. RAMSTEDT: Kalm. Wb. 173 b; usw. Für das Suffix *-qan*: A. GABAIN: Alttürk. Gr. Nr. 48; M. RÄSÄNEN: Materialien zur Morphologie. 102. Kapkan ist in der Bedeutung von «Falle für das Wild» in einigen türkischen Sprachen bekannt (W. RADLOFF: Wb. II. 420; G. BALINT: Kazáni tat. 177). Das alttürkische *qapqan* (Inschrift von Tonjukuk, Z. 51, 60, 61 bei V. THOMSEN: ZDMG NF 3 (1934); bei S. Je. MALOV: Памятники древнетюркской письменности Монголии и Киргизии. Moskva–Leningrad 1959. 9.) und das bulgarotürkische *kavqan* (GY. MORAVCSIK: Byz. Turc. II. 156–7) sind Würden- und Personennamen. Hierzu gehört der ungarische *Koppány*. Andere Namensform: L. BAZIN: T'oung Pao 39 (1950) 302 T'o-pa und GY. MORAVCSIK: Byz. Turc. II. 150 osmanische Beispiele. Aus der Literatur: O. SZEMERÉNYI: «Südwestiranische» Lehnwörter im Ungarischen u. Türkischen. In: F. ALTHEIM: Gesch. der lat. Sprache. Frankfurt a. M. 1951. 83 und D. SINOR: Qapqan. JRAS 1954. 174–184 anders, doch kaum richtig. Für die weitere Literatur s. GY. MORAVCSIK: Byz. Turc. II 157.

⁴⁸ Ann. q. d. Einhardi a. 790 ed. FR. KÜRZE 87. Karl der Große verlangte von den Awaren nicht das «Ödland» von der Enns bis zum Wienerwald (J. DEÉR: Karl der Große u. der Untergang des Awarenreiches 784 ff.), sondern — wie bereits von B. SIMSON richtig erkannt wurde (Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. II. Leipzig 1883. 11) — das einst unter bayerische Herrschaft gekommene Kärnten.

beiden und dem Nachschub sollte von der bayerischen Flottille gesichert werden.⁴⁹ Die Awaren nahmen, wie es die Kampfsitte der Steppenvölker war, den Kampf nicht auf, sondern warteten, sich verbergend, das Ende des Heereszuges ab. Die Sperren und Befestigungen gerieten ohne Blutvergießen in die Hände der Franken. Da das Heer Karls mit einer würdevollen Gemächlichkeit anrückte, gab es reichlich Zeit, Menschen und Tiere in Sümpfen und Waldestiefen in Sicherheit zu bringen.⁵⁰ Das fränkische Hauptheer wich nach Wien von der Donaustraße ab und gelangte, den Neusiedlersee umgehend, durch Sopron (Ödenburg) zur Raab. Bei dem einstigen Mursella (Kisárpás) setzte es über den Fluß und diesen entlang erreichte es auf der Römerstraße die Stelle, wo — laut unserer Quelle — «das Wasser der Raab sich mit der Donau vereinigt».⁵¹ Dieser Punkt konnte nur Győr gewesen sein. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen kehrte Karl, als ob er sein Ziel erreicht hätte, um. Während er sich nach Savaria wandte, um Kärnten zu annektieren, nahm die andere Hälfte seines Hauptheeres den gleichen Rückweg, durch den Wienerwald, wie sie gekommen war.⁵²

⁴⁹ Laut Ann. regni Francorum a. 791 ed. FR. KURZE 88 benützten beide Kolonnen bei ihrem Anmarsch wie auch am Rückweg den Weg an der Donau. Dieser Bericht wurde vom Umarbeiter der Annalen (Ann. q. d. Einhardi a. 791 ed. FR. KURZE 89) in dem Sinne verändert, daß Karl mit einem Teil des Heeres über Savaria auf einem Umweg zurückkehrte, während der aus Sachsen und Friesen bestehende Heeresteil an der Nordseite der Donau, durch Böhmen den Rückweg nahm. Er irrt sich jedoch, wenn er auch den Vormarsch dieses Heeresteils nach dem Awarerland durch Böhmen (*qua venerant*) vorstellte.

⁵⁰ Eine eingehende Beschreibung des Feldzuges s. B. SIMSON: a. a. O. II 16 ff. Die neueren Bearbeitungen (H. KOLLER: Die Awarenkriege Karls des Großen. Mitteilungen der österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- u. Frühgesch. 15 (1964) 4 ff.; J. DEÉR: a. a. O. 784) vertiefen sich nicht in die Einzelheiten. Von den fränkischen Quellen wurde der widerstandslose Rückzug der Awaren als ein Sieg Karls des Großen gedeutet. Dieser panägyrischen Vortragsweise fiel leider der überwiegende Teil der heutigen Forscher zum Opfer, so H. KOLLER (a. a. O. 5), J. DEÉR (a. a. O. 764 ff. und 785) usw.

⁵¹ Aus dem Wortlaut der Ann. q. d. Einhardi a. 791 ed. FR. KURZE 89 — *transmisso eodem fluvio per ripam eius usque ad locum, in quo is Danubio miscetur* — wird es eindeutig klar, daß das Heer Karls des Großen, nachdem es die Raab übersetzt hatte, noch eine gute Strecke bis zur Mündung des Flusses zurücklegen mußte. Eine von E. LOVAS aus Sopron durch Balf, Peresztég, Kapuvár, Csorna, Kóny und Lesvár geradewegs nach Győr geführte Straße (E. LOVAS: Pannónia román. úthálózata 12 – 17) kann nicht in Betracht kommen. Die vermeintliche, von Sopron nach Győr führende Hauptstraße bestand im 18. Jh. noch nicht (s. GÖRÖG: Magyar Atlas. 1802), sondern bog nach Kapuvár gegen Bahót ab und erreichte durch Bogyszló, Csanak und Egyed die Furt der Raab zwischen Árpás und Mórchida, wovon sie dann durch Lesvár, Koroncó und Gyirmót nach Győr führte. Daher ist es zweifellos, daß auch Karl der Große diesen Weg nahm. Bereits B. SZÖKE zeichnete den Anmarschweg des Feldzuges vom Jahre 791 richtig (Fejezetek Győr koraközépkori történetéből. Arrabona I [1959] 84 – 85).

⁵² Aus dem Zeitpunkt und Ort des Todes von Angilram, Erzbischof von Metz können wir feststellen, daß ein Teil des Hauptheeres Karls des Großen durch den Wienerwald (*Chunisberg*) zurückgekehrt ist. (Catalogi Episcoporum Mettensium ed. MG SS XIII 306 Nr. 38). Vgl. R. MÜLLER: Asnagahunc Chunisberg und mons Comagenus. Blätter des Vereins f. Landeskunde v. Nieder-Österreich 30 (1896). Über den schachtlosen Krieg: Ann. Guelferbyt. pars altera ed. MG SS I 45 a. 791 *Karolus reversus est absque bello*. Karl brachte das Heer *sine laesione* (Ann. regni Francorum ed. FR. KURZE 88), *sine omni rerum incommodo* (Ann. q. d. Einhardi ed. ebd. 91) zurück.

Im Awarenfeldzug gebrauchte Karl der Große die Taktik der Einschüchterung, doch wartete er vergebens darauf, daß der Kapkan sich unterwürfe. In diesem Sinne erreichte sein Kriegszug sein Ziel nicht. Auch das kann nicht behauptet werden, daß Karl der Große 791 die im Laufe des Feldzuges durchstreiften Gebiete endgültig in Besitz genommen hätte. Nirgendwo ließ er fränkische Wachtposten zurück. Sobald also die letzten ausziehenden fränkischen Truppen verschwanden, kehrten die Awaren aus ihren Verstecken zurück und besetzten die Wachtstellen im Wienerwald und am Fluß Kamp wieder. Obwohl die Raab nicht die neue Westgrenze des Frankenreichs geworden ist, wurden die Awaren dennoch zu einem Opfer genötigt: sie verzichteten auf Kärnten, die eigentliche Ursache der Zwistigkeiten, und richteten sich auf der Linie Große Tulln-Kamp zur Verteidigung ein. Seit 796 breiteten die Franken ihre Herrschaft auf das von der Enns östlich gelegene awarische Grenzschutzgebiet aus und zogen die Grenze den Fluß Traisen entlang, welche Pippin nach seinem Feldzuge mit Burgen zu befestigen begann.⁵³

Eine günstige Wendung für die Franken trat erst 795 ein. Unter den Awaren brachen zu dieser Zeit Zwistigkeiten aus, und um die Kaganenwürde zu erreichen, wandte sich der Tudun an die Franken um Hilfe. Er unterwarf sich ihnen und bekehrte sich selbst zum christlichen Glauben. Der Verrat des Tuduns schlug in die awarische Verteidigung eine Bresche. Während der Kapkan auch weiter das Donautal verriegelte, ließ der Tudun durch sein Land zur Residenz des Kagans einen freien Durchgang, welche von den Franken eingenommen und geplündert wurde (795—796). Der Sieg von Erich, Herzog von Friaul, und Pippin, König von Italien ist ein Zeichen dafür, daß der Schwerpunkt der fränkischen Heeresoperationen sich vom Donautal auf die italienische Front verlegte. Ihr Sieg war nur dem Verrat des Tuduns zu verdanken. Sobald der Tudun, in seinen Hoffnungen enttäuscht, sich von den Franken

⁵³ Die Franken hatten die an der Donau liegenden awarischen Festungen ebenso geräumt, wie die Soldaten Pippins, Königs von Italien, das *valhum*, welches sie im Laufe des Feldzuges vom Jahre 791 erobert hatten (MG Epp. IV 528, Nr. 20). Übrigens dasselbe wird auch aus den Angaben der Grenzkämpfe zwischen 796 und 803 klar. Erich, Markgraf von Friaul, fiel an der Adriaküste, bei der heutigen Stadt Fiume, der feindlichen List zum Opfer (799), 802 wurde *ad castellum Guntionis* — also unter einer deutschen Burg — die Blüte des bayerischen Ritterheeres vernichtet. Für die Quellen s.: B. SIMSON: a. a. O. II 189 ff., 284. Doch hält sich in der Fachliteratur noch immer die Auffassung, daß die Macht Karls des Großen seit 791 sich bis zum Fluß Raab erstreckte. Wir können aber auch die viel gemäßigte Auffassung J. DEERS (a. a. O. 785) nicht teilen. Dementsprechend sollte das Gebiet zwischen Enns und Wienerwald 791 unter fränkische Verwaltung gekommen sein. Doch wurden nach dem Feldzug von 791 lediglich an der Enns-Linie Festungen errichtet; damals wurde auch das *castrum* von Linz befestigt. Das Festungssystem den Fluß Traisen entlang wurde von Pippin erst nach der Unterwerfung des awarischen Kagans (796) ausgebaut. Zu dieser Zeit dehnte sich die Grenze der fränkischen Verwaltung noch nicht über den Fluß Traisen aus; jedenfalls wurde die für 799 einberufene Synode schon hier, *ad Treisma*, abgehalten. Zu dieser Frage s. E. TRINKS: Die Urkunde von 799 (F. JURASCHEK—W. JENNY: Die Martinskirche in Linz. Linz 1949. 65—84). H. L. WERNECK: Grundlagen zur Frühgeschichte zwischen Dunkelsteiner Wald u. Unterlauf der Großen Tulln. 1955, besonders 90 ff.

abwandte, wurde die awarische Verteidigung befestigt und die Franken waren genötigt, einen blutigen Krieg die awarische Verteidigungslinie entlang zu führen.⁵⁴

Der Kampf wurde nicht einmal von den Franken entschieden,⁵⁵ sondern von den Bulgaren, die unter der Führung des neuen Khans Krum das awarische Stammesgebiet überrumpelten und diesem einen tödlichen Schlag versetzten. Der Tudun und der Kapkan warteten nicht ab, bis sie von Krum im Rücken angegriffen werden und unterwarfen sich eiligst Karl dem Großen, dem mächtigen Frankenkönig (803).⁵⁶ Infolge der bulgarischen Eroberung kam lediglich der Westflügel der Awaren unter fränkische Oberhoheit. Der Tudun und der Kapkan herrschten weiter über ihre Völker, aber jetzt schon unter der Oberherrschaft Karls des Großen. Damit fügte sich das Awarentum in die Reihe jener Völker, welche den Franken, als Zeichen ihrer Abhängigkeit, Tribut zahlten. Die Awaren behielten ihre eigentümliche politische Organisation und selbständiges Volksleben auch unter der fränkischen Herrschaft. Ihr Fürstentum dehnte sich aber nur auf ihr Siedlungsgebiet aus, doch auch nicht überall. Der Kapkan verlor z. B. die Siedlungen seines Volkes im Wienerwald, an der Ebene nördlich der Donau und die Zala entlang. Die völkische und politische Selbständigkeit der Awaren wurde dadurch möglich, daß die Franken nur auf einem Teil des eroberten Gebietes ihre eigene Verwaltung eingeführt hatten, für die übrigen begnügten sie sich lediglich mit einer Huldigung der Völker. Das Reich der Franken war also viel größer als das Gebiet, wo die fränkische Grafschafts-Organisation eingeführt wurde.⁵⁷

⁵⁴ Ann. regni Francorum a. 795 ed. FR. KURZE 96 über die Gesandten des Tuduns, a. 796 ed. ebd. 98 über den Sieg Erichs und Pippins. Für die richtige Aufeinanderfolge der Ereignisse s. Ann. Laureshamenses a. 795 und a. 796 ed. MG SS I. 36–37; Ann. Guelferbytani a. 795 und a. 796 ed. ebd. I 45; Ann. Alamannici(a) a. 795 und a. 796 ed. ebd. I 47–48. Der Tudun brach schon Herbst 796 den Treueid und wurde den Franken abtrünnig (Ann. q. d. Einhardi a. 796 ed. FR. KURZE 101; Ann. Guelferbytani a. 796 ed. MG SS I 45. Vgl. B. SIMSON: a. a. O. II 133).

⁵⁵ Suidae Lexicon ed. A. ADLER. I. Lipsiae 1928. 483–84 s. v. Ἀβάρις, Βούλγαροι aus unbekannter Quelle. Vgl. GY. MORAVCSIK: Byz. Turc. I. 514. Der Sturz des awarischen Reiches wird von den Forschern allgemein den Kriegstaten Karls des Großen zugeschrieben. Laut ihrer wäre Krum schon nach dem Sieg der Franken erschienen, um die noch frei gebliebenen Awaren unter seine Herrschaft zu zwingen. Diese Auffassung ist auch bei J. DEÉR zu finden (a. a. O. 763). Eine richtigere Deutung der bulgarischen Intervention wird erst von der neueren bulgarischen Geschichtsschreibung geboten. Vgl. D. KOSSEV, CHR. CHRISTOV, D. ANGELOV: Bulgarische Geschichte. Sofia 1963. 24–25.

⁵⁶ Ann. Mettenses priores a. 803 ed. B. SIMSON 90. Laut des Textes stand *Zodan princeps Pannoniorum* an der Spitze der Huldigung darbringenden Gesandtschaft. Der *Zodan* des angeführten Textes ist aber kein Personennamen, sondern der Würdenname Tudun, der derzeitigen deutschen Aussprache entsprechend. Das Chronicon Laurissense breve ed. H. SCHNORR v. CAROLSFELD (Neues Archiv 36 [1911] 35) stellt zusammenfassend fest, daß Karl dem Großen das ganze Awarentum huldigte. Für den neuen Status Pannoniens geben die Fränkischen Reichsannalen (a. 803 ed. FR. KURZE 118) bloß Andeutungen.

⁵⁷ Infolge ihrer Unterwerfung wurden die Awaren unter die tributzahlenden Völker des Frankenreiches gereiht. Der unbekannte Verfasser der *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* schreibt als Zeitgenosse über sie, daß sie «sich zum Glauben bekennend und die Taufe empfangend, die Tributarii der (fränkischen) Könige geworden sind, ihre

Wahrscheinlich wurde die Grenze der fränkischen Verwaltung unmittelbar nach der Unterwerfung (803) den Fluß Raab entlang gezogen. Als nämlich der Kapkan sich 805 nach Aachen begab, um von Karl dem Großen eine Grenzkorrektur zu erbitten, wurde zwischen den Gebieten, die bei den Awaren geblieben waren und jenen, welche von den Franken verwaltet wurden, eine neue Grenze gezogen. Dies wurde von den fränkischen Reichsannalen nachdrücklich als eine Konzession bezeichnet, aus dem Grunde, da der Kapkan, namens Theodorus, schon ein Christ war. Die frühere Grenze (803) durfte deshalb für das Volk des Kapkans sehr nachteilig gewesen sein. Die neue Grenze wurde mit der Erwähnung von zwei pannonischen Städten festgestellt: sie begann an der Donau, bei Carnuntum (Petronell—Deutsch-Altenburg) und zog am Westufer des Neusiedlersees in südlicher Richtung bis Sabaria, d. h. Szombathely (Steinamanger); das Herrschaftsgebiet des Kapkans reichte nämlich im Süden bis zu dieser Stadt.⁵⁸

Kurz darauf, noch in demselben Jahre (805), wählte das den Franken Tribut zahlende Awarentum einen Kagan. Dieser Rang hätte eigentlich dem Tudun gehören sollen, der von den Reichsannalen noch 811 unter den awarischen Gesandten genannt wird, doch wurde das hergestellte Kaganat aus der Gunst Karls dem neuen Kapkan zuteil. Sein Name ist uns auch bekannt, da er unmittelbar nach seiner Wahl eine Gesandtschaft zu Karl dem Großen schickte, und um die Anerkennung seiner neuen Würde bat, er begab sich auch nach dem fränkischen Gebiet und ließ sich im Fluß Fische (*super Fiskaha*) taufen. In der Taufe erhielt er den Namen Abraham (805).⁵⁹ So war das den Franken unterworfenen Awarenvolk nicht mehr zwischen zwei selbständigen Fürsten geteilt, sondern wurde unter der Herrschaft des Kagans politisch ver-

Nachkommen zahlen aber bis heute den dem König gebührenden Tribut für den Besitz des Landes» (c. 3 ed. M. Kos 129). Der Herausgeber der Streitschrift, M. Kos, und ihm folgend neuerlich auch J. DEÉR (a. a. O. 782) nehmen aufgrund der Ausdrücke *tributum* und *tributarii* eine grundherrschaftliche Abhängigkeit an. Mit diesen Ausdrücken wurden aber im Frühmittelalter auch jene Völker bezeichnet, die unter fremde Herrschaft kommend tributpflichtig geworden waren.

⁵⁸ Ann. regni Francorum a. 805 ed. FR. KÜRZE 120. Die bisherige Forschung faßte — ganz unbegründet — das angeführte Gebiet als eine Art awarischen Reservatums auf.

⁵⁹ Deuten wir die Linie Carnuntum-Sabaria als Verwaltungslinie, so floß die Fische durch fränkisches Gebiet. Zur Angabe aus dem Jahre 811 s. die folgende Anm. Zur Restitution des Kaganats: Ann. regni Francorum a. 805 ed. FR. KÜRZE 120. U. E. hat es bereits E. DÜMLER (Über die südöstlichen Marken des fränkischen Reiches unter den Karolingern. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen 10 [1853] 8) richtig erkannt, daß der Nachfolger des verstorbenen Kapkans zum neuen Kagan erwählt wurde. Die Bedenken von J. DEÉR (a. a. O. 774 ff.) sind unbegründet. I. BÓNA (Cundpald fecit. Soproni Szemle 19 [1965] 38 ff.) identifiziert den Kagan Abraham mit dem von Krum geflohenen awarischen Kagan. Doch hatte der bulgarische Angriff den Sitz des Kaganats unerwartet getroffen und es ist also nicht wahrscheinlich, daß der Kagan am Leben geblieben ist. 803 hören wir nichts über einen Kagan: das Haupt der den Franken unterworfenen Awaren ist der Tudun. (Ann. Mettenses priores a. 803 ed. B. SIMSON 90). Über den Namen Abraham des Kagans, weiters für seine Taufe s. Ann. Iuvavenses maiores und Ann. s. Emmeramni maiores a. 805 ed. MG SS XXX/2, 738—39.

einigt. Dies half dem Volk viel dazu bei, seine alten Traditionen zu pflegen und nicht völlig zu zerfallen.

Wo mochte aber der neue Sitz des Kaganats gewesen sein? Höchstwahrscheinlich in Győr. Schließlich erhielt der Kapkan den Titel eines Kagans, und sein bisheriger Sitz war doch Győr gewesen. 811, als eine awarische Gesandtschaft nach Aachen zog, wurde der Tudun nur an zweiter Stelle erwähnt, an der Spitze der Gesandtschaft stand der Beauftragte des Kagans (*canizauci*).⁶⁰

Der Klientelstaat der Awaren wird noch im Verduner Vertrag (843) erwähnt, u. zw. als *regnum Avarorum id est Hunorum*.⁶¹ Der gegen Method schreibende Salzburger Anonyme berichtet geradezu, daß das getaufte Awarentum das Land seiner Ahnen gegen eine Tributzahlung, «bis zum heutigen Tag» besaß. Er schrieb sein Werk 869/70,⁶² also bestand bis zu diesem Zeitpunkt noch der Staat der Awaren — allerdings unter fränkischer Oberhoheit. Als 876 das Frankenreich wieder geteilt wurde, werden die Awaren nicht mehr erwähnt, dagegen hören wir über die Provinz Pannonien,⁶³ die selbstverständ-

⁶⁰ Ann. regni Francorum a. 811 ed. FR. KURZE 135. Der *canizauci* — in einem anderen Manuskript *canzaucus* — vertrat den daheim gebliebenen Kagan vor Karl dem Großen. Vgl. Gy. NÉMETH: A honfoglaló magyarság kialakulása. Budapest 1930. 104, *saučy* «Bote, Dolmetscher».

⁶¹ Der Originaltext des Vertrages ist nicht erhalten geblieben, sondern lediglich aus Auszügen bekannt. Laut Ado erhielt Ludwig der Deutsche das bayerische Stammesgebiet, weiters Alamannen, Thüringen, Austrasien, Saxonien; von den unterworfenen Völkern erwähnt er lediglich «das Königtum der Awaren, d. h. Hunnen». (MG SS II 324—25). Daß jedoch der Originalvertrag auch andere barbarische Völker aufgezählt hatte, dafür ist der Fortsetzer des Erchanbert'schen Breviarium regum Francorum Zeuge: *et barbaras nationes quum plurimas* (ed. ebd. 329). Vgl. WATTENBACH—LEVISON: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vorzeit u. Karolinger. Weimar 1957. 349—350 (H. LÖWE); TH. MAYER (hrsg.): Der Vertrag von Verdun. Leipzig 1943. Der Text des Verduner Vertrags läßt — obzwar er nur in einem Auszug erhalten geblieben ist — der Unterschied gut erkennen, der zwischen den «Ländern» des fränkischen Stammesgebietes und den unterworfenen, tributpflichtigen «Völkern» bestand. Der Umstand aber, daß Ado nur das «Königtum der Awaren, d. h. Hunnen» für erwähnenswert hielt, widerspricht der Auffassung J. DEÉRS (a. a. O. 779), der in diesem Ausdruck bloß einen geographischen Hinweis sieht.

⁶² Conversio c. 3 ed. M. KOS 129. Das Werk war wider die pannonische Tätigkeit Methods verfaßt, Method aber begann erst 869, nach seinem Rückkehr aus Rom, seine Bekehrungstätigkeit im Fürstentum Kocels. Andererseits nahm der unbekannte Verfasser von der Ernennung Methods nach Sirmium noch keine Kenntnis (870), in seinem Werke nennt er Method nur *philosophus*. Der Zeitpunkt der Restitution des Erzbistums von Sirmium: P. DUTHILLEUL: L'évangélisation des Slaves. Cyrille et Methode. Tournai 1963. 135.

⁶³ In der Literatur ist es eine allgemein herrschende Ansicht, daß das den Franken Tribut zahlende awarische Kaganat unmittelbar nach 822 zu existieren aufhörte. Diese Ansicht wird auch von J. DEÉR (a. a. O. 778 ff.) angenommen. In Ries teilten die Söhne Ludwigs des Deutschen nach dem Tode ihres Vaters das östliche Frankenreich unter sich. Über die Ereignisse geben die Fuldaer Annalen eine zuverlässige Beschreibung (ed. FR. KURZE 89), deren einziger Fehler ist, daß sie den Teil der drei Brüder nicht mitteilen. Dies finden wir jedoch im Chronicon von Regino, Abt von Prüm a. 876 (ed. FR. KURZE 112): *Carlomannus sortitus est Baiuariam, Pannoniam et Carnutum, quod corrupte Carantanum dicitur, nec non et regna Sclavorum, Behemensium et Marahensium*. Pannonien als selbständige Provinz wird mit Karantanien (Kärnten) zusammen erwähnt, gleichzeitig bilden die «Königtümer der Slawen, Böhmen und Mähren» eine besondere Gruppe. Das Bestehen einer Provinz Pannonien in fränkischer Verwaltung wird vom St.

lich den pannonischen Landesteil des inzwischen (875?) verstorbenen Kocels enthielt.⁶⁴ Es ist wahrscheinlich, daß eben der Tod Kocels Ursache und Vorwand dazu gab, der awarischen Selbständigkeit ein Ende zu bereiten.

Die Einführung der fränkischen Verwaltung in Pannonien war das Werk von Arnulf, dem natürlichen Sohn Karlmanns, der außer der neuen fränkischen Provinz auch in Kärnten die Verwaltung geführt hatte (876–887). Dadurch daß er die jüngeren Mitglieder der Wilhelm-Dynastie in seinen Schutz nahm, verfeindete er sich mit dem großen Fürsten der Mähren, Swatopluk, einem unerbittlichen Widersacher der erwähnten bayerischen Dynastie. Die Mähren setzten über die Donau und verwüsteten Pannonien bis an die Grenze der von Arnulf verwalteten Gebiete, also westlich bis zum Fluß Raab, «wie die Wölfe» (Sommer 883). Im folgenden Jahre erschienen sie in einer noch größeren Zahl und setzten Mord und Verwüstung fort, ohne auf Widerstand von Seiten Arnulfs zu stoßen. Nur als sich der Großteil der Mähren die Donau übersetzt hatte, griffen die beiden ältesten Wilhelme die Nachhut an, doch verloren sie die Schlacht und versanken im Sumpf der Raab. Dem dynastischen Kriege setzte schließlich Karl III. ein Ende (884).

Der mährische Krieg ist ein gutes Beispiel dafür, wie am Ende der Karolingerzeit die Macht einiger hochadeliger Dynastien gewachsen war. Swatopluk suchte Arnulf zu strafen, *qui tunc Pannoniam tenuit*. Deshalb verwüstete er das Land vom «einst glücklichen Pannonien» bis zur Grenze der von Arnulf beherrschten Gebiete. Laut des Regensburger Fortsetzers der Fuldaer Annalen wurden die vom Raabfluß östlich gelegenen Gebiete vom Krieg verwüstet (*de Hraba flumine ad orientem*) und dementsprechend war auch Győr nicht verschont. Der ehemalige Sitz des Kagans dürfte so ein Raub der Flammen

Gallener Notker Balbulus ebenfalls bezeugt. Als er nämlich 883 von Karl dem Großen eine neue Lebensbeschreibung verfaßte (*Gesta Karoli Magni* II c. 11 ed. H. F. HAEELE. Berlin 1959. 67), schrieb er über den Verduner Vertrag wie folgt: *Ludowicus rex vel imperator totius Germaniae . . . nec non Saxoniae, Turingiae, Norici, Pannoniarum atque omnium septentrionalium nationum*. Vgl. E. DÜMLER: Geschichte des ostfränkischen Reiches. I. (1887). Hildesheim 1960. 202. Die Formulierung der Ann. Xantenses a. 869 ed. B. SIMSON 27 ist unklar: *Ludewicus filius imperatoris Ludewici in oriente et Sclavis, Bevaria, Alamannia et Coria, Saxonia, Suevis, Thoringia et orientalibus Francis . . .* Das *in Oriente*, an der Stelle des heutigen Niederösterreichs, breitete sich nach Osten nicht über die Sümpfe des Neusiedlersees und des Hanság (Wasen). Wir würden also die Erwähnung der Awaren nebst Slawen mit Recht erwarten, da diese östlich der Provinz *in Oriente* in einem selbständigen politischen Verband lebten. Die Provinz *in Oriente* gewann auch danach keine weitere Gebiete, als Awaren von den Franken endgültig liquidiert wurde. Für den Begriff *in Oriente*: MG Dipl. Germ. Karoli III. Nr. 75 a. 883; Ann. Fuldensium Cont. a. 884, 885, 892, 893 ed. Fr. KURZE 113, 114, 121, 122.

⁶⁴ Kocel, der slawische Vasallenfürst von Pannonien fand den Tod in dem Feldzug, den er gegen die Kroaten an der Adria-Küste führte (875?). Darüber Konstantinos Porphy., *De adm. imp.* c. 30 ed. Gy. MORAVCSIK 144. Nach seinem Tode übernahm Karlmann die Leitung der Kämpfe gegen die aufrührerischen Kroaten 876 (Ann. Bertiniani auctore Hinemaro a. 876 ed. G. WAITZ 134). Vgl. B. GRAFENAUER: Vprašanje konca Koceljeve vladavine v Spodnji Panoniji (Zgodovinski časopis. Kosov. Zbornik VI–VII 1952–53) 171–190.

geworden sein.⁶⁵ Aus dem Verlauf des Krieges wird es eindeutig klar, daß Swatopluk eine Eroberung nicht beabsichtigte, so daß es sich auch nicht nötig zeigte, ihn mit verschiedenen territorialen Zugeständnissen zum Verlassen Pannoniens zu zwingen. Ebendeshalb können wir nicht die Ansicht teilen, die von einem Besitz Pannoniens durch Swatopluk in den Jahren zwischen 884 und 892 wissen will. Die Südgrenze des Großmährischen Reiches reichte immer nur bis zur Donau.⁶⁶

DER FÜRSTLICHE STAMM DER ÁRPÁDEN UND GYŐR

Der Burg von Wien fiel es zu, den ersten Sturm der Ungarn 881 aufzufangen. Gleichzeitig erreichten die mit ihnen vereinigten Kabaren an der Nordseite der Donau *ad Culmite*.⁶⁷ Zu einer dauernden Besetzung Pannoniens kam es erst im Jahre 900. Die wirklich große Schlacht, die die Franken wieder hinter den Fluß Enns zurückwarf, wurde 907 bei Preßburg gefochten, wo das ganze bayerische Heer umkam.⁶⁸

Aus dem Werk des Kaisers Konstantin des Purpurborenen (*«De administrando imperio»* um 950) können wir mit nötiger Sicherheit feststellen,

⁶⁵ Ann. Fuldenses, Cont. Ratisbon. a. 884 und 885 ed. FR. KÜRZE 110 ff. Als Folge des Feldzuges *Pannonia de Hraba flumine ad orientem tota deleta est*. Dessen Sinn wird von E. DÜMMLER (Gesch. d. fränk. Reiches. III. 224–25) folgenderweise wiedergegeben: «von der Raab bis zum Wienerwalde». Im lateinischen Text wird jedoch der Wienerwald mit keinem Worte erwähnt, der Ausdruck *ad orientem* aber ist mit dem Provinznamen *in Oriente* nicht identisch, sondern gibt vom Fluß Raab ausgehend die Richtung an. Da der Verfasser die Raab zum Ausgangspunkt gewählt hatte, durfte das verwüstete Gebiet nicht westlich, sondern nur östlich der Raab gelegen sein.

⁶⁶ In der heutigen Geschichtsschreibung ist es eine herrschende Ansicht, daß der mährische Fürst Swatopluk sich nach dem Feldzug gegen Arnulf nicht aus Pannonien zurückzog, sondern die Provinz bis 892 besetzt ließ. Vgl. K. OETTINGER: Das Werden Wiens. Wien 1951. 90 ff.; M. MITTERAUER: Karolingische Markgrafen im Südosten. Wien 1963. 166, 168. In dieser Frage sah schon E. DÜMMLER (Gesch. d. ostfränkischen Reiches. III. 225 ff.) richtig, als er die Donau als die Südgrenze des Großmährischen Reiches bezeichnet. Ebenso J. DEKAN: Príspevok k otázke politických hraníc Veľkej Moravy. Historia Slovaca 1947. 198 ff.

⁶⁷ Ann. ex Annalibus Iuvavensibus Antiquis excerpti a. 881 ed. MG SS XXX/2 742 *Primum bellum cum Ungaris ad Weniam. Secundum bellum cum Cowaris ad Culmite*. Dies wahrscheinlich der Kulmerberg zwischen dem Erlauf und Melk.

⁶⁸ Ann. Fuldenses, Cont. Ratisbon. a. 892 ed. FR. KÜRZE 121–22. Arnulf wird von einem ungarischen Heer gegen die Mähren unterstützt; ebd. a. 894 ed. 125 die Ungarn übersetzen die Donau und verwüsten Pannonien; ebd. a. 900 ed. 134 das aus Italien zurückkehrende ungarische Heer verwüstet Pannonien. Als die Ungarn noch in demselben Jahre gegen Bayern zogen, ist Pannonien bereits als ihre Heimat angegeben (*redierunt, unde venerant, ad sua in Pannoniam*). Danach können wir die ungarische Besetzung des fränkischen Pannonien genau auf das Jahr 900 setzen. Vgl. G. FASOLI: *Le incursioni ungare in Europa nel secolo X*. Firenze 1945. 111 ff. Die Belege des ungarischen Sieges von 907 s. ebd. 119 ff. Die Erbauung von Ennsburg im Jahre 900 (Ann. Fuldenses, Cont. Altah. ed. Fr. Kurze 135) verweist darauf, daß die Enns — wie zu Zeiten der Awaren — wieder ein Grenzfluß geworden ist. Die Angabe Liudprands (Antapodonis lib. II 2 ed. J. BECKER. 1915. 36) bezieht sich nicht auf die Eroberung des bayerischen Grenzgebietes, da das Verb *occupare* an der angeführten Stelle «angreifen» bedeutet. Der Text ist also folgenderweise zu übersetzen: «die Ungarn . . . griffen die Grenze der Bayern an» (*Bagoariorum etiam fines occupant*).

welcher Stamm dem landnehmenden Árpád gehörte. Da der Kaiser die ungarischen Stämme nach der bei den Steppenvölkern üblichen Rangordnung aufzählte, dürfte der an der ersten Stelle erwähnte Nyék der Fürstenstamm gewesen sein. Die Byzantiner hatten das mit den Kabaren verbündete Ungarntum noch im Stammesverband kennengelernt. In der zweiten Hälfte des 10. Jh. war der Stammesverband schon gelöst, da die Erben der drei höchsten Würden Territorialherrschaften gebildet hatten. So herrschten in je einem «Land» (*ducatus*) außer dem Fürsten der Kabaren die Árpáds, Gyulas und Karchas.⁶⁹

Die Ungarn wurden von den Petschenegen nach Westen getrieben, deshalb befürchteten die Landnehmenden die Möglichkeit eines wiederholten Angriffs seitens dieser «wildes Kerle». ⁷⁰ Aus diesem Grunde wählte auch der Großfürst seinen Sitz nicht im Osten, sondern im Westen. Gleichzeitig nahm er die Bergwerke in den Abhängen der Alpen und im Nördlichen Erzgebirge in Besitz, während er die reichen Fundstätten Siebenbürgens dem im Rang zweiten Fürsten, dem Gyula überließ.

Übrigens kann man auf die Lage des großfürstlichen Stammsitzes aus dem Ablauf der Kämpfe schließen, welche die machtpolitischen Bestrebungen des Fürsten Géza (972–997) und seines Sohnes István (Stephan) begleiteten. Der junge Stephan versammelte sein Heer am Fluß Garam (Gran) gegen Koppány von Somogy, der seinerseits zuerst die Burg Veszprém bestürmte, wo er die Mutter Stephans, Sarolt, in seine Gewalt zu nehmen beabsichtigte. Der Chroniker versäumt es nicht zu bemerken, daß Stephan die Leiche des besiegten und getöteten Feindes in vier Teile hauen ließ, diese aber in Esztergom, Veszprém, Győr und in Siebenbürgen (hier offensichtlich wegen Sarolt) zur Schau stellen ließ. Die mit Blut gewonnene Beute brachte er dem heiligen Martin dar, dem zu Ehren Pannonhalma erbaut wurde. Koppány hatte seinen Sitz in Somogy gehabt, aber seine Territorialgewalt breitete sich wahrscheinlich auch auf das Gebiet östlich dem Balaton. In ihm müssen wir den Erben der Würde *karcha* sehen.⁷¹

⁶⁹ De adm. imp. c. 40 ed. GY. MORAVCSIK 174, wo die ungarische Stammeseinteilung aus den Zeiten Leos des Weisen angegeben ist. Zu jener Zeit war aber Árpád der Großfürst. (GY. MORAVCSIK: *Bizánci krónikák a honfoglalás előtti magyarságról*. Antik Tanulmányok 4 [1957] 275–88.) Die Ansicht GY. GYÖRFFYS ist irrtümlich, wenn er Kuszán für den Großfürsten hält (Tanulmányok a magyar állam eredetéről. Budapest 1959. 127 ff.), da die diesbezügliche griechische Quelle Árpád an der ersten Stelle nennt, Kuszán jedoch nur an der zweiten. Demnach müssen wir den an der ersten Stelle erwähnten Stamm Nyék für den Stamm Árpáds halten. Über die Vererbung der Würde der Karcha schreibt Konstantinos Porph. ebd. (Ed. GY. MORAVCSIK 178). Für die Ausbildung der Stammesherrschaften s. P. VÁCZY: *A korai magyar történet néhány kérdéséről*. Századok 92 (1958) 333 ff.

⁷⁰ Konstantinos Porph., De adm. imp. c. 8 ed. GY. MORAVCSIK. 56.

⁷¹ Die Fragmente der alten *Gesta Ungarorum*, meistens in einer umgestalteten Form oder für genealogische Zwecke verwendet, finden wir im Chron. XIV. sec., Kap. 40, 41 und 64 (I. SZENTPÉTERY: *Scriptores rer. Hung. I.* 296–97, 312–14). Form und Inhalt der ursprünglichen Darstellung sind noch am meisten in Kapitel 64 erhalten, obwohl auch da Spuren einer späteren Umstilisierung aus dem 13. Jh. zu entdecken sind. Die Legenden des Königs Stephan zeigen, dieser Gattung entsprechend, Koppány als

Die Topographie der Koppány-Geschichte zeigt uns, wo wir das ursprüngliche Stammesgebiet der Árpáden suchen sollen.⁷² Das Lager am Fluß Gran und die Benennung Esztergoms entscheiden die Zugehörigkeit des nördlich der Donau liegenden Gebietes, während die Hervorhebung von Győr und Pannonhalma darauf hinweist, daß Győr, die ehemalige Stadt des awarischen Kapkans der ursprüngliche Sitz der Árpáden war. Nicht in Székesfehérvár und auch nicht in Óbuda, sondern «in der Burg Győr», *in civitate Jaurjana*, hielt sich der König Stephan I. auf, als er die Gründung des Bistums von Pécs (Fünfkirchen) schriftlich abfassen ließ und die Grenzen der neuen Diözese zog (1009). Zur Zeit von St. Ladislaus versammelten sich die «Hauptleute des pan-nonischen Königtums» zur Gesetzgebung in Pannonhalma, *in monte sancto*. Hier stand ein Königspalast (*in palatio suo*), wo König Koloman acht Tage lang die Gesandten des Führers der Kreuzritter, Gottfried von Lothringen bewirtete. Der *ducatus* des Großfürsten enthielt dementsprechend die Kleine Ungarische Tiefebene an der Nordseite der Donau bis zum Ipolytal, am Südufer der Donau aber die Gegend vom Wienerwald bis zum Bakony und Pilis. Der Angriff auf Veszprém macht darauf aufmerksam, daß die Macht der Árpáden sich auch auf die Ostseite des Bergzuges verbreitete, wo die Einfallstore und Pässe von Burgen und Wachen verteidigt waren. Im Bakony war Veszprém, im Pilis Óbuda die Stadt der Fürstin, der späteren Königin. Die beiden Orte, von großen Wäldern umgeben, dürften dem Hof zweifellos einen angenehmen Aufenthalt geboten haben.⁷³

einen Feind des Christentums. (Legenda maior c. 6 und 8; Legenda minor c. 3; Legenda ab Hartvico ep. conscripta c. 6. ed. I. SZENTPÉTERY: Scriptores rer. Hung. II. 381—82, 383—84, 395, 408—410.) Von den Legenden ist besonders der Text der Kleineren Stephanslegende wichtig, da er die Darstellung von Chron. c. 64 ergänzt. Die Größere Stephanslegende macht auch sonst den Eindruck, als ob sie umgearbeitet worden wäre, natürlich noch vor der Abfassung der Legende von Hartwik (z. B. c. 8 *Sacer Mons* (Pannonhalma) paßt nicht in den Kontext, der Abschnitt über den Zehent scheint eine nachträgliche Interpolation zu sein, c. 13 *ad Albam Transsilvaniam*, *Bessos* sind nicht zeitecht, usw.). Zur Wertung des Chron. XIV. s. c. 41: P. VÁCZY: A népfelség elvének magyar hirdetője a XIII. században. Károlyi-Emlékkönyv. Budapest 1933. 560—61. Zur Kritik der Texte über Koppány: J. HORVÁTH: Árpád-kori latin nyelvű irodalmunk stílusproblémái. Budapest 1954. 289 ff., 314—15, 318, 333; J. GERICS: Legkorábbi Gesta-szerkesztésink keletkezésrendjének problémái. Budapest 1961. 7—19. Sie weichen von unserer Auffassung an mehreren Stellen ab.

⁷² Mehrere Forscher versuchten, die Lage der Stämme aufgrund der Ortschaften mit Stammesnamen festzustellen. Doch kommen gewöhnlich in je einem Gebiet mehrerlei Stammesnamen vor. L. GLASER (Kelet-Dunántúl a honfoglalás és a vezérek korában. Fejér vármegye. A magyar városok és vármegyék monográfiája XXII. 1937. Sonderdr. 5 ff.) sieht darin die Spuren einer Ansiedlung in der Wart. Er suchte den Sitz Árpáds in der Umgebung von Fehérvár (a. a. O. 10 ff.), dagegen denkt Gy. GYÓRFFY (Krónikáink és a magyar őstörténet. Budapest 1948. 102) aufgrund des Namens der Familienmitglieder der Árpáden auf Tolna, Solt, Somogy, Veszprém und das Komitat Pest. Árpád soll nach ihm dort gewohnt haben, wo er laut Anonymus beerdigt wurde, d. h. in Óbuda.

⁷³ I. SZENTPÉTERY: Regestaregum. I. Nr. 3; Lad. Decr. II. Praefatio ed. L. ZÁVODSZKY 166; Albericus Aquensis, Hist. Hierosolymitana II, 3, ed. MIGNE, Patr. Lat. CLXVI, 412. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Veszprém zur Zeit Stephans I eine Stadt der Königinnen war. Doch hielt schon Sarolt, die Mutter Stephans, ihren Hof in dieser Stadt. Die Kleinere Stephanslegende erwähnt die Stadt (*urbs*) Veszprém, als wo *regalis accessus*

Die Kleinere Legende von St. Stephan sagt noch über Koppány, daß seine Anhänger entweder gefallen sind oder gefangen genommen wurden. Ihre konfiszierten Güter und Länder hatte Stephan größtenteils verschenkt. So erhielt ihren Anteil aus der Beute die Kirche, besonders Pannonhalma und die Veszprémer Kirche, aber auch Weltliche, die Kampfgefährten Stephans.⁷⁴ Die sich um Géza und seinem Sohn Stephan gruppierenden Fremden und Ungarn besaßen ihre Güter selbstverständlich dort, wo auch die Árpáden ihren Sitz hatten, und auch aus der Somogyer Beute zogen sie den größten Nutzen. Das kriegerische Gefolge des Fürsten wurde von einem neuangekommenen Bruderpaar, Hont und Pazmann, den Ahnherren vom Geschlecht Hont-Pázmány angeführt. Über ihre alten Besitzungen wissen wir, daß sie in den Komitaten Esztergom und Hont gelegen sind.⁷⁵ Der Führer des Feldzuges gegen Koppány, Wenzelin, gründete im Komitat Vas ein Geschlecht (Ják). Sein Sohn hieß Radi, und wir irren uns vielleicht nicht, wenn wir in ihm den Ahnherren des Somogyer Geschlechtes Rád sehen.⁷⁶ Gleichfalls charakteristisch ist das Ausschwärmen des Mosonyer Geschlechtes Győr nach Somogy, wo ein gewisser Otho aus diesem Geschlecht schon 1061 in Zselic-Szentjakab ein Kloster gestiftet hatte. In Lébény, im Mosonyer Komitat stand das Kloster dieses Geschlechtes.⁷⁷ Laut einer zuverlässigen Behauptung Kézais gehörte Graf Tibold, der schon dem Großfürsten Géza gedient hatte, zu den ersten deutschen Ankömmlingen. Es ist kein Zufall, daß seine Nachkommen gleichfalls in Somogy ausgedehnte Güter erwarben.⁷⁸ Wir haben jene Geschlechter kennengelernt, die den Árpáden noch vor der Gründung des Königtums gedient hatten, und können feststellen, daß ihre Stammgüter in den westlichen Komitaten lagen, wo wir den großfürstlichen Ducatus der Árpáden gefunden haben.

Solange die Enns die äußere Grenze des Landes gebildet hat, und die Grenzsperrn am Kamm des Wienerwaldes lagen, hat die wohlverteidigte

et conversatio habebatur (c. 3 ed. Scriptores rer. Hung. II. 395). Der *dux* Koppány versuchte zuerst diese Stadt zu erobern, da er Sarolt ergreifen wollte (Chron. XIV. s. c. 64. ed. Scriptores rer. Hung. I 313). Den Namen der Stadt Buda — sollte dieser aus einem Personennamen entstanden sein — müssen wir mit jenem Buda, Sohn von Egiruth, in Verbindung bringen, der laut des Chronisten ein Gefolgsmann von Gisela von Bayern, der Gemahlin Stephans I war (Chron. XIV. s. c. 69 ed. I. SZENTPÉTER: Scriptores rer. Hung. I 320). Es ist also höchstwahrscheinlich, daß in Óbuda schon seit der Zeit von Gisela ein Palast für die Königinnen erbaut war; nach dem Mongolensturm wohnten die Königinnen bereits ständig in Óbuda.

⁷⁴ *Legenda minor* c. 3 ed. I. SZENTPÉTER: Scriptores rer. Hung. II 395 *de possessionibus eorum tam in agris, quam in villis sapienter diiudicavit*. Aus den konfiszierten Gütern dürften nicht nur Pannonhalma, sondern auch andere Kirchen ihren Teil erhalten haben, wie auch die Gefolgsleute von Stephan I.

⁷⁵ Chron. XIV. s. c. 64 ed. I. Szentpétery, Scriptores rer. Hung. I 313. Vgl. J. KARÁCSONYI: Magyar nemzetségek. I. 182 ff.

⁷⁶ J. KARÁCSONYI: Magyar nemzetségek. II. 244 ff. Für das Geschlecht Rád: ebd. III. 1, 1 ff.

⁷⁷ Über die Stiftungsurkunde des Klosters von Zselic-Szentjakab s. L. B. KUMOROVITZ: A zselic-szentjakabi alapítólevél 1061-ből. Tanulmányok Budapest múltjából. XVI. 53—55. Über das Geschlecht Győr s. J. KARÁCSONYI: Magyar nemzetségek. II. 94 ff.

⁷⁸ Über Tibold: J. KARÁCSONYI: Magyar nemzetségek. III. 1, 91 ff.

Stadt Győr ihren Residenzcharakter beibehalten. Seit der Niederlage am Lechfelde mußte das Ungarntum schon mit einer Expansion des neu aufblühenden deutschen Reiches rechnen. Győr wurde allmählich in den Hintergrund gedrängt und seine Rolle von dem mehr im Inneren des Landes liegenden Esztergom übernommen. König Stephan wurde schon in Esztergom geboren.⁷⁹

DIE ALTEN BEWOHNER GYŐRS UND DIE UNGARN

Hatte es eine awarische Bewohnerschaft in Győr gegeben, als die Árpáden ihre territoriale Herrschaft organisierten? Wenn wir bedenken, daß das awarische Kaganat unter der Frankenherrschaft erst um 875(?) ein Ende nahm, müssen wir diese Frage jedenfalls bejahen. Die Mähren Swatoplukus dürften die Stadt kaum vollständig zerstört haben. Győr ist vermutlich ein awarischer Ortsname und sein Fortleben ist ein Beweis für eine erhalten gebliebene awarische Bewohnerschaft. Der fränkische Name der Stadt, Rab, war auch nicht verschollen, doch wurde er von den Ungarn nicht übernommen. Auch in anderen Fällen können wir beobachten, daß das Ungarntum meistens der awarischen Tradition folgte, vieles übergehend, was fränkisch gewesen war. Heute sagen wir statt Wien Bécs und statt Fünfkirchen Pécs; auch den Namen von Pozsony und Szombathely haben wir nicht von den Franken geerbt. Die awarischen Entlehnungen deuten darauf, daß die Landnehmer am ehesten mit den hier gefundenen Awaren einen Kontakt aufgenommen hatten. Zur Übernahme einer fränkischen Tradition fehlten gerade die gesellschaftlichen Grundlagen. Zur Zeit der Landnahme war die einheitliche «pannonische» Provinz der Franken erst in der Entstehung begriffen. Die Zeit fehlte den Franken dazu, das Gebiet des aufgehobenen awarischen Kaganats mit Einwanderern zu überströmen; mit ihrer Anwesenheit dürfen wir eher nur im Fürstentum Kocels rechnen. Als sie erkannt hatten, daß die Ungarn hier als Eroberer erschienen, verließen sie eiligst das Land. Von ihnen konnten die Ungarn nicht viele Ortsnamen übernehmen. Die Awaren lebten jedoch seit einer langen Zeit in Pannonien, in ihrer Lebensweise und Wirtschaft waren sie den landnehmenden Ungarn nahe, so daß die Bedingungen zu einem beiderseitigen Kontakt und einer Verschmelzung gegeben waren.⁸⁰

⁷⁹ In der Periode der Stammesverfassung waren Győr und Esztergom die bevorzugten Sitze der Árpáden. Székesfehérvár wurde erst nach dem Sieg über Koppány zu einem Hauptort, bis dahin dürfte sie lediglich eine Grenzfestung des fürstlichen Stammes gewesen sein. LAUT A. KRALOVÁNSZKY wurde sie bereits vom Großfürsten Géza zur Residenz erhoben (Székesfehérvár kialakulása a régészeti adatok alapján. Székesfehérvár évszázadai. I. Székesfehérvár 1967. 15–16, weiters Székesfehérvár X–XI. századi településtörténeti kérdései — ebd. I 40 ff.). Doch vgl. mit der vorsichtigen Formulierung von J. FITZ (Székesfehérvár. Budapest 1966. 6 ff.). Über den Geburtsort von Stephan I: Legenda s. Stephani regis (minor) c. 2 ed. I. SZENTPÉTERY: Scriptores rer. Hung. II 394. S. weiters A. GÁRDONYI: Magyarország középkori fővárosa. Századok 78 (1944) 219–231.

⁸⁰ Vgl. G. FEHÉR: A Dunántúl lakossága a honfoglalás korában. Arch. Ért. 1956. besonders 33 ff.

Trotz alledem bedurfte es wohl einer gewissen Zeit, bis sich die Eroberer mit den Awaren vermischt hatten. Anfangs wurden sie nämlich als ein Dienstvolk behandelt, wie auch die anderen hier vorgefundenen Völker. Dies wird z. B. von der Lage der ungarischen Gräber des großen awarischen Gräberfeldes von Győr-Nádorváros klar. Solche Gräber, die in einer ziemlich bedeutenden Zahl vorkommen, zeugen davon, daß die Ungarn als Viehzüchter — den Awaren ähnlich — das weite, wässerige Gefilde von Nádorváros vorgezogen hatten. Doch fügen sich die ungarischen Gräber in die Ordnung des awarischen Gräberfeldes nicht ein; einige von ihnen sind in einer gewissen Entfernung von dem Gräberfeld gefunden worden, andere zwar auf dessen Gebiet, doch gewöhnlich quer über frühere awarische Gräber. Dies widerspricht aber der Vorstellung, laut welcher die landnehmenden Ungarn zusammen mit den Resten der Awaren gelebt hatten und auch in gemeinsame Gräberfelder begraben wurden.⁸¹

Die Übernahme der awarischen Ortsnamen ist ein Beweis dafür, daß die Traditionen des Awarentums infolge der ungarischen Landnahme kein Ende genommen hatten. Die awarische Bevölkerung wurde zwar nicht vernichtet, doch gelangte sie höchstwahrscheinlich in Knechtschaft. Győr gehörte als Ganzes zum Besitztum der Fürsten aus dem Árpádenhause. Nichts deutet darauf hin, als ob in seiner Gemarkung Güter anderer landnehmender Sippen gelegen hätten. Die Héders gehörten nämlich nicht zu diesen.⁸² Ein großer Teil von Abda, Bácsa und Bajes geriet als königliche Donation in kirchlichen Besitz. Für diese drei Ortschaften ist es charakteristisch, daß ihre Bewohner im Gefüge der Grundherrschaft als *jobagiones* Zöllner- und Militärdienst geleistet haben. Während der Entfaltung der ständischen Gesellschaft blieb Abda zwar ein Zollort, doch wurden Bácsa und Bajes zu prädialen Adelsdörfern.⁸³ Wahrscheinlich fügten sich die Awaren als Kriegsvolk in die Organisation der Grundherrschaft ein.

Die übrigen Volkselemente nichtawarischen Ursprungs, die alten Siedlungen am Uferstrand bewohnend, waren bisher den Awaren, von jetzt an aber dem ungarischen Großfürsten steuerpflichtig. Sie waren keine Slawen, wie auch die benachbarten Dörfer nicht von Slawen bewohnt waren.⁸⁴ Der Kern

⁸¹ N. FETICH: Győr a népvándorlás korában. Győr 1943. 46 ff.; Gy. LÁSZLÓ: Études archéologiques sur l'histoire de la société des Avars. Budapest 1955. 53 ff.; G. FEHÉR — K. ÉRY — A. KRÁLOVÁNSZKY: A Közép-Dunamedence magyar honfoglalás- és kora Árpád-kori sírleletei. Budapest 1962. Nr. 346—54. Daß in der ersten Hälfte des 10. Jh. Awaren und Ungarn getrennt begraben wurden, wird von D. CSALLÁNY (A Móra Ferenc Múzeum Évkönyve 1957. 109—132) behauptet.

⁸² SZ. VILLÁNYI: Győr-vár és város helyrajza. Győr 1882. 15 ff.; L. ZÁVODSZKY: A Héder nemzetség és a küszeni monostor. Turul 31 (1913) 97 ff.

⁸³ I. FEHÉR: Győr megye és város egyetemes leírása. Budapest 1874. 511, 518, 522; V. BÉDY: A győri székeskáptalan története. Győr 1938. 137—45.

⁸⁴ I. KNIEZSA (Magyarország népei a XI. században. Szt. István Emlékkönyv. II. Budapest 1938. 425) betont selbst den Mangel an slawischen Ortsnamen zwischen Esztergom und Győr, doch führt er den Namen Abda auf ein slawisches Wort zurück: *Ob-oda* < **ob-voda*, «Umfluß».

der Bewohnerschaft wurde von den Überresten der alten Provinzbevölkerung gebildet.

Wie hätte sonst der Fluß Mursella seinen Namen als Marcal durch Jahrhunderte bewahren können,⁸⁵ der Bach Pannosa als Pánzsa,⁸⁶ der *fons Sabariae* und *Pannonia*, heute Pannonhalma, laut Zeugnis der mittelalterlichen Urkunden,⁸⁷ oder das Dorf Pinnyéd⁸⁸ bei Abda, die Fischersiedlung Száva,⁸⁹ heute verschwunden, im Szigetköz? Die Bevölkerung, welche die Nachlassenschaft der Antike behütet hatte, war so stark, daß all diese Namen trotz der Überschwemmung fremder Völkerschaften erhalten werden konnten.

Der Freiheitsbrief Győrs, 1271 erlassen, enthält Verordnungen, welche eine Einsicht in das frühere Leben der Stadt gewähren.⁹⁰

Obwohl auch der Sitz der kirchlichen Verwaltung in der Burg lag, verfügte der König noch immer über die Burg und die Völker des Burgbezirkes.

⁸⁵ Schon J. MELICH hat erkannt, daß die ungarische Marcal — einst Murzol, wo der Lautwert des -o- ein kurzes -a- ist — von der antiken Mursella stammt (A honfoglaláskori Magyarországról. Budapest 1929. 412–413). Mursella ist die mit einem Diminutivsuffix versehene Form von Mursa. Über den Ursprung des antiken Namens: H. KRAHE: Die Sprache der Illyrier. Wiesbaden 1955. I. 101, 116; A. MAYER: Die Sprache der alten Illyrier. Wien 1959. I. 235–36, II. 80–81, 176.

⁸⁶ J. MELICH (a. a. O. 413) kam über eine Ahnung nicht weiter: «es wird ein vorlandnahmezeitlicher Name sein . . . seinen Ursprung kenne ich nicht» — obwohl die mit dem Suffix -so- versehene Pannosa (so in den Quellen) treu die antike Namensform bewahrte, welche mit dem Namen Pannonia der Provinz verwandt ist. Der Zusammenhang wurde bereits von K. KERÉNYI (Glotta 22 [1933] 32) erkannt, obwohl seine Etymologie unrichtig ist. Vgl. H. KRAHE: Sprache und Vorzeit. Heidelberg 1954. 109, 112.

⁸⁷ Wie das Tal der Marcal, so ist auch jenes der Pannosa (Pánzsa) eine uralte Kulturgegend mit einer alteinsässigen Bewohnerschaft. Árpáds Geschlecht hatte es wohl gewußt, warum es diese Gegend gewählt hatte. Wo im Tal der Bach Pannosa fließt, dort ist auf der Höhe eine Siedlung namens Pannonia wohl vorstellbar. So schon in dem echten Güterverzeichnis von St. Ladislaus: *Primum praedium est Pannonia ubi monasterium situm est* (Pann. rendt. I 591). Kolomans Palast wird von Albericus in seinem Werke Historia Hierosolymitana (ed. MIGNE, Patr. Lat. CLXVI, 412 c. II, 3) erwähnt: *in loco qui dicitur Pannonia*. Der Ortsname steht mit dem Namen der römischen Provinz nicht im Zusammenhang. Unter den Gütern der Abtei von Pannonhalma wird die Martinskirche von Sabaria, die nicht identisch mit jener von Szombathely ist, in einer Urkunde des Papstes Paschalis II vom Jahre 1102 aufgezählt (Pann. rendt. I 593). Dies wird übrigens bei Anonymus c. 50 (*de fonte Sabarie*), weiters in dem Güterverzeichnis von Albeus erwähnt (Pann. rendt. I 771).

⁸⁸ CSÁNKI: III 555 *Pynnyed* (1494). Schon früh gehört es zu den Gütern des Bischofs von Győr. Laut I. FEHÉR (Győr 524) ist «sein Boden außerordentlich feucht». Der Dorfname weist darauf hin: illyr. *Pinnes*, *Pincus*, *Pinna* usw. sind Wasser-, Gebirgs- und Personennamen, deren idg. Stamm *poi-, *pñ- «von Saft strözen» ein mit -n erweiterter Stamm ist (A. MAYER: a. a. O. I. 269–70, II. 85; H. KRAHE: Die alten balkanillyrischen geographischen Namen. Heidelberg 1925. 107). Mit dem ungarischen Dorfnamen ist der Flußname Pinka verwandt, welcher schon in der Karolingerzeit bekannt ist (*Peiniccaba*), weiters der Fluß- und Ortsname Pinna (an der Grenze des Komitats Pozsony, an der Toten Waag): 1138 Mon. Strig. I 99 (unecht), 1214 Pann. rendt. I 629 *Holuwag et Pinna*, usw. Auch in Baranya gibt es eine *terra Pynna* (1261–62 Mon. Strig. I 460).

⁸⁹ 1216 Pann. rendt. I 640 *Zaua*, 1231 I. SZENTPÉTERY, Reg. regum I. Nr. 476 *Zoa*, 1237–40 Pann. rendt. I 780 *Zoa*, usw. Heute lediglich ein Flurname in der Gemarkung von Kishajós. Es ist mit dem Flußnamen Save-Sau identisch, dessen illyrische Form *Savos auf einen Stamm *sey- «Saft, Feuchtes» zurückgeht (H. KRAHE: Die Sprache der Illyrier. I. 93; A. MAYER: a. a. O. I. 297, II. 101–102).

⁹⁰ St. L. ENDLICHER: Rerum Hungaricarum Monumenta Arpadiana. St. Gallen 1849. 526 ff.

Die Vorburg, das *ante castrum* (1273), geriet jedoch — vermutlich noch infolge einer Verordnung Stephans I. — in die Hände des Domkapitels von Győr, und die daselbst lebende Bevölkerung war dem Kapitel untertan, das grundherrschaftliche Gewalt und seit 1273 auch die Gerichtsherrschaft ausübte.⁹¹

Aus dem Freiheitsbrief wird ersichtlich, daß der Kern des Bürgertums von freien königlichen *Hospites* gebildet wurde, die natürlich nicht in der Vorburg — *ante castrum* — gelebt hatten, da diese ein Gebiet des Domkapitels war, denn hätten sie dort gelebt, könnten sie keine königlichen *hospites* gewesen sein. *Hospes* wurde nämlich der Freie genannt, der — seine Freiheit behaltend — sich auf dem Gut anderer niederließ, unabhängig davon, welche Beschäftigung er betrieb.⁹² Die im Freiheitsbrief erwähnten *Hospites* siedelten sich auf königlichem Gebiet an, weshalb sie «Gäste des Königs» genannt wurden. Dies bedeutet aber, daß die Entstehung des städtischen Bürgertums von Győr nicht in der Vorburg begann, sondern in der weiten Gemarkung von Győr, welche größtenteils noch immer als königlicher Besitz galt.⁹³ Da aber die künftigen Träger der bürgerlichen Rechte die königlichen *hospites* waren, welche außerhalb des einstigen römischen Territoriums von *castrum* und *canabae* wohnten, müssen wir feststellen, daß die mittelalterliche Stadt Győr keine antike Wurzel hatte.⁹⁴ Die Freistadt Győr verdankte ihre Stadtrechte der Freiheit der königlichen *hospites*.

In erster Reihe dürften den König militärische Gesichtspunkte bewogen haben, seine *hospites* in die Burg umzusiedeln und sie dort mit den Vorrechten der Fehérvärer auszustatten. In der Burg aber wohnte ein Dienstvolk, so können wir z. B. Burgvölker kennen lernen, die fünf *pondera* gezahlt hatten. Der König wünschte nicht, daß in der Burg Knechte zusammen mit bevorrechteten

⁹¹ Codex Fehér V/2 112 - 113; 1285 ebd. V/3 278 - 79.

⁹² Das Wesen des *Hospes*rechts wird besonders klar in einer Urkunde der Frau Szines aus dem Jahre 1146 ausgedrückt (Pann. rendt. I 598).

⁹³ Der Freibrief weist nicht darauf hin, daß der bisherige Wohnort der königlichen *hospites* vernichtet worden wäre. Aber auch in diesem Falle wurden die Häuser zu dieser Zeit schnell wieder aufgebaut, da ihr Gerüst lediglich aus Gerten und Pfählen bestand, worauf sich übrigens der Freibrief selbst bezieht (*pro edificijs reparandis uirgas et palos habcant*). Der König spricht von seinen *hospites* nur im allgemeinen, so daß das Vorhandensein einer «königlichen Stadt» an der Stelle der ausgegrabenen Siedlung aus der Arpadenzeit (Gegend von Spiritusfabrik, Gasfabrik, Wasserturm) nicht bezeugt werden kann. Vgl. F. JENEI—T. KOPPÁNY: Győr. Budapest 1964. 8. U. E. ist es richtiger, wenn wir die frühere, «lockerere» Formulierung Sz. VILLÁNYIS (Győr-Vár és város. 14) beibehalten. Die gewisse árpádenzeitliche Siedlung lag am rechten Ufer der Donau, auf einem seither abgetragenen Hügelzug, an der Stelle der heutigen Spiritus-, Gas- und Waggonfabrik. Darüber N. FETICH: a. a. O. 48 - 49; S. MITHAY: a. a. O. 44 - 45; B. SZŐKE: Fejezetek Győr középkori történetéből. 93; G. FEHÉR—K. ÉRY—A. KRÁLOVÁNSZKY: a. a. O. Nr. 349. Außerdem gab es noch eine weitere — vielleicht mit der vorigen zusammenhängende — Siedlung, etwas weiter nach Osten, bei Kiskút, angeblich aus dem 11 - 13. Jh., worüber S. MITHAY (a. a. O. 45) berichtet.

⁹⁴ Daß die ungarische Stadtfreiheit nicht mit der antikenstädtischen Organisation in Zusammenhang steht, wurde von Gy. SZÉKELY in seiner Studie «A pannóniai települések kontinuitásának kérdése és a hazai városfejlődés kezdetei». Tanulmányok Budapest múltjából 1957. 7 - 21 bewiesen.

hospites freien Standes leben sollten. Alle jene also, die zusammen mit seinen königlichen *hospites* gewirtschaftet hatten, wurden von ihm aus der Knechtschaft entlassen und in den Stand der *hospites* versetzt.⁹⁵ Der Freiheitsbrief zählt einige von ihnen auch dem Namen nach auf, so die Völker der Burg Szolgagyőr, die sich offensichtlich in Győr aufgehalten hatten, die königlichen *tavernici*, die *mansiones* und *hospites* besaßen. Schon diese Formulierung läßt ahnen, daß der König den Begriff des «Zusammenlebens» nicht auf die mit Mauern umgebene Burg beschränkte.⁹⁶ Tatsächlich schloß er seinen *hospites* auch noch die Hintersassen des Hospitals der Johanniter, wie auch des *vicus s. Adalberti* an, obwohl diese außerhalb der Burg in der Gemarkung Győrs gewohnt hatten. Seinem Namen nach dürfte der *vicus s. Adalberti* nur das Dorf der St. Adalbertspropstei gewesen sein, welches in der Nachbarschaft der Propstei, auf dem heutigen Kalvarienhügel entstand.⁹⁷ Viel schwerer ist es, die Lage des Ordenshauses und kleinen Gutes der Johanniter zu bestimmen. Die Spitäler des Mittelalters wurden immer an verkehrsreichen Straßen gebaut. Laut einer spätmittelalterlichen Urkunde stand die Kirche der Johanniter an der Veszprémer Straße, die durch Nyúl und Écs führte, bevor sie noch die Brücke der Pánzsza erreicht hätte. Die Bewohner von Győr nennen das Gebiet, welches sich bis zur Pánzsza-Brücke erstreckt, noch immer «das Land des Priesters Johannes».⁹⁸ Der König verfügte über die Völker dieser beiden kirchlichen Körper-

⁹⁵ Der König war augenscheinlich bestrebt, innerhalb der Stadt einen einheitlichen Bürgerstand zu bilden, deshalb versah er die Bewohner des Burgbezirkes mit den gleichen Privilegien. Gleichzeitig bewahrte die andere Hälfte Győrs, der Stadtteil des Domkapitels, ihren privatgrundherrschaftlichen Charakter, und deren Mitglieder, die *cives capituli Jauriensis*, bildeten eine besondere Gemeinschaft gegenüber den *cives regales de Jaurino* (z. B. 1373 Pann. Rendt. VIII 396).

⁹⁶ In den Urkunden wird immer betont, daß die Stadt innerhalb und außerhalb der Burgmauer lag: *iudex civium de castro et de exteriori civitate* (1348), oder *cives regales intra et extra castrum Jauriense commorantes* (1391). Beide Daten bei Csánki III 539. Daraus ist auch ersichtlich, daß die Burgmauer kein Charakteristikum der mittelalterlichen Stadt ist. Übrigens hatte auch der Stadtteil des Domkapitels einen Vorort, Szentbenedekfalva, mit einer selbständigen Pfarre. Der Ort lag unmittelbar unter der Stadt, auf beiden Seiten der Veszprémer Straße, damals Pánzsza-Straße genannt. Offensichtlich ist es dessen Kirche, die schon 1116–31 erwähnt wird: *presbytero basilice Sancti Benedicti* (Pann. rendt. I 595). Westlich von dieser Siedlung war das Gebiet von der heutigen Nádorváros schon Királyföld (= Königsland). Szentbenedekfalva reichte nicht bis zur Pánzsza, sondern wurde nur wegen der wichtigen Pánzsza-Brücke «Pánzsza-Straße» genannt. (Sz. VILLÁNYI: Győr-vár és város. 13; V. BÉDY: Győr kat. vall. életének múltja. 24–26). In diesem Sinne sollen wir den übrigens treffenden Standpunkt JENEIS modifizieren (JENEI–KOPPÁNY: Győr. 10, 154, Anm. 23). Diese Stadtviertel wurden von den Türken vernichtet, ihre einstige Lage ist aber aufgrund der Neusiedlung rekonstruierbar. Dafür s. die Karten auf S. 165 und 168 in: BORBIRÓ–VALLÓ: a. a. O.

⁹⁷ Die Lage der Propstei und ihres Dorfes wurde von den Forschern einstimmig festgestellt. Grundlegend sind: Sz. VILLÁNYI: Győr-vár és város. 15, 24–25; V. BÉDY: Győr kat. vall. életének múltja. 23–24 und ders.: A Szent Adalbert vértanú püspök tiszteletére alapított győrhgyvi prépostság története. Győri Szemle 3 (1932).

⁹⁸ Die Angaben s. Sz. VILLÁNYI: Győr-vár és város 16, V. BÉDY: Győr kat. vall. életének múltja. 41–43. Da das Ordenshaus zu Győr gehörte, mußte es innerhalb der Stadtgrenzen liegen, samt seinen Besitzungen. Die Stadtgrenzen sind aber bekannt (Görög: Magyar Atlasz. Wien 1802. S. XIX; I. FEHÉR: a. a. O. Kartenbeil.); gleichfalls die Straße von Győr nach Nyúl in der Richtung Veszprém, wie auch die Brücke der

schaften aus dem Grunde, weil sie zum Királyföldre (= Königsland) gehörten. Die *mansiones* und Hospitensiedlungen der obenerwähnten königlichen *tavernici* lagen gleichfalls auf dem Királyföldre, und zwar auf der Anhöhe zwischen dem Kalvarienhügel und dem *castrum*, am Raabufer.⁹⁹

Bevor also die städtische Bürgerschaft Győrs sich noch gebildet hätte, finden wir Dienstvölker in der Burg und Vorburg, d. h. in der Káptalanváros (Kapitelstadt), auf den die Raab von rechts begrenzenden Anhöhen, d. h. die Straße nach Pápa und Szombathely (Kalvarienstraße) entlang, schließlich an der Brücke der Pánzsa. An all diesen Stellen hatte einst die römische Provinzbevölkerung gelebt, welche zu Zeiten der Völkerwanderung den Hunnen und Germanen Tribut zahlte, später den Awaren unterworfen wurde und schließlich — wie wir sehen — dem ungarischen Großfürsten untertan war. Das System blieb jahrhundertlang aufrecht erhalten, da es für die Eroberer nützlich war. Es erlebte noch die ungarische Herrschaft, obwohl damals das Dienstvolk schon mit fremden Elementen bereichert und erneuert war. Dies verringert jedoch den Wert der Erkenntnis nicht, daß zwischen der römischen Provinz Pannonien und dem ungarischen Mittelalter eine geschichtliche Kontinuität bestand. Das Ungartum siedelte in Győr nicht nur auf ein langbewohntes Gebiet um und erbte nicht lediglich tote Steine vom Altertum, sondern es übernahm auch ein Herrschaftssystem, welches sich noch zur Zeit der Auflösung des römischen Reiches entwickelt hatte und seitdem als ein nützliches Herrschaftsmittel überliefert wurde.

DIE UNGEBROCHENE TRADITION DES CHRISTENTUMS

Die Hinterlassenschaft des Altertums wird im ungarischen Mittelalter auch noch in einer anderen Weise ersichtlich. Hier denken wir an den ungerissenen Faden des Christentums.

Die religiöse Überlieferung ist ihrer Natur entsprechend sehr tiefwurzelnd. Deshalb ist die Aufzeichnung einer Tradition auch in dem Falle nützlich, wenn sie eigentlich auch zu spät erfolgte. Ursprung und frühere Rangordnung der Győrer Kirchen werden in einer Aufzeichnung aus dem 16. Jahrhundert angeführt, welche im Archiv des Pozsonyer Domkapitels aufbewahrt wird. Danach war die älteste Kirche Győrs dem heiligen Abra-

Pánzsa. Aufgrund der im Werke V. BEDYS mitgeteilten Angaben (ebd. 41, Anm. 102) können wir die Lage des Ordenshauses annähernd feststellen. Seine Kirche ist augenscheinlich mit einer der 1554 demolierten, in Ruinen liegenden Kirchen identisch, welche in unserer Quelle folgenderweise bezeichnet wird: *quae sita est ultra aliam antehac destructam penes vineas* (V. BEDY: a. a. O. 43). Die Győrer Weinberge lagen am heutigen Szabadhegy, die Veszprémer Straße aber führte südwestlich vom Weinberg.

⁹⁹ Es ist urkundlich bewiesen, daß die St. Adalbertspropstei und das Ordenshaus der Kreuzritter am Királyföldre lag (V. BEDY: Győr kat. vall. életének múltja. 23, 41). Für die *mansiones* der königlichen Tavernici: JENEI—KOPPÁNY: Győr 8—9.

ham geweiht, und stand einst im St. Adalbertskirchhof.¹⁰⁰ Der Name des St. Adalbertskirchhofes bestimmt die Lage der fraglichen Kirche; dies ist der heutige Kalvarienhügel, einst «Győrberg» genannt. Der Kirchhof ist frühen Ursprungs, was auch aus dem dort freigelegten keltischen und römischen Gräberfeld ersichtlich ist. Wahrscheinlich war die erwähnte Abrahamskirche ursprünglich die Kapelle dieses Gräberfeldes, seitdem das Christentum auch in Arrabona gesiegt hatte. Die von Sabaria nach Győr führende Landstraße führte gerade am Fuß dieses Hügels und erreichte, vor ihrem Ziel ein wenig links abbiegend, den heutigen Káptalandomb, die Stelle des römischen Castrums. Die Straße war — der damaligen Gewohnheit gemäß — an beiden Seiten bis zum Tor der Burg von Gräbern besetzt. Am Anfang der Reihe wurden noch Kelten beerdigt, dann Römer; die ersten römischen Begräbnisse sind noch Brandgräber, die neueren jedoch schon Körpergräber. Am Ende der Reihe finden wir die Körpergräber der Germanen, vom 4. Jahrhundert an, welcher Zeitpunkt gleichzeitig den Beginn der Völkerwanderung angibt.

Die außerhalb der Stadt — *extra muros* — gebauten Friedhofskapellen standen in der altchristlichen und frühmittelalterlichen Welt in großer Verehrung. Der Friedhof, das eigentliche Leben für die Gläubigen eröffnend, wurde oft von Klöstern betreut. Das Gegenstück der Friedhofskapelle, die mit Taufbecken versehene *basilica urbana*, erwartete die gläubigen Christen im Weichbild der Stadt, später *infra castrum*.¹⁰¹ In Győr wurde die Friedhofskapelle durch die heutige Kalvarienstraße mit der Basilika verbunden. Da aber die Kalvarienstraße nicht in die Bürgerstadt (*canabae*), sondern in die Burg (*castrum*) mündete, sind wir berechtigt anzunehmen, daß das Gegenstück der Friedhofskapelle, die *basilica*, die Kirche der Burg war, welche wir an der Stelle der heutigen Kathedrale und des bischöflichen Palastes suchen müssen. Die Kathedrale der Stephanszeit wurde an der Stelle der früheren errichtet und wahrscheinlich erbte sie ihr Marien-Patrozinium auch von ihrem Vorgänger. Beim Ausbau der kirchlichen Organisation kam die Siedlung der einstigen römischen *canabae* als ganze in den Besitz des Domkapitels; der Bischof von Győr mußte sich mit einigen Hausgründen in der Szombatpiac-Gasse begnügen. Den Grund dieser Disproportion dürfen wir darin suchen, daß zur Zeit der Donation der *canabae* das Bistum noch nicht vorhanden war. Auf den Veduten Győrs aus dem 16. Jahrhundert sind östlich vom heutigen Széchenyi-Platz noch die Umrisse einer Kirche gut auszunehmen, welche wir auf-

¹⁰⁰ K. SZOMBATHELYI: Néhány sor Győrről. Magyar Sion 1 (1863) 793: *Prima ecclesia fundata erat Capella illa, quae habetur in Cimiterio Sancti Adalberti et uocatur Capella Sancti Abraham*. Vgl. SZ. VILLÁNYI: Győr-vár és város. 22.

¹⁰¹ R. BAUERREISS: Kirchengeschichte Bayerns. I. (2. Aufl.). St. Ottilien 1958. 15 ff.; I. ZIBERMAYR: Noricum, Baiern und Österreich. Horn NÖ. 1956 (2. Aufl.) 118, 121 ff., 128, 144 ff., 155 ff., 164 ff., 244 ff. Die am öftersten vorkommenden Schutzheiligen der Friedhofskapellen sind St. Laurenz, St. Georg, usw.

grund der schriftlichen Quellen mit der Stadtpfarrkirche, die dem Protomartyr Stephan geweiht wurde, identifizieren können. Das Patrozinium Stephans, des ersten Diakons der Urkirche, zeigt auf eine Gründung seitens des Domkapitels. Das Domkapitel dürfte diese Kirche damals gegründet haben, als es für die Bewohner seiner eigenen Stadt eine besondere Pfarre besorgen mußte; ihre Vergangenheit kann nicht so alt sein wie die der Marienkirche in der Burg.¹⁰²

Was ihr Alter betrifft, ging jedoch die Abrahamskirche am heutigen Kalvarienhügel allen anderen Kirchen Győrs voran. Ihre Lage im keltisch—römischen Gräberfeld läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ihr Ursprung noch in die frühchristlichen Zeiten zurückreicht. Als die Awaren sich um die Stadt angesiedelt hatten, nahm der heidnische Kapkan das Gebiet des *castrum* für sich in Anspruch. Die Christen konnten deshalb die Marienkirche nicht mehr gebrauchen, ihre Zuflucht und Betreuerin wurde die Abrahamskirche draußen am Friedhof. Unter die Herrschaft der Franken geratend waren die awarischen Vornehmen gezwungen, das Christentum anzunehmen; die Aufgabe der Bekehrung und der kirchlichen Organisation war jetzt der Abrahamskirche zuteil geworden. Es ist nicht für einen Zufall zu halten, daß unmittelbar nach der allgemeinen Unterwerfung der Awaren (803) zwei nacheinander folgende Kapkane in der Taufe solche Namen erhielten, welche in einer fränkischen Umgebung ungewohnt sind: der eine wurde Theodoros, der andere Abraham getauft.¹⁰³ Schon der Umstand, daß wir hier einen Namenswechsel finden, deutet nicht auf eine westliche, sondern auf eine östliche Sitte. In der griechischen Kirche begegnen wir oft Namen aus dem Alten Testament oder jenen von Heiligen und Märtyrern der orthodoxen Kirche.¹⁰⁴ Das lateinische Christentum Pannoniens näherte sich seit dem graduellen Zerfall des weströmischen Kaisertums allmählich zu Ordnung und Brauchtum der byzantinischen Kirche; der Erhalt von Taufnamen wie Theodor und Abraham zu einer ungefähr gleichen Zeit deutet auf diese Veränderung hin.

¹⁰² Die Stelle der nach St. Stephan Martyr benannten städtischen Pfarrkirche wurde bereits von SZ. VILLÁNYI (Győr-vár és város. 24) und V. BÉDY (Győr kat. vall. életének múltja. 20 ff.) bestimmt. Auf der Aginelli'schen Zeichnung scheint sie zu nahe zur Basteimauer zu liegen. Auf dem Kupferstich von J. Siebmacher (1598), weiters auf mehreren Stichen aus dem 17. Jh., welche das Stadtbild von der Donauseite zeigen, ist ihr Platz im Stadtteil des Domkapitels gut auszunehmen. Die Kupferstiche sind in BORBIRÓ - VALLÓ: a. a. O. Abb. 42, 52, 54, 72, 76 veröffentlicht.

¹⁰³ Ann. regni Francorum a. 805 ed. FR. KÜRZE 120; Ann. Iuvavenses maiores und Ann. s. Emmerammi maiores a. 805 ed. MG SS XXX/2 738--39.

¹⁰⁴ R. BAUERREISS: a. a. O. I 138. Alttestamentarische Namen tauchen sporadisch — auf byzantinischen und nahöstlichen Einfluß — auch auf dem Gebiet der lateinischen Kirche auf. Nicht nur im Frankenreich, sondern auch auf dessen nördlicher und östlicher Grenzzone; bei den Slawen, ist der Brauch einer Namengebung bei der Taufe selten, doch ist er im von Byzanz beeinflussten slawischen Raum zu finden. Dieser Unterschied ist auf den nachträglichen Eintragungen aus dem 8—9. Jh. im Evangeliar von Cividale aus dem 5 - 6. Jh. zu beobachten. Die eingetragenen Namen wurden in Monumenta spectantia historiam slavorum meridionalium. Vol. VII. 382 ff. veröffentlicht. Vgl. A. CRONIA: Revision der slavischen Eigennamen im alten Evangeliar von Cividale (Wiener Slavistisches Jahrbuch 2 [1952] 6—21).

Daß es am Vorabend der Frankenherrschaft unter den Awaren tatsächlich christliche Kirchen gab, die tätig waren, wird aus den fragmentarisch erhalten gebliebenen Akten der «Synode am Donauufer» von 796 klar. Die sich auf den Ruf Pippins versammelnden fränkischen Kirchenfürsten erwähnten mit unverhaltener Verachtung gewisse «ungelernte und unwissende Priester», welche bis dahin die christlichen Gemeinden Pannoniens verwaltet hatten. Es führte zu kirchenrechtlichen Debatten, ob Taufen, durch solche Priester vollzogen, überhaupt gültig wären.¹⁰⁵ Der Kapkan Theodor und der Kagan Abraham hatten offensichtlich keine solche Bedenken: wenn sie schon zu wählen hatten, so wollten sie eher die unter ihrer Herrschaft lebenden Priester wählen, die vielleicht ungebildet waren, doch nicht die Interessen einer fremden Macht vertraten. Der Name Abraham des Kagans von Győr steht offensichtlich mit dem Patrozinium der seit uralten Zeiten auf dem Kalvarienhügel tätigen Abrahamskirche in Zusammenhang.

Die Tatsache, daß zur Zeit der Gründung der ungarischen Kirche die Abrahamskirche bestand und hoch verehrt wurde, deutet auf den byzantinisch-awarischen Ursprung des ungarischen Christentums hin. Das pannonische Christentum war während der langen awarischen Herrschaft nicht ausgerottet, es lebte fort, doch mit byzantinischen Elementen durchwoben, und war stark genug, um das im Entstehen begriffene ungarische Christentum in seinen Wirkungskreis zu ziehen. Die Bekehrungstätigkeit seitens des deutschen Reiches und des Kaisers begann unmittelbar nach der Thronbesteigung Gézas (972), so kam Prunwart, ein Mönch aus Sankt Gallen, als Missionsbischof nach Ungarn. Unsere Quelle behauptet geradezu, er sei es gewesen, der den «König» der Ungarn bekehrt hatte.¹⁰⁶ All dies aber bedeutete keine Zurücksetzung oder sogar Verkümmern des pannonischen Christentums. Obwohl sich der Großfürst Géza nicht von gewaltsamen Maßregeln gescheut hatte, auf seinem Gebiet das Christentum zum Sieg zu verhelfen, blieb die Aufgabe der kirchlichen Organisation auf seinen Sohn Stephan;¹⁰⁷ dies wird gerade durch das Győrer Beispiel bewiesen.

Die Geschichte der Abrahamskirche ist dazu geeignet, uns mit der kirchlichen Organisationstätigkeit Stephans bekanntzumachen. Der bei den Preußen den Märtyrertod erlittene Bischof Adalbert war von Stephan hochgeehrt, und wahrscheinlich auf seine persönliche Anregung wurde die Hauptkirche in Esztergom (Gran) auf den Namen Adalberts getauft. Das Adalbertspatrozinium

¹⁰⁵ *Conventus episcoporum ad ripas Danubii 796. aestate ed. MG Concil. II. 1 172—76.* Dazu s. noch. Alevins Brief an Arn, Bischof von Salzburg aus 796 (MG Epist. IV 153 ff. Alevini epistolae Nr. 107).

¹⁰⁶ *Necrologium S. Galli ed. MG Necrol. I 466.*

¹⁰⁷ Gézas Charakterisierung s. bei Thietmar: *Chron. lib. VIII c. 4 ed. R. HOLTZ-MANN (1935) 496.* Laut Thietmar wirkte bei Géza auch ein Bischof. Dieser kann nur ein Missionsbischof gewesen sein. Über die schonungslosen, von Géza verwendeten Bekehrungsmittel, wird auch in der größeren Legende von St. Stephan Erwähnung getan (c. 2 ed. *Scriptores rer. Hung. II 378—79*).

zeugt gleichfalls davon, daß die Kirche von Győr noch früh organisiert wurde; doch erhielt in Győr den Namen Adalbert nicht die Domkirche, sondern die Abrahamskirche am Kalvarienhügel, als sie zu einer Propstei erhoben wurde. Die Adalbertspropstei — mit vier Domherrenpfünden — wirkte auch als Pfarrkirche und damit übernahm sie die Rolle der Abrahamskirche; diese letztere wurde jedoch nicht aufgehoben, sondern erhielt ihre frühere Bestimmung zurück: als Friedhofskapelle lebte sie fort.

Der Begründer der Adalbertspropstei dürfte nur Stephan I., der große Verehrer Adalberts gewesen sein. Hatte also Stephan I die außerhalb der Stadt liegende Abrahamskirche mit dem Namen Adalbert ausgezeichnet, ist daraus auf die Tatsache zu schließen, daß damals noch diese Abrahamskirche der Oberhirt der Győrer Christen war.¹⁰⁸ Als er aus der Abrahamskirche eine Propstei machte, stützte sich Stephan I. auf bestehende fränkisch-awarische Tradition. Mit der Zeit hatte sich das Christentum schon so gekräftigt, daß es nötig wurde, innerhalb der Burgmauern, in der Nachbarschaft des fürstlichen Palastes eine Domkirche zu errichten. Anfänglich begnügte sich Stephan mit der Gründung einer Großpropstei, welche er mit der von ihm gewöhnten Großzügigkeit mit materiellen Gütern versah. Zu dieser Zeit kam die alte Bürgerstadt in den Besitz des Kapitels. Während aber in Fehérvár und Óbuda die Propstei sozusagen die «Kapelle» des fürstlichen Hauses geblieben ist, erhielt Győr noch von Stephan I. ein Bistum. Die kirchliche Organisation wurde also in mehreren Etappen vollzogen. In der ersten Etappe wurde die vorlandnahmezeitliche Abrahamskirche zur Adalbertspropstei erweitert; in der zweiten Etappe hatte Stephan I. das Erzstift begründet und subordinierte den Propst der Adalbertskirche dem Großpropst. Obwohl der Propst der Adalbertskirche dadurch also das Mitglied des Erzstiftes geworden ist, behielt er seine Würde und die Selbständigkeit seiner Kirche. In Rang kam er unmittelbar nach dem Großpropst. Schließlich organisierte Stephan I. das Bistum von Győr.¹⁰⁹

Die Abrahamskirche ist ein offensichtliches Bindeglied zwischen dem alten Christentum Pannoniens und dem ungarischen Christentum. Was hier für Győr zu beweisen gelungen ist, dürfte auch anderswo existiert haben. Das ungarische Christentum zeigt sozusagen bis zur Zeit der Gegenreformation

¹⁰⁸ K. SZOMBATHELYI: a. a. O. 794. Diese im Pozsonyer Kapitelarchiv liegende Aufzeichnung behauptet lediglich von der Liebfrauen-Domkirche, daß sie von König Stephan begründet wurde; den Ursprung der St. Adalbertspropstei kennt sie nicht: *In ecclesia uero praefata Sancti Adalberti tandem nescio quis fundauit Praeposituram cum quatuor Canonicis . . . Sunt tres ecclesiae Parochiales Sancti Stephani Prothomartiris, Sancti Benedicti et Sancti Adalberti . . .* Aufgrund des Adalbert-Patroziniums können wir aber als sicher annehmen, daß die Adalbertspropstei von König Stephan an Stelle der Abrahamskirche erbaut wurde.

¹⁰⁹ V. BÉDY: A győri székeskáptalan története. Győr 1938. 55 ff. Seinen Rang im Domkapitel behielt er auch dann, als Koloman, Bischof von Győr (1337—75) die Pápócer Propstei gegründet hatte.

manche Züge auf, welche es von der in Italien und Deutschland heimischen lateinischen Christentum wesentlich unterscheiden.

Die Erklärung ist naheliegend. Die Ungarn, als sie sich in der neuen Heimat eingerichtet hatten, rotteten das aus der awarischen und fränkischen Zeit geerbte Christentum nicht aus, sondern eigneten es mit seinem eigentümlichen, archaisch-byzantinischen Inhalt an, sobald sie zu diesem Schritt genötigt waren.¹¹⁰

Budapest

¹¹⁰ Das ungarische Christentum entstammte einer frühen byzantinischen Grundlage: P. VÁZCY: Les racines byzantines du christianisme hongrois. *Nouvelle Revue de Hongrie* 34 (1941) 99—108. Sein Verhältnis zur fränkischen Kirche und zur Tätigkeit Cyrills und Methods, wie auch zum awarischen Christentum gedenken wir in einer besonderen Studie klarzustellen.

E. MARÓTI

ÜBER DIE VERBREITUNG DER WASSERMÜHLEN IN EUROPA

(BEITRÄGE ZU DEN ZWISCHEN DER UNGARISCHEN URGESCHICHTE
UND DER ANTIKEN WIRTSCHAFTSGESCHICHTE BESTEHENDEN
BINDUNGEN)

Im Laufe der vergangenen Jahre setzten sich A. Bartha und der kürzlich verstorbene E. Moór wiederholt mit der viel umstrittenen Frage auseinander, ob es sich bei den landnehmenden Ungarn um nach Europa eingewanderte Nomaden oder um Halbnomaden handelte. Bei diesen Diskussionen kam auch die Übernahme gewisser landwirtschaftlicher Belange und Kenntnisse aus östlichen (bulgarisch-türkischen) oder westslawischen (slowakischen) ethnischen bzw. Sprachgebieten zu Wort.¹

Da wir uns weder für ungarische Urgeschichte noch für sprachwissenschaftliche Probleme zuständig erachten, können wir auch zu diesem zentralen Fragenkomplex keine meritorische Stellung beziehen. Hingegen tauchte im Zuge der einschlägigen Erörterungen u. a. auch ein Thema auf, das Anspruch auf das Interesse der klassischen Philologen und der mit antiker Wirtschaftsgeschichte Beschäftigten erheben kann. Im konkreten handelt es sich dabei um die Kenntnis, Übernahme und Verbreitung der Wassermühle, bzw. um den in mehreren Belangen keineswegs unwesentlichen Fragenkomplex der Einbürgerung und Verwendung von Wassermühlen innerhalb des Römerreiches. Hat doch bereits Marx festgestellt: «Die Arbeitsmittel sind nicht nur Gradmesser der Entwicklung der menschlichen Arbeitskraft, sondern auch Anzeiger der gesellschaftlichen Verhältnisse, worin gearbeitet wird».²

Auf sprachgeschichtlicher Grundlage wies E. Moór nach, daß das ungarische Wort für Mühle (*malom*) sowie die Namen der wichtigeren Bestandteile der Mühle aus dem Slowakischen in unsere Sprache Eingang gefunden haben, woraus er die logische Schlußfolgerung zog, daß unsere landnehmenden Vorfahren auch die Wassermühle nach ihrer Niederlassung im Karpatenbecken in der von den zeitgenössischen Westslawen bewohnten Gegend kennenlernten

¹ S. vor allem A. BARTHA: *Gazdaságtörténet és szavak* (Wirtschaftsgeschichte und Wörter) MNy 65 (1969) 14–25 und E. MOÓR: *A szógyűttek és a csoportos szóhiányok: művelődéstörténeti tények* (Wortgemeinschaften und fehlende Wortgruppen als kulturgeschichtliche Fakten) a. a. O. 70 (1974) 173–181.

² Das Kapital I. Berlin 1951, 188. Vgl. F. TÖKEI: *A társadalmi formák elméletéhez* (Zur Theorie der Gesellschaftsformen). 1968. 17.

und von diesen übernahmen.³ Die Richtigkeit dieser Annahme stellte Bartha auf das entschiedenste in Abrede.

1. Zunächst muß festgestellt werden, daß sich in der Argumentation beider entgegengesetzte Ansichten vertretenden Gelehrten Unfolgerichtigkeiten, bzw. anzweifelhafte Beweisführungen finden. Als Gebiet, wo die Übernahme erfolgte, bezeichnete E. Moór anfangs die östliche Hälfte der Kleinen Tiefebene (die zum einst römischen Pannonien gehört hatte), und als Vermittler die Ackerbauer, die sich der mittelslowakischen Mundart bedienten.⁴ Zuletzt aber verlegte er diese Gegend in das obere Theißgebiet (das einstige «Barbaricum»).

Im Gegensatz zu Moór behauptete Bartha, «die Wassermühle kam nur in den westlichen Provinzen des Römischen Reiches sporadisch vor, ihre frühe Verbreitung weiter östlich gelang es bisher nirgends nachzuweisen».⁵ Da aber Pannonien keine östliche Provinz war, bzw. das Gebiet zwischen Donau und Theiß in römischer Sicht nicht als östliches Gebiet galt, ist ein Hinweis auf den «Osten» von vornherein gegenstandslos, widerspricht auch, wie wir weiter unten (unter P. 7) sehen werden, den Tatsachen und ist eben deshalb unhaltbar.

Es erübrigt sich vielleicht, eigens zu betonen, daß wir lückenlose beweiskräftige Aufschlüsse in dieser Hinsicht weder von der gegenständlichen Hinterlassenschaft, noch von schriftlichen Quellen erwarten dürfen, was schließlich für alle Bereiche der Altertums- und frühmittelalterlichen Entwicklung gleichermaßen zutrifft, und in erhöhtem Maß bezüglich des Wirtschaftslebens.⁶ Was in unserem Sonderfall die Wassermühlen anbelangt, sind ihre Holzteile im Lauf der Jahrhunderte vermodert, die Mühlsteine größtenteils abgenutzt, zerfallen oder auch ihrer zweckentfremdeten sekundären Verwendung zum Opfer gefallen.⁷ Die eisernen Bestandteile sind entweder verrostet oder stark beschädigt, und die Verwahrung, Identifizierung sowie die wissenschaftliche Bearbeitung des verstreuten musealen Materials läßt viel zu wünschen übrig.⁸

³ Vgl. Anm. 6 und 17 sowie S. 259. im Text.

⁴ S. *Studia Slavica Acad. Scient. Hung.* 2 (1956) 75 — *Nyr* 88 (1964) 24. Zur gleichen Frage s. noch I. VALTER: *Agr. tört. Szle.* 16 (1974) 11—12. Übrigens übernahmen wir das letzten Endes auf lateinischen Ursprung zurückgehende ungarische Wort «malom» für Mühle (und Wassermühle) zweifellos aus der (west-) slawischen Sprache. S. I. KNIEZSA: *A magyar nyelv szláv jövevényszavai* (Die slawischen Lehnwörter der ungarischen Sprache) I. 1. Budapest 1955. 325—327. G. BÁRCZI: *A magyar nyelv életrajza*² (Lebensgeschichte der ungarischen Sprache) 1966. 115, 118.

⁵ A. a. O. 22. 1.

⁶ Vgl. neustens CH. PARAIN: *ZfGW* 6 (1960) 358—359. 364. G. SCHROT: *Helikon* 4 (1964) 431. K. D. WHITE: *Antiquity* 39 (1965) 102. R. MARTIN: *Recherches sur les agronomes latins et leurs conceptions économiques et sociales*. Paris 1971. 7.

⁷ B. GILLE erklärt in: *Le Moulin à eau. Une Révolution technique médiévale. Techn. et Civil.* 3 (1954) 2—3 die geringe Zahl der Funde damit, daß der Großteil der Wassermühlen in Wäldern errichtet worden war, weshalb ihre Bestandteile mit der Zeit in Verlust gerieten.

⁸ Vgl. K. D. WHITE: *The agricultural implements of the Roman world*. Cambridge 1967. 2., 4., 6., 9. *idem*: *Roman Farming* London 1970. 42. — CH. PARAIN: a. a. O. 360.

Somit vermochten nur Teile der größeren Baulichkeiten von Fall zu Fall den Stürmen der Zeit standzuhalten, während wir im übrigen außer den bei systematischen Ausgrabungen größerer alter Siedlungen zum Vorschein gelangter Überreste meist nur auf die über weite Gebiete verstreuten einschlägigen Zufallsfunde angewiesen sind, zumal eine vollständige Erschließung noch in weiter Ferne liegt. Was nunmehr die schriftlichen Quellen betrifft, die uns eine Handhabe bieten könnten (schöne Literatur, Fachliteratur, Gesetze, Inschriften u. dgl. m.), so gilt, wenn irgendwo, dann im wirtschaftsgeschichtlichen Bereich Goethes Feststellung: «Literatur ist Fragment der Fragmente: das wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das wenigste übrig geblieben».⁹

So droht denn dem modernen Forscher auf Schritt und Tritt die Gefahr des *argumentum ex silentio*, aber ein noch verhängnisvollerer Fehler wäre die Außerachtlassung der vorhandenen Angaben, bzw. die Mißachtung ihres Informationswertes. Davon werden uns einige weiter unten angeführte eklatante Beispiele überzeugen. Im Zuge unserer nachfolgenden Ausführungen werden wir zwangsläufig zu einigen von unserem Ausgangsproblem unabhängigen strittigen Fragen Stellung nehmen müssen, in der Hoffnung, daß es uns gelingen wird, auf einige Angaben, Aspekte und Zusammenhänge aufmerksam zu machen, die bei der Beschäftigung mit dem hier behandelten Problemkreis bisher noch keine Beachtung gefunden haben.

2. Die erste schriftliche Erwähnung der Wassermühle findet sich in einem wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 1. Jh. v. u. Z. stammenden Achtzeilen-Epigramm des aus Tyros gebürtigen Antipatros Sidonios, das folgenden Wortlaut hat:

Ἴσχετε χεῖρα μυλαῖον, ἀλετριίδες, εὐδετε μακρά,
 κῆν ὄρθρον προλέγη γῆρος ἀλεκτρονών.
 Διὸ γὰρ νύμφαισι χειρῶν ἐπετείλατο μόχθους·
 αἱ δὲ κατ' ἀκροτάτην ἀλλόμεναι τροχίην 5
 ἄξονα δινεύουσιν, ὃ δ' ἀκτίνεσσιν ἐλκταῖς
 στρωφᾷ Νισυρίων κοῖλα βάρη μυλάκων.
 γενόμεθ' ἀρχαίον βίотου πάλιν, εἰ δίχα μόχθου
 δαίνυσθαι Διουῆς ἔργα διδασκόμεθα.¹⁰

Gewiß steht weder die Datierung, noch die Autorschaft eindeutig fest, einige verlegen die Entstehungszeit auf früher, teils auf das Ende des 2. Jh., teils auf die Wende des 2. zum 1. Jh., andere wiederum auf die zweite Hälfte des 1. Jh. Manche halten den z. Z. des Augustus lebenden Antipater aus Thessaloniki für den Autor des Epigramms, wieder andere dessen Zeitgenossen,

⁹ Sprüche in Prosa. Maximen und Reflexionen IV.

¹⁰ *Anthologia Graeca* (ed. H. STADTMÜLLER) IX. 418.

den byzantinischen Antiphilos. Zweifellos flicht er in den Aussagegehalt seines Epigramms auch mythologische Elemente mit ein, der Wesenskern ist aber dennoch die klare Erkenntnis des Autors, daß die Wassermühle den Menschen Arbeit abnimmt, d. h. Arbeitskräfte einspart und die Schwerarbeit des Getreidemahlens erleichtert.¹¹

Rund ein halbes Jahrtausend später gelangt im 4. Jh. u. Z. der Schriftsteller und Agrarfachmann Palladius zur gleichen, allgemein gültigen Feststellung: *Si aquae copia est, . . . formatis aquariis molis sine animalium vel hominum labore frumenta frangantur* (de agr. I. 41): Wo genügend Wasser vorhanden ist, . . . läßt sich durch Errichtung von Wassermühlen das Getreide ohne tierischen oder menschlichen Arbeitseinsatz mahlen.¹²

Die erste, auf eine Wassermühle bezügliche konkrete, lokalisierbare und mit annähernder Gewißheit datierbare Abgabe verdanken wir den reichhaltige geographische, politische, kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Aufschlüsse enthaltenden 17 Büchern der *Geographica* des im Augusteischen Zeitalter lebenden Strabon von Amaseia. Dieser beschreibt u. a. das pontische Reich des Mithridates VI. Eupator (120–63 . v.u. Z.) und berichtet, daß der König im phrygischen Kabeira-Gebirge einen Palast, eine Wassermühle, einen Tiergarten und in der Umgebung Wildparke und Erzgruben besaß.¹³

Das läßt darauf schließen, daß die Wassermühle eine Errungenschaft der hellenistischen Zeit war, und daß die ersten entweder im hellenisierten Kleinasien oder möglicherweise schon früher auf der an reißenden Gebirgsbächen reichen Anatolischen Halbinsel in Betrieb genommen wurden.¹⁴

Folglich gewann die Wassermühle von der östlichen Mittelmeergegend, aus griechischem Sprachgebiet gegen Westen zu Verbreitung, zunächst in Rom und auf der Appeninenhalbinsel. Das wird auch durch die erste und bis heute einzige aus der Antike bekannte technische Beschreibung¹⁵ des Baumeisters Vitruvius, eines Zeitgenossen Kaiser Augustus' bestätigt, in dessen bekanntem Werk (*De architect.* X. 5,2) es wörtlich heißt: *Eadem ratione etiam versantur hydraetae* (mss. *hydraulae*), *in quibus eadem sunt omnia, praeterquam quod in uno capite axis tympanum dentatum est inclusum. Id autem ad perpendicularum conlocatum in cultrum versatur cum rota pariter . . .*¹⁶

¹¹ Vgl. K. MARX: Das Kapital I. Berlin 1951. 428. S. auch M. I. FINLEY: Technical Innovation and Economic Progress in the Ancient World. EHR 18 (1965) 29.

¹² Vgl. Gregor. Turon. *Liber vitae patrum* (MGH SS. Merov. I. p. 735) 18, 2: . . . Hoc operi laborem monachorum relevans . . . S. Ann. 116 zu S. 277.

¹³ XII 3, 30 (p. 556): ἐν δὲ τοῖς Καβείροις τὰ βασιλεία Μιθριδάτου κατεσκευάστο καὶ ὁ ὑδραλέτης καὶ τὰ ζωογεῖα καὶ αἱ πλησίον θήραι καὶ τὰ μέταλλα.

¹⁴ Vgl. R. J. FORBES: Studies in Ancient Technology II². 1965. 89. R. BÄKER: Der Kleine Pauly. II. 1967. 1260 s. v. Hydraetales.

¹⁵ A. MORITZ: Vitruvius' Water-Mill. ClassRev 70 (1956) 193.

¹⁶ Auf gleiche Art drehen sich auch die Wassermühlen, bei denen alles ebenso ist, mit dem Unterschied, daß sich an einem Ende der Axen ein vertikal angeordnetes Zahnrad befindet, das sich mit dem Schaufelrad in gleicher Richtung bewegt.

Wir sehen somit, daß sich Vitruv nicht nur zur Benennung einzelner Bestandteile (z. B. *tympanum*) griechischer, bzw. aus dem Griechischen übernommener Wörter bedient, sondern auch den Namen der Wassermühle selbst dem Griechischen entlehnt,¹⁷ ein authentischer Beweis für die Provenienz dieser Art von Mühlen. Ob die von Vitruv beschriebene unterschlägige, mit einem vertikal angeordneten Wasserrad und Zahnräderübersetzung versehene Wassermühle eine wesentlich oder nur geringfügig verbesserte Variante der Kabeira-Wassermühle des Mithridates war, bzw. ob letztere noch eine einachsige, horizontale Mahlvorrichtung hatte, gehen die Meinungen der Forscher noch stark auseinander.¹⁸ Jedenfalls deutet Vitruvs Schilderung darauf, daß er keine eigene Erfindung, sondern eine zu seiner Zeit allgemein verwendete Vorrichtung, einen bereits eingebürgerten Typus beschreibt,¹⁹ der während des ganzen Mittelalters keine nennenswerten Veränderungen erfuhr und bis zur ersten Hälfte des 19. Jh. allenthalben verbreitet war.²⁰ Manchenorts, wie etwa im Tiroler Grödnertal stand selbst z. Z. des ersten Weltkriegs dem Wesen nach noch der von Vitruv beschriebene römische Mühlentypus in Gebrauch.²¹

3. Die erste ausführlichere und sachkundige Beschreibung in der römischen Literatur stammt somit von Vitruv. Möglicherweise bezieht sich aber schon ein früherer Hinweis auf die Wassermühle, bzw. das Schöpfrad, nämlich folgende Metapher des Lucretius²²: *Ut fluvios versare rotas atque haustra videmus* (V. 516).

Die Bezeichnung *rotas* und *haustra* betrachtet man in der Fachliteratur meist als Hendiadys und denkt dabei an Wasserschöpfräder,²³ wobei man sich auf folgende Definition des im 4. Jh. tätigen Grammatikers Nonius beruft: *haustra proprie dicuntur rotarum cadi ab hauriendo* (p. 13).

Schwerer in die Waagschale fällt indessen unserer Meinung nach eine zeitlich und ihrem Gegenstand nach näher stehende, im Zusammenhang mit

¹⁷ Vgl. M. BLOCH: *Avènement et conquêtes du moulin à eau*, *Annales d'Hist. Econ. et Soc.* 7 (1935) 539.

¹⁸ S. FORBES: op. cit. 91, bzw. F. KIECHLE: Sklavenarbeit und technischer Fortschritt im röm. Reich, Wiesbaden 1969, 117–118. Laut FINLEY (op. cit. 34) spricht die für ihn erstaunliche Knappheit der Beschreibung Vitruvs für letztere Möglichkeit. — Die übrigens präzise Beschreibung läßt sich gut rekonstruieren; die zugehörige schematische Zeichnung s. bei H. JACOBI: *Saalburg Jhb.* 3 (1912) 91. und A. P. USHER: *A History of Mechanical Inventions*, London 1954, 169.

¹⁹ C. L. SAGUI: *La meunerie de Barbegal (France) et les roues hydrauliques chez les anciens et au moyen âge*, *Isis* 38 (1948) 228. L. A. MORITZ: *Grainmills and Flour in Classical Antiquity*, Oxford 1958, 134. Hingegen vermutet C. KOEHNE in: *Die Mühle im Recht der Völker, Beitr. zur Gesch. d. Technik u. Industrie, Jhb. d. Vereins Dt. Ingenieure* 6 (1915) 34, in Vitruv selbst den Entdecker des von ihm beschriebenen Mühlentypus.

²⁰ S. P. PONGRÁCZ: *Régi malomépítészet (Einstiger Mühlenbau)*, Budapest 1967, 58.

²¹ S. A. NEUBURGER: *Die Technik des Altertums*³, 1930, 97, 232.

²² Laut FORBES: op. cit. 89 und H. BLÜMNER: *Technologie u. Terminologie d. Gewerbe u. Künste bei Griechen u. Römern* I², Leipzig—Berlin 1912, 46 und Anm. 8, ist die Interpretation ungewiß.

²³ S. H. DIELS' Übersetzung (Lucret. *De r.r.* II, Berlin 1924) und C. BAILEYS Anmerkung in seiner Lucretius-Ausgabe, Oxford 1947, III 521, ad l. c., oder KIECHLES Polemik mit FORBES: op. cit. 117.

unserem Thema bisher unbeachtet gebliebene Mitteilung des älteren Plinius (n. h. XVIII. 97), deren einschlägige Begriffsbestimmung ein genaues Gegenstück zu der im oben zitierten Lucretius-Hexameter enthaltenen Wendung bildet: *maior pars Italiae nudo utitur pilo, rotis etiam, quas aqua versat obiter²⁴ et mola[t]*.

Hier ist in der zweiten Hälfte des Satzes zweifellos von einer wassergetriebenen Getreidemühle die Rede,²⁵ und die unverkennbare Analogie zwischen den beiden Redewendungen — *rotis, quas aqua versat ~ fluvios versare rotas* — verleiht der Vermutung, auch Lucretius hätte bei seinem Vergleich die Wassermühle im Sinn gehabt, zumindest hohe Wahrscheinlichkeit.

Was aber für uns hier wichtiger ist, ersehen wir aus der eben wiedergegebenen Äußerung des Plinius (23–79 u. Z.), daß zu seiner Zeit, d. h. um die Mitte des 1. Jh. in weiteren Teilen Italiens zum Mahlen des Getreides neben dem — offenbar für kleinere Mengen Mehles bestimmten — herkömmlichen Mörser auch Wassermühlen in Verwendung standen. Eine solche Mühle dürfte auch jene von einem Aquädukt gespeiste Baulichkeit gewesen sein, deren Überreste auf dem Monte Tuliverno bei Neapel, neben dem antiken Venafrum erschlossen wurden,²⁶ und deren Kapazität sich schätzungsweise auf ca. 150 kg Getreide je Stunde belief.²⁷ Bedenkt man, daß zwei Sklaven in Handarbeit stündlich etwa 7 kg Körner zu mahlen imstande waren, war das eine recht beträchtliche Leistung. Aus den zutage geförderten Gebäuderesten der Mühle läßt sich folgern, daß sie vom Wasser jenes Aquädukts betrieben worden war, den Augustus für die von ihm gegründete Venafrische Kolonie hatte errichten lassen. Auch ist uns der Text der betreffenden, von Augustus erlassenen Verordnung erhalten geblieben, die der Stadt das Verfügungsrecht über den Aquädukt gewährt.²⁸

4. Mit der Zeit fanden dann Wassermühlen nicht nur in den italischen Landgebieten, sondern auch in Rom selbst Verbreitung, u. zw., wie aus einem von den Augusti Arcadius und Honorius am 12. April 398 aus Mediolanum an den *praefectus praetorio* Theodorus gerichteten Erlaß hervorgeht, zu einer besseren Versorgung der römischen Bevölkerung mit Mehl: «... *aquae molarum, quae venerabili urbi annonas abundantius praestitissent*...».²⁹ Wenn auch

²⁴ Aufgrund dessen denkt J. MAROUARDT: Das Privatleben der Römer. II². 422 an den sog. überschlägigen Mühlentypus.

²⁵ Unabhängig von der Verstümmelung des letzten Wortes (und nicht des ganzen Satzes, wie KIECHLE: op. cit. 120 vorgibt) in der handschriftlichen Überlieferung. Vgl. H. LE BONNIEC—A. LE BOEUFFLES zweisprachige Ausgabe. Paris 1972. 221 (97, 3).

²⁶ KIECHLE (op. cit. 126, Anm. 52) lokalisiert Venafrum unbegreiflicherweise neben Tivoli (Tibur).

²⁷ S. FORBES: op. cit. 93. Betr. der Verbreitung der Wassermühlen in Italien s. noch den in Anm. 41 zu S. 262. zitierten Vermerk des Cassiodorus (var. III 31, 2).

²⁸ *Edictum Augusti de aqueductu Venafrano*: CIL X 4842 = BRUNS: FIRA I⁷, Nr. 77 = RICCOBONO: FIRA I², Nr. 67. — S. noch G. RADKE: Venafrum. PW-RE VIII A (1955) 669.

²⁹ C Th XIV. 15, 4.

die vielen Wassermühlen keineswegs zur Verschönerung der Stadt beitrugen und sich — um uns einer heute geläufigen Bezeichnung zu bedienen — schwerlich ins Stadtbild einfügten, waren sie dennoch für die öffentliche Verpflegung unentbehrlich: «... *illa numerositas molarum, quam specialiter constat ad victum, hoc enim instrumentum nisi fuerit usuale, necessarium non habetur, quando nec ornatui potest proficere nec parti aliae convenire*»³⁰.

Die Frage, von welchem Zeitpunkt an in Rom selbst Wassermühlen zum Einsatz gelangt sind, läßt sich aufgrund unserer gegenwärtigen Kenntnisse nicht mit hinlänglicher Genauigkeit beantworten. Anscheinend wurden unter der Regierung Caligulas (37—41) die römischen Mühlen noch vornehmlich mit tierischer Kraft betrieben, denn als Caligula die zur Betätigung der Mahlwerke gebrauchten Pferde der Bäckereien zu Transportzwecken requirieren ließ, litt die Stadtbevölkerung häufig an Brotmangel.³¹ Keine Erwähnung von Wassermühlen findet sich bei Sextus Iulius Frontinus,³² der 97 von Nerva zum *curator aquarum*, d. h. zum Aufseher über die Wasserversorgung der Stadt ernannt wurde und der in dieser Eigenschaft eine gründliche Abhandlung über das Wasserleitungsnetz Roms geschrieben hat: *De aquaeductu urbis Romae*.³³

Konkrete Angaben über das Vorhandensein von Wassermühlen in Rom selbst besitzen wir erst aus dem 4. Jahrhundert, weshalb man sich der allgemein vertretenen Ansicht anschließen kann, der zufolge die Verwendung von Wassermühlen den entscheidenden Anstoß im 3.—4. Jh. erhielt, was sich ohne weiteres mit den zu jener Zeit auftretenden Schwierigkeiten in der Beschaffung der zum Betrieb der mit menschlicher und tierischer Kraft betätigten Mühlen erforderlichen Sklaven erklärt. Bezeichnend für diese Knappheit an Arbeitskräften ist u. a. der Umstand, daß Konstantin, Valentinian und Valens die Verurteilung von Verbrechern zu Zwangsarbeit in den Bergwerken auch auf deren Einsatz in den ärarischen Mühlen erstreckten.³⁴ Infolge des zunehmenden Arbeitskräftemangels wandte man sich in wachsendem Maß der lange Zeit nur unzulänglich genutzten technischen Neuerung, mit anderen Worten der Mechanisierung des Mühlengewerbes zu.³⁵ Diesen wesentlichen Faktor läßt

³⁰ Cass. var. XI 39, 2. MGH AA XII (ed. Th. Mommsen 1894 (= 1961)). Bezeichnend ist der Umstand, daß Cassiodorus zur Veranschaulichung der großen Einwohnerzahl Roms u. a. auch die vielen Wassermühlen anführt: *Testatur enim turbas civium amplissima spatia murorum, spectaculorum distensus amplexus, mirabilis magnitudo thermarum et illa numerositas molarum* ...

³¹ Suet. Cai. 39, 1 ... *comprehensis ad deportandum ... pistrensibus iumentis, adeo ut et panis Romae saepe deficeret*.

³² S. noch weiter unten S. 267.

³³ Zeitgemäße kritische Textausgabe C. KUNDEREWICZ (Lipsiae 1973). Eine moderne zweisprachige, mit Kommentaren versehene Ausgabe besorgte P. GRIMAL (Paris 1961).

³⁴ S. KOEHNE: a. a. O. 33.

³⁵ Vgl. M. BLOCH: op. cit. 547.

W. Krenkel³⁶ außer acht, wenn er die zitierte Textstelle bei Plinius so auslegt, als hätte man die größeren Mühlen schon seit der Frühzeit des Prinzipats mit Wasserkraft betrieben.

Die auf die römischen Wassermühlen bezüglichen Angaben verdanken wir vornehmlich jenen gegen Privatpersonen erlassenen Verboten und Strafverfügungen, die der Verwendung des Wassers staatlicher Aquädukte zum Betreiben von Mühlen Einhalt gebieten sollten. So drohte eine Verordnung des Kaisers Zeno 485 all jenen strenge Strafen an, die den staatlichen Wasserleitungen verbotenerweise Trinkwasser zum Berieseln und Bewässern von Feldern und Gärten, zu Bädern und Mühlen entnahmen.³⁷ Eine ähnliche Verfügung erließ auch der *praefectus urbi* Claudius Iulius Ecclesius Dynamius gegen Ende des 5. Jh., um den Mißbrauch seitens der Mühlenbesitzer zu verhindern: . . . *ut omnium molendinariorum fraudes amputentur* . . .³⁸

Zu bedenken gibt immerhin der Umstand, daß in der zweiten Hälfte des 3. Jh. auch schon in der fernen Provinz Britannien Wassermühlen zum Getreidemahlen verwendet wurden,³⁹ ferner daß ein neuerdings veröffentlichtes Fragment einer Preisregelungsverordnung Diocletians aus dem Jahre 301 (15, 54) bereits einen für das ganze Reichsgebiet gültigen Maximalpreis für Wassermühlen (*μύλος ὁδραλετικός*) vorschrieb.⁴⁰

Mit beredter Empörung wendet sich gegen die erwähnten Mißbräuche ein von Theodosius um 500 an den römischen Senat gerichtetes Schreiben folgenden Wortlauts: «*dicitur ergo commodi cura privati aquam formarum, quam summo deceret studio communiri ad aquas molas exercendas vel hortos rigandos fuisse derivatam: turpe et miserabile hoc in illa urbe fieri, quod per agros vix deceret assumi*»⁴¹.

Ein Teil dieser Wassermühlen stand auf dem *Mons Ianiculus* in Betrieb, was erstmals in einem gegen Ende des 4. Jh. entstandenen Gedicht des Aurelius Prudentius erwähnt wird: «. . . *aut quae Ianiculi mola muta quiescit*»⁴². Zum Antrieb ihrer Mühlräder benützten deren Besitzer rechtswidrig den Ertrag der 109 von Kaiser Traian erbauten Wasserleitung, die das Wasser des *Lacus Sabatinus* (Lago di Bracciano) nach Rom zuführte.⁴³ Die oben erwähnten und

³⁶ Vom Korn zu Brot. Das Altertum II (1965) 217.

³⁷ C. XI 43, 10, 3: *Scientibus universis, quod in posterum super huiusmodi commissis suburbanum vel praedium vel balneum vel aquae mola vel hortus, ad cuius usus aqua publica fuerit derivata, proscriptionis titulo subiacebit et fisci viribus vindicabitur* . . .

³⁸ CIL VI 1711. Dynamius cos. 488., praef. urbi 490.

³⁹ S. MORITZ: Grain-mills 136. S. doch unten S. 267.

⁴⁰ S. S. LAUFFER: Diokletians Preisedikt (Texte und Kommentare Bd. 5) Berlin 1971, 14, 147 und 257. Vgl. noch T. FRANK: ESAR V 366 (CIL III Suppl. p. 2328, 60). Laut MORITZ: op. cit. 138 bekräftigt übrigens auch das Edikt jene Auffassung, wonach die Wassermühle Ende des 2. Jh. die älteren Typen zu verdrängen begann.

⁴¹ Cass. var. III 31, 2. Auch die letzten Worte (*per agros*) lassen darauf schließen, daß es nicht nur in Rom selbst, sondern in ganz Italien Wassermühlen gegeben hat.

⁴² *Contra orationem Symmachi, liber II*. 950.

⁴³ CIL VI 1260. Vgl. DizEpigr. I 572, s. v. Aqua Traiana. BLÜMNER: op. cit. I² 48, Anm. 5. FORBES: op. cit. II. 97. KIECHLE: op. cit. 123.

andere behördliche Vorschriften richteten sich eben gegen den unrechtmäßigen Verbrauch des Wassers der *aqua Traiana*, bzw. suchten einen solchen Verbrauch zu verhidern. Im übrigen verwendete man freilich auch das Wasser anderer Aquädukte.⁴⁴

Allerdings dürfte die auf unrechtmäßige Art, d. h. ohne Gegenleistung entnommene Wassermenge einestails zum Dauerbetrieb der Mühlen kaum gereicht haben, andererseits hätten sich, falls die Mißbraäuche so weit überhand genommen hätten, daß dadurch die Trinkwasserversorgung der Stadt gefährdet gewesen wäre, die einander folgenden Herrscher schwerlich mit der Verhängung kleinerer oder größerer Geldstrafen begnügt, sondern hätten offenbar zu drastischeren Mitteln gegriffen.

Jedenfalls fehlte es auch nicht an anderweitigen Versuchen und Vorschlägen zur Lösung des leidigen Problems. So empfahl beispielsweise Palladius in der teilweise schon weiter oben zitierten Textstelle den Bäckern, das aus den Bädern abfließende Wasser zu verwenden: *De pistrino. Si aquae copia est, fusoria balnearum debent pistrina suscipere, ut ibi formatis aquariis molis sine animalium vel hominum labore frumenta frangantur* (I. 41). Daß sich dieser Vorschlag als praktikabel erwies und fallweise befolgt wurde, bestätigen die an der Nordseite der Caracalla-Thermen zum Vorschein gelangten Überreste einer römischen Wassermühle.⁴⁵

Notgedrungen versuchten sich die Römer auch an einer bedeutsamen technischen Neuerung, der schwimmenden Wassermühle. So weiß Prokopios zu berichten (*b. Goth.* I 19, 19—28), der in Rom 536 von den Ostgoten unter Vitiges belagerte Belisar hätte, als die Belagerer die Wasserleitungen zerstört und damit die römischen Wassermühlen stillgelegt hatten, zwischen je zwei paarweise angeordnete Boote Mühlräder einbauen lassen, um mit Hilfe der bei den Tiberbrücken festgemachten Vorrichtungen das zur Ernährung der Bevölkerung erforderliche Mahlgut sicherzustellen, da die tierische Kraft zufolge Viehfuttermangels ausgefallen war. In technischen Belangen eine zweifellos vorteilhafte Notlösung, weil sie den Betrieb der Mühlen vom jeweiligen Wasserstand unabhängig macht.⁴⁶ Trotzdem erwies sich diese Neuerung nicht

⁴⁴ S. Anm. 45.

⁴⁵ S. TH. ASHBY: The aqueducts of Ancient Rome. Oxford 1935. 46. USHER: op. cit. 176. FORBES: op. cit. II. 97. Laut KIECHLE: op. cit. 128 war diese wahrscheinlich erst zu einer Zeit — vielleicht Ende des 4. Jh. — an diese Stelle gelangt, als das Bad nicht mehr zur Gänze seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß benützt wurde.

⁴⁶ NEUBURGER: op. cit. 97. Sehr lehrreich sind die einschlägigen Ausführungen des von Faustus Veranič Ende des 16. Jh. verfaßten Werkes. F. V.: *Machinae novae*. Venezia 1595. *Declaratio machinarum XV. Molae in medio flumine constitutae. Solent plerumque Molae Ripis Fluminum ponti, quibus quandoque Aqua deficit quandoque nimium abundat, utrumque impedit opus Molarum. Huic incommodo sic providere volui, statui eas medio Flumine publicis imponere, ubi nempe sit egus cursus rapidissimus; ut autem commodo fieri posset, prope aliquem Pontem; Machinam, quae Molae impellat, in ipsum Flumen totam demergere, ea autem ita sit constituta, ut Alis suis versatilibus, ab uno litere Aquam excipiat, ab altero vero dimittat: et sic nullo tempore Molae quiescant, sed semper operentur, sive parva sive magna Aqua fuerit.*

als zeitbeständig, offenbar wegen der unzulänglichen Kapazität der schwimmenden Wassermühlen, aber auch wegen des geringen Gefälles und der daraus resultierenden unzureichenden Antriebskraft des Tiberwassers.⁴⁷ Darauf deuten auch die bald danach erlassenen neueren Verbote gegen ein Anzapfen der öffentlichen Wasserleitungen und andere damit zusammenhängende Verstöße.

Demgegenüber ist es eine gleicherweise erwiesene Tatsache, daß die Behörden im Interesse einer reibungslosen Nahrungsmittelversorgung der Stadtbevölkerung den Bäckern und Müllern bei Inanspruchnahme der staatlichen Aquädukte stets eine Vorzugstellung einräumten,⁴⁸ freilich bei gleichzeitiger Erhebung entsprechender Gebühren, wie das nicht nur in Rom selbst, sondern in ganz Italien jederzeit üblich war.⁴⁹

Nichtsdestoweniger kann der Ertrag der Aquädukte eher nur als Ersatz zum Ausgleich der schwankenden Ergiebigkeit anderer Wasservorkommen gedient haben.

5. Doch wie immer es sich verhält, stehen wir hier scheinbar widersprüchlichen Maßnahmen gegenüber. Einesteils wurden die öffentlichen Wasserleitungen zur Verpflegung, mithin auch zum Antrieb der Wassermühlen herangezogen, andernteils lesen wir auf Schritt und Tritt von allerhand Verboten und Strafandrohungen. Es stellt sich mithin die Frage, wie sich diese scheinbaren Widersprüche vereinbaren lassen, bzw. von welchen Zuwiderhandlungen (*fraudes*) überhaupt die Rede ist.

Zur Beantwortung dieser Fragen müssen wir genauer untersuchen, wogegen sich die verschiedenen Verbote richten, was die einschlägigen Verordnungen zu verhindern, welcher Art von Mißbrauch sie vorzubeugen trachten.

Laut Frontinus war es einerseits untersagt, ohne Erlaubnis das Wasser staatlicher Aquädukte abzuleiten, andererseits ihnen über das erlaubte Maß hinausgehende Wassermengen zu entnehmen.⁵⁰

⁴⁷ Mit dieser Begebenheit hängt meiner Ansicht nach die rätselhafte Bemerkung des Humanisten POMPONIUS LAETUS zu den Zeilen 19 ff. des pseudovergilischen *Moretum* zusammen: «*Paulo ante Augustum molae aquis actae Romae in Tiberi factae, tempore Graecorum cum fornices diruissent . . .*» — Das hier völlig sinnwidrige Wort «*Graecorum*» dürfte offenbar aus dem ursprünglichen «*Gothorum*» im Laufe der Abschriften durch Verlesen oder Verschreiben entstanden sein. Der Name Augustus kam entweder auf ähnliche Art in den Text, oder bezieht sich ganz einfach nur darauf, daß — wie wir aus Strabons und Vitruvs Mitteilungen ersahen —, es schon zu Augustus' Zeiten in Rom eine Wassermühle gegeben hat.

⁴⁸ Vgl. TITTEL: *Hydraletes*. PW-RE IX (1914) 54. — In der späten Kaiserzeit versahen die römischen Mühlen mehr als 250 Bäckereien mit Mehl, in Konstantinopel arbeiteten unter Theodosius II. zehn *pistrinae publicae* und 120 *p. privatae*; s. W. LIEBENAM: *Zur Gesch. d. Organisation d. röm. Vereinswesens*. Leipzig 1890, 76 (= 1964).

⁴⁹ Cicero, *de lege agr.* III 9: *ego Tusculanis pro aqua Crabra vectigal pendam . . .* — Vgl. *ad fam.* XVI 18, 3. Front. 9, 5. — Das erwähnte Edikt des Augustus bezügl. der Wasserleitung von Venafrum: *Quaeque aqua in oppidum Venafranorum it fluit ducitur, eam aquam / distribuere describere vendendi causa aut ei rei vectigal inponere constituere ius postestatemque esse placet* (Zeilen 37–40, 42–43).

⁵⁰ *de aqu.* 103, 2: *. . . ne quis aquam publicam non impetratam, aut ne quis amplius quam impetravit, ducat.*

Unbefugter, widerrechtlicher Wasserverbrauch war ein seit langem bekanntes, häufig wiederkehrendes Delikt. Schon Mitte des 2. Jahrhunderts v. u. Z., 144 sah sich der Senat veranlaßt, Maßnahmen gegen jene zu ergreifen, die die Wasserleitungen beschädigten, bzw. «anzapften».⁵¹ Die ungesetzlich mit Wasser der Kommunalleitungen besprengten Felder wurden konfisziert,⁵² später⁵³ wurde für solche Verstöße eine Geldstrafe von 100 000 Sesterzen verhängt und die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustands angeordnet.⁵⁴ Das bereits erwähnte Edikt des Augustus enthält die Bestimmung: «... *neve qui (= cui) eorum per quorum agros ea ducitur, eum aquaeductum corrumpere, abducere avertere facereve, quo minus ea aqua in oppidum Venafranorum recte duci fluere possit, liceat* (Zeile 33–36).

Zum Privatgebrauch mußte man um eine Erlaubnis einkommen (Front. 105, 1), die Einhaltung der bewilligten Menge wurde von Amts wegen kontrolliert (105, 4–5, 7). Um die Überwachung zu erleichtern, mußte bei der Abzweigung die genehmigte lichte Weite und Type des Ableitungsrohrs, der Name des Besitzers, die Zahl der zugelassenen Rohre (109) sowie die Zeitdauer aufgezeigt werden, während der untertags das Wasser des öffentlichen Aquädukts für den bewilligten Zweck benutzt werden durfte,⁵⁵ da der Verbrauch nur zwischen zwei genau festgesetzten Tagesstunden gestattet war.⁵⁶ Die diesbezüglichen Bestimmungen wollten offenbar eine gleichmäßig verteilte Inanspruchnahme verbürgen und zweitweiligen Wasserversorgungsausfall verhindern.⁵⁷

Waren auch die verwendeten Rohrtypen in ihren Abmessungen genau vorgeschrieben (24–34 und 39–63), waren Mißbräuche und Übergriffe an der Tagesordnung (112, 2, 5–6; 114, 1; 115, 3). Frontinus verzeichnet, der Reihe nach bei allen Aquädukten, welche Unregelmäßigkeiten er wahrgenommen hatte.⁵⁸ Die Mehrzahl jener Grundbesitzer, durch deren Felder die Leitungen führten, hetten diese angebohrt (75, 3), doch standen häufig auch die amtlich bestellten Bedienungsorgane in geheimem Einverständnis mit ihnen.⁵⁹

⁵¹ Front. 7, 1: ... *privatorum etiam fraudibus interciperentur* ...

⁵² 97, 4. Auf ähnliche Art auch später, z. Z. Konstantins, bzw. Valentinians, des Theodosius und Arcadius, CJ XI 43, 1, 1 und 2.

⁵³ Im Jahre 9 v. u. Z., aufgrund der *lex Quinctia de aquaeductu*, in der uns übrigens der einzige unversehrte und lückenlose, alle Vorschriften mit einschließende Gesetzestext erhalten geblieben ist. S. H. VOLKMANN: *Lex, leges*, in: Der Kleine Pauly III (1969) 604.

⁵⁴ 129, 4. CJ XI 43, 6.

⁵⁵ Vgl. CIL VI 1261, XIV 3676; zu letzterer s. WHITE: *Roman Farming*. S. 482, Anm. 48.

⁵⁶ Vgl. D. 43, 20, 2: *Si diurnarum aut nocturnarum horarum aquae ductum habeam, non possum alia hora ducere, quam qua ius habeam ducendi*.

⁵⁷ S. weiter unten S. 267. und Anm. 66.

⁵⁸ Bezeichnend sind die hier verwendeten abwechslungsreichen Zeitwörter: *avertentur* (66, 7), *intercipi* (67, 8), *usurpabant* (69, 6), *subtrahi* (72, 3), *intercidisse* (74, 4), *derivare* (75, 2) usw.

⁵⁹ 75, 2. 112, 3–4, 7. 114, 1. 115, 1. 3

Dadurch schädigten sie das Ärar um Wassermengen, die sich auf rund 10 000 *quinaria* beliefen (74, 4). Die an Privatpersonen gegen entsprechende Zahlung erteilte Genehmigung erstreckte sich bloß auf ungefähr zwei Drittel dieser Menge (vgl. 78, 2—3), folglich wurde unentgeltlich und somit unrechtmäßig weit mehr verbraucht, als wofür die Gebühr entrichtet worden war.⁶⁰

Das Ungesetzliche (*fraus*) bestand folglich in den erwähnten Fällen vor allem in der Benachteiligung der Staatskasse. Doch kann es für die Verbote und Strafandrohungen auch noch einen anderen Grund gegeben haben. Da nämlich das Wasser der Aquädukte zu verschiedenen Zwecken verwendet wurde,⁶¹ bedurfte es nicht zu allem eines qualitativ gleichwertigen Wassers. Frontinus berichtet, er hätte bei seiner Inspektionsfahrt die Erfahrung gemacht, daß das frische, kristallklare Wasser des *Marcia* Aquädukts zum Speisen von Bädern, Walkmühlen und zu noch unangemesseneren Zwecken verwendet wurde,⁶² weshalb er anordnete, das Wasser der einzelnen Wasserleitungen nur zu den seiner jeweiligen Qualität entsprechenden Vorhaben und Verrichtungen in Anspruch zu nehmen. So dürfe vor allem der Ertrag der *aqua Marcia* ausschließlich als Trinkwasser dienen, während jenes des älteren Anio zum Bewässern der Gärten und zu Zwecken verwendet werden solle, bei denen es auf die Sauberkeit des Wassers nicht ankomme.⁶³

Folglich bestand der Mißbrauch (*fraus*) im vorliegenden Fall in einer Verletzung der im Interesse einer vernunftgemäßen, rationalen Wasserwirtschaft erlassenen Verfügungen, d. h. in der Verwendung qualitativ hochwertigen Trinkwassers zu untergeordneten, seiner Bestimmung zuwiderlaufenden Zwecken.

In seinem Bericht vermerkt Frontinus eigens — was sich übrigens von selbst versteht —, daß das beste, kälteste und sauberste Trinkwasser das Quellwasser ist,⁶⁴ das obendrein noch durch Schlickfänger gefiltert wurde (19,3; 20, 1). Weniger sauberes Wasser liefern Flüsse und vor allem Seen. Zu dieser Kategorie zählten die beiden Anios, der neuere (*Anio novus*) und der ältere (*Anio vetus*) (15,1; 90, 1—2; 91, 1), deren Wasser nur dank umfangreicher Adaptationsanlagen bis zu einem gewissen Gütegrad geklärt werden konnte (93, 1—4). Eben deshalb zeigt sich Frontinus ein wenig befremdet

⁶⁰ Wie L. ZOLNAY in: Buda középkori vízművei (Die mittelalterlichen Wasserwerke von Buda) Tört. Szle 4 (1961) 17 festgestellt hat, belief sich der tägliche Wasserverbrauch im kaiserzeitlichen Rom auf das Doppelte von Budapest im Jahre 1952.

⁶¹ S. Plin. *n. h.* XXXVII 123; vgl. D. 43, 20, *tit.* 3.

⁶² 91, 5: *Marciam ipsam frigore et splendore gratissimam balneis ac fullonibus et relatu quoque foedis misteriiis deprendimus servientem.*

⁶³ 92: *omnes ergo discerni placuit, tum singulas ita ordinari, ut in primis Marcia potui tota serviret et deinceps reliquae secundum suam qualitatem quaeque aptis usibus assignaretur, sic ut Anio vetus pluribus ex causis, quo inferior excipitur; minus salubris in horum rigationem atque ipsius urbis sordidiora exiret ministeria.*

⁶⁴ 5, 5. 7., 10, 3—4., 13, 3., 14, 1. 3., 89, 4.

über den noch unter Augustus vollendeten Bau der *aqua Alsietina*,⁶⁵ die das Wasser des *Lacus Alsietinus* (Lago Martigniano) und z. T. auch jenes des bereits erwähnten *Lacus Sabatianus* in die Gegend des Ianiculus leitete. Hierzu bemerkt Frontinus: *Quae ratio moverit Augustum, providentissimum principem, perducendi Alsietinam aquam, quae vocatur Augusta, non satis perspicio, nullius gratiae, immo etiam parum salubrem ideoque nusquam in usus populi fluentem; nisi forte dum opus naumachiae adgreditur, ne quid salubrioribus aqua detraxeret, hanc proprio opere perduxit, et quod naumachiae coeperat superesse, hortis adiacentibus et privatorum usibus ad inrigandum concessit* (11, 1). Doch, wie wir sahen, standen auch in späteren Zeiten jene Wassermühlen, deren Räder mit dem von der *aqua Traiana* hergeleiteten Wasser des *Lacus Sabatinus* angetrieben wurden, auf dem Ianiculus. Da dieses Seewasser zum Trinken schwerlich geeignet war und die Leitung überdies in ein außerhalb der Stadtmauern gelegenes, nur spärlich bewohntes Gebiet führte, hatte man möglicherweise schon beim Bau dieser Wasserleitung außer an Berieselungszwecke an jene andere Bestimmung gedacht, der sie später — zumindest teilweise — auch in der Tat zugeführt wurde, nämlich an den Antrieb der Mühlräder. Gewiß ist das nur eine Hypothese. Feststeht hingegen, daß wegen der ungleichmäßigen Wasserzufuhr dieses Aquädukts zum reibungslosen, kontinuierlichen Betrieb der auf dem Ianiculus arbeitenden Wassermühlen ein eigener Wasserspeicher gebaut werden mußte, der als Stauwerk bei gelegentlichen Ausfällen den Wassernachschub sicherzustellen berufen war. Die Überreste dieser Speicheranlage kamen beim Bau der Amerikanischen Akademie von Rom zum Vorschein.⁶⁶

6. Die meisten, auf römische Provinzen bezüglichen Angaben über Wassermühlen stehen uns aus Gallien zur Verfügung, was an sich darauf schließen läßt, daß sie dort — vor allem in den frühestens romanisierten Gebieten — die größte Verbreitung gefunden hatten.⁶⁷ Die meistzitierte einschlägige Quelle ist eine Stelle aus dem *Mosella* betitelten Gedicht des im 4. Jahrhundert tätigen Ausonius (um 310—395), in dem nicht nur von Wassermühlen zum Getreidemahlen, sondern auch von zu seiner Zeit vorhandenen Sägemühlen zur Herstellung von Marmorplatten (359—60 und 362—64)⁶⁸ die Rede ist:

*te rapidus Celbis, te marmore clarus Erubris
festinant famulis quam primum adlambere lymphis: — — —
praecipiti torquens cerealía saxa rotatu*

⁶⁵ Vgl. DizEpigr. I. 566. Den Ertrag der *Alsietina* gelang es Frontinus wegen ihrer ungleichmäßigen Wasserführung nicht festzustellen (7, 1). — Vgl. D. 43, 20, 1, 5.

⁶⁶ A. W. VAN BUREN—G. PH. STEVENS: *The Aqua Traiana and the Mills on the Janiculum*. Mem. Amer. Acad. in Rome I (1915—16) 59—61 + Plate 15.

⁶⁷ Vgl. G. SICARD: op. cit. 32.

⁶⁸ In der Nähe von Trier, s. WHITE JR.: *Medieval Technology and Social Change*. Oxford 1962, 82.

*stridentesque trahens per levia marmora serras
auduit perpetuos ripa ex utraque tumultus.*

Gleichfalls über die Getreidemühlen der Mosel schreibt später Venantius Fortunatus (um 530—610) :

*ducitur inriguis sinuosa canalibus unda,
ex qua fert populo hic mola rapta cibum.*⁶⁹

Gregor von Tours (538—594) zeichnet wiederum von den Dijoner Wassermühlen ein anschauliches Bild: *A meridie habet Oscarum fluvium piscibus valde praedivitem, ab aquilone vero alius fluviolus venit, qui per portam ingrediens ac sub pontem decurrens, per aliam rursum portam egreditur, totum munitionis locum placida unda circumfluens, ante portam autem molinas mira velocitate divertit.*⁷⁰

Der größte einschlägige archäologische Fund ist der bei Barbegal, sechs Meilen von Arlate (Arles) erschlossene Wassermühlenkomplex neben der z. Z. Agrippas erbauten Wasserleitung. Die mit acht Doppeltriebrädern arbeitende Betriebsanlage leistete stündlich zwischen 2400 und 3200 kg, ergab mithin je zehnstündigen Arbeitstag eine Durchschnittsmenge von 28 Tonnen Mehl, genug zur Verpflegung von 80 000 Menschen. Die Bevölkerung Arelates dürfte im 3. Jahrhundert kaum 10 000 überstiegen haben.⁷¹

Laut Forbes (Studies II. 95) scheint die nahe von Arles betriebene Mühle z. Z. des Theodosius errichtet worden zu sein, der zwischen 308 und 316 dort seine Residenz aufgeschlagen hatte und 313 auch einen großen Getreidespeicher erbauen ließ. Was die Person des Bauherrn anbelangt, scheint entweder ein Verschreiben vorzuliegen oder dem Autor ein *lapsus memoriae* unterlaufen zu sein, denn wovon er berichtet, trifft für Constantin I. zu, dem 317 bei Arles sein zweiter Sohn, der spätere Kaiser Constantin II. geboren worden war, allerdings nicht von seiner Gemahlin Fausta, sondern von einer dortigen Eingeborenen.⁷² Ferner wissen wir, daß der Kaiser eine Brücke über den Rhodanus (Rhône) bauen ließ, welche die beiden Stadtteile dies- und jenseits des Flusses miteinander verband. Ihm zu Ehren wurde Arlate mit dem Beinamen «Constantina» bedacht: *Haec [= civitas nostra] in tantum a gloriosissimae memoriae Constantino peculialiter honorata est, ut ab eius vocabulo*

⁶⁹ *Carm.* III 12, 37—38. *Item de castello eiusdem super Mosella.*

⁷⁰ Gregorii Episcopi Turonensis: *Hist.* III 19 (Ed. R. BUCHNER, Berlin I. 1955, 1967. Betr. fernerer Angaben s. G. SICARD: op. cit. 30—31.

⁷¹ Diesbezügl. s. C. L. SAGUI: op. cit. 226—7; FORBES: op. cit. II. 93—4; KIECHLE: op. cit. 125; WHITE: *Roman Farming*, 447. Eine Rekonstruktionszeichnung des Mühlenkombinats veröffentlichen SAGUI: op. cit. 226; FORBES: *A History of Technology* (ed. SINGER—HOLYARD—HALL—WILLIAMS) II. Oxford 1956, fig. 547. Ein Foto bei B. GILLE: op. cit. S. 4, fig. 3.

⁷² HARTMANN: Constantin II. PW-RE IV (1900) 1026, Nr. 3.

*praeter proprium nomen, quo Arelas vocitatur, Constantina nomen acceperit.*⁷³

Die Mühle wurde jedenfalls schon vor dem Einfall der Germanen in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des 3. Jh. errichtet und dürfte laut Zeugnis der Münzen- und Keramikfunde von der Mitte des 3. bis zur zweiten Hälfte des 4. Jh. in Betrieb gestanden sein.⁷⁴ Bezüglich ihrer Bestimmung und der Nutzung ihrer Kapazität gehen die Meinungen auseinander. Wahrscheinlich dürfte sie außer der Versorgung der Bewohner der am Unterlauf der Rhône gelegenen Städte (Arles, Nîmes, Orange) auch zur Truppenverpflegung gedient haben.⁷⁵

Die Verbreitung der Wassermühlen in Gallien, auf die sich schon aus dem bisher gesagten folgern läßt, findet in folgender Textstelle des Ioannes Cassianus Massiliensis (aus Marseille; um 360—435) eine zusätzliche Bestätigung, in der er in einem Gleichnis zur Illustration der zahlreichen auf den Menschen lauern den Verlockungen die Wassermühle heranzieht: *Quod exercitium cordis non incongrue molarum similitudine comparatur, quae meatus aquarum praeceptis impetu rotante provolvit, quae nullatenus quidem cessare possunt ab opere suo aquarum impulsibus circumactae. ita igitur etiam mens . . .*⁷⁶

So kann es auch nicht wundernehmen, daß es gerade der Arlesianer Caesarius († 542) war, der rund ein Jahrhundert später an dieses Gleichnis, den Gedanken des Cassianus weiterspinnend, eine längere Betrachtung knüpfte: *Mens nostra quasi molendinum, in quod sanctae cogitationes tantum mittendae sunt.*⁷⁷ *Et hoc quod dicturus sum considerate, quia ad rem de qua loquimur pertinet. Mens enim nostra similitudinem illarum molarum habere videtur, quae iugiter aquarum impulsione vertuntur et quomodo illae otiosae esse non possunt, ita et humanae mentes numquam omnino requiescunt; cum dei adiutorio tamen in potestate nostra consistit, quid aut in illis lapideis molis aut in nostris mentibus macinemur. Quomodo illa saxea mola, si triticum miseris, triticum molet, si paleas, si lutum, si spinas, hoc sine dubio in farinam redigit: ita in molendo mentis nostrae . . . — Hoc tamen sciat unusquisque, quia quod in molendino cordis sui molere voluerit in hoc saeculo, hoc egerit cybos postmodo in futuro. Et ideo consideret unusquisque (46) conscientiam suam . . .*

Auch in frühchristlichen Legenden begegnet man gewissen, mit Wassermühlen zusammenhängenden Wundertaten. So soll der 459 zum Bischof von Reims ernannte Remigius (um 436—533) einen Müller, der ihn von seiner Mühle vertrieben hatte, damit bestraft haben, daß sich die Mühlräder plötzlich nach rückwärts zu drehen begannen, was die Aufrechterhaltung des Betriebes

⁷³ Leo Magnus, *epist.* 65 (Migne LIV 882). Vgl. IHM: Arelate. PW-RE I (1895) 3, 364.

⁷⁴ KIECHLE: *op. cit.* 124—125.

⁷⁵ Zahlreiche Wassermühlen-Überreste wurden bei Préty (Pistriacum) erschlossen, in denen offenbar die erhebliche Getreideernte des Saône-Tales zu Mehl verarbeitet worden war. Vgl. SAGUI: *op. cit.* 227; FORBES: *Studies* II. 95; KIECHLE: *ibid.*

⁷⁶ *Conlatio* I 18, 1—2 (CSEL XIII/II., ed. M. PETSCHENIG).

⁷⁷ *Serm.* 8, 4 (p. 45), ed. G. MORIN 1953.

unmöglich machte: *Ille autem reiecit eum, et statim rota molendini verti in inversum cepit* ...⁷⁸ Die *Vita Columbani*⁷⁹ weiß von einem Wildbach der Alpen namens Bobius zu berichten, der bei Schneeschmelze so stark angeschwollen war, daß sein Hochwasser die Wassermühle des Klosters (*molendinum monasterii*) zu zerstören drohte, worauf sich die Mönche an den frommen Diakon um Hilfe wandten, der auf wunderbare Weise den über die Ufer getretenen Bergbach zähmte und die Mühle der Ordensbrüder rettete.

Schon früh bedienten sich die gallischen Mönche zur Deckung ihres eigenen Mehlbedarfs der Wassermühle, wie etwa jene des im 5. Jh. gegründeten St. Claude Klosters im Juragebirge: *Erat inibi . . . diaconus quidam Sabinianus nomine, qui . . . causa utilitatis strenue in vicino flumine ipso Contadescensi coenobio molinas piscinasque fraternis usibus gubernabat* ...⁸⁰

Eine wie wichtige Rolle die Wassermühlen im 5. Jh. spielten, bezeugen auch einige Verfügungen der von den Westgoten unter Alarich II. für ihre römischen Untertanen erlassenen Gesetze. So enthielt ein eigener Artikel Bestimmungen über den Diebstahl von Mühleneinrichtungen: *De instrumentis mulini furatis*.⁸¹ Daß es sich dabei um Wassermühlen handelte, zeigt folgender, «*De confringentibus mulina et conclusiones aquarum*» (VIII 4, 30) betitelter Absatz: *Si quis mulina violenter effregerit, quod fregit infra XX dies reparare cogatur et insuper XX solidos compellatur exolvere. — Eadem et de instagnis, quae sunt circa mulina, et conclusiones aquarum praecipimus custodiri*. Im übrigen finden sich in der Rechtsordnung und den gesetzlichen Vorschriften grundverschiedener Kulturkreise betreffs der Wassermühlen zahlreiche Übereinstimmungen, u. a. — wie sich aus einigen weiter unten anzuführenden Beispielen ergibt —, innerhalb der fränkischen und salischen Gesetzesvorschriften des 6., in den bayrischen und alemannischen des 8. Jh.,⁸² oder auch später in der heimischen ungarischen Gesetzgebung.⁸³

⁷⁸ *Vita Remigii episcopi Remensis auctore Hincmaro*, c. 17 (MGH SS Merov. III p. 307). Vgl. Flodoardus: *Historia Remensis Ecl.* I 14 (MGH Script. XIII p. 426) ... *quidam possidens molendinum reppulit sanctum virum* ...

⁷⁹ MGH SS Merov. IV. p. 115.

⁸⁰ *Vita patrum Iurensium* I 17 (MGH SS Merov. III. p. 141). S. weiter unten S. 276. — Um 543 gründete Hildebert I. das Benediktinerstift Saint-Germain des Prés. Eine genaue Registrierung seiner Güter und übrigen Besitztümer erfolgte Anfang des 9. Jahrhunderts während der Amtszeit des Abtes Irminon. In dieser Zusammenschreibung wird u. a. auch eine große Anzahl von Mühlen angeführt. Irminon selbst hat sieben neue Mühlen gebaut und drei wieder instandsetzen lassen. S. L. A. LOGNON: *Polyptique de l'abbaye de Saint-Germain des Prés, réd. au temps de l'abbé Irminon*. Paris 1895. I. 1–4. 65–66. Vgl. den Text des Polypticon in den Punkten III 61, IX. 305, XIII A., XXI I und XXIV 159.

⁸¹ *Lex Visigothorum* (ed. K. ZEUMER) VII 2, 12 (MGH Legum Sect. I.).

⁸² Vgl. KOEHNE: op. cit. 26–27, 35–36. (J. SICARD: op. cit. 30–31. S. auch weiter unten S. 279. Anm. 124–126.

⁸³ S. z. B. eine Verordnung vom 18. Januar 1399, die über die Wiederherstellung zweier Mühlen verfügt und zugleich die zugehörige Ausrüstung und die notwendigen Bestandteile aufzählt. S. Zsigmondkori Oklevéltár (Urkundensamml. aus der Zeit Sigismunds, im folgenden ZskOt) I., zusammengestellt von E. MÁLYUSZ, Budapest 1951. Nr. 5675.

Gleich häufig begegnet man Bezeichnungen für Wassermühlen und deren Müller in den im Gebiet der ehemals gallischen Provinzen entstandenen *Glossaria*, z. B. in den *Glossae Graeco-Latinae*:⁸⁴ ὕδραλέτης = *aquaemolus* (462, 7); ὕδρομύλη = *aquamulina*. In der gleichfalls aus Gallien stammenden Handschrift '*Glossae Servii Grammatici*':⁸⁵ *Aquaemola* — ydromilon (521, 19). In einem Manuskript des 9. Jh. aus Montpellier:⁸⁶ ὕδραλέσιο (sic!) — *aquae molinus*. Laut einigen Begriffsbestimmungen verstand man unter der einfachen Bezeichnung 'Mühle' und 'Müller' in zunehmendem Maß meist Wassermühle und Wassermüller,⁸⁷ wofür es auch in den weiter oben zitierten Texten Beispiele gab: 1. *molinarius* — ὕδραλέτης;⁸⁸ ydralesia — *molina*,⁸⁹ ydraletes — *molinarius*;⁹⁰ *molinae* — ὕδραλέσια.⁹¹

Auch die erste Urkunde über den Verkauf einer Wassermühle aus dem Jahr 978 ist gallischen Ursprungs. Sie bezieht sich auf den Besitzerwechsel eines Teiles der Narbonner Mühlen.⁹²

Die bisherige Aufzählung, die freilich keinerlei Anspruch auf auch nur annähernde Vollständigkeit erheben will, vermittelt dennoch einen Begriff von der Fülle und Vielseitigkeit des einschlägigen Angabenmaterials und rechtfertigt die Frage, warum unter allen römischen Provinzen gerade in Gallien die Wassermühle die weiteste Verbreitung gefunden hat, zumal die geographischen Gegebenheiten Galliens allein hierfür keine hinlängliche Begründung bieten. Eine genauere Untersuchung dieser Ursachen bringt uns offenbar auch der Klärung jenes Umstandes näher, daß die Wassermühle vom Zeitpunkt ihrer Erfindung und ersten bekannt gewordenen Verwendung eine ziemlich lange Zeit brauchte, um sich in Italien und im übrigen Reichsgebiet Roms einzubürgern, und daß sie eine wahrhaft maßgebliche Rolle erst im Laufe des Mittelalters, Hand in Hand mit dem in Entfaltung begriffenen Feudalismus spielte.

In diesem Zusammenhang müssen wir darauf verweisen, daß auch eine andere technische Errungenschaft, die gleichfalls einer erheblichen Einsparung menschlicher Arbeitskraft diente, auf gallischem Gebiet zustande kam und allein hier weitgehende Verwendung fand. Es war die von Zugtieren betätigte Erntemaschine, mit der man in kurzer Zeit ausgedehnte Getreidefelder zu

⁸⁴ *Corpus Glossariorum Latinorum* II. Die erste handschriftliche Ausgabe bildet der Codex Harleianus. Der Herausgeber, G. GÖTZ, folgert auf gallischen Ursprung, s. *Praef.* XX—XXI.

⁸⁵ CGL II *Praef.* XXXV.

⁸⁶ *Hermeneumata Montepessulana*. CGL III; vgl. *Praef.* XXIV.

⁸⁷ Seit Scheidung des Bäcker- und Müllergewerbes auf lateinischem Sprachgebiet eine allgemeine Erscheinung; vgl. MARQUARDT: op. cit. 423.

⁸⁸ *Glossae Graeco-latinae*. CGL III 371, 41.

⁸⁹ *Glossae Bernenses*, a. a. O. 505, 31.

⁹⁰ A. a. O. 505, 33.

⁹¹ *Hermeneumata Stephani*, a. a. O. 358, 9.

⁹² S. SICARD: op. cit. 59. Von heimischem Gebiet besitzen wir z. B. aus 1387 einen Mühlenverkaufsvertrag und Angaben über Mühlenkauf; s. ZskOt Nr. 152, 155.

mähen und deren Ertrag einzubringen vermochte. Ihre Verwendung erwähnt bereits Plinius: *Messis ipsius varia ratio. Galliarum latifundis valli praegrandes, dentibus in margine insertis, duabus rotis per segetem impelluntur, iumento in contrarium iuncto; ita dereptae in vallum candunt spicae.*⁹³ Eine ausführliche technische Beschreibung, aus der die Vorteile der Maschine deutlich zu ersehen sind, findet sich bei Palladius: *pars Galliarum hoc compendio utitur ad metendum et praeter hominum labores unius bovis opera spatium totius messis absumit* (VII 2, 2) *et ita per paucos itus ac reditus brevi horarum spatio tota messis impletur* (2, 4). J. Kolendo folgert hieraus mit Recht, daß die Erntemaschine ihre Entstehung dem gallischen Arbeitskräftemangel, der ungenügenden Zahl verfügbarer Sklaven verdankt.⁹⁵ Ähnlich ist auch die größere Verbreitung der Wassermühlen einer gewissen Rückständigkeit in der Sklavenhaltung zuzuschreiben. Bis zur Eroberung des Gebietes läßt sich in der gallischen Sklavenwirtschaft keine nennenswerte Entwicklung wahrnehmen. Auch später wurde Gallien, z. T. dank Iulius Caesars Verfügungen bezüglich der Besteuerung dieser Provinz nicht der Willkür und Ausbeutung durch die römischen Steuereinnahmer ausgesetzt, weshalb ihre Bevölkerung nicht verschuldete und folglich die Sklavenhaltung auch später nicht jenes Ausmaß erlangte, das der Landwirtschaft eine hinreichende Zahl von Sklaven als Arbeitskräfte zur Verfügung hätte stellen können.⁹⁶

Diese Lage der Dinge steht in Einklang mit der marxistischen Feststellung, die Sklavenwirtschaft habe die technische Entwicklung der Antike verzögert, weil der Überfluß an billiger Sklaven-Arbeitskraft das Zustandekommen technischer Erfindungen und Neuerungen sowie deren praktische Anwendung in den Hintergrund gedrängt hat. Diese Schlußfolgerung ist von derart einleuchtender Logik, daß sie sich auch in den Augen der unvoreingenommenen bürgerlichen Forscher von selbst versteht.⁹⁷ Auf alle Fälle ist es eine weit plausiblere Erklärung als etwa das konservative Festhalten der

⁹³ N. h. XVIII 296.

⁹⁴ Agr. VII 2, 2—4. Vgl. E. MARÓTI: *Fontes minores Latini* III. Budapest 1966. 152—153. Rekonstruktionsversuche und Publikation der erhalten gebliebenen Abbildungen s. bei M. RENARD: *Latomus* 18 (1959) 321. — J. MERTENS: *BAB* 1959, 43. W. ENDREI: *TörtSzle* 3 (1960). WHITE: *Agricultural Implements*, 157—170. *Latomus* 26 (1967) 634—647. — KIECHLE: op. cit. 130.

⁹⁵ J. KOLENDO: *Pourquoi la moissonneuse antique était-elle utilisée seulement en Gaule?* Sozial-ökon. Verhältnisse im alten Orient und im Klass. Altertum. Berlin 1961. 187—190.

⁹⁶ Die späteren fränkischen Eroberer verfügten ihrerseits über eine verhältnismäßig gut entwickelte Landwirtschaft, und fanden auch im Glaubensbereich einen *modus vivendi* mit der römischen Bevölkerung der Provinz. Deshalb gestaltete sich unter allen von germanischen Völkern überfluteten Gebieten des Römerreiches der Übergang hier am reibungslosesten und die weitere wirtschaftliche Entwicklung am gleichmäßigsten.

⁹⁷ S. z. B. H. DIELS: *Antike Technik*². Leipzig—Berlin 1920. 32: Eine zweite Ursache der geringen Ausbreitung der technischen Entdeckungen im Altertum liegt in der antiken Sklavenwirtschaft. — Vgl. FORBES: op. cit. II. 99.

Römer an den Überlieferungen aus Bequemlichkeitsgründen.⁹⁸ Unter den auf Sklavenwirtschaft gegründeten Produktionsverhältnissen der Antike gelangt die Wassermühle vornehmlich als Zwangslösung, zum gelegentlichen Ersatz der fehlenden Arbeitskräfte zur Anwendung, ein anschauliches Beispiel für die Richtigkeit des Sprichwortes «Not macht erfinderisch». Doch ganz abgesehen von ihrer trefflichen Eignung, die menschliche und tierische Arbeitskraft zu ersetzen, verbürgt die Wassermühle auch eine sehr wesentliche Produktionssteigerung und leistet dadurch der wirtschaftlichen Entwicklung Vor-schub, ein Vorteil, von dem allerdings erst in der Feudalwirtschaft weitere Kreise entsprechend zu profitieren wußten, vor allem die Kirchengüter, die Felderwirtschaft der Klöster, die fürstlichen und Adelsdomänen und die Großgrundbesitzer, bei denen die materiellen Voraussetzungen zu den nötigen Investitionen vorhanden waren.⁹⁹

7. All dies beweist die Unhaltbarkeit der Behauptung, es hätte in den westlichen Provinzen des Römerreiches nur «sporadisch» Wassermühlen gegeben. Im Gegenteil fand die Wassermühle überall, wo triftige Gründe für sie sprachen, in weiten Kreisen Verbreitung und jahrhundertlang fortlaufende Verwendung. Für den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen ist es indessen von wesentlicherem Interesse, anhand der Tatsachen die Verbreitung der Wassermühlen innerhalb der östlichen Provinzen des Römerreiches zu verfolgen.

Da, wie wir weiter oben sahen, die Wassermühle ursprünglich von den hellenisierten Gebieten der Anatolischen Halbinsel aus Eingang nach dem Westen fand, drängt sich hier folgerichtig zunächst die Frage auf, ob und welche Angaben uns vom Vorhandensein von Wassermühlen auf oströmischem Gebiet, bzw. aus der Zeit des byzantinischen Kaisertums zur Verfügung stehen. Aufgrund einiger beredter Beispiele läßt sich diese Frage ganz eindeutig beantworten.

Auf der Athener Agora wurden die Überreste einer Wassermühle aus dem dritten Viertel des 5. Jahrhunderts u. Z. erschlossen.¹⁰⁰ Aus Byzanz selbst blieb uns die erste Darstellung einer Wassermühle erhalten,¹⁰¹ u. zw. in einem Mosaik des Großen Palastes¹⁰², auf dem sowohl das Mühlrad als auch das

⁹⁸ Womit KIECHLE: op. cit. 122 die Verzögerung erklären zu können glaubt. Eine kritische Stellungnahme zur Auffassung Kiechles s. neustens bei R. GÜNTHER: DLZ 96 (1975) 481—483.

⁹⁹ Vgl. KOEHNE: op. cit. 36. J. HERING(IUS): Tractatus singularis de molendinis eorumque iure (Lugduni 1663) 314: *Ac sane conductorem sive colonum non posse facere in eo fundo, quae desiderant magnum adparatum, sicque atium non posse aedificare molendina (quae magnis constat impensis . . .)*

¹⁰⁰ A. W. PARSONS: A Roman water-mill in the Athenian Agora. Hesperia 5 (1936) 70—90. FORBES: op. cit. II. 91—92.

¹⁰¹ USHER: op. cit. 16 irrt sich mithin, wenn er als erste bildliche Darstellung der Wassermühle eine aus dem 12. Jh. stammende Zeichnung angibt. Ebenso auch P. PONGRÁČZ: op. cit. 62.

¹⁰² S. G. BRETT: Antiquity 13 (1939) 354—356, Plate VII. FORBES: op. cit. II. 96.

Gebäude der Mühle deutlich zu erkennen sind. Im Bild ist eine am Flußufer erbaute Mühle mit unterschlächtigem Wasserrad wiedergegeben.

Eine Grabinschrift aus Sardes vom 4. — 5. Jh. bewahrte uns das Andenken an einen *μαναγαρείος ὑδραλέτα*.¹⁰³ Und wenn man der Überlieferung Glauben schenken kann, dann hatte sich zur Zeit Konstantins, Anfang des 4. Jh. jener an der griechischen Philosophie geschulte Perser namens Métrodoros, der in Indien eine Wassermühle und ein Bad, zwei den Eingeborenen bislang vollkommen unbekannte Dinge gebaut hatte, von Byzanz aus auf den Weg gemacht und war von seiner Reise wieder dorthin zurückgekehrt.¹⁰⁴

8. Forbes begründet die langsame Verbreitung der Wassermühlen in den zentralen und Mittelmeergebieten des Römerreiches teilweise damit, daß der Ertrag der dortigen Wasserleitungen ungleichmäßig war, weil der Wasserstand der Flüsse und Bäche im Gegensatz zu jenem der westeuropäischen Binnengewässer starken Schwankungen unterlag.¹⁰⁵ Diese Auffassung unterzieht Kiechle einer heftigen Kritik,¹⁰⁶ ohne allerdings positive Gegenargumente anzuführen, bzw. andere Gründe anzugeben.

Wie wir sahen, verwendete man in Rom selbst und in der italischen Provinz zum Antrieb der Mühlen in der Tat weitgehend das Wasser der Aquädukte, doch begegnet man ähnlichen Fällen auch in Gallien, so daß eine starre Gegenüberstellung in diesen Belangen wahrlich ungerechtfertigt und unhaltbar ist. Ferner sahen wir auch, daß man sich in Rom notfalls auch mit einer schwimmenden Mühle zu behelfen wußte, eine Zwangslösung, die aber nicht von Dauer war und auch anderswo keine Schule machte. Offenbar fand man zur Regelung der Wasserversorgung ein probates Verfahren, das den kontinuierlichen Betrieb der Wassermühlen gewährleistete. Und dies um so mehr, als es auch in zahlreichen anderen Bereichen seit jeher ähnlicher Vorgehens bedurfte, wie etwa zum Auffüllen von Verteidigungszwecken dienenden Wassergräben, zur Bewässerung von Gemüsegärten, Feldern und Weiden, zur Anfertigung von Abzugsgräben (vgl. Cato, *de agr.* 43, 1), zur regelmäßigen Erneuerung des Bade- und Fischteichwassers¹⁰⁷ u. dgl. m.¹⁰⁸

¹⁰³ Ed. BUCKLER — ROBINSON: Sardis VII 138, Nr. 169.

¹⁰⁴ Georgios Kedrénos: *Hist. compend.* p. 295 (ed. Bekker, in CSHB Bonn, p. 516): *Μητροδόωρος τις Περσογενής . . . ἀπῆλθεν ἐν Ἰνδία καὶ τοὺς Βραχμῶνας, καὶ χρησάμενος ἐγκρατεῖα πολλὰ γέγονεν αὐτοῖς σεβαστός, εἰργάζετο δὲ ὑδρομύλους καὶ λοετρά, μέχρι τότε μὴ γνωριζόμενα παρ' αὐτοῖς.*

¹⁰⁵ Op. cit. II. 98, bzw. in A History . . . (ed. SINGER — HOLLYMARD) II. 601 — 602.

¹⁰⁶ Op. cit. 126 — 127.

¹⁰⁷ Schon Varro spricht in Verbindung mit den neben Neapel angelegten Fischteichen des Lucullus von der Durchleitung frischen Meerwassers (*r. r.* III 17, 9). Das Entweichen der Fische wurde mittels eines dichten Eisengitters verhindert (Col. VIII 17, 6). Die Anlage der Becken, in denen verschiedene Fischgattungen gezüchtet wurden, (*loculatae piscinae*, Varro, a. a. O., 17, 4; *stabula*, Col. a. a. O. 17, 7) wurde offenbar durch eine schleusenartige Verriegelung gelöst, und auf ähnliche Art dürfte die gleichmäßige Wasserversorgung und -erneuerung im Landesinnern geregelt worden sein. Übrigens leitete man das Wasser zuweilen auch in die Fischteiche der Meeresküste durch Kanäle (Col. a. a. O. 17, 4. 11).

Doch von der Nutzung von Kanälen zum Antrieb von Wassermühlen ist auch in der bereits zitierten Textstelle des gallischen Venantius Fortunatus die Rede :

*ducitur inrigris sinuosa canalibus unda,
ex qua fert populo hic mola rapta cibum.*

Aufschlüsse von entscheidender Bedeutung verdanken wir den Mitteilungen des «*Senators*» Cassiodorus (um 487 — 583). Dieser hatte sich nach jahrzehntelangem Staatsdienst, in dessen Verlauf er 514 das Amt eines Konsuls und lange Zeit hindurch jenes des *praefectus praetorio* sowie des Kanzleileiters (*magister officiorum*) Theoderichs des Großen bekleidet hatte, um 540 von den Staatsgeschäften zurückgezogen¹⁰⁹ und sich in dem von ihm gestifteten kalabrischen Kloster *Vivarium* niedergelassen,¹¹⁰ das auf seinem väterlichen Gut und Geburtsort Scyllacium (Squillace) bei der gleichnamigen Bucht erbaut worden war. Dort richtete er die erste Klosterbibliothek ein, lebte während der restlichen vier Jahrzehnte seines langen Lebens den Wissenschaften und verfaßte eine Reihe bemerkenswerter Bücher, u. a. das Werk *De institutione divinarum litterarum*,¹¹¹ in dem er sich nebst vielem anderen auf Vergils *Georgica* beruft, den Mönchen des Klosters das Studium der antiken Agrarschriftsteller, wie des Gargilius Martialis und des Columella empfiehlt, die sie in «christlichem Geist» lesen sollten. Zugleich beschreibt er hier anschaulich den Gartenbau des Klosters. Aus seiner Schilderung erfahren wir, daß die Mönche zur Verpflegung der Pilger und Notleidenden alle Hände voll zu tun hatten. Um dieser Aufgabe zu entsprechen, verfügten sie über einen bewässerten Gemüsegarten und den fischreichen Fluß Pellene in der Nähe des Klosters, der zwar kein Strom war, aber tief genug.¹¹² Über die Nutzung des Flusses lesen wir bei Cassiodorus: *Influit vobis arte moderatus, ubicunque necessarius indicatur, et hortis vestris sufficiens, et mol<end>inis. Adest enim cum desideratur, et cum vota compleverit, remotus abscedit. Sic quodammodo ministerio devotus existens, ut nec oneret importunus, nec possit deesse cum quaeritur.* Folglich weist der Stifter die Mönche des Klosters an, «den Lauf (des Flusses) überall, wo es nottut, künstlich zu regulieren, so daß er sowohl euren Gärten als den Mühlen zu genügen vermag. Wenn ihr ihn braucht, ist er da, und sobald er eure Wünsche befriedigt hat, entfernt er sich durch die Ableitung. So ist er gewisser-

¹⁰⁸ Vgl. Plin. *n. h.* XXXVI 123; Front. *aqu.* passim.

¹⁰⁹ Über die Gründe, die ihn veranlaßten, sich zurückzuziehen, s. A. BAUMGARTNER: Die latein. u. griech. Literatur d. christlichen Völker. Freiburg i. Br. 1900. 218.

¹¹⁰ Zur Lokalisierung des Klosters s. G. RADKE: *Vivarium*, PW-RE IX A (1961) 495.

¹¹¹ S. MIGNE LXX 1106 — 1150.

¹¹² 29 (554): *Invitat siquidem vos locus Vivariensis monasterii ad multa peregrinis et egentibus praeparanda, quando habetis hortos irriguos, et piscosi amnis Pellenae fluentis vicina: qui nec magnitudine undarum suspectus habetur, nec exiguitate temnibilis.*

maßen zu euren Diensten bereit zugegen, so daß er weder im Weg ist und zur Last fällt, noch bei Bedarf entbehrt werden muß.» Die Regulierung erfolgte offenbar mittels der bei Wassermühlen auch später verwendeten Schleusen. Beachtung verdient der Umstand, daß Cassiodorus in der Folge auf den Fischteich und das Bad des *Vivariums* eingeht.¹¹³

Mit Hilfe von Schleusen bediente man sich übrigens auch bei den Mühlen des Ianiculum des weiter oben erwähnten Staubeckens. Anschließend an die bereits zitierte Textstelle der *Vita patrum Iurensium* (I, 18) erhalten wir Aufschluß über die schon damals übliche Art, das Bett, bzw. den Wasserpegel des zum Antrieb der Mühlräder dienenden Wildbachs zu heben: . . . *Sabinianus . . . alveum torrentis ipsius, quo molinaris advehebatur aqua, geminato ordine defixis stilis (= palis) eisdemque, ut mos est, implexis viminibus, palearum quoque ac lapidum admixtione permixta, ad cursum rotalis machin(a)e vellet diligentius inaltare, dumque stramenta densius comprimunt intra sepes . . .* Folglich rammt Sabinianus in Doppelreihen Pfähle in das Flußbett ein, die er, wie es Brauch ist, durch ein mit Spreu- und Kieselmortel vermisches Weidenflechtwerk (Wellerfaschinen) miteinander verband, um das Bett des Baches, dessen Wasser die Mühle antrieb, auf diese Art sorgsam auf die zum Drehen der Räder erforderliche Höhe anzuheben, und während das Flechtwerk mit Stroh noch dichter zugestopft wird . . . — Die Schilderung, die in weiterer Folge, zur Beschreibung eines wunderbaren Begebnisses übergeht, beweist, daß man aufgrund praktischer Erfahrungen zu der Feststellung gelangt war, die Drehzahl des Mühlrades und damit die Produktionskapazität der Mühle lasse sich am ehesten durch eine erhöhte Strömungsgeschwindigkeit des Wassers steigern, die wiederum durch eine Querschnittverringerung des Flußbetts erzielt werden könne.¹¹⁴

In dem schon genannten Werk beschreibt Gregor von Tours, auf welche Art der Betrieb einer am Flußufer erbauten Wassermühle sichergestellt wurde: *Dum autem haec ageret ac fratres molam manu vertentes triticum ad victus necessaria conminuerent, pro labore fratrum visum est ei molinum in ipso Angeris fluvii* (die in die Loire mündende Indre) *alveo stabilire; defixisque per flumen palis,*

¹¹³ Die Beschreibung des Gutes und des Fischteiches s. noch bei var. XII 15. Später beschäftigt sich auch Papst Gregor der Große (590–604) in seinen Briefen ausführlich mit ihnen: *epist.* XIII 31 (920), 34 (921–22). (Migne LXXXVII). Im übrigen entspricht die Anlage des Fischteiches an der Seeküste dem Wesen nach den Empfehlungen Columellas (VIII 17, 1).

¹¹⁴ Vgl. P. PONGRÁCZ: *op. cit.* 66. Später befaßte sich FAUSTUS VERANČIČ (*op. cit.* XIV. *Molae rivulorum*) gleichfalls mit dem Problem: *Sunt multis in locis ita parvi Rivuli et depressi, ut non possint impellere Molas. Itaque ut altiore casu Aqua defluat, excogitavimus excavare fossam sub Rota in ipso alveo, eamque ita deprimere, ut quarta ejus pars, in rivulo sit demersa. At magis expedit hujusmodi Rivulum altiore aggere reprimere, ut Lacum efficiat, ex quo, postea Aqua per aliquot horas aggregata, aperto lacu per emissarios decurrat, et ab inferiore parte Rotam tangat; sic etiam maiore impetu feretur.* — Auf der zugehörigen Abbildung erblickt man übrigens eine überschlägige Wassermühle, die von 2 Mühlrädern betätigt wird.

*adgregatis lapidum magnarum acervis, exclusas*¹¹⁵ *fecit atque aquam canale collegit, cuius impetu rotam fabricae in magna volubilitate vertere fecit. Hoc operi laborem monachorum relevans atque uni fratrum delegans, opus necessarium implebatur.*¹¹⁶ D. h. : Während er damit beschäftigt war, und die Klosterbrüder die Mühle mit den Händen drehten, um den zu ihrer Nahrung benötigten Weizen zu mahlen, beschloß er, um deren Arbeit zu erleichtern, eine Mühle in das Flußbett des Angeris zu bauen. Er rammte Pfähle in das Flußbett und errichtete aus großen, aneinandergesetzten Steinblöcken eine Sperrmauer, sammelte das Flußwasser in Kanäle und ließ mit dessen Triebkraft das Rad der Mühle mit großer Geschwindigkeit rotieren. Indem er auf diese Art die Arbeit der Mönche erleichterte, beauftragte er einen unter ihnen, die notwendige Arbeit zu verrichten.

Bekanntlich wirkten hinsichtlich der Wichtigkeit, die der Beschäftigung der Mönche mit Garten- und Felderbewirtschaftung beigemessen wurde, die Ansichten des Cassiodorus und seines Freundes Benedikt von Nursia, Gründers des nach ihm benannten Ordens, gegenseitig aufeinander.¹¹⁷ Benedikts Ordensregel¹¹⁸ setzte im Grunde genommen den Schlußpunkt hinter jene seit langem im Gange befindliche Streitfrage, in dem eine der ersten, in ähnlichem Geist gehaltenen Stellungnahmen die Streitschrift *De opere monachorum* des Bischofs Augustinus von Hippo bildete. Eine dem *Vivarium* gleichende klösterliche Gartenbewirtschaftung führte auch Benedikt in Montecassino ein, die sein Schüler, der Dichter Marcius in folgenden Distychen voller Begeisterung pries :

*Hunc mons ipse tamen iuste tibi reddit honorem . . .*¹

Arida tu cuius hortis componis amoenis,

Nudaque fecundo palmite saxa tegis.

Mirantur scopuli fruges, et non sua poma,

*Pomiferisque viret silva dumata comis.*¹¹⁹

¹¹⁵ Zur Interpretation der Bezeichnung «*exclusas*» vgl. die weiter oben zitierten «*conclusiones aquarum*» (nach der Anm. 81), bzw. die weiter unten vermerkte Bezeichnung «*clausuram*» (bei der Anm. 126); s. noch «*clausura molendinorum*» (ZskOt, Nr. 1137) im Sinn von Mühldeich. HERING(IUS), op. cit. 317: *Clusa igitur dicta quasi clausura. — Item munimentum in fluminibus, septum remoratorium et claustrum dicitur . . . eiusmodi aggeres esse, cuiusmodi multi conspiciuntur in Sale Thuringiae flumine aquam in molendine coartantes.*

¹¹⁶ *Liber vitae patrum* 18, 2 (MGH SS Merov. I. p. 734 – 735). Vgl. P. PONGRÁCZ: op. cit. 71. So erklärt sich auch, daß in einem heimischen Pachvertrag des Jahres 1387 (ZskOt Nr. 249) unter der zum Bau, zur Einrichtung und zum Betrieb (offenbar zum Stauen des Wassers) der Wassermühle benötigten Ausrüstung auch folgende Klausel aufgenommen ist: . . . *sepem circumquaque cum lignis et virgis ipsorum, si in silvis eorundem reperire possint, excidere, . . . sepire . . .*

¹¹⁷ Vgl. A. pannonhalmi Szent-Benedek-Rend Története (Geschichte des Benediktinerordens von Pannonhalma; in folgendem Rendtört.) I. Budapest 1902, Red. L. ERDÉLYI, 340. J. LECLERQ: *L'amour des lettres et le désir de Dieu*. Paris 1957. 25 – 29.

WHITE: *Roman Farming*. 463, Anm. 54.

¹¹⁸ S. c. 48, l. 7 – 8. Vgl. Cassiod. *inst.* 28 (554 D) S. noch *Acta Ant. Hung.* 20 (1972) 60 – 61 und Anm. 47.

¹¹⁹ S. MIGNE LXXX, 186.

In diesem Zusammenhang verdient vielleicht auch das hohe Ansehen Beachtung, das jener Cassianus,¹²⁰ dessen auf die Wassermühle bezügliches Gleichnis wir weiter oben zitiert haben, sowohl bei Cassiodorus als auch bei Benedikt von Nursia ganz offenkundig genoß. Und eine besonders nachhaltige Wirkung übte auf das der Ordensregel zugrundeliegende Konzept Cassians *Collatio* betiteltes Werk aus.¹²¹ Nicht nur Cassiodorus empfiehlt ein eifriges Studium des Cassianus (op. cit. 29, 555 A), auch Benedikt legt seinen Ordensbrüdern an zwei Stellen seiner *Regula* (42, 3 und 73, 5) namentlich die *Collatio* ans Herz. Da sich in der Folge der Brauch einbürgerte, vor dem *Completorium* als geistige Lektüre ein Kapitel aus diesem Buch des Cassianus vorzulesen, und die Mönche während oder nach dieser Vorlesung ein einfaches Mahl zu sich zu nehmen pflegten, wurde mit der Zeit letzteres selbst *Collatio* genannt.¹²²

Die ersten dem Benediktinerorden angehörigen Glaubensbekehrer Ungarns — in ihrer Mehrzahl Bayern, Deutsche, Slawen, Italiener und Franzosen — konnten sehr wohl die Kenntnis der Wassermühle aus ihrer Heimat mitgebracht haben. Auch das Lesen der von den Ordensbrüdern bevorzugten, oben genannten Werke und Autoren mag zur Bereicherung ihrer einschlägigen Kenntnisse beigetragen haben, der entscheidende Impuls dürfte dennoch von den lokalen Gepflogenheiten ausgegangen sein. Kehren wir deshalb zu unserem Ausgangspunkt, der These E. Moórs zurück.

9. Laut E. Moór hatten unsere landnehmenden Vorfahren die Wassermühle auf dem von slowakisch sprechenden Slawen bewohnten Gebiet kennengelernt, wohin sie aus dem einstigen Römerreich durch süddeutsche Vermittlung Eingang gefunden hatte. Zur Rechtfertigung seiner These führt Moór dem Wesen nach nur sprachgeschichtliche Argumente an. Untersuchen wir nunmehr die Angelegenheit aus der Sicht der uns zur Verfügung stehenden anderweitigen historischen Dokumente.

Der erste archäologische Fund, der das Vorhandensein von Wassermühlen und die Tätigkeit der sie betreibenden Müller beweist, fand sich auf später bayrischem Gebiet und stammt noch aus der Römerzeit. Es handelt sich dabei um einen kleinen steinernen Altar, der im Gebiet der einstigen Provinz Rätien, unweit Ulm 1784 aus dem Flußbett der in die Donau mündenden Günz bei Günzburg zum Vorschein kam. Der Altar trägt folgende Inschrift: *Neptu(no) sac(rum) molin(arii)*¹²³. Besonders bemerkenswert ist an dieser römerzeitlichen Inschrift, daß sie die einzige außerhalb Italiens, aus einer römischen Provinz stammende ist, die Aufschluß über eine Wassermühle erteilt (der Fundort Günzburg war das römische Guntia).

¹²⁰ TEUFFEL—KROLL—SKUTSCH: *Gesch. d. röm. Literatur* III⁶. Leipzig—Berlin 1913. 411.

¹²¹ S. aus neuerer Zeit die von G. PENCO besorgte Ausgabe der Ordensregel (Bibl. di Studi Superiori, vol. 39). Florenz 1958. LXXXVII—IX und 249—56.

¹²² Rendtört. I 26.

¹²³ CJL III 5866. Vgl. IHM: Guntia PW-RE VII (1912). DizEpigr III (1922) 595.

Erwähnt wird die Wassermühle auch in den in der ersten Hälfte des 8. Jh. erlassenen bayrischen Gesetzen, u. zw. in Verbindung mit der Bestrafung eines auf dem Mühlenareal begangenen Diebstahls: *Et si in ecclesia, . . . vel in mulina aliquid furaverit . . .*¹²⁴

Ähnlich den weiter oben zitierten westgotischen Gesetzesvorschriften enthielten auch die alemannischen Strafbestimmungen im Fall einer gewaltsamen Beschädigung der Mühlen.¹²⁵ Daß auch dort von Wassermühlen die Rede ist, erhellt aus jenem Gesetzesartikel (Lex LXXX), der die Voraussetzungen zum Bau einer Wassermühle regelt: *Si quis mulinum aut qualemcumque clausuram in aqua facere voluerit, sic faciat, ut nemini noceat. Si autem nocuerit, rumpatur usque dum non noceat. Si ambae ripae suae sunt, licentiam habeat, aut roget, aut comparet.*¹²⁶ Dieses Gesetz stammt aus der Zeit um 717–719.¹²⁷ All dies deutet auf eine weite Verbreitung der Wassermühlen im südlichen Germanien während der ersten Hälfte des 8. Jh.¹²⁸

In die gleiche Zeitspanne verlegt die Böhmisches Chronik des Wenzel Hajek aus Libotschan den Bau der ersten Wassermühle auf dem Gebiet von 'Bohemia'. Bei Schilderung der Ereignisse des Jahres 718 berichtet Hajek, bei der Stadt Žatec an der Eger, unweit Prag, habe Mladis Sohn Halak die erste wunderbar konstruierte Wassermühle auf böhmischem Gebiet erbaut, nach deren Vorbild man dann in der ganzen Gegend Wassermühlen zu errichten begann.¹²⁹ Forbes (op. cit. II, 112) bezweifelt die Glaubwürdigkeit dieser Mitteilung, doch sind seine Bedenken, was den Wesenskern betrifft, unbegründet. Es war ein diesem Bericht Hajeks von ihm selbst angefügter Vermerk, die Einwohner dieses Landstrichs hätten schon vorher neben Handmühlen auch Windmühlen verwendet, den schon der die von mir benützte lateinische Übersetzung kommentierende Gelasius für kaum glaubhaft gehalten hat, zumal laut allgemeiner Erfahrung die Verbreitung der Wassermühlen überall jener der Windmühlen vorangegangen war.¹³⁰

Im 8. Jh. bürgerten sich Wassermühlen auch auf thüringischem Gebiet, im Odenwald und in der Umgebung von Mühlhausen ein.¹³¹

¹²⁴ *Lex Baiuvarorum*. MGH Legum Sect. I. Tom V. Pars II (1926), Tit. IX/II. Vgl. *Pactus legis Salicae* XXII, in MGH Leg. Sect. I. Tom IV. Pars I (1962), bzw. *Lex Salica* XXIX, a. a. O. Pars II (1969). S. noch KOEHNE: op. cit. 22–25, 38.

¹²⁵ *Leges Alemannorum*. MGH leg. Sect. I. Tom. V. Pars II. *Pactus* fg. V 14.

¹²⁶ Vgl. SICARD: op. cit. 55, Anm. 6.

¹²⁷ S. E. HEYMANN'S Ausführungen in der Einleitung zur Textausgabe, Praef. 9. Vgl. G. DUBY: *L'économie rurale et la vie des campagnes . . .* Paris 1963. I. 291.

¹²⁸ Vgl. M. BLOCH: op. cit. 593.

¹²⁹ Mir stand eine lateinische Übersetzung der 1541 erschienenen *Kronika česká* zur Verfügung: WENCESLAI HAJEK A LIBOCAN: *Annales Bohemorum*. Pars I. Pragae 1762, 134.

¹³⁰ Op. cit. 135. Die von den deutschen Übersetzungen mir zugänglich gewesene Nürnberger Ausgabe des Jahres 1697 enthält keine Anmerkungen.

¹³¹ BLOCH: op. cit. 539. FORBES: a. a. O.

Was schließlich die ersten urkundlich beglaubigten Wassermühlen auf dem Landesgebiet Ungarns, nämlich die in der z. Z. König Ladislaus' I. (1077—1095) vorgenommenen Konskription der Güter des Benediktinerklosters Pannonhalma erwähnten sieben Mühlen (*Molendina ipsius loci VII*) anbelangt, ist im vorliegenden Zusammenhang der Umstand von höchster Bedeutung, daß sich diese Mühlen neben dem Waag-Fluß befanden,¹³² mithin in der Gegend links der Donau, gegenüber der Kleinen Tiefebene.¹³³ Die zur Landnahmenzeit allmählich von Osten nach Westen vordringenden Ungarn mußten aber vor ihrer Niederlassung im Waag-Tal zwangsläufig das Gebiet der Kleinen Tiefebene durchquert, bzw. in Besitz genommen haben.

Abschließend sei noch auf den allgemein bekannten und für jedes Zeitalter gleicherweise bezeichnenden Umstand hingewiesen, daß die Übernahme von Fremdwörtern, von anderswo gebrauchten Bezeichnungen in die eigene Sprache mit dem Kennenlernen und der Übernahme der betreffenden Gegenstände und Begriffe eng zusammenhängt, ja mehr noch, deren Voraussetzung bildet. Denken wir nur an die in neuester Zeit überall eingebürgerten englischen Wörter, wie Combine, Computer und viele andere. Zum Beweis dessen, daß man auf diese Erscheinung schon im Altertum aufmerksam geworden war, genügt es, einen Vermerk Tertullians (um 155—220) zu zitieren: . . . *ut hoc pallium, et si graecum magis, sed lingua iam penes Latium est: cum voce vestis intravit (de pallio 3, 5)*.

Die Benennung der Wassermühle fand in die germanischen, keltischen und in mehrere slawische Sprachen entweder unmittelbar oder mittelbar aus der lateinischen Eingang, womit zugleich die Richtung angedeutet ist, in der sich diese seinerzeit bedeutsame technische Neuerung verbreitet hat. Zu uns gelangte sie durch slawische Vermittlung. Deshalb halten wir auch E. Moórs frühere Feststellung, unsere landnehmenden Vorfahren hätten die Wassermühle nebst anderen landwirtschaftlichen Geräten und Behelfen bei der slowakisch sprechenden damaligen Bevölkerung der Kleinen Tiefebene kennengelernt, für durchaus nicht unglaublich.¹³⁴

Szeged.

¹³² Vgl. Rendtört. 86—87. Beachtung verdient ferner der Umstand, daß z. B. im Urbarium des Kitzinger Benediktinerinnenklosters aus dem 11. Jh. 12 zum Großteil am Rheinufer errichtete Wassermühlen angeführt sind. S. G. FRANZ: Quellen zur Gesch. d. dt. Bauernstandes. Berlin 1967. Nr. 55, 138 f.

¹³³ In einer Urkunde aus der Zeit König Sigismunds (Nr. 1398) wird eine ganze Reihe an der Neutra befindlicher Wassermühlen aufgezählt, in einer anderen (Nr. 6095) eine unterschlägige Wassermühle auf dem Sajó-Fluß (*molendinum . . . super fluvio Sajo, quod . . . de subtus pellitur*) erwähnt.

¹³⁴ Prinzipiell läßt sich die Voraussetzung slowenischer Vorläufer nicht von der Hand weisen, doch müßten zur Untermauerung dieser These Anhaltspunkte gefunden werden.

ACTES DU COLLOQUE SUR LA LEXICOLOGIE
DU LATIN MÉDIÉVAL

BUDAPEST, LES 23—24 AVRIL 1975

J. HARMATTA

COLLOQUE SUR LA LEXICOLOGIE DU LATIN MÉDIÉVAL*

Si le programme de dictionnaire de l'Union Académique Internationale a-t-il raison d'affirmer que «Le dictionnaire est l'instrument le plus pur de l'interpénétration des cultures» — et il a certainement raison — cette affirmation vaut encore mieux pour la langue que comprend le dictionnaire, et elle s'applique au plus haut point aux langues du passé historique également. Voilà un fait qui indique nettement l'importance du latin médiéval qui, en tant que *lingua franca* d'Europe, passait en effet pendant des siècles pour le principal moyen de l'interpénétration des cultures. Il y a une seule différence, c'est que de nos jours le dictionnaire de la latinité médiévale, tout en cessant d'être le promoteur de l'interpénétration des cultures, est devenu un très important moyen de recherche scientifique pour ce qui est justement de l'examen historique de l'interpénétration des cultures du moyen âge. La portée de ceci, on va la comprendre si l'on songe que les traits communs des cultures européennes se sont formés à travers le milieu linguistique du latin médiéval.

Au point de vue de la recherche de l'histoire et de la culture du moyen âge on attribuera donc une extraordinaire importance à ce que l'Union Académique Internationale a entrepris de rédiger le *Novum Glossarium Mediae Latinitatis*. Or, cette entreprise internationale invita à son tour les pays européens à commencer des travaux lexicologiques sur leur propre latinité médiévale. Ces travaux sur le lexique du latin médiéval qui se font dans les cadres historiques des pays d'Europe, ouvriront à ceux-ci de nouveaux horizons pour l'étude du développement et des rapports de leur culture médiévale.

Le latin médiéval est, au point de vue linguistique, un phénomène bien singulier: il s'agit d'une langue morte qui a joué dans chaque pays, à côté d'une ou plusieurs langues primitivement non écrites le rôle de la langue de la vie culturelle et scientifique, de l'administration et de la religion, favorisait partout la formation de la langue nationale écrite et celle de la littérature nationale, vivait pendant une longue période parallèlement à celle-là, et après avoir peu à peu perdu son importance, finit par devenir effectivement une langue morte. Dans plus d'un pays qui s'étaient formés sur le territoire de l'Empire

* Discours inaugural à la séance d'ouverture du Colloque sur la lexicologie du latin médiéval, Budapest, les 23 - 24 avril 1975.

romain, le latin médiéval était la suite directe de la langue de la littérature et de l'administration romaines tardives tandis que parallèlement à lui se formèrent des langues néo-latines dérivant du latin vulgaire. Entre les langues néo-latines parlées d'une part, et le latin médiéval parlé et écrit de l'autre il y avait une interpénétration permanente qui se prolongeait même après que les langues néo-latines sont devenues des langues écrites, ensuite littéraires. De cette sorte le développement du latin médiéval se trouvait défini par deux facteurs. Le premier c'est son rapport avec le latin classique dont les monuments littéraires, les styles, le lexique, l'usage lui sont restés dans une certaine mesure jusqu'au bout compétents. Il s'agit d'autre part de l'influence souvent contraire des langues néo-latines. Voilà donc les facteurs agissant d'une façon contraire l'un à l'autre, mais se trouvant dans une unité dialectique, qui rendirent capable le latin médiéval de remplir sa fonction nationale et internationale à la fois.

De ces deux facteurs le rapport entre les langues locales (néo-latines) parlées et le latin médiéval était d'une importance décisive pour la formation des différences qui s'observent entre le latin tardif et le latin médiéval dans le domaine du lexique, de l'évolution de sens des mots et des groupes de mots terminologiques. Encore plus compliquée était la situation du latin médiéval au point de vue linguistique dans les pays où la langue parlée non écrite était une langue indo-européenne tout à fait différente du latin ou — comme en Hongrie — une langue non indo-européenne. Dans ces pays le rôle du substrat linguistique était bien entendu sous maint rapport différent. En plus, étant donné que le latin médiéval littéraire et administratif avait été pour la plupart du temps emprunté d'autres pays, les effets de substrats des langues parlées de ceux-ci pouvaient eux aussi se faire valoir. Le problème de l'effet du substrat se révèle donc une des questions fondamentales de la lexicologie du latin médiéval; à l'intérieur de ceci les problèmes des groupes de mots terminologiques et de l'unité sémantique des mots méritent, eux, une attention redoublée, puisque c'est là que purent se refléter le plus nettement les particularités locales. La reconnaissance de ces problèmes a-t-elle à son tour invité à organiser le présent colloque sur la lexicologie du latin médiéval et à en indiquer les sujets suivants:

1. Le latin médiéval et les substrats linguistiques.
2. Groupes de mots terminologiques dans le lexique du latin médiéval.
3. Le mot comme unité sémantique dans le lexique du latin médiéval.

Les exposés et les discussions que nous allons entendre pourront sur plusieurs points favoriser la connaissance du rôle historique touché plus haut du lexique du latin médiéval.

Budapest.

«POPULARIS» ET LA NOTION DE «POPULAIRE»

DÉRIVATIONS ET DIFFÉRENCIATION SÉMANTIQUE DANS LA LATINITÉ OCCIDENTALE AVANT 1200

L'orientation actuelle de la recherche historique en France, ouverte largement sur l'histoire sociale et l'histoire des mentalités, semble avoir privilégié la notion de «populaire» dans le monde médiéval. C'est ainsi qu'un colloque a été organisé en 1974 sur les manifestations de la dévotion populaire au Moyen Âge et qu'une enquête a été ouverte par la Revue d'ascétique et de mystique sur la spiritualité populaire. Sous l'égide de la Société thomiste, cinq rencontres interdisciplinaires se sont tenues depuis deux ans sur les incidences de la notion de «populaire» dans les différents domaines de la médiévisique. A cette occasion tant de définitions différentes se sont affrontées qu'il est apparu clairement que le terme «*popularis*» méritait une analyse lexicographique et qu'il n'était pas de moindre intérêt de la compléter par l'examen du champ sémantique sur lequel s'étend la notion moderne de «populaire».

La base de mon information étant le fichier du Comité Du Cange à Paris, j'en ai suivi les limites chronologiques et n'ai pas poursuivi de dépouillements postérieurement à l'année 1200. J'ajouterai que mes sources proviennent en plus grande partie de l'Europe occidentale.

LE MOT *POPULARIS*

Cet adjectif étant formé sur *populus* il convient de définir avant tout ce terme et de le comparer avec les synonymes ou prétendus tels *plebs* et *vulgus*.

POPULUS

Selon la définition même des glossateurs, *populus* désignerait le peuple dans son ensemble en englobant toutes les classes de la société.¹ Le sens de *plebs* serait restreint aux classes inférieures de la hiérarchie sociale et serait identique à celui de *vulgus*. Voilà pour la théorie héritée de l'antiquité. En fait, les textes donnent à *populus* un grand nombre de sens que nous allons passer

¹ Hrabanus Maurus, *De universo* 16, 4, Migne, P. L. 111, col. 452B: *populus universi cives sunt, connumeratis senioribus* . . . *Plebs autem reliquum vulgus sine senioribus civitatis; vulgus vero plebs est.* (cf. I-Isid. *etym.* 9, 4, 5—6).

en revue. *Plebs*, malgré une polysémie similaire, souvent calquée sur celle de *populus*, s'en distingue par une coloration nettement plus sociale tandis que *vulgus* se caractérise par un nombre élevé d'acceptions péjoratives.

Populus revêt d'abord des significations très communes et classiques que je me contenterai de passer rapidement en revue sans citer d'exemples: on le traduit par «la foule», «la société», «l'ensemble des citoyens», puis «les hommes en général»; suivi du génitif d'une catégorie déterminée, il correspond à l'expression: «tous les . . .». Ainsi *populus sanctorum* est l'équivalent des «tous les saints». Il est pris également au sens plus restreint de «peuple déterminé, nation»; puis de «groupe, communauté»; enfin, de «peuple assemblé au tribunal». Dans le vocabulaire chrétien, le *populus Dei* ou *populus fidelis* pris absolument signifie «les fidèles, les laïques» par opposition au clergé, ou encore «les chrétiens d'un diocèse». En Italie la paroisse, qui est presque partout appelée *plebs*, reçoit éventuellement aussi, à la fin du XII^e s. en Emilie, la dénomination de *populus*: c'est de cette façon qu'il convient d'interpréter l'expression *boni homines de populo* qui figure dans le cartulaire d'Imola.²

L'expression *homo de populo* n'apparaît qu'au milieu du XII^e siècle dans le sens social d'«homme du peuple»: ainsi l'expression *quislibet de populo* opposé à *miles* que nous trouvons dans un acte d'Arles.³ La plus ancienne coutume de Normandie qui remonte à la fin du XII^e s. prescrit qu'un *rusticus* ou tout autre *homo de populo* n'aura pas à juger un *miles* ou un clerc.⁴ Un sens identique mais plus restreint est repérable dans une lettre contemporaine de ce dernier texte, qu'adresse Clérembaud d'Arras à une grande dame de son temps qui, dit-il, était entourée d'une suite d'hommes de toutes les conditions (*triformis ordo*) comprenant le *clerus* la *militia* et le *populus*.⁵

Il est rare de trouver le mot *populus* dans un sens proprement péjoratif de «peuple grossier et borné», sinon affublé d'une épithète telle que *vulgaris*⁶ ou *simplex*⁷ ou encore *stolidus*⁸ qui en travestit l'aspect premier.

POPULARIS

Sur le schéma que représente *populus*, voyons maintenant les significations de *popularis*.

² *Chartularium Imolense* I 451 (éd. S. Gualdoni e G. Zaccherini, Imola, 1912), p. 556 (a. 1197).

³ *Carta consulationis Arelatensis*, dans Ch. Giraud, *Essai sur l'histoire du droit français*, II, Paris, 1846, p. 1 (a. 1142-65).

⁴ E. J. Tardif, *Coutumiers de Normandie*, I, Rouen, 1881, p. 24: *rustico enim non licet vel alii de populo, militem vel clericum judicare*.

⁵ N. M. Haring dans *Archives d'histoire doctrinale et littéraire du Moyen Âge*, 22, 1955, p. 183.

⁶ Angilbertus Centulensis, *De diversitate officiorum*, VII, dans *Corpus consuetudinum monasticarum*, I (1963) p. 295.

⁷ Guillelmus Tyrensis, *Historia rerum in partibus transmarinis gestarum* VI 23, dans *Rec. des historiens des croisades. Hist. occid.* I (1884) p. 274.

⁸ Rodulfus Trudonensis, *Gesta abbatum Trudonensium*, éd. R. Köpke dans *MGH, Script.* X p.

De *populus*, «foule», on tire *popularis*, «qui attire la foule, qui est fréquenté par un grand nombre de gens». ⁹ C'est ainsi que les expressions *popularis frequentia*¹⁰ ou *popularis concursus*,¹¹ qui insistent sur l'idée quantitative, sont les correspondants des expressions françaises «concours de peuple», «affluence populaire».

Cette foule est parfois juridiquement déterminée: il s'agit alors d'une assemblée populaire qui jouit d'une certaine autorité. Au XI^e s. un acte est lu «*in auditum [sic] popularis frequentiae*» avant de recevoir les signes de validation.¹² Une *conventus popularis* peut être réunie pour juger de certaines causes.¹³ Le sens de *popularis* se rapproche alors de celui de *publicus* dont il retrouve tout naturellement l'étymologie, et nous relevons, de même, un texte lorrain de la fin du X^e s. où *popularis lex* est assimilé à *publica lex* à propos d'une coutume fondée sur la déclaration de l'assemblée des hommes d'un domaine.¹⁴

Issu du sens premier «ce qui fait partie de la foule», le substantif *popularis* se traduit tout à fait communément par «homme» ou «homme du peuple en général», sans qu'il soit possible d'en citer les innombrables exemples.

Très répandu également est le sens de «laïque» qui apparaît constamment dès le IX^e s. Qu'il me suffise à son propos de rappeler la définition limpide qu'en donne Jean Beleth: *apud nos duo sunt personarum genera, laicales videlicet sive populares (laikos enim populus est) et ecclesiasticae*.¹⁵ Notons que ces laïques ne semblent guère correspondre à une catégorie inférieure. Seul un passage tiré de l'Anonyme normand, texte juridique de la fin du XII^e s., les traite avec mépris: *popularis sive publicanus quod magis ad ignominiam refertur quam ad gloriam, ad vite immundiciam quam ad sanctimoniam*.¹⁶ L'adjectif *popularis* qualifiant le substantif *negotium* sous la plume de saint Bernard, se traduit également par «laïque»: *officiales fratres qui exterioribus et quasi popularibus negotiis occupantur*.¹⁷

Un sens technique très proche de ce dernier fait de l'adjectif *popularis* accolé à *ecclesia* ou à *titulus* l'équivalent de «paroissial». Cette acception pour-

⁹ *Actus pontificum Cenomannis degentium*, éd. G. Busson et A. Ledru, Le Mans 1901 (*Arch. hist. du Maine* 2) p. 147 (VII^e s.).

¹⁰ Radulphus Glaber, *Historiae suae temporis* II, 5, 9, éd. M. Prou, Paris, 1886, p. 36.

¹¹ Valcandus, *Vita s. Deodati* 16, Migne, A.L. 151, col. 625A.

¹² Ch. Métais, *Cartulaire saintongeais de l'abbaye de la Trinité de Vendôme* dans *Arch. hist. de Saintonge* 22, 1893, n° 14, p. 43 (a. 1045-49).

¹³ Urbanus II, *Epistole* 202, Migne, P. L. 151, col. 475C (a. 1096).

¹⁴ Ch. Perrin, *Recherches sur la seigneurie rurale en Lorraine d'après les plus anciens censiers*, Paris, 1935, p. 105, n. 3: *pulegium . . . nil aliud significat . . . quam publica lex vel popularis lex*.

¹⁵ Johannes Beleth, *Rationale divinorum officiorum* 12, Migne, P. L. 202, col. 26A.

¹⁶ *Anonymus Normannus sive Eboracensis* II 24, 235, éd. K. Pellens, Wiesbaden, 1966, p. 200.

¹⁷ Bernardus Clarevallensis, *Sermones de diversis* 9, Migne, P. L. 183, col. 566C.

rait être affinée à la lumière d'une bulle d'Alexandre III pour l'évêché de Bayeux, dans laquelle est spécifiée l'interdiction de desservir les églises *parochiales et populares* qui dépendent de l'évêque.¹⁸ On désignerait sous l'épithète *popularis* les églises qui desservent des fidèles sans avoir à proprement parler la *cura animarum*. A ce sens de «paroissial» se rattache le substantif utilisé par Alberic de Settefrati dans sa *Visio*.¹⁹ Dans cet espèce de purgatoire avant la lettre où sont décrites les peines de pécheurs, les *populares* punis pour ne pas avoir dénoncé les abus de leur curé (*sacerdos*) pourraient — ils se traduire autrement que par «paroissiens»?

Issu de *populus*, «nation, peuple», le sens classique de «compatriote, celui qui appartient à un même peuple, qui habite un même lieu» se rencontre rarement au Moyen Âge. Marbode de Rennes écrit cependant «Il a abandonné sa maison et méprisé ses compatriotes» (*deservisse lares, sprevisse suos populares*).²⁰

Le sens social de *popularis*, «membre de la classe inférieure de la société» mérite plus d'intérêt car s'il rejoint une acception classique il n'avait été distingué jusqu'ici le Moyen Âge que pour une époque tardive et particulièrement en Italie, et car il recouvre une de principales acceptions modernes du mot «populaire». Nous avons vu déjà que *populus* n'est pris au sens de «classe sociale inférieure» que dans quelques rares textes de la fin du XII^e s. Cependant, dès le début du XI^e s. nous relevons l'emploi de *popularis* pour qualifier le peuple par opposition aux nobles. Ainsi dans le Cartulaire de S. Florent de Saumur pour le Poitou un acte des environs de l'an 1000 porte: *coram cunctis nobilibus seu popularibus*.²¹ A la fin de ce même siècle un acte du cartulaire de Cormery distingue les gens de l'ordre des chevaliers de ceux du peuple: *ex militari et populari ordine*.²² Au XII^e s. cette répartition est fréquente, qu'elle oppose les hommes de peuple aux hommes de cour (*principes* ou *curiales*),²³ les citoyens de la plèbe aux premiers de la cité (*civium tam primorum civitatis quam et popularium*)²⁴ ou encore le gros de la troupe aux nobles de l'armée.²⁵ Une nuance proprement économique apparaît lorsque à *aliquis popularium et ignobilium* correspond un *dives et nobilis*.²⁶ Les *populares* représentent enfin le

¹⁸ *Antiquus cartularius ecclesiae Baiocensis* I 166 (a. 1159—81), éd. V. Bourrienne, Rouen, 1902 (*Soc. hist. Normandie*) p. 208.

¹⁹ Albericus de Settefrati, *Visio* 8, éd. A. Amelli dans *Bibl. Cas.* V (1894) p. 196.

²⁰ Marbodus, *Historia Ruth*, Migne, P. L. 171, col. 1679B.

²¹ P. Marchegay, *Chartes poitevines de l'abbaye de S. Florent près Saumur* 36 (c. 1000) dans *Arch. hist. du Poitou*, 2, 1873, p. 41.

²² *Cartulaire de Cormery* 45 (a. 1070—1110), éd. J. J. Bourassé, Tours, 1861, p. 91.

²³ *Cantatorium S. Huberti* 53, a. 1086, éd. K. Hanquet, Bruxelles, 1906, p. 127.

²⁴ *Cartulaire de l'abbaye de Saint-Vaast d'Arras*, éd. Van Drival, Arras, 1875, p. 307.

²⁵ Fulcherius Carnotensis, *Historia Hierosolymitana* II 27, éd. H. Hagenmeyer, Heidelberg, 1913, p. 471: *cum turba militari simul et populari*; Radulphus Cadomensis, *Gesta Tancredi in expeditione Hierosolymitana* 82 dans *Rec. de hist. des croisades. Hist. occidentaux* III (1866) p. 664: *turba ducum . . . grex popularis*.

²⁶ Append. à Adam Bremensis, *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*, éd. B. Schmeidler, Hannover, 1917 (*M. G. H., Script. rer. Germ.*) p. 286, 8.

degré inférieur de l'échelle sociale dans un passage des *Gesta* de Saint-Trond où Raoul de Saint-Trond les cite à la suite des nobles et des hommes libres (*tantus peregrinorum coetus, nobilium videlicet liberorumque atque popularium*).²⁷ L'adjectif est encore utilisé dans certains cas pour exprimer les 3 ordres de la société: le clergé, la noblesse et le peuple. Ainsi dans une charte de Teramo de 1108: *popularis et militaris seu clericalis conventus*,²⁸ comme dans le poème sur le dragon d'Etienne de Rouen: *Preterea clerus, procures, cetus popularis*.²⁹ Notons enfin que le substantif *popularis* uni à l'expression *vulgus indocile* et l'adjectif *popularis* renforcé par *plebeius*³⁰ s'appliquent au petit peuple indocile et turbulent des basses classes plutôt qu'à la foule en général.

Rappelons pour terminer ce paragraphe que le substantif *popularitas* formé sur *popularis*, représente sous la plume d'André le Chapelain «les gens de la classe populaire» par opposition à la *nobilitas*.³¹

Nous allons examiner maintenant un groupe de significations qui se rattachent au sens de «populaire, ce qui a cours dans le peuple, ce qui est répandu dans la classe» populaire. Certaines expressions peuvent prêter à confusion, car seul le contexte permet de déterminer la nuance entre ce sens et celui de «ce qui est répandu chez tout le monde», c'est à dire le sens quantitatif rattaché au sens premier que nous avons étudié tout à l'heure. Ainsi lorsque Gerbert écrit que «*secundum popularem opinionem* l'époque est si troublée que l'on ne peut plus discerner ce qui est le plus urgent»,³² il va de soi que l'on doit traduire: «selon l'avis général». De même lorsque Yves de Chartres parle de la *rumor popularis* qui porte des attaques contre lui, il s'agit de critiques provenant de tous les milieux.³³ En revanche Rigord utilise la même expression *rumor popularis* pour identifier le bruit qui disait que l'Antéchrist serait né à Babylone.³⁴ Il s'agit bien ici d'un récit qui a cours dans le peuple et auquel il ne convient pas d'accorder trop de crédit. Dans un traité de la clé des songes du XII^e s., on nous précise qu'à la connaissance des scientifiques s'oppose la *communis et popularis notio*,³⁵ c'est à dire «le savoir commun et qui a cours dans la classe

²⁷ Rodulfus Trudonensis, *op. cit.* I 10, p. 234, 12.

²⁸ *Cartulario della chiesa Teramana* 9, éd. S. Savini, Roma, 1910, p. 17.

²⁹ Stephanus Rotomagensis, *Draco Normannicus* III, II 110, éd. H. Omont, Rouen, 1884 (*Soc. hist. Normandie*) p. 123.

³⁰ Guillelmus Tyrensis, *op. cit.* I 22, p. 55: *populares ergo et vulgus indocile*; ib. I 24 p. 80 et V 22 p. 230; ib. XVI 18 p. 736: *in plebeis et popularibus turmis*.

³¹ Andreas Capellanus, *De amore* I 6A, éd. E. Trojel, Copenhague, 1892, p. 24: *nobilitas enim et popularitas in diversis sexibus non bene conveniunt*.

³² Gerbertus, *Epistole* 93, éd. F. Weigle, Berlin, 1966, p. 122, 15: *corruptissimi temporis est non posse discerni secundum popularem opinionem quid sit magis utile*.

³³ Ivo Carnotensis, *Epistole*, éd. J. Leclercq, Paris, 1949, p. 70.

³⁴ Rigordus, *Gesta Philippi Augusti* 121, éd. H. F. Delaborde, Paris, 1882 (*Soc. hist. France*) p. 141.

³⁵ *Liber thesauri occulti*, éd. S. Collin-Roset dans *Arch. hist. doctr. et litt. de M. A.* 30, 1964, p. 162.

populaire». «Voilà donc bien attesté le sens de «populaire, qui est répandu dans le peuple».

De là à utiliser un adverbe *populariter* pour signifier ce qui est dit en langue populaire, il n'y aurait eu qu'un pas à faire. Nous n'en avons repéré cependant qu'un seul exemple. Il s'agit d'une passage des miracles de saint Germain par Héric d'Auxerre. A propos d'un lieu dit *ad fagum sancti Germani populariter nuncupatur*.³⁶ En fait, l'expression «en langue vulgaire» se rend par des adverbes ou des expressions principalement dérivés de *vulgus* ou de *rusticus* comme nous pourrions nous en convaincre.

Popularis revêt enfin une dernière signification, attestée dès l'antiquité mais très peu utilisée dans nos textes médiévaux: «ce qui plaît au peuple, ce qui est à sa portée». J'hésite à traduire ainsi un passage de Jean Scot, dans l'introduction à la traduction de Denys: «il convient de rendre clairement la sainte beauté des symboles sacrés, *pro populari de ipsis susceptione*»;³⁷ le peuple à la portée duquel il veut se mettre ne représente-t-il pas plutôt les fidèles déjà instruits que la masse populaire inculte? Ce sens s'adapte en revanche parfaitement à un passage de Reimbaut de Liège qui met en garde celui qui se livre à des facéties pour captiver l'auditeur, comme le fait l'orateur populaire (*quasi concionator popularis*).³⁸ Dans son récit des miracles de saint Benoît, Raoul le Tourtier nous parle de médecine populaire, car c'est ainsi qu'il faut entendre ces rebouteux (*medici populares*), qui traitent avec le suc des herbes et la graisse des animaux le misérable petit peuple (*vilis plebecula*) dont ils se rient.³⁹

Popularis se prête rarement au sens péjoratif de «ce qui est sans culture, ce qui est grossier» tout comme nous avons vu que *populus* n'est presque jamais dépréciatif. Mais comment traduire autrement que par «fruste, simpliste» l'expression de saint Bernard dans un de ses sermons: *mihi quidem videtur satis esse ad nostram grossam et quodammodo popularem intelligentiam si dicendo: . . .*⁴⁰ De même Guillaume de Tyr, en parlant des hommes du peuple d'Orient dont la langue maladroite déforme la prononciation de toponymes, utilise les termes *populares* puis *vulgares* comme s'ils étaient synonymes.⁴¹

³⁶ L. M. Duru, *Bibliothèque historique de l'Yonne*, II, Auxerre, 1863, p. 122.

³⁷ Johannes Scotus, *Versio operum s. Dionysii Areopagitae*, *epist.* 9, Migne, *P. L.* 122, col 1190B.

³⁸ Reimbaldus Leodiensis, *De vita canonica* 8, 78, éd. Ch. de Clercq, Turnhout, 1966 (*Corpus Christianorum. Continuatio mediaevalis* 4) p. 22.

³⁹ E. de Certain, *Les miracles de saint Benoît*, Paris, 1858 (*Soc. hist. France*) VIII 47 p. 354: *popularium medicorum insanam experti opem, qui . . . succis herbarum, seu diversorum animalium adipibus, vili plebeculae illudere solent*.

⁴⁰ Bernardus Clarevallensis, *In cantica canticorum* 68, éd. Migne, *P. L.* 183, col. 1106 col. 1106D.

⁴¹ Guillelmus Tyrensis, *op. cit.* XI 30 p. 507: *hunc locum hodie appellatione corrupta populares appellant Scandalium. Arabice enim Alexander Scandur dicitur . . . vulgares vero R in L conversa, dicunt Scandalium*.

LA NOTION DE «POPULAIRE»

Quatre groupe de significations se détachent dans le champ sémantique de «populaire». Il convient de les cerner sur le plan qui vient d'être suivi pour l'analyse de *popularis*.

A) sens quantitatif: ce qui concerne la foule le grand nombre.

B) sens social: ce qui concerne la classe populaire, la classe inférieure.

C) sens intellectuel:

1) ce qui est usité, répandu dans la classe populaire, ce qui a été créé par elle (parler populaire; tradition orale);

2) Ce qu'on met à la portée du peuple, ce qu'y s'adapte à la mentalité populaire.

D) sens préjoratif: vulgaire, grossier, fruste (sens matériel et intellectuel). Par opposition *sancta rusticitas* au sens laudatif.

A) Ce qui concerne la foule

Nous venons de constater l'utilisation de *popularis* pour signifier «ce qui est fréquenté par beaucoup de monde» et aussi «ce qui reflète l'avis du grand nombre». Notons que le sens restreint de «peuplé» est rendu quasi exclusivement par *populosus* qui est un des rares phonèmes de cette famille à avoir une signification aussi restreinte.

Le substantif *popularis* peut, comme nous l'avons dit signifier «l'homme du peuple en général, les gens». Il arrive que *vulgaris* prenne ce même sens: *apud vulgares frequentissimus sermo est* lit-on dans le cartulaire de Saint-Vaast d'Arras au XII^e s.,⁴² ce qui pourrait se traduire par «l'opinion populaire veut que», «on dit généralement que», expression couramment rendue par un simple verbe impersonnel.

L'adjectif *vulgaris* s'adapte également à la nuance «ce qui est en usage chez le plus grand nombre, ce qui est habituel, commun, courant», d'où, «populaire». Ainsi «l'usage populaire» se rend par *vulgaris mortaliū mos*,⁴³ ou *vulgaris consuetudo*,⁴⁴ la monnaie courante par *moneta vulgaris*.⁴⁵ L'adverbe «couramment, de l'avis de tous, de façon populaire» peut aussi se traduire par *vulgo*.⁴⁶

⁴² Cartulaire de l'abbaye de Saint-Vaast d'Arras p. 114.

⁴³ Adrevaldus Floriacensis, *Miracula s. Benedicti* 26, éd. E. de Certain, *Les miracles de saint Benoît*, p. 58.

⁴⁴ Cartulaire de Notre-Dame d'Ourscamp 32 (a. 1150), éd. M. Peigné-Delacourt, Amiens, 1865, p. 190.

⁴⁵ M. Mahul, *Cartulaire et archives des communes de l'ancien diocèse de Carcassonne*, V, Paris, 1867, p. 321 n° 92 (c. 1192).

⁴⁶ Sugerius, *Vita Ludovici VI Grossi* 1, éd. A. Molinier, Paris, 1887, p. 10.

Un sens très particulier de *vulgaris* est utilisé dans le Mâconnais: par *terra vulgaris* ou *silva vulgaris* on entend un bien qui appartient à la communauté, une possession du peuple pourrait-on dire.⁴⁷

B) *Ce qui appartient à la classe inférieure*

Le mot *plebeius* s'applique le plus étroitement à la nuance sociale de «populaire». Rien d'étonnant à cela puisque *plebs* se définit comme «la classe inférieure du peuple, l'ensemble de la population à l'exception de l'élite, des *seniores*». L'*homo plebeius*⁴⁸ est donc l'homme du peuple au sens restreint, «l'homme de la classe populaire». Les textes où *plebeius* adjectif ou substantif est opposé à *nobilis*, *militaris* ou *princeps* semblent, d'après nos dépouillements bien plus nombreux que ceux qui mettent les *populares* en face des *militēs*. La nuance entre les deux termes ne paraît pas absolument claire à tous les auteurs. Ainsi Guillaume de Tyr met sur un même plan les *plebei* et *populares turmac*⁴⁹ ou remplace un mot par l'autre dans le même passage⁵⁰ comme s'ils étaient synonymes. La distinction semble d'ordre juridique. S'il existe des *militēs plebei*, ils n'avaient pas le pas sur les fantassins pauvres, nous indique Raymond d'Aguilers.⁵¹ L'homme issu de l'*ordo plebeius* est inférieur au libre ou au *ministerialis*.⁵² Il est certainement mieux défini dans sa classe que le *popularis* dont nous avons analysé le sens.

Chez Raoul le Tourtier le terme *plebeius* s'ajoute à *clericus* et à *nobilis* pour exprimer les trois ordres de la société médiévale.⁵³ Mais nous avons vu que l'on avait aussi utilisé *popularis* pour décrire la même hiérarchie. Alain de Lille se sert également du mot *plebeius* dans sa description des états de la société: «les uns commandent ce sont les *sapientiores*, les autres travaillent et ce sont les soldats qui veillent à la garde de la cité, enfin d'autres obéissent» (*alii obtemperantes ut plebei*).⁵⁴ La plupart des textes relatifs aux états de la société représentent la classe populaire par l'agriculteur comme nous le verrons plus loin.

D'autres dérivés de *plebs* sont encore utilisés pour qualifier la classe inférieure. Ainsi les adjectifs *plebeialis* ou *plebialis* en usage dans le Nord de la

⁴⁷ *Cartulaire de Saint-Vincent de Mâcon*, éd. M. C. Ragut, Mâcon, 1864, p. 241 (a. 928—936) et p. 214 (a. 996—1018).

⁴⁸ *Miracula s. Gilduini*, 45 dans *Anal. Bollandiana*, 1, 1882, p. 169. etc. etc.

⁴⁹ Guillelmus Tyrensis, *op. cit.*, XVI, 18, p. 736.

⁵⁰ *Ibid.*, XIV, 20, p. 635.

⁵¹ Raymundus Podiensis, *Historia Francorum qui ceperunt Hierusalem*, 14, éd. *Rec. des hist. des croisades. Hist. occid.* III (1866), p. 274: *pedites pauperes viam tenebant, post eos milites plebei*; cf. Petrus Comestor, *Historia scholastica*, Migne, P. L. 198, col. 1470D.

⁵² J. Zahn, *Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark*, 1, Graz, 1875, p. 453 (a. 1165).

⁵³ E. de Certain, *Les miracles de saint Benoît*, p. 341.

⁵⁴ M. T. d'Alverny, *Alain de Lille, textes inédits*, Paris, 1965, p. 246.

France. Opposés à *nobilis* ils signifient «homme de la basse classe»⁵⁵ mais mis en parallèle avec *religiosus*⁵⁶ ils correspondent au sens de «laïque» que prit souvent *plebeius* à l'imitation de *popularis*). L'adjectif *plebeianus* est attesté dans une charte de Vierzon du XI^e s. où les *milites castri* sont distingués des *plebeiani homines*.⁵⁷ Une vie de saint du X^e s. cite des *plebisciti* convoqués avec les *seniores*.⁵⁸ Il s'agit certainement ici encore de représentants de la classe populaire.

Le mot *plebs* lui-même dont nous avons précisé plus haut le sens poe-mier et qu'Alain de Lille définit aussi comme une *humilium personarum collectio*,⁵⁹ apparaît dans de nombreux textes des XI^e – XII^e s. en opposition aux *proceres*, aux *nobiles*, aux *principes*, aux *patres* ou à l'ordre équestre. Dans une hiérarchie tripartite, Otto de Freising le distingue de la classe des *capitanei* et des *vavassores*.⁶⁰ Le poète anglo-saxon Serlon de Wilton suit une classification plus classique de la société: pour exprimer la désolation de tous à la mort du comte Robert de Gloucester, fils d'Henri I^{er} d'Angleterre, il s'exclame: *pleu-rez miles . . . plex . . . , clere . . .*.⁶¹

Le terme *vulgaris* se rencontre moins souvent pour qualifier la classe inférieure. N'est-il pas dérivé de *vulgus* dont le sens (*promiscuus populus, passim inhabitans multitudo* selon Papias) est loin d'être précis.⁶² Néanmoins, sous la plume de Pierre le Vénérable⁶³ et d'Orderic Vital,⁶⁴ il désigne de façon très nette les soldats plébéiens opposés aux *nobiles* et se range donc dans les acceptions sociales. Parmi d'autres textes d'interprétation incertaine où il est difficile de savoir si *vulgaris* signifie «un homme pris dans la foule en général» ou «un homme de la classe populaire», il convient de distinguer un passage significatif de la chronique des Slaves d'Helmold de Bosau qui sépare de la milice des nobles et des *ignobiles*, la foule des *vulgares*.⁶⁵ Le terme désigne donc bien ici un échelon de l'échelle sociale. Les hommes d'une *plebeae vulgaritatis*

⁵⁵ Alcuinus, *Vita s. Vedasti*, éd. W. Levison dans *MGH, Script. rer. Merov.* IV (1902), p. 419, 37; Ulmarus, *Miracula s. Vedasti*, AASS o. s. B., IV, I, p. 599.

⁵⁶ Hariulfus Centulensis, *Chronicon Centulense*, éd. F. Lot, Paris, 1894, p. 36.

⁵⁷ *Cartulaire de Vierzon*, 67 (c. 1095), éd. G. Devailly, Paris, 1963, p. 196.

⁵⁸ *Vita s. Drausii Suessionensis*, AASS Boll., Mart. I, p. 407.

⁵⁹ Alanus Insulensis, *Exposition prose de angelis*, éd. d'Alverny, *op. cit.*, p. 210.

⁶⁰ Otto Frisingensis, *Gesta Friderici imperatoris*, 2, 13, éd. B. von Simson, Hannover 1912 (*MGH, Script. rer. Germ.*), p. 116.

⁶¹ Serlo Wiltonensis, *Carmina*, 15, 13, éd. J. Öberg, Stockholm, 1965, p. 94: *Miles Alexandrum, plex Marcum, clere Maronem*.

⁶² *Vulgaris* s'utilise également, à l'imitation de *popularis* et de *plebeius* dans le sens de «laïque». Cet emploi est très rare.

⁶³ Petrus Venerabilis, *Adversus nefandam sectam Saracenorum*, I, 19, Migne, *P. L.* 189, col. 689.

⁶⁴ Ordericus Vitalis, *Historia ecclesiastica*, I, 24, éd. A. le Prévost, t. I, Paris, 1838 (*Soc. hist. France*), p. 180.

⁶⁵ Helmoldus Bozoviensis, *Chronica Slavorum* I, 59, éd. B. Schmeidler, Hannover, 1937 (*MGH, Script. rer. Germ.*), p. 115.

qu'Alain de Lille oppose aux fiers *praelati*⁶⁶ représentent une catégorie moins déterminée.

Opposés aux nobles, nous trouvons très fréquemment dès le IX^e s. les *ignobiles*. Cette désignation est loin d'être, elle aussi, précise. Elle pose tout le problème de la liberté et des privilèges de la naissance, donc du statut juridique et non pas de la place socio-économique des intéressés. Les textes que nous avons réunis sont le plus souvent trop succints pour éclairer le sens. Parmi eux nous pouvons cependant privilégier un passage des *Actus pontificum Cenomannis degentium* qui, au IX^e s., oppose des *nobiles* aux *ignobiles sive pauperes*.⁶⁷ Choisissons également ce renseignement tiré d'un acte des Hospitaliers de Jérusalem de 1158:⁶⁸ *omnibus hominibus terre nostre nobilibus et ignobilibus, tam pauperibus quam divitibus*. La richesse ne semble donc pas incompatible avec l'*ignobilitas*, qui serait plutôt synonyme d'absence de liberté. Pour nous en convaincre, voici encore un passage d'André de Fleury dans les miracles de saint Benoît.⁶⁹ Il qualifie de *rusticana ignobilitas* la condition d'un serf de Saint Benoît qui a fuit sa terre et, pour échapper aux servitudes de sa naissance, a embrassé le carrière des armes et s'est considérablement enrichi.

L'adjectif *mediocris* rend également l'idée de «ce qui appartient à la classe populaire, aux gens modestes». Les *mediocres* apparaissent dès le IX^e s. en opposition aux *nobiles* et aux *principes*.⁷⁰ Ils constituent cependant le plus souvent la classe intermédiaire, celle des *medii* comme on l'écrit le plus souvent. Anastase le Bibliothécaire les place dans la hiérarchie entre les *primores* et les *exigui*.⁷¹ Car les désignations les plus courantes pour la classe inférieure sont évidemment celles qui dérivent de l'idée de petitesse, d'infériorité.

Issues d'*inferus*, nous trouvons les expressions *vulgus ordinis inferioris*,⁷² *ordo inferio*⁷³ ou *inferioris plebis*,⁷⁴ *ordo infimus*⁷⁵ ou *persona infima*,⁷⁶ opposées

⁶⁶ Alanus Insulensis, *De planctu naturae*, Migne, P. L. 210, col. 462^c.

⁶⁷ *Op. cit.*, p. 223.

⁶⁸ J. Delaville Le Roulx, *Cartulaire général de l'ordre des hospitaliers de Jérusalem*, t. I, Paris, 1894, n° 260, p. 197.

⁶⁹ E. de Certain, *Le miracles de S. Benoît*, p. 218.

⁷⁰ *Diplomata Ludowici Germanici*, 85 (a. 857), éd. P. Kehr, Berlin, 1934 (MGH, *Dipl. reg. Germ. Karol. I*); cf. Ekkehardus Uraugiensis, *Chronicon universale* a. 1066, éd. G. Waitz, M. G. H., *Script.* VI, p. 199.

⁷¹ Anastasius Bibliothecarius, *Chronographia*, éd. C. de Boor, Leipzig, 1883, p. 326.

⁷² Candidus Fuldensis, *Vita Eigilis*, 15, éd. G. Waitz, MGH, *Script.* XV, 1, p. 230; *Capitularia regum Francorum*, I, 66, 2, éd. A. Boretius u. V. Krause, Hannover, 1883, p. 155 (a. 810).

⁷³ *Diplomata Karoli III* 5 (a. 877), éd. P. Kehr, Berlin, 1937 (MGH, *Dipl. reg. Germ. Karol. II*); *Traditiones Frisingenses*, 1032 (a. 899), éd. T. Bitterauf, München, 1905.

⁷⁴ Radulphus Glaber, *op. cit.*, IV, VI, 18, p. 106.

⁷⁵ *Diplomata Conradi III*, éd. F. Hausmann, Wien, 1969 (MGH, *Dipl. reg. et imp. Germ. IX*), p. 328, 2 (a. 1147).

⁷⁶ Hugo Bononiensis, *Rationes dictandi*, 3, éd. L. Rockinger, *Briefsteller und Formelbücher des elften bis vierzehnten Jahrhunderts*, München, 1863, p. 55.

à *ordo superior* ou *sublimior*, *persona suprema* ou *permaxima*, et, entre les deux extrêmes, de temps en temps, selon une répartition triple, ces *mediocres* dont nous venons de traiter.

Plus simplement encore on oppose les grands aux petits selon l'expression universellement utilisée dans les chartes: *persona magna vel parva*,⁷⁷ ou au comparatif *persona maioris vel minoris ordinis*,⁷⁸ ou encore, plus brièvement, le substantif *minores*⁷⁹ en face de *maiores* ou de *principes*. Dans une division tripartite de la société les *minimi* répondent aux *maximi*⁸⁰ ou aux *procures*⁸¹ ainsi qu'aux *medii*. Il arrive que l'opposition sociale soit renforcée par une différence sur le plan économique et nous avons alors les *pauperes* et *minores* en pendant aux *divites* et *potentes*.⁸²

L'idée de classe s'exprime encore par l'activité et le genre de vie: la classe populaire est avant tout celle des paysans comme en témoignent les termes qui servent à décrire les états du monde: Les *Agricolantes* sont opposés aux *belligerantes* et au troisième ordre chez Heric d'Auxerre;⁸³ les *agricultores* aux *oratores* et aux *pugnatores* dans les *Gesta* de évêques de Cambrai;⁸⁴ les *aratores* occupent la partie gauche de la pyramide sociale dans le «traité de l'église» de Gilbert de Limerick, sous les *oratores* et à côté des *bellatores*,⁸⁵ tandis que Suger utilise le terme de *laboratores*⁸⁶ et que Otto de Freising rappelle l'âge d'or (*aurea Saturni secula*) où le colon (*colonus*) attaquait la terre avec son sarcloir, sa houe et son rateau pendant que l'ordre voué à Dieu se livrait à la prière.⁸⁷

On utilise dès le IX^e s. le mot *rusticus* pour désigner la foule des ignorants de bas étage.⁸⁸ Ce sens est encore très imprécise. Nous constatons ensuite que dès le XI^e s. les chartes et les récits hagiographiques qualifient très souvent de *rustici* les laïques qui ne sont ni chevaliers, ni ministériels, ni bourgeois. Ce terme semble correspondre à l'*homo plebeius* mais semble plus couramment

⁷⁷ *Passim*.

⁷⁸ *Recueil des actes de Charles II le Chauve*, I, 44 (a. 844), éd. G. Tessier, Paris, 1943, p. 123, 20; *Diplomata Ludowici Infantis*, I (a. 900), éd. Th. Schieffer, Berlin, 1963 (MGH, *Dipl. reg. Germ. Karol.* IV), p. 96, 3.

⁷⁹ *Passim*.

⁸⁰ *Diplomata Henrici II*, 281 (a. 1014), éd. H. Bresslau u. H. Bloch, Hannover, 1900 (MGH, *Dipl. reg. et imp. Germ.* III), p. 333, 7.

⁸¹ Walahfridus Strabo, *Carmina*, 5, 88, 21, éd. E. Dümmler, MGH, *Poet. lat.* II, p. 421.

⁸² *Vita Gaufridi Saviniacensis*, 5, éd. *Anal. Boll.*, I, 1882, p. 395. (XII - XIII s.); dans cet ordre d'idée, renvoyons aux travaux de M. Mollat sur la pauvreté.

⁸³ Hericus Autissiodorensis, *Miracula s. Germani* dans Duru, *op. cit.*, p. 183.

⁸⁴ *Gesta episcoporum Cameracensium*, III, 52 (a. 1036), éd. L. C. Bethmann, MGH, *Script.* VII, p. 485, 4.

⁸⁵ Gilbertus Limericensis, *De statu ecclesie*, Migne, *P. L.* 159, col. 997°.

⁸⁶ Sugerius, *op. cit.*, 2, p. 14.

⁸⁷ Otto Frisingensis, *op. cit.*, 2, 25, p. 130.

⁸⁸ Agobardus Lugdunensis, *Epistole*, 9, éd. E. Dümmler, MGH, *Epist.* V, p. 200.

utilisé. Ces *rustici* sont parfois synonymes de *minus potentes*⁸⁹ ou franchement opposés à une *militia* de valeur aristocratique.⁹⁰

Dans la même optique, on remplace le terme *rusticus* par celui de *pagensis*. Ainsi dans un texte languedocien du X^e s. où les *illustres viri* et les *clerici* sont suivis des *pagenses*.⁹¹

Les familles de mots signifiant «faiblesse, humilité» ont rarement une acception sociale. Cette nuance apparaît cependant dans la *rustica imbecillitas*, la faible condition paysanne», de témoins d'un acte breton du XI^e s. qui autorise le notaire à ne pas même citer leurs noms.⁹² *Humilis* ne recouvre le plus souvent que des significations morales à l'exception d'un texte juridique du XII^e s. qui oppose l'*honestus homo* à l'*humilis, id est vilior persona*.⁹³

C) sens intellectuel : 1) ce qui est usité parmi le peuple

Deux groupes de significations se détachent ici : a) la manière dont le peuple parle, c'est à dire l'usage de la langue populaire ou des tournures populaires. b) la transmission orale de ce que le peuple a créé : dictions, proverbes, chansons, tradition populaires.

a) le parler populaire

Nous avons déjà vu à propos de *populariter* que cet adverbe correspondait à l'expression «ce qui est dit communément, vulgairement» et, de là «en langue vulgaire» et que cet emploi était tout à fait exceptionnel. Dans l'immense majorité des cas on se sert d'un terme ou d'une expression issu de *vulgus*, tel que *vulgo*,⁹⁴ *vulgariter*,⁹⁵ *quod vulgus vocat*,⁹⁶ *qui vulgali nomine appellatur*,⁹⁷ in

⁸⁹ Helgaudus, *Vita regis Rotberti pii*, 12, éd. R. H. Bautier et G. Labory, Paris, 1965, p. 76.

⁹⁰ Alanus Insulensis, *De planctu nature*, éd. T. Wright, *Anglo-latin satirical poets*, II, London, 1878 (*Rer. Brit. M. A. script.* 59) p. 441.

⁹¹ M. Mahul, *Cartulaire de Carcassonne*, V, p. 61, col. 2 (a. 970).

⁹² *Cartulaire de l'abbaye de Sainte-Croix de Quimperlé*, 41 (a. 1084) éd. L. Maitre et P. de Berthou, Paris [1904], p. 140.

⁹³ *Petri exceptiones legum Romanorum*, I, 54, éd. F. de Savigny, *Histoire du droit romain au Moyen Age*, IV, Paris, 1839, p. 314.

⁹⁴ *Passim*.

⁹⁵ *Passim*.

⁹⁶ *Passim*; cf. J. Delaville Le Roulx, *op. cit.*, I, 157, p. 128 (a. 1142—98): *que a vulgo vogatur*; Adam Parvipontanus, *De utensilibus*, éd. A. Scheler, *Lexicographie latine du XII^e et du XIII^e siècle*, Leipzig, 1867, p. 134.

⁹⁷ *Cartulaire de Saint-Cyr de Nevers*, 5 (a. 1022), éd. R. de Lespinasse, Nevers, 1916 1916, p. 14.

vulgali ou *vulgari lingua*⁹⁸ (appellatione, sermone ou verbo),⁹⁹ *vulgo eloquio*,^{99a} *vulgara locutione*,¹⁰⁰ *apud vulgus audiri*.¹⁰¹

On utilise très fréquemment de la même manière la famille de *rusticus*, c'est à dire *rustice*,¹⁰² *quod rustici vocant*,¹⁰³ *rusticorum lingua dictus*,¹⁰⁴ *quod lingua rustica dicitur*,¹⁰⁵ *rustico sermone*,¹⁰⁶ de façon isolée on peut trouver: *quod plebeiales vocant*,¹⁰⁷ *quod pagensi lingua vocant*.¹⁰⁸

Pour exprimer l'usage de la langue vulgaire, du parler populaire par opposition au latin, j'ai relevé *communis lingua*¹⁰⁹ ou *rusticitas*¹¹⁰ opposés à *latinitas*. On trouve aussi l'expression *vulgalis et latina eloquentia*¹¹¹ ou l'adjectif substantivé *vulgalis* pris absolument dans la signification de «langue vulgaire».¹¹²

Plus curieuse est l'expression *latina rusticitas*, c'est à dire le latin vulgaire, utilisée pour exprimer la traduction latine d'un toponyme périmé (*alodum cui vetusto vocabulo latina rusticitas Petrafixa nomen indidit*).¹¹³

⁹⁸ *Synodus S. Basoli* 30 (a. 991) dans P. Varin, *Archives administratives de la ville de Reims*, I, Paris, 1839 (Coll. des doc. inédits) p. 157.

⁹⁹ R. Poupardin, *Recueil des chartes de l'abbaye de Saint-Germain-des-Prés*, t. I, Paris, 1909, n° 62, p. 101 (a. 1058); G. Duby, *Recueil des pancartes de l'abbaye de La Ferté-sur-Grosne*, Aix-en-Provence, 1953, n° 17, p. 52 (c. 1155); Guillelmus Tyrensis, *op. cit.*, I, 15, p. 42.

^{99a} M. Fauroux, *Recueil des actes des ducs de Normandie* (911—1066), Caen, 1961 (*Mém. soc. Antiquaires de Normandie*, 36), p. 154, p. 338 (a. 1047—663).

¹⁰⁰ Argeo Frisingensis, *Vita s. Haimhrammi*, éd. B. Krusch, *MGH, Script. rer. Merov.* IV, p. 513, 3.

¹⁰¹ Berengarius Turonensis, *De sacra coena* 6, éd. W. H. Beeckenkamp, 's Gravenhage, 1941, p. 7.

¹⁰² *Passim*.

¹⁰³ Cl. Devic et J. Vaissete, *Histoire générale de Languedoc*, V, Toulouse, 1875, pr. 215, col. 434 (a. 1038); Charte du XI^es. dans A. Leroux, E. Molinier et A. Thomas, *Documents historiques bas-latins, provençaux et français concernant principalement la Marche et le Limousin*, t. II, Limoges, 1885, p. 1.

¹⁰⁴ *Liber miraculorum sancte Fidis* (XI^es.), éd. A. Bouillet, Paris, 1897, p. 252.

¹⁰⁵ Thietmarus Merseburgensis, *Chronicon*, VII, 69, éd. R. Holtzmann, Berlin, 1955 (*MGH, Script. rer. Germ.*), p. 484; Helgaudus, *op. cit.* 5, p. 64; *Cartulaire de l'abbaye Sainte-Croix de Bordeaux*, 93 (a. 1122—31), éd. Ducaunnès-Duval et L. Drouyn dans *Arch. hist. de la Gironde*, 27, 1892, p. 125.

¹⁰⁶ Aimoinus Floriacensis, *Gesta regum Francorum* dans *Recueil des historiens des Gaules et de la France*, t. III, p. 25.

¹⁰⁷ Hariulfus Centulensis, *op. cit.*, p. 241.

¹⁰⁸ *Liber miraculorum sancte Fidis*, p. 77.

¹⁰⁹ *Miracula s. Wolframmi Senonensis*, éd. AASS o. s. B., III, 1, p. 379 (XI^e s.).

¹¹⁰ *Corpus consuetudinum monasticarum*, I, p. 449 (a. 816).

¹¹¹ *Cartulaire de l'abbaye de Saint-Corneille de Compiègne*, t. I, 27, éd. E. Morel, Montdidier, 1904, p. 60.

¹¹² Robertus Melodunensis, *Questiones de epistolis Pauli*, III, 19, éd. R. M. Martin, *Oeuvres de Robert de Melun*, II, Louvain, 1938 (*Spicilegium sacrum Lovaniense* 18), p. 54, 12: *versus auctoritatis superius inducte nec in translatione facta secundum hebraicam veritatem, nec in translatione LXX interpretum, nec in aliqua nisi in vulgari inveniuntur*; Lambertus Ardensis, *Historia comitum Ghisnensium*, 100, éd. J. Heller, *MGH, Script. XXIV*, p. 609, 41: *in vulgali dicebatur Arda*.

¹¹³ *Cartulaire de Sauxillanges*, 17 (c. 958), éd. H. Doniol, Clermont-Ferrand, 1864, p. 55.

Le parler de l'homme du peuple sera dit *rusticanus* ou *rusticus ac plebeius sermo*¹¹⁴ avec une nuance dépréciative sur laquelle il conviendra de revenir. Mais cette langue populaire n'est pas toujours méprisée puisqu'il arrive qu'on lui applique des jugements de valeur en vantant celui qui la parle parfaitement (*perfecte*)¹¹⁵ ou avec une clarté remarquable.¹¹⁶

Notons encore qu'une appellation populaire recouvre trois choses différentes: un équivalent en langue vulgaire d'un toponyme, d'un patronyme, d'un nom commun ou, à la rigueur, d'un membre de phrase; plus fréquemment il s'agit d'un mot vulgaire latinisé; dans quelques cas isolés on présente ainsi une expression latine considérée comme familière, une tournure populaire.¹¹⁷ Le nombre croissant de ces vulgarismes dans les textes est évidemment un indice de la montée de la langue vulgaire au détriment du latin. Dès le XI^e s. des actes lus en public, sont ensuite expliqués en langue vulgaire en présence de la population.¹¹⁸

b) la transmission orale populaire

Les dictons et proverbes qui cristallisent la sagesse populaire sont introduits par une série de formules telles que *secundum (juxta) vulgare proverbium*,¹¹⁹ *sicut vulgares dicunt*,¹²⁰ *ut vulgaris naenia reduci possit*,¹²¹ ou, plus simplement *vulgo dicitur*,¹²² *ore vulgi teritur*.¹²³ Les rengaines enfantines ou couplets populaires se rendent par *naeniae puerorum*, telle celle que cite malicieusement Raoul de Caen à propos des dissensions entre groupes nationaux de croisés: *Franci ad bella, Provinciales ad victualia*.¹²⁴ L'expression *vulgaris cantus* est préférée par Raymond d'Aguilers à propos des couplets satiriques qui couraient

¹¹⁴ *Vita s. Amandi* (VIII^e s.), éd. B. Krusch, *MGH, Script. rer. Merov.* V, p. 429, 14; Regino Prumiensis, *Chronicon*, éd. F. Kurze, Hannover, 1890 (*MGH, Script. rer. Germ.*), p. 73.

¹¹⁵ *Translatio s. Germani Parisiensis*, 12, éd. AASS o. s. B., III, 2, p. 100.

¹¹⁶ Paschasius Radbertus, *Vita s. Adalhardi Corbeiensis*, 77, éd. AASS o. s. B., IV, 1 p. 336: *si . . . idem barbara, quam Teutiscam dicunt, lingua loqueretur, praeeminebat claritatis eloquio*.

¹¹⁷ Godescalcus Saxonius, *Opusculi grammaticales* II, éd. C. D. Lambot, Louvain, 1945 (*Spicilegium sacrum Lovaniense* 20), p. 466, 14: *quilibet homo dicitur vulgo natus in malo signo*.

¹¹⁸ E. Laurain, *Cartulaire mancel de Marmoutier*, t. I, Laval, 1911, p. 119 (c. 1070): *lecte sunt littere iste in porta Graioli et vulgariter explanate, audientibus multis qui ibi aderant*; M. Chaume et G. Chevrier, *Chartes et documents de Saint-Bénigne de Dijon*, t. II, Dijon, 1943, p. 172 (a. 1100): *fecit[cartam] legere et vulgariter exponere*.

¹¹⁹ *Passim*.

¹²⁰ Ivo Carnotensis, *Panormia*, III, 180, Migne, *P. L.* 161, col. 1173.

¹²¹ Radulphus Cadomensis, *op. cit.*, 44, p. 639.

¹²² Bernardus Clarevallensis, *Sermones de sanctis* (*Omn. Sanct.* 5), éd. J. Leclercq et H. M. Rochais, *Sancti Bernardi opera*, t. IV, Roma, 1968, p. 364, 22.

¹²³ *Epistole Beccenses*, 9, éd. J. Leclercq dans *Studia Anselmiana*, 31, 1953, p. 164, 53.

¹²⁴ Radulphus Cadomensis, *op. cit.*, 61, p. 651.

dans l'armée croisée sur un prêtre de moeurs douteuses.¹²⁵ Thietmar de Merseburg utilise la périphrase *qualiter cecinit populus* en transmettant une chanson populaire sur l'empereur Henri II.¹²⁶ Lorsqu'à la fin du IX^e s. Hildegare de Meaux parle dans le style empoulé qui le caractérise d'un récit populaire en l'honneur de Chloataire II, il ne précise pas si ce poème était chanté ou dit: *carmen publicum juxta rusticitatem per omnium poene volitabat ora*, ou, quelques lignes plus loin, *carmen rusticum*,¹²⁷ en insistant sur le style naïf et maladroit.

Au XII^e s. Otto de Freising cite comme source de certains faits, non seulement les *gesta regum*, mais aussi la *traditio vulgaris* qu'on peut entendre sur les places et dans les cours.¹²⁸ C'est à des contes vraiment populaires et fabuleux que se réfère Guillaume de Tyr à propos de la légende de Salomon et Marcolfe: *fabulose popularium narrationes*.¹²⁹ Enfin Lambert d'Ardres qui a porté un intérêt si exceptionnel aux récits et traditions venus de tous les horizons, donne aux sources populaires le nom de *gentilium neniae*.¹³⁰ C'est encore ce terme de *neniae* qu'utilise Guillaume de Malmesbury au sujet de la croyance populaire selon laquelle le roi Arthur devait revenir un jour¹³¹ et nous ne pouvons omettre de rappeler à ce propos le sens péjoratif que *nenia* revêt très souvent lorsque ce mot arrive à se traduire par «racontar» ou «bagatelle».

Le sens de «rumeur populaire, bruit mal fondé» se rend parfois par l'adjectif *popularis* comme nous l'avons dit au début de cet exposé.¹³²

2) ce qu'on met à la portée du peuple

Le sens de «ce qui plait au peuple, ce qui est apprécié par le peuple» apparait si peu dans les sources que nous avons utilisées que je dois me contenter de renvoyer ici aux deux exemples que j'ai pu trouver et qui ont été exposés au mot *popularis*.¹³³

D) sens péjoratif : ce qui est grossier

Un objet grossier, populaire, est dit *rusticanus*. Ainsi ces vases rustiques dont parle Odon de Cluny par référence à la Bible.¹³⁴ Mais on relève le mot

¹²⁵ Raymundus Podiensis, *op. cit.*, 21, p. 302.

¹²⁶ Thietmarus Merseburgensis, *op. cit.*, V, 2, p. 222, 14.

¹²⁷ Hildegarius Meldensis, *Via Faronis episcopi Meldenensis*, 78, éd. B. Krusch, MGH, *Script. rer. Merov.* V, p. 193.

¹²⁸ Otto Frisingensis, *Chronica*, VI, 15, éd. A. Hofmeister, Hannover, 1912 (MGH, *Script. rer. Germ.*), p. 274: *ex vulgari traditione in compitis et curiis hactenus auditur*.

¹²⁹ Guillelmus Tyrensis, *op. cit.*, XIII, 1, p. 557.

¹³⁰ Lambertus Ardensis, *op. cit.*, 80, p. 598, 10; cf. *ibid.*, 81, p. 598, 39.

¹³¹ Guillelmus Malmesberiensis, *De gestis regum Anglorum*, III, 287, éd. W. Stubbs, t. II, London, 1889 (*Rer. Brit. M. A. script.* 90), p. 342.

¹³² *Supra*, p. 5 et n. 34.

¹³³ *Supra*, p. 6 et n. 38—39.

¹³⁴ Odo Cluniacensis, *Collationes*, éd. Migne, P. L. 133, col. 609D.

plebeius pour qualifier les vêtements grossiers.¹³⁵ Le verbe *plebescere* correspond à l'idée d'enlaidir plutôt qu'à celle d'imiter le peuple.¹³⁶ Les travaux manuels et grossiers sont rendus sous la plume de Pierre le Venerable par *rusticatio et vulgaris opera*.¹³⁷

Au sens intellectuel, la gamme des adjectifs exprimant la grossièreté de l'intelligence, le manque de culture, est vraiment très large. Le mot *popularis* n'a cependant, comme nous l'avons vu plus haut, que très rarement un sens péjoratif.¹³⁸ Rappelons aussi que ni *populus*, ni son diminutif *popellus* n'ont en soi une valeur dépréciative. Celle-ci ne peut qu'être surajoutée par un qualificatif méprisant : *populus vulgaris*, trouve-t-on chez Angilbert de Saint-Riquier à propos du culte populaire rendu à une croix de l'abbaye;¹³⁹ *simplex populus* écrit Guillaume de Tyr en parlant de la dévotion aux images qui tenait lieu de livre au petit peuple byzantin avant que les iconoclastes ne les aient fait disparaître des parois des églises.¹⁴⁰

L'adjectif *plebeius* est plus péjoratif : le *sermo plebeius* est obligatoirement écrit dans un style relâché, qu'il soit ou non renforcé par l'épithète *rusticus*.¹⁴¹ *Plebs* est souvent accompagné d'un qualificatif de mépris : *plebs idiota* persifle Urbain II à propos de ceux qui se laissent entraîner aux plaisirs profanes;¹⁴² *vilis plebecula* écrit Raoul le Tourtier en se moquant de ces naïfs qui se laissent rouler par les rebouteux.¹⁴³

Vulgaris, adjectif ou substantif, prend très souvent une valeur dépréciative, soit dans le domaine moral,¹⁴⁴ soit dans le domaine intellectuel.¹⁴⁵ Seul,¹⁴⁶

¹³⁵ Einhardus, *Vita Karoli Magni* 23, éd. Halphen, Paris, 1923, p. 70. Guillelmus Gemeticensis, *Gesta Normannorum ducum*, éd. J. Marx, Rouen, 1914 (*Soc. hist. Normandie*), p. 90; *Vita Meinverci Paderbornensis* 142, éd. F. Tenckhoff, Hannover, 1921 (*MGH, Script. rer. Germ.*), p. 74, 12.

¹³⁶ Ce verbe fut affecté par Alain de Lille (cf. *Anticlaudianus* prol.; I, 4, 2; I, 5, 14; VIII, 46; *De planctu naturae*, col. 467B, 470B, 472B). On le retrouve chez d'autres poètes anglo-normands ou anglais, comme Jean de Hauteville et Joseph Iscanus.

¹³⁷ Petrus Venerabilis, *Epistole*, I, 28, éd. Migne, *P. L.* 189, col. 145A; éd. G. Constable, Cambridge Mass., 1967 (*Harvard hist. Studies* 78), p. 85.

¹³⁸ *Supra*, p. 6 et n. 40-41.

¹³⁹ Angilbertus Centulensis, *op. cit.*, 7, p. 295: *alia [crux] . . . quam populus vulgaris adoret*.

¹⁴⁰ Guillelmus Tyrensis, *op. cit.*, VI, 23, p. 274: *venerabiles . . . sanctorum imagines, quibus simplex populus et plebs Dei cultrix pia ruditate commendabilis quasi pro libris utitur* (cf. prescription de Grégoire le Grand *Registri* IX, 208 dans *MGH, Epistole*, II, p. 195).

¹⁴¹ Donatus Mettensis, *Vita Ermenlandi Antrensis*, éd. W. Levison, *MGH, Script. rer. Merov.*, V, p. 682, 28; Robertus monachus Remensis, *Historia Jherosolimitana*, prol., éd. *Rec. des hist. des croisades. Hist. occid.* III p. 722.

¹⁴² Urbanus II, *Sermones*, 5, Migne, *P. L.* 151, col. 575A.

¹⁴³ Radulphus Tortarius, *Miracula s. Benedicti*, 47, éd. E. de Certain, *op. cit.*, p. 354.

¹⁴⁴ Alanus Insulensis, *De planctu nature*, Migne, *P. L.* 210, col. 460A: *divulgati concubinatus . . . vulgaritas*.

¹⁴⁵ Abaelardus, *Glossae ad peri ermenias*, éd. B. Geyer, Münster, 1927 (*Beitr. z. Gesch. der Phil. M. A.* XXI, 3), p. 469, 35: *vulgarem, id est communem, dispositionem vitantes . . . pro curialitate dictionis transponimus*.

¹⁴⁶ Folcuinus Sithiensis, *Chartularium sithiense*, éd. B. Guérard, *Cartulaire de l'abbaye de Saint-Bertin*, Paris, 1840 (*Coll. doc. inédits*) p. 90: *plerique ignorant e vulgaribus*.

ou renforcé par *rusticus*¹⁴⁷ ou par *illiteratus*,¹⁴⁸ il signifie «rustre ignorant». Le même sens s'applique à *vulgus* renforcé par *imperiti homines*.¹⁴⁹

Très déprécié dans la majorité de ses acceptions, le mot *rusticus* signifie vraiment le «paysan borné». On le trouve souvent renforcé par des épithètes qui accentuent à la fois son infériorité et sa stupidité; ainsi ces *rustici plebei atque hebetes homines*¹⁵⁰ qu'on berne sans scrupule portent témoignage des l'état d'abrutissement dans lequel était laissé l'homme des campagnes.¹⁵¹ Le parler populaire, le style mal soigné est rendu le plus souvent par des épithètes de cette famille verbale: *rusticanus sermo*,¹⁵² *rusticanum eloquium*,¹⁵³ *rusticanus stylus*,¹⁵⁴ ou encore *plebeius et rusticanus sermo*.¹⁵⁵ On trouve encore les expressions *rusticante sermone*,¹⁵⁶ *rusticitas verbi*¹⁵⁷ (*sermonis*,¹⁵⁸ *stili*)¹⁵⁹ ou encore *rusticitas verbosa*.¹⁶⁰ Le manque de culture, l'ignorance, le style maladroit se traduisent presque toujours par *rusticitas*,¹⁶¹ mis parfois en parallèle avec *urbanitas* qui est synonyme d'«éloquence». ¹⁶²Cette *rusticitas* est à ce point populaire qu'elle est parfois qualifiée de *plebeia*.¹⁶³ Ces remarques nous feront

¹⁴⁷ *Vita s. Pardulfi Waractensis* (VIII^e s.), éd. W. Levison, *MGH, Script. rer. Merov.* VII, p. 29, 18: *quidam ex rusticis vulgaribus*; Remigius Autissiodorensis, *Commentum in Martianum Capellam*, VIII, 428, 18, éd. C. E. Lutz, t. II, Leiden, 1965, p. 248, 3: *rustici et vulgares qui nesciunt disciplinam astrologiae*.

¹⁴⁸ Guibertus Novigentensis, *De pignoribus sanctorum*, II, 2, Migne, *P. L.* 156, col. 632A.

¹⁴⁹ Guillelmus de Sancto Dionysio, *Dialogus de Odone de Diogilo*, 14, 66, éd. A. Wilmart dans *Rev. Mabillon*, 32, 1942, p. 107.

¹⁵⁰ *Vita Sadalbergae Laudunensis*, éd. B. Krusch, *MGH, Script. rer. Merov.*, V, p. 59, 6.

¹⁵¹ Selon Guibert de Nogent (*De vita sua*, I, 9, éd. G. Bourgin, Paris, 1907, p. 27) la pauvreté vestimentaire, la fatigue des traits et la maigreur corporelle suffisaient à prouver qu'un homme ne pouvait être noble (*comes*) mais misérable paysan (*agrestis rusticulus*).

¹⁵² Helericus Autissiodorensis, *Epistole*, 7 (c. 850), éd. E. Dümmler, *MGH, Epist.*, VI, p. 117, 25.

¹⁵³ *Epistola de abaco* (XI^e s.), éd. N. Bubnov, *Gerberti opera mathematica*, Berlin, 1899, p. 289.

¹⁵⁴ Fulcherius Carnotensis, *op. cit.*, prol., p. 116.

¹⁵⁵ Regino Prumiensis, *op. cit.*, p. 73.

¹⁵⁶ *Vita s. Aniani Aurelianusensis* (VIII^e s.), éd. B. Krusch, *MGH, Script. rer. Merov.*, III, p. 108, 22; *Miracula s. Austrigisili Biturigi* (XI^e s.), éd. B. Krusch, *ibid.*, IV, p. 200, 25, 200, 25.

¹⁵⁷ *Visio Baronti Longoretensis* (VII^e s.), éd. W. Levison, *MGH, Script. rer. Merov.*, V, p. 393, 13.

¹⁵⁸ Vulfinus Boetius, *Vita s. Juniani Mariacensis* (IX^e s.), *AASS o. s. B.*, I, p. 308.

¹⁵⁹ P. de Monsabert, *Chartes et documents pour servir à l'histoire de l'abbaye de Charroux*, dans *Arch. hist. du Poitou*, 39, 1910, p. 29.

¹⁶⁰ *Cartulaire de l'abbaye de Saint-Chaffre du Monastier*, éd. U. Chevalier, Paris, 1884, p. 2 (XII^e s.).

¹⁶¹ *Rusticitas* par une évolution sémantique qu'il convient de remarquer prend dans l'expression *prava rusticitas* le sens «d'épithète malsonnante, injure» (cf. Petrus Alfonsi, *Disciplina clericalis*, éd. A. Hilka et W. Söderhjelm, Heidelberg, 1911, p. 40).

¹⁶² Remigius Autissiodorensis, *Commentum in Donati barbarismum*, éd. H. Hagen, *Anecdota helvetica*, Leipzig, 1870, p. 273: *urbanitas pro eloquentia ponitur, rusticitas vero e contra pro simplicitate*; cf. *Vita s. Chrodegangi* (IX–X^e s.), éd. G. H. Pertz, *MGH, Script.*, X, p. 564, 45 où l'on oppose la *Gallicana rusticitas* à la *Romana urbanitas*.

¹⁶³ *Vita s. Paterni Senonensis*, *AASS o. s. B.*, III, 1, p. 464. (X^e s.?).

admettre comme tout à fait naturel que *rusticus* ou *rusticanus* soient si souvent affublés d'épithètes telles que «mauvais orateur» (*ineloquentiosus*),¹⁶⁴ «ignorant» (*imperitus*),¹⁶⁵ «grossier» (*incompositus*).¹⁶⁶

Le caractère fruste se rend encore en latin par l'adjectif *simplex* pris au sens spirituel, qu'il soit opposé à *spiritualis*,¹⁶⁷ ou en parallèle avec *insipiens*,¹⁶⁸ *ignarus*,¹⁶⁹ *nimum credulus*.¹⁷⁰ Les substantifs *simplex* ou *simplicior*¹⁷¹ rendent la même idée. Mais il va de soi que le sens le plus attesté de *simplex* est tout le contraire de péjoratif, soit qu'il se rattache à l'idée chrétienne d'humilité, de simplicité de cœur, soit qu'il corresponde à l'idée d'unicité et par la suite de franchise, de loyauté.

La simplicité populaire, la rusticité n'est pas uniquement un défaut. Bien avant la prédication du Christ, l'Ecclésiaste recommandait déjà la *rusticationem creatam ab Altissimo*¹⁷² que saint Jérôme transformera en *sancta rusticitas*.¹⁷³ Mêlant les textes, Guillaume de Saint-Thierry dans sa lettre aux frères du Mont-de-Dieu écrit: *abjecta sancta rusticitate, sicut Salomon dicit, ab Altissimo creata*.¹⁷⁴ Cette simplicité s'exprime dans la mise vestimentaire et Burchard de Belvaux stigmatise ceux qui négligent dans leur aspect extérieur la *sancta rusticitas* pour prendre une allure citadine et élégante.¹⁷⁵ Elle se manifeste plus encore au point de vue spirituel: dès 816, un des canons du concile d'Aix reprend le texte de S. Jérôme qui faisait passer la *rusticitas sancta* avant l'*eloquentia peccatrix*.¹⁷⁶ Un discours doit être *simplex* . . . *pene rusticus* affirme Rathier de Vérone dans son introduction à la vie de saint Ursmer car¹⁷⁷ la simple doctrine des pêcheurs plait davantage à Dieu que les sophismes des philosophes». Raoul de Saint-Trond est touché par la grâce en suivant des lectures de miracles écrites dans un style limpide et portant sur la vie d'hom-

¹⁶⁴ *Vita s. Pardulfi Waractensis*, op. cit., p. 25, 3.

¹⁶⁵ Bernardus Clarevallensis, *De consideratione*, éd. J. Leclercq et H. M. Rochais, *Sancti Bernardi opera*, t. III, Roma, 1963, p. 401, 16.

¹⁶⁶ Lambertus Ardensis, op. cit., 100, p. 609, 38.

¹⁶⁷ Walahfridus Strabo, *Epitome commentariorum Hrabanii in Leviticum*, Migne P. L. 114, col. 809D: *sive sit spiritualis homo, sive simplex et carnalis*.

¹⁶⁸ Petrus Alfonsi, op. cit., p. 21.

¹⁶⁹ Guillelmus Tyrensis, op. cit., XI, 11, p. 471.

¹⁷⁰ *Ibid.*, XIII, 11, p. 570.

¹⁷¹ Adalhardus Corbeiensis, *Consuetudines Corbeienses*, V, 16, éd. J. Semmler, dans *Corpus consuetudinum monasticarum*, I, p. 386.; Stephanus Tornacensis, *Epistole*, I (a. 1178—80), éd. J. Desilve, Paris, 1893, p. 15.

¹⁷² *Eccles.*, 7, 14: *non oderis . . . rusticationem creatam ab Altissimo*.

¹⁷³ *Epistola ad Nepotianum*, I, 262.

¹⁷⁴ Guillelmus de Sancto Theodorico, *Epistola ad fratres de Monte Dei*, 64, éd. M. M. Davy, Paris, 1934, p. 113.

¹⁷⁵ Burchardus Bellevallis, *Apologia de barbis ad conversos* (c. 1160), II, 1, éd. E. F. Goldschmidt, Cambridge, 1935, p. 13.

¹⁷⁶ *Concilium Aquisgranense* a. 816, 94, éd. A. Werninghoff, *MGH, Concil.*, II, 1, p. 371, 32.

¹⁷⁷ Rathierius Veronensis, *Vita s. Ursuari Laubiensis*, prol., Migne, P. L. 136, col. 345B: *doctrinam simplicem piscatorum quam sophismata philosophorum Deo magis placuisse*. Nous devons cette référence ainsi que la suivante à M. Paul Tombeur.

mes modestes. *Simplex* revient à plusieurs reprises sous sa plume dans une acception absolument laudative.¹⁷⁸ La clarté, la simplicité devient pour l'écrivain une vertu. Guibert de Nogent rappelle qu'il convient de traiter des mystères sacrés non pas avec une préciosité poétique (*garrulitate poetica*) mais avec une *ecclesiastica simplicitate*.¹⁷⁹ Ainsi lisons-nous chez Robert le moine de S. Remi de Reims qu'il vaut mieux éclaircir des notions obscures dans un langage populaire (*rusticando*) que voiler des évidences en philosophant.¹⁸⁰ «J'ai abaissé mon style pour l'adapter à ce qui peut être compris de tous les gens simples, écrivant en langue vulgaire (*vulgariter*) pour me mettre à la portée de tous, afin que ceux que ne peuvent m'écouter, puissent saisir ma pensée par l'écrit» écrit Pierre de Celle dans une de ses lettres.¹⁸¹

Quelques auteurs reconnaissent aux gens du peuple un certain degré de connaissances. «De la conversation des illettrés qu'on appelle les *rustici*» écrit Orderic Vital, «des grammairiens peuvent apprendre des éléments intéressants» (*possint ediscere sibi commoda spumantes grammatici*)¹⁸² et Robert de Melun, comparant le mystère de la Trinité à la montée de la sève d'un arbre, s'émerveille que des esprits incultes et bornés puissent saisir ce qui échappe à la science des théologiens. Il fuit ainsi état d'une *cognitio vulgaris et indoctorum* qu'on peut considérer comme une connaissance vraiment populaire.¹⁸³ Rappelons encore la *communis et popularis notio* s'opposant au savoir des hommes de science dont nous avons parlé au début de cet exposé.¹⁸⁴

Mises à part ces quelques témoignages dispersés, les remarques de vocabulaire que nous venons de faire nous permettent d'affirmer la place bien modeste occupée par l'homme du peuple dans la civilisation médiévale, le mépris dont il faisait souvent l'objet auprès des lettrés et le peu d'intérêt qui lui était porté dans cette société essentiellement théocratique, militaire et aristocratique.

Paris.

¹⁷⁸ Rodulphus Trudonensis, *op. cit.*, VIII, 2, p. 272, 38—39.

¹⁷⁹ Guibertus Novigentensis, *Gesta Dei per Francos*, éd. Migne, P. L. 156, col. 680°.

¹⁸⁰ Robertus monachus s. Remigii Remensis, *Historia Jherosolimitana*, prol., éd. *Rec. des hist. des croisades. Hist. occid.*, III, p. 722.

¹⁸¹ Petrus Cellensis, *Epistole*, éd. J. Leclercq, *Nouvelles lettres de Pierre de Celle* dans *Analecta monastica*, V, Roma, 1958, p. 170.

¹⁸² Ordericus Vitalis, *op. cit.*, IV, 10, t. II, p. 246.

¹⁸³ Robertus Melodunensis, *Sententie*, IV, 16, éd. R. M. Martin et R. M. Gallet, *Oeuvres de Robert de Melun*, III, 2, Louvain, 1952 (*Spicilegium sacrum Lovaniense* 25), p. 132, 10.

¹⁸⁴ *Supra*, p. 5 et n. 35.

I. BORONKAI

SPRACHLICHE CALQUES IN EINER LATEINISCHEN ÜBERSETZUNG AUS DEM 12. JAHRHUNDERT

(CERBANUS: LIBER HECATONTADUM DE CARITATE MAXIMI
PHILOSOPHI ET MONACHI)

Die in Ungarn entstandene lateinische Übersetzung des *Περὶ ἀγάπης* von Maximus Homologetes (Maximus Confessor) wird auf das zweite Drittel des 12. Jh. datiert. Der Übersetzer ist ein gewisser Cerbanus und die Widmung gilt dem Erzabt David von Pannonhalma.¹

Der Text der Übersetzung wirft viele Probleme auf. Ein Teil von ihnen sind wirkliche oder scheinbare Übersetzungsfehler, der andere Teil aber steht in Zusammenhang mit der Textüberlieferung des griechischen bzw. lateinischen Textes. Mit diesen zwei Fragekomplexen habe ich mich in früheren Arbeiten beschäftigt.² Hier möchte ich die Umrisse einer dritten Gruppe von Problemen skizzieren, die damit zusammenhängt, daß Cerbanus stark am Text seines griechischen Originals haftete, und obwohl dies in der lateinischen Version oft unbemerkt bleibt, kommt es doch häufig vor, daß man im Original nachschlagen muß, um den genauen Sinn der Calque oder der engangelehnt wiedergegebenen Wortstrukturen feststellen zu können.

Mehr als einmal fällt schon die Tatsache ins Auge, wie sehr der Übersetzer sich an die griechische Wortfolge hält. Diese Erscheinung wird sich an jedem der unten angeführten Beispiele beobachten lassen, jetzt sei trotzdem, nur zur Vorstellung dessen, der erste Satz aus dem Prolog des Maximus-Werkes angeführt.³

¹ Ausgabe: Translatio Latina Sancti Maximi Confessoris (De caritate ad Elpidium I. I—IV.) saeculo XII. in Hungaria confecta. Scripsit et textum edidit A. B. TEREBOSSY. Magyar—görög Tanulmányok 25. Budapest 1944. Die diesbezügliche wichtigere Fachliteratur s. bei I. BORONKAI: Cerbanus Maximus-fordítása (Egy müncheni kézirat tanulmányai) [Die Maximus-Übersetzung des Cerbanus (Lehren aus einer Münchener Handschrift)] Ant. Tan. 19 (1972) 193 ff.

² I. BORONKAI: Übersetzungsfehler in Cerbanus' lateinischer Version von Johannes Damascenus und Maximus Confessor. Philologus 115: 1971, 32 ff. und I. BORONKAI: Cerbanus Maximus-fordítása (siehe Anm. 1).

³ Die Textausgabe nahm die Kodexe von Admont und Reun zur Grundlage, im Verhältnis zu ihnen hat der Münchener Kodex an vielen Stellen einen besseren Text bewahrt. Im Folgenden füge ich den lateinischen Textzitate in Klammern die besseren Varianten der Münchener Handschrift (*M*) ein: in () die anstelle des vorhergehenden Wortes stehende, in < > die Textmehrheit in der Münchener Handschrift, in [] den Textteil, der in ihr nicht enthalten ist. Ihre als schlecht zu bewertenden Varianten werden in der vorliegenden Arbeit vermieden.

Ecce ad eum, qui est de excolenda vita, de caritate misi sermonem tuae sanctitati, pater Elpidi, in capitulorum aequinumeris quattuor Evangeliorum⁴ hecatontadibus; nihil quidem <M: forte> dignum vestra expectatione, nostra vero virtute non minus.

Migne P. G. 90, 960 A: Ἰδοὺ πρὸς τῷ Ἀσκητικοῦ βίον λόγῳ καὶ τὸν περὶ Ἀγάπης λόγον πέπομφα τῇ σῇ τιμιότητι . . . ἐν ἰσαρίθμοις κεφαλαίοις τῶν τεσσάρων Εὐαγγελίων ἑκατοντάσιν· οὐδὲν μὲν ἴσως ἄξιον τῆς σῆς προσδοκίας, τῆς δέ γε ἡμετέρας δυνάμεως οὐκ ἔλαττον.

So könnten wir Zeile für Zeile, Satz für Satz weitergehen: Wenn wir die Parallelen zum griechischen Text zögen, ließe sich zwischen den beiden eine hochgradige Übereinstimmung feststellen, was in den meisten Fällen nur deshalb nicht störend wirkt, weil die lateinische Wortfolge sogar auch auf spontane Weise der griechischen entsprechen kann.

Bei der Untersuchung des Wortschatzes der Übersetzung ist eine ganze Reihe von Lehnübersetzungen in ihm zu entdecken. Im weiteren möchte ich einige von ihnen in gewisser thematischer Gruppierung vorstellen.

Der Wortschatz der Übersetzung enthält solche Elemente, die zwar schon seit langem Bürgerrecht im Wortbestand der lateinischen Sprache genießen, trotzdem ist ihr Vorkommen an der gegebenen Stelle auffallend, verlangt eine Erklärung und erweist sich dann letztlich als sprachliche Calque. Hier einige Beispiele:

III, 72: *Pro certo in hoc, quod (M: quidem) ex nativitate conversata et consueta (sc. mens) illius (= Dei) autem omnibus melioris et super omnia nondum perfectum accepit experimentum? Si igitur diuturna exercitatione continentiae voluptatum et divinorum meditatione paulatim eam <M: hac> habitatione (M: habitudine) abrupimus, dilatatur in divinis sensim proficiens etc.*

Ibid. 1049 A: Ἡ δὲ ὁλον, ὅτι ταύτη μὲν ἐκ γενετῆς συναναστραφεῖς καὶ συνεθίσας, τοῦ δὲ πάντων κρείττονος καὶ ὑπὲρ τὰ πάντα, οὕτω τελείαν εἴληφε πείραν; Ἐὰν οὖν χρονία ἀσκήσει τῆς τῶν ἡδονῶν ἐγκρατείας, καὶ τῆς τῶν θείων μελέτης κατὰ μικρὸν αὐτὸν τῆς τοιαύτης σχέσεως ἀπορρήξωμεν, πλατύνεται τε ἐν τοῖς θείοις κατ' ὀλίγον προκόπτων . . .

Der Vergleich mit dem Original weist schon am Satzanfang auf ein Mißverständnis des Übersetzers hin, und als Folge dessen erleidet der ganze Satz eine gewisse Sinneinbuße. Jetzt jedoch beziehe ich mich auf eine fehlerhafte Übersetzung des Verbs *συναναστρέφω*, die sich aus der Übernahme seiner allgemeineren Bedeutung ergibt. Diese Bedeutung entspricht zwar dem *convensor*, aber im gegebenen Zusammenhang wird das 'enge Zusammenleben' der

⁴ Er wird den Genitiv als Rektion von *ισαρίθμος* mißverstanden haben.

Seele mit dem Körper ausgedrückt, und zur Wiedergabe dessen ist das lateinische Wort keinesfalls geeignet. — Ein anderes Beispiel :

I, 84 : *Apostolus . . . perfectionem peccati primum iubet interire.*

Ibid. 980 B : Ὁ . . . ἀπόστολος . . . τὸ ἀποτελεσμα πρῶτον κελεύει ἀναιρεῖν τῆς ἁμαρτίας.

Das Wort *perfectio* scheint in der vorliegenden Bedeutung falsch gebraucht zu sein, vielleicht wäre *opus* oder *perpetratio* hier besser am Platze. Diese Lehnübersetzung dürfte kaum zufällig sein, da Cerbanus auch bei der Übersetzung des Verbs ἀποτελέω eine ähnliche Lösung versucht.⁵

Bei der Übersetzung von ἀπαλλάττω zeigt sich eine interessante Doppelheit. In einigen Stellen übertrug er es mit *libero*,⁶ in den anderen Fällen aber benutzte er eine seltsam wirkende Lehnübersetzung :

II, 5 : *Illud (= activum argumentum)⁷ . . . ab intemperantia et odio mentem liberat, hae (= spirituales contemplationes) vero et ab oblivione et ignorantia transmutant.*

Ibid. 985 A : Ἡ μὲν . . . ἀκρασίας καὶ μίσεων μόνον τὸν νοῦν ἐλευθεροῖ, αἱ δὲ καὶ ἀγνοίας αὐτὸν ἀπαλλάττονσι.

An anderer Stelle versuchte er es mit dem Zeitwort *immutare* wiederzugeben :

III, 78 : *Aliud est a cogitationibus immutari, aliud a vitiis liberari.*

Ibid. 1041 A : Ἄλλο ἐστὶ λογισμῶν ἀπαλλαγῆναι, καὶ ἄλλο παθῶν ἐλευθερωθῆναι.

IV, 28 : *a pernicioso odio . . . immutaberis.*

Ibid. 1053 C : τοῦ ὀλεθρίου μίσους . . .

IV, 83 : *a malo eum (= hominem te vituperantem) immutes.*

ἀπαλλάττη.

Ibid. 1068 D : τοῦ κακοῦ αὐτὸν ἀπαλλάξῃς.

Diese wiederholt auftauchenden Übersetzungen fallen schon deshalb auf, weil der Übersetzer sich auch mit dem Problem auseinandersetzen mußte,

⁵ Der Ausdruck ἀπαθεῖς τοὺς ἐργαζομένους . . . ἀποτελεῖ wurde von ihm so wiedergegeben: *sine vitio eos, qui operantur . . . efficit* (I, 77). In jener anderen Übersetzung, die ebenfalls Cerbanus zugeschrieben wird (Translatio Latina Ioannis Damasceni [De orthodoxa fide l. III. c. 1–8.] saeculo XII. in Hungaria confecta. Scripsit et textum edidit R. L. SZIGETI. Magyar–görög Tanulmányok 13. Budapest 1940), finden wir folgendes: *unam perfecit naturam compositam* (p. 9 = Migne P. G. 94, 988 A: *μία φύσιν ἀποτελέσας σύνθετον*); *ex alterutris perficiens alterum, ut corpus ex quatuor elementis* (p. 10 = ibid. 988 B: *ἐξ ἐτέρων ἀποτελεσθεῖσα ἕτερον*) usw.

⁶ I, 51: *a tristitia . . . semetipsum liberat* = τῆς . . . λύπης ἑαυτὸν ἀπαλλάττει (ibid. 969 D); III, 13: *In odio . . . ora pro eo, qui te contristavit, et liberaberis* = . . . προσεύχων . . . καὶ ἀπαλλάττη (ibid. 1020 D).

⁷ Richtig wäre es mit dem Ausdruck *via activa* oder *ratio activa* übersetzt. Das Wort μέθοδος kommt übrigens weder im Maximos- noch im Ioannes Damaskenos-Text mehr vor.

das ihm der griechische genitivus separationis bedeutete. Denn die gewählte lateinische Entsprechung (*immuto, transmuto*) weist keine solche separative Bedeutung auf, folglich besitzt sie auch nicht diese Rektion.

Ebenfalls um eine Lehnübersetzung handelt es sich, wenn das Wort *νόημα* — in der Bedeutung 'Sinneseindruck'⁸ — mit *intellectus* wiedergegeben wird. Das können wir an den folgenden Beispielen untersuchen.

I, 87: *Mens existens mundi intellectus rerum assumens in spiritalem eorum* (M: *spiritualem earum*) *considerationem movetur*.

I, 88: *nihil intellectus* (M: *intellectuum*) *mundi molestavit mentem tuam*.

I, 93: *Signum summae impassibilitatis est subtiles intellectus rerum semper ascendere in cor*.

II, 4: *Opus mandatorum est puros facere rerum intellectus*.

Ibid. 980 D: *Καθαρὸς ὑπάρχων ὁ νοῦς, τὰ νοήματα τῶν πραγμάτων ἀναλαμβάνων, εἰς τὴν πνευματικὴν θεωρίαν αὐτῶν κινεῖται*.

Ibid. 981 A: *μηδὲν τῶν τοῦ κόσμου νοημάτων διανοχλήσει τῷ νῷ*.

Ibid. 981 B: *Σημεῖον ἄκρας ἀπαθείας τὸ φιλὰ τὰ νοήματα τῶν πραγμάτων ἀεὶ ἀναβαίνειν ἐπὶ τὴν καρδίαν*.

Ibid. 984 C: *Ἔργον τῶν ἐντολῶν φιλὰ ποιεῖν τὰ τῶν πραγμάτων νοήματα*.

Die bisher untersuchten Lehnübersetzungen machten die Auslegung des Textes zumeist nur unsicher, ungenau. In den folgenden zwei Beispielen entstellen sie ihn aber bis zur Unverständlichkeit, obwohl sie «nach dem Wörterbuch» fast genau dem zu übersetzenden griechischen Wort entsprechen. In den bescheidentuenden Entschuldigungsfloskeln der Praefatio kann man folgendes lesen:

Verumtamen cognoscat sanctitas tua, quod neque istae meae sunt a g r i c u l t u r a e mentis.⁹

Ibid. 960 A: *Πλὴν γινωσκέτω ἡ σὴ ἀγιοσύνη, ὅτι οὐδὲ ταῦτα εἰσὶ τῆς ἐμῆς γεώργια διανοίας*.

Als Cerbanus diese Übersetzung niederschrieb, zog er nicht in Betracht — oder er wußte es gar nicht —, daß das Wort *γεώργιον* im übertragenen Sinne das Produkt, das Ergebnis, den Abkömmling einer Sache bedeutet. Im vorliegenden Fall etwa 'Geistesprodukt'.

⁸ Vgl. G. W. H. LAMPE: *A Patristic Greek Lexicon*. Oxford 1961–1968. 916., s. v. *νόημα*: «2. mental representation, idea».

⁹ Sowohl die Ausgabe als auch der Text des Münchener Kodex enthalten *meritis* anstelle von *mentis*. Das ist jedoch offensichtlich Textverderben und muß in *mentis* verbessert werden. Cerbanus übersetzt das Wort *διάνοια* mit *mens* (I, 63), *cogitatio* (II, 20, III, 74, IV, 30, 42) und *sensus* (IV, 92). Unter ihnen kommt nur *mentis* als Verbesserung anstelle von *meritis* in Frage.

Einer ähnlichen Erscheinung begegnen wir im folgenden Satz :

III, 4 : *nil in his quae sunt, malum est, nisi abusio, quae contingit ex mentis negligentia circa naturalem terrae culturam.*

Ibid. 1017 D: οὐδὲν ἐν τοῖς οὕσι κακὸν, εἰ μὴ ἡ παράχρησις, ἥτις συμβαίνει ἐκ τῆς τοῦ νοῦ ἀμελείας περὶ τὴν φυσικὴν γεωργίαν.

Auch das Substantiv *γεωργία* besitzt eine übertragene Bedeutung : 'Ausbildung, Pflege, Bildung',¹⁰ — also : *cultura*. Auch Cerbanus hätte es so anwenden müssen, aber er dachte nicht daran, beziehungsweise das von ihm benutzte Glossar enthielt — wahrscheinlich — diese Bedeutung nicht.

Die Lehnübersetzung geht natürlich nicht immer auf Kosten des Sinnes. Es finden sich auch Beispiele dafür, daß sie nur mehr oder weniger gewagte Wortbildungen zur Folge hatte, wie z. B. in den folgenden zwei kleinen Abschnitten :

III, 99 : *Mens est perfecta, quae per veram fidem eum (= Deum) qui est supernoscibilis, supernoscibiliter supernovit, et eius conditionum ea, quae sunt universalia (M: consideravit), et Providentiae quae est in eis, et iudicii contentivam scientiam a Deo accepit etc.*

Ibid. 1048 A: Νοῦς ἐστι τέλειος, ὁ διὰ πίστεως ἀληθοῦς τὸν ὑπεράνωστον ὑπεραγνώστω· ὑπερεγνωκῶς· καὶ τῶν αὐτοῦ δημιουργημάτων τὰ καθόλου θεασάμενος· καὶ τῆς ἐν αὐτοῖς Προνοίας καὶ κρίσεως τὴν περιληπτικὴν γνῶσιν παρὰ Θεοῦ εἰληφώς...

In diesem Teil verdienen die Bildung des Verbs *supernovisse* und seine Derivate Aufmerksamkeit. (Während das Adjektiv *contentivus* — das ebenfalls ein Novum im Vergleich zum traditionellen lateinischen Wortbestand ist — eine schon weniger gelungene Lehnübersetzung des griechischen *περιληπτικός* darstellt.¹¹ Einer ähnlichen Compositum-Bildung begegnet man im nächsten Kapitelchen :

III, 100 : *caritas autem in immensa saecula ei,¹² qui est immensus, supernunita et semper supercrescens permanet.*

Ibid. 1048 A: ἡ δὲ ἀγάπη εἰς ἀπείρου· αἰῶνας τῷ ὑπεραπείρῳ ὑπερηνωμένη καὶ αἰὲ ὑπεραύξουσα διαμένει.

¹⁰ LAMPE: a. W. 314., s. v. *γεωργία*: «1. of cultivation of virtues etc.»

¹¹ Weder der *Thesaurus Linguae Latinae* noch das Wörterbuch von A. BLAISE (Dictionnaire latin-français des auteurs chrétiens. Strasbourg [1954]) noch DU CANGE kennt es. Allen Anzeichen nach kommt das Wort hier zum ersten Male vor, und es wurde auch danach außerordentlich selten verwendet — das bezeugen jedenfalls die verschiedenen mittellateinischen Wörterbücher (z. B. *Lexicon mediae et infimae latinitatis* Polonorum II. Wrocław—Kraków—Warszawa 1959—1967. 1158).

¹² Das neugebildete Zeitwort behielt auch die Rektion des griechischen Verbs bei.

Da er das *supercrecere* als Entsprechung für *ὑπερανξάνω* schon aus der Vulgata-Übersetzung des 2. Thessalonicherbriefs (1, 3) gekannt haben mag, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß er nach dieser Analogie einen Teil der Wörter mit dem Präfix *ὑπερ-* auf diese Weise wiedergab.¹³

Wenn wir schon bei den präpositionalen Zusammensetzungen sind, lohnt es sich, eine kleine Übersicht über dieses Gebiet zu halten. Ich denke an die umfangreiche Familie der mit der Verneinungspartikel *α-* zusammengesetzten Wörter, welche in diesem Werk des Maximus in großer Zahl vorkommen. Wie ging Cerbanus bei der Wiedergabe derselben vor? Im allgemeinen traf er seine Wahl zwischen zwei Lösungen: entweder er verwendete die lateinische Verneinungspartikel *in-* (in seltenen Fällen andere), d. h. er schöpfte aus dem Wortschatz des klassischen Lateins, oder er operierte mit dem Wortpaar *sine* + Substantiv. Die letztgenannte Lösung führte dazu, daß der Text an mehreren Stellen recht schwerfällig wurde. Im weiteren gebe ich eine alphabetische Zusammenstellung dieser Gruppen:¹⁴

a)

ἀγνοέω	= ignorare (I, 37. III, 34)
ἄγνοια	= ignorantia (I, 67)
ἀγνώμων	= ingratus (IV, 75)
ἀγνωσία	= inscientia (III, 3)
ἀδιαρέτως	= indivisive* (II, 29)
ἀδυναμία	= impotentia (III, 85)
ἀδυνατέω	= imbecillis effici (IV, 95) ¹⁵
ἀδύνατος	= impossibilis (I, 1)
ἀκαθαρσία	= immunditia (I, 83)
ἀκάθαρτος	= immundus (I, 87)
ἀκίνητος	= immobilis (III, 31)
ἀκόρεστος	= insatiabilis (III, 46)
ἀκρασία	= intemperantia (II, 5. III, 20) incontinentia (IV, 73)
ἄκριτος	= indiscretus (II, 16. III, 42)
ἄληπιος	= incomprehensibilis (IV, 5)
ἄλογία	= irrationabilitas (III, 5)
ἄλογιστία	= irrationabilitas (IV, 66)
ἄλόγιστος	= irrationabilis (IV, 14)

¹³ Vgl. *ὑπερβολή* = *excellencia*: IV, 96; *ὑπερέχομαι* = *orare*: IV, 90; *ὑπερέχω* = *excellere*: III, 91; *ὑπέρμαχος* = *propugnator*: IV, 99 — — demgegenüber *ὑπερπλήρης* = *superplenus*: III, 46 (das Attribut von *Deus*).

¹⁴ Die mit einem Sternchen versehenen Wörter sind im FORCELLINI—DE VIT: Totius Latinitatis Lexicon (I—VI. Prati 1858—1875) nicht enthalten.

¹⁵ FORCELLINI—DE VIT gibt ein Beispiel für das Verb *inbecillor*.

ἀλογίστως	= irrationabiliter (III, 5)
ἄλογος	= irrationalis (II, 16. 59) irrationabilis (I, 51. III, 1)
ἀμεταστρεπτί	= inconvertibilis (I, 86) ¹⁶
ἀμέτρητος	= immensus (I, 13)
ἄμετρία	= immoderatio (IV, 66)
ἀμήχανος	= impossibilis (I, 39. 100) inefficax et impossibilis (I, 61)
ἀναισθητέω	= insensibiliter se habere (I, 10) insensatus effici (III, 54)
ἀναισθητος	= insensibilis (III, 31)
ἀνέκβατος	= intransmigrabilis* (<i>M</i> : intransmeabilis) (IV, 1)
ἀνεκλάλητος	= inenarrabilis (I, 13)
ἀνέκλειπτος	= indeficiens (IV, 79)
ἀνεξιχνίαστος	= investigabilis (!) (IV, 3)
ἀνισότης	= inaequalitas (II, 10)
ἀνόθευτος	= inadulteratus (IV, 69)
ἀνοίκειος	= inconueniens (III, 83)
ἀόκνως	= impigre (I, 45)
ἀόρατος	= invisibilis (I, 78. 90)
ἀοριστία	= interminabilitas* (I, 100. II, 27)
ἀπάθεια	= impassibilitas (I, 2. 93. II, 25. IV, 42); <i>siehe auch unter c.</i>
ἀπαθής	= impassibilis (I, 25) impassibilis, id est sine vitio (I, 91) sine vitio, impassibilis (I, 25. 77)
ἀπειρία	= immensitas (I, 12. 100. II, 27)
ἄπειρος	= immensus (I, 10. 96)
ἀπερίεργος	= incuriosus (praef.)
ἀπιστία	= infidelitas vel incredulitas (III, 17) ¹⁷
ἄπλετος	= innavigabilis (IV, 2) ¹⁸
ἀσθένεια	= infirmitas (IV, 67)
ἀσθενέω	= infirmari (II, 22)
ἀσθενής	= infirmus (III, 14)
ἀσιτία	= inedia (I, 45)
ἄστατος	= instabilis (I, 52)
ἀσυγκρίτως	= incomparabiliter (I, 7); <i>siehe auch unter b.</i>

¹⁶ Die Übersetzung der Stelle ist falsch: (ὁ) νοῦς . . . ἐπὶ τὴν θεωρίαν τῶν ὄντων ἀμεταστρεπτί ὁδεύει = *mens . . . in contemplationem eorum quae sunt inconvertibilem pergit*. Die Fehlerquelle ist unerfindlich. Man könnte an ein Verderben des griechischen Textes denken.

¹⁷ Die zwei Wörter werden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mit definitiver Gültigkeit als Übersetzungs-Alternative gedient haben. In *M* ist *vel infidelitas* über *incredulitas* zwischen die Zeilen geschrieben.

¹⁸ Die Übersetzung ist falsch. Entweder war im griechischen Text des Cerbanus ἀπλοῦν zu lesen, oder er leitete das Adjektiv irrtümlicherweise von dem Verb πλέω ab. Vgl. BORONKAI: Übersetzungsfehler . . . 39.

ἀσώματος	= incorporeus (I, 90. II, 26. IV, 77)
ἀτακτος	= incompositus (III, 47)
ἀτιμάζω	= inhonorare (I, 59. IV, 21)
ἀτιμία	= ignominia (I, 30. 72. II, 24) contumelia (IV, 81)
ἄτιμος	= ignobilis (III, 59) ignominiosus (II, 60)
ἄτρωτος	= insauciatus (IV, 61)
ἄυλος	= immaterialis* (II, 4. IV, 51)
ἄφθαρτος	= incorruptibilis (III, 32)
ἀφιλοσόφως	= inphilosophice* (III, 96)
ἄφραστος	= ineffabilis (IV, 36)
ἀφροσύνη	= imprudentia (III, 3)
ἄφρων	= insipiens (I, 25)
ἀχαριστέω	= ingratus existere (IV, 55)
ἀχώριστον, τό	= inseparabile (II, 29)

b)

ἀγαμία	= non nubere ¹⁹ (IV, 67) ; <i>siehe auch unter c.</i>
ἀδιαλείπτως	= sine intermissione (I, 4. 19. 34. IV, 64)
ἀδόλωτος	= sine perturbatione (III, 95) ²⁰
ἀθορύβως	= sine tumultu (III, 79)
ἀκτήμων	= sine possessione (II, 88)
ἄλυπος	= sine tristitia (I, 62)
ἀμεταμέλητος	= sine paenitentia (III, 28) ²¹
ἄμορφος	= sine forma (III, 97) ²²
ἀμύητος	= secretis non admissus (IV, 97)
ἄνανδρος	= sine viribus (I, 52)
ἀνάρχως	= sine principio (III, 25)
ἀνείδεως	= sine specie (II, 4. IV, 42) sine imaginatione (II, 61)
ἀένδεκτος	= non contingens (I, 100) ²³
ἀνενοχλήτως	= sine molestia (II, 6)
ἀνερυθρίαστος	= sine rubore (IV, 60)
ἀνήδονος	= sine voluptate (I, 21)
ἄνοσος	= sine languore (I, 21)
ἀνυποκρίτως	= sine simulatione (I, 27)
ἀόργητος	= sine ira (I, 62)
ἀπαθήης	= <i>siehe unter a.</i>

¹⁹ Es hätte auf der Hand gelegen, es mit *innuptus manere* oder *coelebs manere* wiederzugeben.

²⁰ In FORCELLINI—DE VIT befindet sich das Adjektiv *imperturbabilis*.

²¹ FORCELLINI—DE VIT: *impoenitens*.

²² FORCELLINI—DE VIT: *informis*.

²³ FORCELLINI—DE VIT: *incontingens*.

ἀπεριστάτως	= sine occupatione (II, 1. 4. 6)
ἄποιος	= sine qualitate (IV, 9)
ἀσασίαστος	= sine seditione (IV, 9)
ἀσυγκρίτως	= sine comparatione (I, 43); <i>siehe auch unter a.</i>
ἀσχημάτιστος	= sine figura (III, 97)
ἀτάραχος	= sine perturbatione (I, 62. 80. 89. IV, 79) ²⁴
ἀταράχως	= sine turbatione (III, 79) ²⁵
ἀτελευτήτως	= sine fine (III, 25) ²⁶
ἄτυφος	= sine fastu (IV, 59. 60) ²⁷

c)

ἀγαμία	= <i>agamia</i> (IV, 68); <i>siehe auch unter b.</i>
ἀδοξία	= <i>adoxia</i> (III, 85)
ἀθέμιτος	= <i>nefarius</i> (IV, 8)
ἀκηδία	= <i>acedia</i> (III, 56)
ἀμέλεια	= <i>negligentia</i> (II, 19. 82. IV, 69)
ἀμελέω	= <i>negligere</i> (III, 66. IV, 54)
ἀμελής	= <i>negligens</i> (IV, 77)
ἄνοος	= <i>demens</i> (III, 5)
ἀπάθεια	= <i>ἀπάθεια</i> (I, 36); <i>siehe auch unter a.</i>
ἀργία	= <i>otiositas</i> (IV, 69)
ἀργός	= <i>otiosus</i> (IV, 77)
ἀσχολία	= <i>vacatio</i> (III, 69)
ἄτοπος	= <i>absurdus</i> (IV, 4) <i>absonus</i> (IV, 8)

Das Verhältnis der Gruppen *a*) zu *b*) beträgt 63 : 29; wenn von *c*) die aus dem Wortschatz des klassischen Lateins verwendeten bzw. die nicht in lateinischer Übersetzung gegebenen, sondern nur überschriebenen — oder auch sogar nicht überschriebenen — griechischen Wörter zu den entsprechenden Gruppen hinzugezählt werden, macht das Verhältnis 72 : 33 aus.

Um zu zeigen, wie schwerfällig der Text der lateinischen Version mitunter durch die Verwendung von *sine* + Substantiv wird, ist ein einziges Beispiel ausreichend:

I, 62: *Ut . . . te sine ira ac perturbatione et tristitia* Ibid. 973 B: *Ἰνα . . . σὲ ἀόργητον καὶ ἀτάραχον διαφυλάξῃ. custodiat.*

Strukturen solcher Art sind nämlich in keiner Weise fähig anzugeben, welche syntaktische Funktion der fragliche Ausdruck hat, welchen Satzteil

²⁴ FORCELLINI—DE VIT: *imperturbatus*.

²⁵ FORCELLINI—DE VIT: *imperturbate*.

²⁶ FORCELLINI—DE VIT: *infinite*.

²⁷ An dieser zweiten Stelle enthält die Ausgabe den Ausdruck *sano statu*, *M* jedoch auch hier den *sine fastu*.

er darstellt (im gegebenen Fall ein prädikatives Adjektiv innerhalb einem doppelten Akkusativ). Ein anderes Mal wiederum weist der lateinische Text auch in einer solchen Übersetzung eine fast täuschende Flüssigkeit auf, z. B.:

II, 88: *Sine possessione* Ibid. 1013 A: Ἀκτημῶν ἐστὶν ὁ ἀποτα-
est, qui abrenuntiavit omnibus existenti- ξάμενος πᾶσι τοῖς ὑπάρχουσιν αὐτῷ . . .
bus sibi etc.

Höchstens beim Vergleich der beiden Versionen stellt sich heraus, daß in der lateinischen Fassung ein Wort mit Terminus technicus-Charakter verloren gegangen ist.

Eine noch zahlreichere Gruppe der Lehnübersetzungen bilden jene Ausdrücke, in denen Cerbanus die griechischen Präpositionen so ins Lateinische übertragen hat, daß er die Unterschiede der beiden Sprachen auf diesem Gebiete nicht in Betracht zog. So übersetzte er die Präposition ὑπό wiederholt mit *sub*, ohne Rücksicht auf die kausale oder instrumentale Funktion der ersteren; z. B.:

I, 34: *Anima est munda, quae a* Ibid. 968 A: Ψυχὴ ἐστὶ καθαρά, ἡ πα-
vitiis liberata sub divina dilec- θῶν ἐλευθερωθεῖσα καὶ ὑπὸ τῆς θείας
tione sine intermissione laetatur. ἀγάπης ἀδιαλείπτως εὐφραينوμένη.

II, 8: *Qui . . . sub priori (=* Ibid. 985 C: Ὁ . . . ὑπὸ τοῦ πρώτου
amore sui) tenetur, sub secundi κρατούμενος ὑπὸ τοῦ δευτέρου . . . τι-
(= ira etc.) . . . sauciatur. τρώσκεται.

II, 67: *Propter quinque causas aiunt* Ibid. 1005 B: Διὰ πέντε αἰτίας φασὶ
[M: hic] permitti nos sub Deo im- παραχωρεῖσθαι ἡμᾶς ὑπὸ Θεοῦ πολεμεῖ-
*pugnari a daemonibus.*²⁸ σθαι ὑπὸ δαιμόνων.

Ebenso findet sich auch die Lehnübersetzung des instrumentalen ἐν:

I, 44: *Ne polluas carnem tuam* Ibid. 968 D: Μὴ μολύνῃς τὴν σάρκα σου
in turpibus actionibus et ne ἐν αἰσχροῖς πράξεσι, καὶ μὴ μιάνης τὴν
contamines animam tuam in ψυχὴν πονηροῖς λογισμοῖς.
*malis cogitationibus.*²⁹

Mit ähnlicher Lösung haben wir es auch in der Übersetzung der Präposition εἰς zu tun:

III, 37: *qui non scandaliza-* Ibid. 1028 D: ὁ μὴ σκανδαλιζόμενος εἰς
*tur in aliquem.*³⁰ τινα.

²⁸ Die Tatsache, daß er das andere ὑπό richtig gedeutet hat, macht darauf aufmerksam, daß Cerbanus im ersten — und vielen anderen — Fällen etwas anderes unter dem betreffenden präpositionalen Ausdruck verstand (z. B. etwas derartiges wie: 'unter der Herrschaft').

²⁹ Vgl. H. P. V. NUNN: An Introduction to Ecclesiastical Latin. Eton 1952. 110. Für das andere in gibt es im Griechischen keine Entsprechung!

³⁰ Vgl. LAMPE: a. W. 1235.: «pass. intrans. c. εἰς find a source of temptation in.»

Die meisten Lehnübersetzungen aber ergeben sich in Zusammenhang mit der Präposition *πρός*. Hier einige Beispiele dafür :

I, 41 : *Qui diligit Deum, non contristatur ad aliquem propter temporalia.*

I, 63 : *bello quod est ad res, id quod est ad memorias, tanto est difficilius, quanto facilius est secundum mentem peccare quam secundum operationem.*

I, 91 : *Magnum quidem est ad res non pati, multo vero maius ad imaginationes earum impassibilem permanere.*³¹

Ibid. 968 C : Ὁ ἀγαπῶν τὸν Θεὸν οὐ λυπεῖ οὐδὲ λυπεῖται(!) *πρός* τινα διὰ πρόσκαιρα.

Ibid. 973 B : τοῦ *πρός* τὰ πράγματα πόλεμον ὁ *πρός* τὰς μνήμας τοσοῦτόν ἐστι χαλεπώτερος, ὅσον τοῦ κατ' ἐνέργειαν ἁμαρτάνειν τὸ κατὰ διάνοιαν ἐστὶν εὐκολώτερον.

Ibid. 981 A : Μέγα μὲν τὸ *πρός* τα πράγματα μὴ πάσχειν, μείζον δὲ πολλῶ τὸ *πρός* τὰς φαντασίας αὐτῶν ἀπαθῆ διαμεῖναι.

Eine solche mechanische Übersetzung der präpositionalen Ausdrücke war mit der Gefahr verbunden, daß der Übersetzer die sich auf mehrere Substantive beziehende Präposition nur auf das erste Glied der Aufzählung anwandte, im weiteren aber ihre Kasusreaktion außer acht ließ, während die übrigen Wörter der Aufzählung in ihrem ursprünglichen Kasus, dem Genitiv, blieben ; z. B.:

II, 57 : *Si . . . ex aliqua necessitate vel occupatione corporali, ut infirmitatis aut alicuius talium contigerit nobis non posse perficere praedictas corporales virtutes, veniam habemus a Deo.*

Ibid. 1004 A : Ἐὰν . . . ἐκ τινος ἀνάγκης ἢ περιστάσεως σωματικῆς, ὅλον ἀρρώστιας ἢ τινος τῶν τοιοῦτων συμβῇ ἡμῖν μὴ ἐκτελέσαι δυνηθῆναι τὰς . . . σωματικὰς ἀρετὰς, συγγνώμην ἔχομεν παρὰ Κυρίου.

Richtig wäre es so gewesen : *ut (ex) infirmitate aut aliquo talium*. Und ein anderes Beispiel dafür :

III, 30 : *diversa corpora ex contrariis constantia, id est terrae, aeris, ignis, aquae.*

Ibid. 1025 D – 1028 A : τὰ . . . σώματα διάφορα, ἐκ τῶν ἐναντίων συνεστῶτα· τουτέστι γῆς, ἀέρος, πυρός, ὕδατος.

Richtig : *terra, aere, igne, aqua.*

In den Bereich der Lehnübersetzung gehört auch jene Erscheinung, bei der Cerbanus den Unterschied nicht beachtete, der zwischen der Kasusreaktion des griechischen Zeitwortes und des ihm entsprechenden lateinischen Verbs besteht. Es kam vor, daß er ein den Genitiv regierendes Verb so übertrug, daß

³¹ Unter den im Weiteren behandelten Beispielen siehe III, 41 : *bellum . . . est ad daemones.*

er die danebenstehenden Wörter im Genitiv beließ, wodurch aber ein Ausdruck mit anderem Sinn, ein Satz mit abweichender Bedeutung entstand. Die folgenden Beispiele erläutern das Gesagte :

I, 57: *lex . . . Christi est dilectio ; quomodo dilectionis Christi detractor non excidit et causa sibi fit aeterni supplicii ?* Ibid. 972 B: ὁ . . . νόμος τοῦ Χριστοῦ ἐστὶν ἡ ἀγάπη, πῶς τῆς ἀγάπης τοῦ Χριστοῦ ὁ κατάλαλος οὐκ ἐκπίπτει, καὶ αἷτιος ἐαντῷ γίνεται κολάσεως αἰωνίου;

Im Griechischen wird aber das Hauptwort ὁ κατάλαλος absolut gebracht, und der Genitiv τῆς ἀγάπης gehört in separativem Sinne zum ἐκπίπτει. Die richtige Übersetzung also bei *excidit* (oder besser bei einem seiner Synonyme) wäre der ablativus separationis gewesen: (a) *dilectione Christi*.³² — Ein anderes Beispiel, das auch das Problem der richtigen Interpunktion aufwirft :

II, 3: *Vitia quidem tenentia mentem colligant eam rebus materialibus et a Deo separatam illis vacare faciunt. Caritas autem Dei tenens solvit eam, vincula contemnere <per>-suadens non solum sensibilia rerum, sed et ipsius temporalis vitae.* Ibid. 984 B: Τὰ . . . πάθη τοῦ νοῦ κρατοῦντα συνδεσμοῦσιν αὐτὸν τοῖς ὕλικοις, καὶ . . . αὐτοῖς ἐνασχολεῖσθαι ποιοῦσιν. Ἡ δὲ τοῦ Θεοῦ ἀγάπη κρατήσασα λύει αὐτὸν τῶν δεσμῶν παραφρονεῖν πελθονσα οὐ μόνον τῶν αἰσθητῶν πραγμάτων, ἀλλὰ καὶ αὐτῆς ἡμῶν προσκαίρου ζωῆς.

Da im Griechischen sowohl das Verb λύω als auch das παραφρονέω den Genitiv regiert, muß die korrekte Übersetzung — einschließlich auch der richtigen Interpunktion — folgendermaßen aussehen: *solvit eam vinculis, contemnere persuadens non solum sensibiles res, sed et ipsam temporalem vitam.*

Ein weiteres Beispiel :

III, 41: *Universum bellum monachi est ad daemones, ut vitia intellectuum separet.* Ibid. 1029 A: Ὁ ὅλεμος τοῦ μοναχοῦ πρὸς τοὺς δαίμονα, ἵνα τὰ πάθη τῶν νοημάτων χωρίσῃ.

Hier verdiente auch die Lehnübersetzung der einzelnen Wörter (wie z. B. ὅλεμος = *universus*, νόημα = *intellectus*) Beachtung, aber jetzt verweise ich nur auf das Mißverstehen des genitivus separationis bzw. auf seine Umdeutung in den genitivus possessivus.

Im folgenden Beispiel wird der genitivus separationis von einem Adjektiv regiert :

IV, 9: *Omnis . . . creatura composita existit ex substantia et accidenti,* Ibid. 1049 B: Πᾶσα . . . ἡ κτίσις σύνθετος ὑπάρχει ἐξ οὐσίας καὶ συμβεβη-

³² Wie z. B. in I, 49: μὴ τῆς καθαρᾶς προσευχῆς ἐκπεσόν = *non a munda oratione excidens*.

et indigens semper divinae Providentiae, sicut c o n v e r s i o n i s n o n l i b e r a.

κότος, καὶ ἐπιδεῆς αἰεὶ τῆς θείας Προνοίας, ὡς τροπῆς οὐκ ἐλευθέρᾳ.

Wahrscheinlich gebrauchte er den Genitiv bei *liber* — anstelle des Ablativs — direkt in Analogie zum Griechischen, obwohl diese Rektion der lateinischen Sprache nicht fremd ist.³³

Um das Mißverstehen bzw. die Lehnübersetzung des Ausdrucks *δεύτερος* + Genitiv (d. h. 'zweitrangig im Vergleich zu etwas') geht es im folgenden Beispiel:

III, 5: *Malum quod est in daemonibus, haec esse . . . : furorem irrationalem, dementem concupiscentiam, imaginatorem temerariam. Irrationabilitas autem et dementia et temeritas privationes sunt rationis, mentis et animadversionis. Privationes autem h a b i t u u m s u n t s e c u n d a . . . Quodsi hoc est, neque daemones natura sunt mali, sed ex abusione animalium virtutum mali facti sunt.*

Ibid. 1017 D — 1020 A: *Τὸ ἐν δαίμοσι κακὸν ταῦτα εἶναι . . . θυμὸν ἄλογον, ἄνοον ἐπιθυμίαν, φαντασίαν προπετῇ. Ἀλογία δὲ καὶ ἄνοια καὶ προπέτεια ἐπὶ τῶν λογικῶν στερήσεις εἰς λόγον καὶ νοῦ καὶ περισκέψεως. Αἱ δὲ στερήσεις τῶν ἑξῶν εἰσι δεύτεραι . . . Εἰ δὲ τοῦτο, οὐδὲ οἱ δαίμονες φύσει κακοί· ἀλλ' ἐκ παραχρῆσεως τῶν φυσικῶν δυνάμεων κακοὶ γέγονασι.*

Im zitierten Kapitelchen handelt es sich um das ontologische Problem des Bösen, mit anderen Worten um den Vorrang der *habitus* (der *ἐξεις*, d. h. des λόγος, νοῦς und περίσκεψις) im Gegensatz zu deren *privatio*, der *στέρησης*.

Für die Lehnübersetzung verschiedener partizipialer Konstruktionen, die im Werk des Cerbanus vorkommen, gebe ich hier nur eine Stelle, die als Mißverständnis eines genitivus absolutus zustande kam. (Es sei angemerkt, daß Cerbanus in der überwiegenden Mehrheit der Fälle diese Konstruktion richtig übersetzt hat, mit ablativus absolutus.) Die fragliche Stelle:

IV, 54: *Ne putes perfectam habere impassibilitatem rei non praesentis. Cum autem apparuerint (recte: apparuerit) et manseris immobilis . . . , tunc cognosce teipsum terminos eius ascendisse.*

Ibid. 1060 C: *Μὴ νόμιζε τελείαν ἔχειν ἀπάθειαν τοῦ πράγματος μὴ παρόντος. Ὅταν δὲ φανῇ, καὶ μένης ἀκίνητος . . . , τότε γινώθι σεαυτὸν τῶν ὁρῶν αὐτῆς ἐπιβεβηκέναι.*

Aus dem Sinne des Textes geht klar hervor, daß der Ausdruck *re non praesente* oder *re absente* — bzw. dessen Auflösung in einen Temporal- oder Konditionalnebensatz — die richtige Lösung gewesen wäre.

³³ Vgl. J. B. HOFMAN—A. SZANTYR: Lateinische Syntax und Stilistik. München 1965. 78., 107.

Im Obigen habe ich Beispiele aus der im 12. Jh. entstandenen Übersetzung des Cerbanus analysiert, und ich habe aufgezeigt, welche Formen jener sprachlichen Erscheinung, die Lehnübersetzung oder Calque genannt wird, darin zu finden sind.³⁴ Wie zu sehen war, kann sie sporadisch, als ad hoc-Übersetzung einzelner Worte zustandekommen. Sie kann aber auch regelmäßig immer wiederkehrend bei der Mehrzahl oder Gesamtheit des Vorkommens einunddeselben Wortes auftreten. Sie kann sich in der Wortbildung wie in der Wiedergabe von Wortverbindungen und grammatischen Konstruktionen äußern, ja letztenendes auch in der Gestaltung der Wortfolge. Cerbanus war ein guter Stilist im Lateinischen, davon zeugt gebührend sein selbständig formulierter Zueignungsbrief an den Erzabt David. Auch in der griechischen Sprache war er nicht unbewandert, das bestätigt schon sein Unternehmen selbst, und es wird unterstützt durch die Tatsache, daß eine beträchtliche Zahl von Handschriften seine ziemlich flüssige Übersetzung bewahrt (Admont, Reun, Zwettl, Heiligenkreuz, Hohenfurt, Sankt Florian, München): sie genoß also bis zu einem gewissen Grade Volkstümlichkeit und wurde gewiß auch gelesen. Die unzweifelhaft vorhandenen Mängel seiner Übersetzung dürften — abgesehen von dem wechselvollen Schicksal, dem die Handschriften der griechischen und lateinischen Texte ausgesetzt waren —, ihren Ursprung vor allem in seiner Ungeübtheit in der Übersetzungsarbeit haben, außerdem darin, daß er über kein solches Glossar verfügte, welches ihm die nötige Hilfe bei den Deutungsschwierigkeiten hätte leisten können. So lassen sich letztlich die hier aufgezeigten und charakterisierten Calques — wenigstens teilweise — auf ein Glossar, auf dessen nicht genug umsichtigen Gebrauch zurückführen. Wenn aus der Zahl seiner Handschriften mit Recht darauf geschlossen werden kann, daß man das Werk viel gelesen hat, dann kann es auch nicht als ausgeschlossen angesehen werden, daß der Stil dieser Übersetzung hier und da in der Klosterliteratur weiterwirkte. Betrachtet man den obigen Überblick unter diesem Gesichtspunkt, so war es vielleicht nicht nutzlos, auf die sprachlichen Calques in der Übersetzung des Cerbanus aufmerksam zu machen.

Budapest.

³⁴ Einige Beispiele anderer Art: I, 76: *Hoc ... faciens et beatus apparet David* = Τοῦτο ... ποιῶν καὶ ὁ μακάριος φαίνεται Δαβὶδ (ibid. 977 B). — I, 61: *Quam (= caritatem) habere inefficax et impossibile est eum, qui non diligit aequaliter omnes homines* = ἣν ἀμήχανον ἔχειν τὸν μὴ πάντας ἀνθρώπους ἐξ ἴσου ἀγαπῶντα (ibid. 973 A). — I, 91: *Magnum quidem est ad res non pati, multo vero maius ad imaginationes earum impassibilem permanere* = ... μεῖζον ... τὸ τὰς φαντασίας ... ἀπαθῆ διαμείναι (ibid. 981 A). — I, 39: *tu ne dicas, quia nuda fides ... potest me salvare* ... *Solum enim credere non prodest* = ... Ἡ ψιλὴ πίστις ... δύναται με σώσαι ... Τὸ δὲ ψιλῶς πιστεῖν „Καὶ τὰ δαιμόνια πιστεύουσι ...“ (ibid. 968 C). Das *non prodest* dürfte der Übersetzer hinzugefügt haben; übrigens gibt auch er nach dem Bindewort *quia* den Text von Jac. 2, 19.

DIE SPUREN DES SPRACHLICHEN SUBSTRATS IN DER HORAZISCHEN TEXTÜBERLIEFERUNG

In den mittelalterlichen Handschriften — und so auch in den uns näher beschäftigenden Horaz-Kodizes — stößt man nicht selten auf sprachliche, historische, kulturhistorische, geographische usw. Besonderheiten, welche mit der Thematik und den Aufgaben der mittellateinischen Lexikologie eng zusammenhängen dürften.

Die Praefatio der noch heute maßgebenden und unentbehrlichen Horaz-Ausgabe von O. Keller und A. Holder¹ — eine ausführliche Beschreibung der Handschriften und ein großangelegter Klassifizierungsversuch der Horazüberlieferung — gehört nicht einmal zum obligatorischen Lesestoff der klassischen Philologen im engeren Sinne, obgleich sie an und für sich — und auch betreffs unserer Konferenz — eine überaus lehrreiche Lektüre bietet. So erfährt man z. B. aus der Beschreibung des Kodex B (Bernensis 363 saec. IX),² daß der fromme *librarius* neben eine Satirenzeile (I 2, 124 *nec magis alba velit, quam dat natura, videri*) die folgende Bemerkung eintrug: *regina Angelberga*. Das heißt, daß die Frau des Langobardenkönigs Chlodwig II. in den 50–60-er Jahren des IX. Jh. die vom Satiredichter gerügte kosmetische Eitelkeit nicht verschmäht haben wird. Selbst wenn wir keine anderen Indizien besäßen, könnten wir aus dieser einen Glosse auf Herstellungsort und -Zeit des Kodex folgern. Es gibt aber in diesem Kodex auch *irische* Glossen,³ des weiteren findet man im Text des Horaz mehrmals eine auf den ersten Blick unerklärliche Buchstabenverwechslung, u. zw. diejenige von *v* und *p*. (C. III 27, 15 *petet* statt *vetet*; IV 2, 27 *avis* statt *apis*; A. P. 378 *pergit* statt *vergit*.) Diese Besonderheit wurde durch A. Holder⁴ so erklärt, daß der Abschreiber des Kodex — mutmaßlich Hüter und Überlieferer von gewissen *insularen* Gewohnheiten — die angelsächsische Rune *wýn* *p* mit dem *p* verwechselt haben dürfte.

¹ Q. Horati Flacci Opera, I². Lipsiae 1899. V–CVII.

² Der Kodex wurde nach B. BISCHOFF um 865 geschrieben, vgl. G. NOSKE: Quaestiones Pseudacroneae. Diss. München 1969. S. 190, Anm. 12.

³ Vgl. H. HAGEN: Praef. ad ed. cod. Bernensis 363. p. XLI sq.

⁴ In KELLERS Praef., p. XXII. Über den irischen Einfluß im allgemeinen vgl. B. BISCHOFF, Il monachesimo Irlandese nei suoi rapporti col continente. Mittelalt. Stud. I. (Tübingen 1966) 195 ff. *Korr.*—N.: Vgl. noch J. DUMMER: Kodikologie und Kulturgeschichte. Klio 56 (1974) 535 ff.

Zum vorher erwähnten kulturhistorischen Beitrag, d. h. zur Schönheitspflege der Langobardenkönigin kommt so — dank einer Buchstabenverwechslung — ein lehrreicher Einblick in die Geschichte unserer europäischen Kultur in den VII—IX. Jh.: wie die Iren des Columban ihre Kodizes und ihre Schreibkunst nicht nur nach Luxeuil, in die Wildnis der Vogesen, nicht nur nach Corbie in Picardien, nach *Corbeia nova* (Corvey) in Sachsen oder nach Sankt Gallen in der Schweiz, sondern selbst nach Bobbio (in der Nähe von Pavia) mit sich brachten.

Die meisten Kodizes des Horaz lassen sich freilich nicht so leicht lokalisieren und auch ihre Entstehungszeit kann nicht so genau bestimmt werden. Immerhin helfen uns die paläographischen Besonderheiten und diejenigen der «Rechtschreibung» hie und da weiter. Findet man z. B. im Text der in München aufbewahrten «Schedae Scheftlarnenses» (ξ, saec. X) statt *improbis* (Sat. II 5, 28) *imbrobus*, oder in deren nahem Verwandten, dem Münchener E (Monacensis Lat. 14685, saec. XI) statt *averrere* (Sat. II 4, 37) *aferrere*, statt *blateras* (II 7,35) *plateras*, statt *venerantur* (Epist. II 2, 107) *fenerantur* usw., so wird man der Behauptung von Keller—Holder getrost beipflichten: «E ex Germania superiore oriundus est.» Dasselbe beobachtet man im späten (saec. XV), aber wegen seiner Verwandtschaft mit dem berühmten *Blandinianus vetustissimus* nicht unwichtigen g (Gothanus duc. B 61): *feraces* statt *veraces* (Carm. saec. 25) oder umgekehrt: *venere* statt *fenore* (Epist. I 1, 80); ebenso im Prager j (saec. XI) *plateras*, *pleps*, *epur*, *fulgi* (zweimal) statt *vulgi*; im L (Lipsiensis I 4, 38 saec. X) statt *divum* (C. I 18, 13) *tivum*, statt *Briseis* (C. II 4, 3) *priseis*, statt *publicus* (II 1, 10) *puplicus*, statt *opprobrium* (III 24, 42; IV 12, 7) *obbrobrium* usw.⁵

So verrät der Kodex b (Bambergensis K 2, saec. X, aus dem Benediktinerkloster von Corbie) nicht nur die Minuskelschrift seines Vorgängers (z. B. C. II 18, 8 *dientes* statt *clientes*), sondern auch die Aussprache seines Schreibers: der Betreffende hat den Acc. des Personennamens *Telephus* als *te levum* gehört und geschrieben.

Andere Besonderheiten des Prager j-Kodex können nicht so selbstverständlich beurteilt werden wie es sich O. Keller⁶ dachte: «ad mediam Germaniam spectare videtur, quod g omittitur in *maistro* (C. III 11, 1) et *traica*»

⁵ Vgl. K. LANGOSCH: Lateinisches Mittelalter. Einleitung in Sprache und Literatur. Darmstadt 1963, 43 (über die Rolle der volkssprachlichen Elemente in den Besonderheiten des Ml.): «Nach der karolingischen Renaissance . . . floß das Volkssprachige aus den Muttersprachen ein . . ., aber auch aus den anderen Sprachen Europas, wofür Entlehnungen sogar aus dem Ungarischen zeugen.» L. führt als Beispiele für Verwechslung von *tenuis* und *media* im deutschen Milieu *tepere* (*debere*), *bresbüter*, *custodire* an. Vgl. auch B. BISCHOFF: Die ml. Lit. Im Sammelwerk: Mittelalterliche Studien, II. Stuttgart 1967. S. 1: «Der Sprachschatz ist teils durch lateinisch empfundene Neubildungen, teils durch Entlehnung aus Glossaren oder Angleichungen aus dem Griechischen oder anderen Sprachen erweitert.»

⁶ Praef. p. XLVI.

(Epist. I 3, 14; so auch A = Paris. Lat. 7900 saec. IX—X und L¹ = Laur. XXXIV 1), weil *magister* auch in Byzanz als *ματῆς* (Const. Porph., Caer. aul. Byz. 1, 1 p. 27), und z. B. *fugere* auch in den romanischen Sprachen als *fuir*, *huir* usw. weiterlebt. Eine Lesart ohne inlautendes *g* kann freilich auch einem *librarius* mit deutscher Muttersprache zugeschrieben werden, so z. B. Sat. I 6, 13 *Tarquinius regno pulsus fugit (recte), fuit* EURL etc., obgleich man den Text eventuell auch als *pulsus fuit* verstanden haben dürfte. Im Falle eines anlautenden *g* (wie z. B. im Lipsiensis: C. I 8, 10 *iestat* statt *gestat*) hatte Keller sicherlich recht: «ein Fehler, der z. B. in Oberdeutschland schwerlich entstehen konnte.»⁷

Zweifellos ist der Kodex u (Paris. Lat. 7973, saec. IX—X, olim Floriacensis) die Arbeit eines französischen Kopisten, sonst hätte er das Wort *cantus* (Carm. saec. 22) nicht als *quantus*, oder den Flußnamen *Xantho* (C. IV 6, 26) als *sancto* geschrieben.⁸ Ebenso verrät seinen Ursprung der Kodex a (Mediol. Ambr. O 136 sup., saec. IX—X, olim Avenionensis), in welchem man z. B. den Abl. *thesauro* (Sat. II 6, 11) in der Form *tresauo* findet.

Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, wie sich gewisse Besonderheiten der Aussprache in den Lesarten der Kodizes widerspiegeln. So liest man in den Horaz-Scholien *Γα f* (als Kommentar zum logischen Trugschluß «*acer-vus*» des Augustus-Briefes, II 1, 41) *seu dominos* statt dem griech. *πενδόμενος* oder in AVF (zu C. IV 13, 7 *doctae psallere Chiaie*) *saltare* statt *psaltare*. Keller hat ohne jedwede Bemerkung die Form *saltare* in seinen Text gesetzt, obwohl es sich da nicht etwa um Hüpfen, Tanzen o. ä., vielmehr um eine *romanische* Besonderheit der Aussprache handelt, wobei Frankreich *nicht* in Frage kommt, vgl. *παλτήριον* = *psalterium*; ital., span. *salterio*, prov. *salteris*, aber franz. *psautier*.⁹ Kennzeichnend für *französisches* Milieu ist z. B. die Verwechslung von *c* und *s* vor *e/i* (*exersitus*, *Corcica*) oder diejenige von *a* und *e* vor Nasalen

⁷ Epilegomena zu Horaz, I. Leipzig 1879. 39. Vgl. FR. STOLZ—M. LEUMANN: Lat. Laut- und Formenlehre. München 1926—28, unveränd. Nachdr. 1963. 126: «Die roman. Palatalisierung von *ge gi* . . . schon im Vulgärlatein zu erschließen aus Schreibungen wie *trienta (triginta)* CIL XII 5399, *vinti* aus **vijinti*, *ma(g)ester* CIL III 14730», und umgekehrt: *gi* statt des ursprünglichen *i*: *Gianuaria* CIL XI 4335, *congiugi* XI 1016. (S. 110.) — Dazu ein korruptes AF-Scholion zu C. II 1, 6 *periculosae plenum opus aleae: ut* (wie die Zitate in den Scholien eingeleitet werden) *Cogit alea belli*. Das von KELLER mit einer Crux versehene Zitat wurde von W. HERAEUS (Sprachliches aus den Ps.-acr. Horazscholien. Rhein. Mus. 58 [1903] 467) identifiziert: Luc. VI 60 *coit area belli*. Ein lehrreicher Fall; der Scholiast wollte Pollios «gewagtes Unternehmen» durch einen teilweise bereits korrupten Lucan-Text (*alea Gn*) verdeutlichen. — *Korr.* — *N.*: Auch im Kodex № 44 des Magdalene College (Oxford) liest man Ars p. 89 *traicis* (st. *trag.*); in R umgekehrt: Sat. I 2, 120 *exigerit* (st. *exierit*).

⁸ Mit diesem Schreibfehler vgl. man die ergötzliche Liste von ähnlichen Versehen bei O. KELLER (Epil. II 319): *sacramento* statt *sacra mentito* (C. IV 6, 14); *amen* — *amem*, *pastor* — *Castor*; *dies ille* (!) statt *ille dies*; *cum bove pardus* (vgl. Jes. 11, 6 *habitabit lupus cum agno et pardus cum haedo accubabit*) statt *cum bove pagus* (C. III 18, 12); *Maria* statt *Marica* usw.

⁹ Vgl. dazu NOSKE: a. a. O., 67, 7; LANGOSCH: a. a. O. 54.

(*petandum, audiverem*); ebenso *prumptus* statt *promptus* oder umgekehrt: *nonquam* statt *nunquam*; s. unten *cuntus* statt *contus*.¹⁰

Es lohnt sich, auch die interlinearen oder marginalen Glossen der Horazhandschriften in unseren Gesichtskreis hineinzubeziehen. So wird z. B. das Beiwort der «zerbrechlichen», «vergänglichen» Myrte in der Phidyle-Ode (C. III 23, 16 *fragilique myrto*) in den Scholien mit der Glosse *brisili* erklärt, welche für einen *französischen* Leser ohne weiteres verständlich war, welche aber in keinem Lexikon verzeichnet ist. (Vgl. noch z. B. Sat. I 2, 29 *instita: limbus, quod et fresum potest accipi*, F, oder II 3, 25 f. *frequentia . . . compita: negotiatores et cociones . . ., qui et arriblatones dicuntur lingua Romana*, Ff.)¹¹

Diese Glossen sind freilich von ganz verschiedenem Wert und Interesse. Man findet darunter z. B. mhd. usw. Worterklärungen, so im Kodex x (heute in der Bibl. Bodleiana in Oxford, ursprünglich aus Lothringen, saec. XI) *antemnae* (C. I 14, 6) — *segalrodon*; *lacertae* (I 23, 7) — *ydehsun*; *vadibus* (Sat. I 1, 11) — *burgun*; *promus* (Sat. II 2, 16) — *sceinco*; *scobs* (II 4, 81) — *urpora*;¹² oder in z (Cod. Leidensis Vossianus 21, olim Mettensis, saec. XI) *anseris* (Sat. II 8, 88) — *[li]gant<a>e*; in r (cod. Paris. 9345, olim Erf., saec. XII) *lams* (Epist. I 13, 10) — *Teutisce pul*; in v (cod. Nienburgensis, nunc Dessauensis, saec. X) *piscator* (Sat. II 3, 227) — *vissare* usw.

In demselben Cod. Dessauensis liest man auch eine andere Glosse, über *diota* (C. I 9, 8) geschrieben: *Chuôfa sive Chruôc*, welche deshalb einige Aufmerksamkeit verdient, weil dasselbe nicht gewöhnliche Wort, der «zweihenkelige» Weinkrug *diota* in anderen Scholien durch eine nicht ohne weiteres verständliche — und in den Lexika nicht verzeichnete — Glosse erklärt wird: *vinarium vasculum, id est magarum* rac Ph; *magara* γ; *magorum* p. O. Keller¹³ wird recht haben: das Wort ist mit kurzem *a* auszusprechen (also nicht *magārum*, d. h. «ein Gefäß zum Zaubern») und ist dank griech. *μαγαρικόν* oder *μαγαρικά* («irdenes Gefäß», vgl. E. A. Sophocles, Greek Lex.) gut zu verstehen.

In den AV-Scholien zu Ep. XII 16 ff. (*pereat male, quae te Lesbia quaerenti taurum monstravit inertem . . .*) heißt es: *Maulistrie Lesbiae inprecatur* etc. Hier versuchte sich O. Keller in einer mehr als fraglichen Konjektur: *m<ala>aulistrie Lesbiae inprecatur*; vgl. *mala ipsi* p, *mala* c. Dagegen wies W. Heraeus¹⁴ auf griech. *μαυλιστρία* «Kupplerin» hin, und diese Erklärung kann auch angenommen werden, obgleich man im Horaz-Kodex der Bibliotheca Bodmeriana eine andere «Erklärung» findet: *obstetrix* (vgl. Ep. XVII 51?); *illis enim matronae solent consilia sua et desideria <patefacere>*, wie im γ.

¹⁰ Vgl. LANGOSCH: a. a. O. 43.

¹¹ Auch das Wort *caesura* in der Bedeutung von 'syllaba' (zu C. I 9, KELLER I 48, 3) oder 'semipes' (zu C. I 11, KELLER I 53, 7) ist in den Lexika nicht vermerkt, vgl. NOSKE: a. a. O., 54, 74.

¹² Dazu s. auch den Anhang in KELLERS Ps.-Acro-Ausgabe, II p. 393.

¹³ Zu Pseudacron. Wiener Stud. 26 (1904) 83.

¹⁴ Rhein. Mus. 58 (1903) 465.

Im allgemeinen wird man der Behauptung von K. Strecker¹⁵ beipflichten, wonach die mittellateinische Literatur international sei, und die Heimat eines Autors nach der Sprache nicht festgestellt werden könne. Liest man aber z. B. im Kodex f (Franekeranus, olim Cluniacensis, saec. XI—XII) zu Sat. II 5, 40 *pingui tentus omaso* die Glosse: *Panza*, so bleibt die italienische Muttersprache des Betreffenden kein Geheimnis. (Vgl. zu Epist. I 7, 51 *cultello: ratorio* F. Hier liegt ein Mißverständnis des Kontextes seitens des Glossators vor: Volteius Mena hat sich die Nägel *vacua tonsoris in umbra* sicherlich nicht mit einem Rasiermesser geputzt.)

Nun ein Beispiel zur Beleuchtung der speziellen Schwierigkeiten der Scholiendeutung. In der 3. römischen Ode liest man Iunos Rede über Trojas wohlverdientes Ende (C. III 3, 25 ff.):

*iam nec Lacaenae splendet adulterae
famosus hospes, nec Priami domus
periura pugnaces Achivos
Hectoreis opibus refringit . . .*

das heißt: «die Griechen werden durch das eidbrüchige Volk des Priamos nicht gebrochen und nicht vertrieben — *Hectoreis opibus*. Laut dem «ps.-acronischen» Kommentar: *opes autem pro auxiliis ponuntur, tamquam sint auxilio Hectoris victi*, — aber *wer?* Ob etwa die Griechen, *auxilio Hectoris*? Im Apparat der Keller'schen Ausgabe werden die *v. l.* aufgezählt: *vati* A, *victi t viti* r, *viti* Vc, *vitae* p, *uti* γ, *Niti* α, *usus* b. Nach Noske¹⁶ scheint r (cod. Paris., olim Erf.) «eindeutig zu beweisen, daß (das Commentum) § *viti* (italo—romanische Aussprache?) las, das p, α und b . . . zu Emendationen veranlaßte. In A liegt sicher ein graphisches Versehen vor . . .» Das ist eine annehmbare und lehrreiche Erklärung des Tatbestandes, deren Wahrscheinlichkeit auf alle Fälle beeinträchtigt wird dadurch, daß man im Kodex der Bibliotheca Bodmeriana statt *victi* o. ä. ein klar zu lesendes *adiuti* findet. Das kann eine normalisierte Form des Part. perf. *iuti* sein; *iuti* in Minuskeln geschrieben konnte sehr leicht wohl als *viti* gelesen werden, wobei dann die italienische Aussprache weiter geholfen haben mag: *viti* — *vitti* — *victi*, vgl. ital. *vittima*, *vitto*, *vittoria* (*victima*, *victus*, *victoria*). Wie fraglich die Lesung *victi* ist, zeigt der Einfall von W. Heraeus: «Da der Parisinus (A) *vati* gibt, so ist das vielleicht aus <pri>*vati* oder <or>*bati* verstümmelt».¹⁷

Zu den «hundert Herden» der *Otium*-Ode (C. II 16, 33 f. *te greges centum Siculaeque circum mugiunt vaccae* . . .) liest man in den Scholien bf die folgende Erklärung: *uno verbo, quod est mugiunt, respondet et ad greges et ad vaccas, quia*

¹⁵ Einführung in das Mittellatein.² Berlin 1929, 12.

¹⁶ A. a. O. 125.

¹⁷ A. a. O. 467.

balare proprie ad oves pertinet. Was diese «sonderbare Erklärung» betrifft, «so scheint sie auf einen italo-romanischen Scholiasten hinzuweisen, denn das lateinische Wort *grex* ist in den romanischen Sprachen verschwunden außer im Italienischen, wo *gregge* Schafherde bedeutet».¹⁸

Eine ähnliche Erscheinung beobachtet man in den Scholien zu C. II 20, wo ein späterer Scholiast den Kommentar des Porphyrio (*poetice significat se in cygni figuram transiturum et dulcedine cantus totum orbem impleturum; non usitata autem hoc est: non vulgari, nec enim vulgaria scribit*) mit einem Mittelteil ergänzt hat: *avis enim, in quam se transfigurandum* (cons. Porph. ad v. 9) *dicit, canora est, ut poetae merito conveniat, et Apollini consecrata* (AΓ^aV). Der betreffende Scholiast (wohl A) nahm das Beiwort *canora* aus der Zeile 15 (*canorus ales*), aber in einer anderen Bedeutung: der Dichter erfüllt — wie ein hochfliegender Schwan (vgl. C. IV 2, 25) — die ganze Welt mit seinem tönenden Gesang, während der Scholiast an einen gewöhnlichen Singvogel (ital. *canoro*, sc. *uccello*) gedacht haben mag.¹⁹

Der Forscher dieser heterogenen Scholienmasse wird auch auf andere sprachliche Erscheinungen aufmerken. So wird z. B. eine Zeile der Archytas-Ode (C. I 28, 19 *mixta senum ac iuvenum densentur funera*) in mehreren Scholien (ΓVcp Ph) folgendermaßen erklärt: *multitudo morientium totius aetatis*, während man in A (Paris. 7900) nicht den Nominativ *multitudo*, sondern die Form *multitudine* findet. Oder zu C. III 14, 15 f. (*tenente Caesare terras*): Porphyrios Bemerkung (*id est: incolumi Caesare*) wird bei den Späteren (ΓbVcp) so erweitert: *hoc est: parte* (recte: *parta*) *pace incolumi Caesare*. Am Ende der ersten römischen Ode (III 1, 47 *cur valle permutem Sabina . . .*) wird der Nominativ *sollicitudo* (A) mit *sollicitudine* (ΓvVp) verwechselt. Noske hat recht: alle drei Beispiele «stammen aus einer Zeit, in der das Kasusgefühl abhanden gekommen ist».²⁰

Die Sprache der Horaz-Scholien weist nicht selten spät- (mittel-) lateinische Merkmale auf, so z. B. Umschreibung des Abl. instr. durch *per* (*per amorem* statt *amore*; C. I 28, 12 *refixo clipeo i. e. per refixum clipeum*); des Dativs durch *ad* + Acc. (C. I 17, 14 *cordi pro ad cor*, oder Sat. II 6, 20 *melli i. e. ad mel*); *captivitas* (in der Bedeutung «Unglück», «Elend») als Gegensatz zu *prosperitas* (ad C. III 10, 4) usw.²¹

Ohne gehörige Kenntnis solcher sprachgeschichtlichen Erscheinungen kann der Herausgeber (und Erklärer) der Scholien leicht in Verlegenheit geraten. So formte Keller den Text des «ps.-acronischen» Kommentars zu C. I 4, 5 (*iam Cytherea choras ducit Venus . . .*) wie folgt: *clementia dicit temporis etiam ad ludum animos invitari, ita ut in nocte salta[n]tibus vacent voluptatem sati-*

¹⁸ Noske, a. a. O., 143, 84.

¹⁹ *Ibid.*, 232.

²⁰ *Ibid.*, 208; vgl. 66, 2.

²¹ *Ibid.*, 269.

antes . . . Während man Kellers Emendation *saltatibus* ohne weiteres für einleuchtend findet, ist die (nicht neue) Konjekture *voluptatem satiantes* ganz überflüssig: ist doch in den Handschriften (AΓaPh) klar *voluptate faciente* zu lesen (*voluptatem faciente* cp, *voluptatem facientes* Hauthal). Diese Umschreibung des Abl. causae findet man bereits bei Ovid. (Met. II 540 *lingua faciente loquaci*);²² später kommt sie immer häufiger vor, so z. B. Serv. ad Verg. Aen. II 626 *faciente Venere*, XI 866 *faciente numinis iracundia*; Schol. Pers. I 100 *Libero faciente*; Schol. Iuv. V 147 *uxore sua faciente* usw.

Auch die Unsicherheit in der Unterscheidung der Quantitäten kurz-lang nahm zu; einige Beispiele haben wir schon bisher beobachten können (*fenore* — *Venere*, *Telephum* — *te laevum* usw.). Ein Scholiast hat die wohlbekannten Zeilen der Thaliarchus-Ode (I 9, 17 f. *donec virenti canities abest morosa* . . .) sicher falsch — mit kurzem *o* — gelesen, der dann — nicht mehr in der Lage, Porphyrios Kommentar (*id est senectus difficilis, nam morosi dicuntur multorum morum inter se contrariorum*) zu verstehen — zur folgenden Weisheit seine Zuflucht nahm: *quae totum tarda deliberatione faciat* (AΓⁿ acp). W. Heraeus wies²³ richtig auf das spätlat. *mōrosus* (Cassian., Collat. XVII 5, 3 *morosus reditus*) und auf dessen Erklärung als *diuturna vel longa* (CgL V 414, 3; vgl. ital. *moroso* «säumig», *morosità* «Säumnis») hin; er ging aber irre, als er *lentum* statt des überlieferten *totum* vorschlug. *Totum* heißt im Spätlatein bekanntlich²⁴ so viel als *omne* (vgl. *tutto*, *tout*), d. h., daß die *senectus morosa* — im Sinne dieser Erklärung — «alles mit langsamer, säumiger Überlegung macht». Immerhin sind wir dankbar für einen Hinweis von Heraeus, laut welchem das Wort in dieser Bedeutung u. a. in der Regula Benedicti (58, 16 ed. Hanslik, CSEL 75, p. 135) vorkommt: (*non liceat egredi de monasterio*) *nec collum excutere desub iugo regulae, quem sub tam morosam deliberationem licuit aut excusare aut suscipere* (vgl. *ibid.* 43, 4 p. 107 *quem* — sc. *psalmum* — . . . *subtrahendo et morose volumus dici*). Allem Anschein nach wird man das Wort bereits bei Plinius (Nat. hist. XVI 33, 139) so zu verstehen haben: *cupressus* . . . *natu (v. l. satu) morosa*, d. h. die «schwer wachsende» Zypresse (vgl. *ibid.* *difficillime nascentium*). — Es kann auch sein, daß sich der betreffende Scholiast²⁵ in seinem Sprachgebrauch nach demjenigen der Regula richtete, so daß man in diesem Fall einen sicheren *terminus post quem* haben würde: nach 529.

Der «diesjährige» Wein der Epode *Beatus ille* . . . (II 47 *horna vina*) wird in den Scholien AV mit *novella* erklärt. Das Wort mußte wahrscheinlich bald erklärt werden, weil das klassische *hornus*, *hornotinus* nur selten gebraucht wurde und nie beliebt war. Keller teilt auch Iⁿf mit: *huius anni, quod plebei*

²² Vgl. W. HERAEUS: a. a. O. 466; FR. BÖMER: Komm. ad l.

²³ A. a. O. 467.

²⁴ Vgl. K. STRECKER: a. a. O. 12; wie es oben im Scholion zum V. 19 der Archytas-Ode hieß: *multitudo totius aetatis*.

²⁵ Über sein Christentum vgl. NOSKE: 269, 61.

dicunt hocannium (Ph: *hoc anninum*). Heraeus weist²⁶ in diesem Zusammenhang auf die betreffenden Worterklärungen des Corpus glossariorum (II 320, 64 ἐφ'ἑτίας *hocannotinus*, 65 ἐφ'ἑτος *hoc anno*, 66 ἐφ'ἑτιον *ocannivum*) und auf ital. *uguanno* (prov. *ogan*, altport. *ogano*) hin; vgl. mit dem deutschen «Heuriger».

Lehrreich ist die Erklärung der Bacchus-Aretalogie (C. II 19, 17 *tu flectis amnis, tu mare barbarum*) in den Scholien. Der ursprüngliche Porphyrio-Kommentar (*flectis pro . . . domas positum est . . . ; barbarum pro saevo ac violento propter subiectas tempestates dixit . . .*) wurde später auch in diesem Fall erweitert: *domas sive superas . . . ; aut flectis per gyras* (rfv, *gyras* AyaVc, *per gratias* p, *per giros* Ph, edit. *gyros*), *quia et Dionisius Nili fontem sicut Hercules quaesivit?* Die ἀρετή des verherrlichten Gottes offenbart sich überall in der Natur: er macht die Menschen wild und derselbe Gott kann die Wilden zähmen, er legt Zaum tierischen Leidenschaften und elementaren Kräften an. (Vgl. Verg., Aen. VI 804 f. *qui pampineis victor iuga flectit habenis, Liber agens . . . tigres.*) In der späteren Erweiterung wäre *flectis per gyros* an sich ganz logisch (von der Bezwingung der Flüsse, von der Änderung ihrer Richtung usw., wie der Reiter sein Pferd lenkt, vgl. Verg., Georg. II 115 *frena . . . gyrosque dedere*; Aen. X 883 f. *volatque ingenti gyro*; Ovid., Ars am. III 384; Tac., Germ. 6, 2 *variare gyros*), wozu aber die Fortsetzung (*quia et D. Nili fontem . . . quaesivit*) wenig gut paßt. Heraeus möchte²⁷ den Ausdruck *per gyros* (*giros*, *gyras*) in *eins* schreiben (*pergyras*) und als *lustras* verstehen, vgl. Peregr. Silv. p. 66 R. *civitatem pergyrare*; *gyrare* heißt so viel als «herumbewegen», ital. *girare* «drehen», «die Welt durchwandern», vgl. spätlat. *circare*, ital. *cercare*, franz. *chercher*.

Nun etwas Geographisches! Porphyrio mußte den Ort, wo Hasdrubal und das punische Heer sein Ende fand (C. IV 4, 37 f. *quid debeas, o Roma, Neronibus, testis Metaurum flumen . . .*), bereits erklären: *Metaurus amnis Galliae est, iuxta quem Nero consul . . . Hasdrubalem . . . devicit caesis supra quinque quadraginta milibus*. Dasselbe wird in σχ A viel ausführlicher kommentiert: *Metaurus fluvius de Piceni provincia oriens, in Flaminiam decurrens, quae regio Gallia dicebatur. Iuxta hunc fluvium Claudius Nero consul . . . ita Hasdrubalem . . . devicit, ut . . . Quo bello supra quinque et quadraginta milia Hasdrubalis exercitus caesa referuntur*.²⁸ Porphyrio hat den Metaurus richtig als *amnis Galliae* erklärt (vgl. Liv. XXVII 46, 10), obwohl sich die *regio Aemilia* als die ehemalige *Gallia Cisalpina* ablösende administrative Einheit nur bis zum Ariminus erstreckte, und der Metaurus, welcher den *ager Gallicus* durchquert, eigentlich als ein *umbrischer* Fluß bezeichnet werden sollte. Der spätere Scholiast hat recht, indem er sagt, daß die *regio* (in der Vergangenheit!) *Gallia dicebatur*; er gibt die Richtung des Flusses richtig an (*in Flaminiam* — sc. *viam*

²⁶ A. a. O. 463; vgl. G. GRÖBER: Vulgärlat. Substrate romanischer Wörter. Archiv für lat. Lexikogr. I (1884) 240.

²⁷ A. a. O. 465; *idem*, Beiträge zu den Tironischen Noten. Archiv für lat. Lexikogr. 12 (1902) 49 f.

²⁸ Die Zahl stimmt mit der bei Liv. XXVII 49, 6 angegebenen nicht.

— *decurrrens*); während *Picenum* als Quellgebiet auf keine Weise stimmt. (Ob *Piceni* eine falsche Lesart oder Schreibfehler — statt etwa *Pitini* — ist? Die Bezeichnung *provincia* ist auf alle Fälle falsch.) Die hergebrachte Scholiastenweisheit tritt uns in *ry* und *Ph* in der Form entgegen: *fluvijs Galliae, alii dicunt Italiae*, — das heißt, daß sich der betreffende Scholiast weder über die gallischen, noch über die italischen Flüsse im Klaren war.²⁹

Übrigens hilft uns die Art und Weise, wie die Flußnamen erklärt werden, hie und da die verschiedenen Schichten der Scholien zu sondern. So heißt es z. B. in den *Γ*-Scholien zur Aufzählung der Flüsse in C. IV 14: *Danubius a Gallis dicitur oriri* (in denselben Scholien zu IV 15, 21 *Danuvium: fluvijs Germaniae*), in *bf* aber: *Nili origo non repperitur, quia de Paradiso egreditur, quamvis quidam dicunt, quod iuxta Athlantem montem . . . oritur; Hister ipse et Danuvius dividit Germaniam et Saxoniam*; ebenso vom *Rhenus* (ad A. P. 18): *qui fluvijs Galliam et Germaniam dividit* (*abf*). Vermutlich vom Scholiasten A stammt die unwissende Erweiterung zu Porphyrios richtiger Erklärung (zu C. III 10, 1 *Tanaïs: flumen est Scythiae*), laut welcher der *Tanaïs* (d. h. der Don) mit dem *Danuvius* identisch wäre.

Die gemeinsame Vorlage der mehrmals erwähnten Scholien *a*, *b* und *f* (von Noske *Θ* genannt) ist mit den von Botschuyver herausgegebenen Scholien *λqv* teilweise identisch, so z. B. zu Ep. I 28 *Lucana (pascua): Lucania regio est non longe a Roma (!), a Luca oppido dicta (!), ad quam solent homines de Calabria aestuosa transire cum pecoribus propter temperiem ante mensem Iulium, quando Canicula oritur* etc. Für uns dürfte hier die Erklärung des Eigennamens *Lucania* von einigem Interesse sein insofern als sie «wohl sicher nicht von einem Römer oder Bewohner Italiens gegeben wurde».³⁰

Wie die Flußnamen, so gestatten uns auch die in den verschiedenen Scholien zu lesenden Völkernamen, gewisse historische Schlüsse zu ziehen. Die Unmenge der in der vorletzten (IV 14.) Ode *absichtlich* gehäuften Völker- und Flußnamen (*Cantaber, Medus et Indus, Scythes; Nilus et Hister, Tigris, beluosus Oceanus; Gallia non pavens funera, dura Hiberia, caede gaudentes Sygambri*) erheischte für einen antiken Leser keine besondere Kommentierung. Zu den zuletzt erwähnten Sygambem bemerkt Porphyrio *nichts*; auch die Späteren herzlich wenig. Auf alle Fälle ist dieses Wenige dazu geeignet, gleichsam ein halbes Jahrtausend der Ethnogenese des französischen Volkes zu skizzieren: *qui et Germani* (*AV*), *nomen gentis Galliae* (*Γ* und *Ph*), *ipsi sunt Franci, Gallis mixti* (*b*), — wobei in der letzten Glosse des Bambergensis *b* (saec. X) bereits die Situation nach der Reichsgründung Chlodvigs, des «stolzen Sygambers» (Greg. Turon., Hist. Franc. II 31) veranschaulicht.³¹

²⁹ Vgl. NOSKE: a. a. O. 137, 78 (mit einigen Fehlern).

³⁰ NOSKE: a. a. O. 151.

³¹ Dazu noch zwei Angaben aus KELLERS Appendix: *Allobrox* (Ep. XVI 6): *i. e. Burchundio; Satureiano* (Sat. I 6, 59): *i. e. Alamanno*.

Betreffs der Entstehungszeit der Expositio A haben wir bekanntlich einen festen *Terminus post quem*, und zwar die Abfassungszeit des Vergil-Kommentars des Servius, d. h. um 400. Dazu stimmen diejenigen Scholien, welche die *Hunni* erwähnen (zu C. II 11, 1 *Scythes: gens septemtrionalis, post Hunnorum dicta* AΓ^ubV Ph), die *Getae* als *Gothi* erklären (zu C. IV 15, 22 AV) und viele «heidnische» Gebräuche als vergangen bezeichnen.³² Die Hauptmasse der Scholien dürfte auf alle Fälle aus der Zeit *vor* dem langobardischen Einfall (568) stammen, sie bereicherte sich aber auch noch später. Auf insulare Einflüsse wird z. B. eine Erweiterung der Scholien λφψ (zur A. P. 50, Botschuyver 426, 11–13) zurückzuführen sein, laut welcher die *tunicae* der ehemaligen *Cethegi cinctuti* so aussahen, *quales adhuc Scotti*³³ *gestant*, desgleichen zu C. I 18, 9 in Paris. 17897 und 8223 (ed. Botsch. p. 33): *inebriantur sicut Scoti*.

In diesen späteren Schichten der Horaz-Scholien kann selbst der Forscher der ungarischen Geschichte eine Kleinigkeit finden. Wir meinen damit eine Glosse des Kodex φ (Paris. 7974, saec. X init., olim Remensis), deren Verfasser das *pilum* in der «epischen» Kampfschilderung der Trebatius-Satire (II 1, 13 f. *horrentia pilis agmina* . . .) folgendermaßen erklärt: *pila dicuntur arma in summitate rotunda in modum cunctorum (i.e. contorum)*,³⁴ *quibus utuntur Hungri*. O. Keller, der die Glosse im Anhang seiner Ps.-Acro-Ausgabe (II 391) mitteilt, weist nur auf das Corpus von Goetz (CgL IV p. 553) hin.

Die genaue Identifizierung und eine archäologische Dokumentierung der betreffenden Stieß-, bzw. Wurfwaffe erachten wir nicht für unsere Aufgabe. Bei den älteren Forschern der ungarischen Kriegsgeschichte³⁵ werden hauptsächlich die einschlägigen («türkischen») Kapitel von Maurikios' Taktika (IX 48; XI 2) und diejenigen Leos des Weisen (XVIII 48) zitiert und ausgewertet. Über das *pilum* der Roxolanen (Tac., Hist. I 79) und über den *contus* der ungarländischen Jazygen hat — in souveräner Kenntnis des antiken Quellenmaterials — A. Alföldi geschrieben.³⁶ Besonders wichtig ist eine Stelle in Tacitus' Annalen (VI 35, 1): *omisso arcu, quo brevius valent* («mit dem die Sarmaten nicht so weit wie die Parther zu schießen vermögen»), *contis gladiisque ruerent*. L. Kovács, der zuletzt «Die Lanzen der landnehmenden Ungarn» behandelte,³⁷ kannte die entlegene Scholiennotiz freilich nicht; er zitiert nur Ekkehard's Darstellung des Abenteuers in Sankt Gallen (Pertz, Mon. Germ. Hist. II p.

³² Ausführlicher NOSKE: a. a. O. 275.

³³ Über die «*Scotti*» im allgemeinen vgl. B. BISCHOFF: Il monachesimo Irlandese . . . 202 ff.

³⁴ Vgl. LANGOSCH: a. a. O. 43.

³⁵ Z. B. bei J. THURY: A régi magyar és török hadviselés. Hadtört. Közl. I (1888) 581 ff.

³⁶ Budapest története, I/1. Bp. 1942, 175 ff. — *Korr. — N.*: Vgl. dazu R. SYME: Notes on Tac., Hist. III. Antichthon 9 (1975) 62.

³⁷ L. KOVÁCS: A honfoglaló magyarok lándzsái. Alba Regia 11 (1970) 81 ff., besonders 98 ff. Die Kenntnis dieser tüchtigen Arbeit verdanke ich der freundlichen Güte von J. HARMATTA.

105): *ingruunt tandem pharetrati illi* (sc. *Hungari*), *pilis minantibus et spiculis asperi*, und das Bittgebet der Bewohner von Modena: *O Geminiane . . . , ab Ungerorum nos defendas iaculis*. Für uns ist es interessant, daß der betreffende Kodex aller Wahrscheinlichkeit nach von nordfranzösischer Provenienz (Metz?) ist³⁸ (die Schreibweise *cuntus* zeugt sicher von einem französischen *librarius*), und daß die Bemerkung das frische Andenken an die selbst Frankreich berührenden Kriegszüge unserer «Abenteuer» suchenden Vorfahren aus dem ersten Jahrzehnt des X. Jh. bewahrte.³⁹

Zum Schluß einige Worte über die Lokalisierung des mehrmals erwähnten Codex Phillippsonianus, nunc Bodmerianus, und zwar aufgrund von sprachlichen Indizien! Laut gefälliger Information seitens der Leitung der Bibliotheca Bodmeriana wurde der Kodex «vermutlich zu Beginn des XI. Jh. in Frankreich geschrieben». (So auch im Auktionskatalog der Firma Sotheby & Co. vom 1. 7. 1946, S. 7: «French, circa 1000.») Die Schrift weist eher auf das X. Jahrhundert hin, und aus der «Rechtschreibung» des *librarius* (z. B. 9^r *tricolos vel detracos*; C. I 15, 28 *Titides* statt *Tydides*; III 2, 16 *poblitibus*; III 29, 17 *Andromache* — statt *Andromedae* — *pater*, darüber die erklärende Glosse: *Zepheus*)⁴⁰ dürfen wir auf einen *deutschen* Kopisten folgern.

Budapest.

³⁸ Vgl. H. J. BOTSCHUYVER: Quelques remarques sur les scolios paris. *l'op* d'Horace. *Latomus* 3 (1939) 35; NOSKE: a. a. O. 175 und 190, 13.

³⁹ Vgl. B. HÓMAN: Magyar történet (Ung. Geschichte), I. Bp. o. J. 134 ff.; aus der Bibliographie: DUSSIEUX: Essay hist. sur les invasions des Hongrois en Europe. Paris 1839; LÜTTICH: Ungarnzüge in Europa im X. Jh. Berlin 1910.; B. HÓMAN: A magyar nép neve . . . a középkori latinsághban (Der Name des ung. Volkes im Mittellat.) Bp. 1917. 4 ff.

⁴⁰ Der Verf. der Glossen des Codex Bodmerianus stellte sich Horazens Rom den Verhältnissen seiner eigenen Heimat gemäß vor, so schrieb er über *fumus* der Maecenas-Ode (C. III 29, 12) die Bemerkung: *nam hiemps erat*, d. h. daß er sich den über den Wohnhäusern (Küchen) der Großstadt auch im Hochsommer sich ausbreitenden Rauch als Folge einer regelrechten Winterheizung dachte.

CIVITAS, CASTRUM, CASTELLUM

In der ungarischen Mediävistik herrscht seit langer Zeit eine Unsicherheit, was die präzise Bedeutung der mittellateinischen Wörter *civitas*, *castrum*, *castellum* und deren Derivate anbelangt. In erster Linie gehen die Meinungen darüber auseinander, ob *civitas* 'Stadt, Burg' oder 'Komitat' bedeutet. Der komplizierte Bedeutungswandel des Wortes *civitas* im Mittellateinischen, der eine adäquate Widerspiegelung der gesellschaftlichen Entwicklung des westlichen Bereichs im Frühmittelalter ist, wurde von hervorragenden Forschern, wie Vercauteren, Ganshof und Schlesinger im Großen und Ganzen schon klargelegt.¹

Civitas, eine Ableitung von *civis* 'Bürger' bedeutete im Lateinischen ursprünglich das römische Bürgertum in seinem rechtlichen, gesellschaftlichen und territorialen Wesen. Alle diese Beziehungen haben dazu beigetragen, daß im Spätlateinischen *civitas* einerseits die Bedeutung von *πόλις* 'Stadt mit ihrem Umkreis' angenommen hat, andererseits daß durch die Bedeutung von *πολιτεία* als 'Staat', und nach der Verbreitung des Christentums und besonders seit dem Auftreten Augustins: *Civitas Dei* «die Gesamtheit der Christen» und auch selbst «das Christentum» bedeutete.

Nach der germanischen Invasion erfolgte im größten Teil des Weströmischen Reiches ein mehrseitiger Bedeutungswandel. Die spätrömische Verwaltung stützte sich auf die *civitates*, die durch *comites* verwalteten territorialen Einheiten waren und einen städtischen Mittelpunkt besaßen, der zugleich als Sitz für den Bischof diente. Die Stürme der Völkerwanderung haben die *civitas*-Bezirke meistens vernichtet und die *comites*-Verwalter haben die Städte verlassen. Es sind nur die halbruierten *civitas*-Mittelpunkte mit dem Bischofsitz übrig geblieben, wo der Bischof für die Befestigung der Stadt gesorgt hat. Um die Bischofsitze sind also auf kleinere Gebiete zurückgezogene, mit festen Mauern befestigte Innenstädte entstanden. Diese Entwicklung hat dazu beigetragen, daß vor der Jahrtausendwende *civitas* einerseits 'Stadt', andererseits

¹ F. VERCAUTEREN: *Études sur les 'civitates' de la Belgique seconde*. Bruxelles 1934.; F. L. GANSHOF: *Essai sur le développement des villes entre Loire et Rhin au moyen âge*. Paris 1943.; W. SCHLESINGER: *Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters*. II. Städte und Territorien. Göttingen 1963. 42 ff.

'cité, città, city', also 'Innenstadt', drittens 'befestigter Platz, Burg, Festung', viertens 'Bistum' bedeutete.

Östlich vom Rhein, wo die Kontinuität der Städte aufgehört hat, verbreitete sich die Bedeutung 'Burg, befestigter Ort' der Wörter *civitas* und *urbs* und auch die Bedeutung 'Bischofsitz' von *civitas*; da aber Burg und Bischofsitz zu den wichtigsten stadtbildenden Faktoren im Mittelalter gezählt werden können, wurden die seit dem XI. Jh. entstandenen Städte auch *civitates* genannt.²

Was den ungarländischen Wortgebrauch anbelangt, bedeutet *civitas* — abgesehen von der allgemein verbreiteten Bedeutung 'Bischofsstadt' — von 1000 bis 1150 'Burg' (= im Ungarischen *vár*). So kommen z. B. *Fehérvár* lateinisch als *Alba Civitas* und *Ujvár* als *Nova Civitas* vor.³ Um die Mitte des XII. Jh. wurde *civitas* (und manchmal *urbs*) in dem Sprachgebrauch durch *castrum* ersetzt; von dieser Zeit an wird *Ujvár* mit *Novum Castrum* übersetzt, und die Hauptstädte der Komitate bzw. die Residenzstädte der Gespane, die bis dahin *civitates* genannt wurden, werden bis zur Auflösung der Burgorganisation im XIII. Jh. *castra* genannt.⁴

Was *castellum* anbelangt, kommt es in den ungarländischen Urkunden aus den XI. und XII. Jh. nicht vor.⁵ Es ist merkwürdig, daß es im Sinne von einem ungarischen *castrum* erst von dem französischen Albertus Aquensis gebraucht wurde, der in der Beschreibung des ersten Kreuzzuges (1096) Ödenburg als *castellum Ciperon* (Sopron) nennt. In den ungarländischen lateinischen Urkunden des XIII—XIV. Jh. verbreitete sich der Gebrauch von *castellum* in der Bedeutung 'kleinere Burg oder Festung'.

Wenn in den erwähnten Fällen eine Parallele mit dem mitteleuropäischen Mittellatein zu beobachten ist, geraten wir zu einem eigenartigen Bedeutungswandel, was die Derivate der erwähnten Wörter anbelangt. In den ungarischen Gesetzen und Urkunden wurden die verschiedenen Burghörigen mit verschiedenen Ableitungen der erwähnten Wörter benannt, und die ungarische Geschichtswissenschaft hat bis heute die Bedeutungen nicht genügend erklärt. Es wurde öfters darüber gestritten, ob die Benennungen *civis* und *civilis*, die

² Ebd. und S. RIETSCHEL: Die Civitas auf deutschem Boden. Leipzig 1894.; H. LUDAT: Frühformen des Städtewesens in Osteuropa. Studien zu den Anfängen des europäischen Städtewesens. Reichenau Vorträge. Hrg.: TH. MAYER: Vorträge und Forschungen IV. Konstanz 1958. 63—76.; GY. GYÖRFFY: Les débuts de l'évolution urbaine en Hongrie. Cahiers de Civilisation Médiévale 12 (1969) 133 ff.

³ Ebd. und GY. GYÖRFFY: Székesfehérvár feltűnése a történelmi forrásokban. (Das Erscheinen von Stuhlweißenburg [Székesfehérvár] in den Geschichtsquellen.) Székesfehérvár Évszázadai 1 (1967) 19 ff.; Geographia historica Hungariae tempore stirpis Arpadianae. I² Budapest. Amsterdam 1966. 58.

⁴ Ebd. und F. PESTY: A magyarországi várispánságok története. (Geschichte der Burrgesellschaften in Ungarn.) Bp. 1882.; GY. GYÖRFFY: die Entstehung der ungarischen Burgorganisation. Acta Arch. Hung. 28 (1976) 323 — 358.

⁵ A. F. GOMBOS: Catalogus fontium historiae Hungariae. Bp. 1937. I. 42.

in der Periode des Wortgebrauchs *civitas* im Gebrauch waren, Burgsoldaten oder verschiedene Dienstleute der Burgen bedeuten.⁶ Was die Bedeutung von *castrensis* zur Zeit des Gebrauchs des Wortes *castrum* anbelangt, geht aus den Quellen klar hervor, daß es sich in diesem Fall um Bauern der Burgorganisation handelt,⁷ dagegen bei dem seltenen Vorkommen der Ausdrücke *castellani* oder *castellensi* einerseits (1113),⁸ und *urbani* (1075)⁹ oder *suburbani* (1075, 1165)¹⁰ andererseits, ist nur so viel feststellbar, daß es sich um keinen Burgvogt, bzw. keinen Stadtbewohner handelt, sondern man muß aus den Quellen stellenweise erschließen, ob die genannten Burguntertanen zu den Soldaten oder zu den verschiedenen Schichten der agrarischen Burghörigen zu zählen sind. Es ist noch zu bemerken, daß *castellanus* und *castellensis* nur in der Urkunde von 1113 vor kommt, die nach der Meinung von Linguisten von einem französischen Scriptor verfaßt wurde.¹¹ Das ist im Einklang einerseits mit der Tatsache, daß *castellanus* in der polnischen lateinischen Schriftlichkeit von Anonymus »Gallus« gebraucht wurde (i. J. 1110),¹² und andererseits mit dem erwähnten Umstand, daß der Ausdruck *castellum Ciperon* von der Feder eines Franzosen herrührt.

Zum Schluß möchte ich einen problematischen Ausdruck behandeln, der in der Urkunde König Stephans (anno 1009) im Zusammenhang mit dem Wort *civitas* vorkommt. König Stephan verfügt hier unter anderem über sieben Dörfer, die er in verschiedenen Komitaten dem Bistum von Veszprim schenkt. Bei der Bestimmung der Komitate kommen die folgenden Ausdrücke vor: einmal *in comitatu*, zweimal *in comitatu civitatis*, einmal *in pago civitatis* und einmal *in conpage civitatis*.¹³ Die mit *comitatus* und *pagus* angegebenen Burggespanschaften sind in den mittelalterlichen Quellen bekannt, auch wenn sich ihre Namen später veränderten; es handelt sich um die Komitate Veszprém, Fehérvár, Kolon und Visegrád. Was den fünften Bezirk anbelangt, ist *conpages Urhida civitatis* mit den späteren Komitaten nicht identifizierbar, obzwar

⁶ Vgl. B. HÓMAN: Békefi Emlékkönyv. Bp. 1912. 75—76 und den langen Streit zwischen L. ERDÉLYI und K. TAGÁNYI, L. ERDÉLYI: Történeti Szemle 2 (1913) 336 ff.; K. TAGÁNYI: Ebda 514, 518—523; L. ERDÉLYI: Ebda 3 (1914) 206 ff., K. TAGÁNYI: Ebda 437—441; L. ERDÉLYI: Ebd. 4 (1915) 42 ff., 486—514; K. TAGÁNYI: Ebda 5 (1916) 547 ff.; L. ERDÉLYI: Fejlődés a legrégibb magyar társadalomban. Bp. 1916. 43 ff.; A tizenkét legkritikusabb kérdés. Kolozsvár 1917. 52—69.

⁷ F. PESTY: op. cit. 76 ff.; A. BARTAL: Glossarium. Bp. 1901. 110.

⁸ L. FEJÉRPATAKY: Kálmán király oklevelei. Bp. 1892. 57.

⁹ F. KNAUZ: Monumenta Ecclesiae Strigoniensis. Strigonii 1874. I. 56, 58.

¹⁰ Ebd. und R. MARSINA: Codex diplomaticus et epistolaris Slovaciae. Bratislava 1971. 66, 85.

¹¹ J. MELICH: Magyar Nyelv, 10 (1914) 386—387; G. BÁRCZY: Melich Emlékkönyv. Bp. 1942. 32 kk.; I. KNEZSA: A zabori apátság 1111. és 1113. évi oklevelei, mint nyelvi (nyelvjárási) emlékek. Debrecen 1949. 37, 47—48.

¹² Monumenta Poloniae Historica N. S. II. Galli Anonymi Cronica. Ed.: C. MALECZYNSKI: Kraków 1952. 73, 85, 117, 131—136, 162—163.

¹³ Gy. GYÖRFFY: Diplomata Hungarica Antiquissima 1000—1196. Történelmi Szemle 3 (1960) 534—535.

Úrhida in der Nähe von Stuhlweißenburg auch heute existiert. Úrhida lag und befindet sich auch heute im Komitat Fejér, und es ist wohl annehmbar, daß hier ein Erdwall vom Fürsten Géza für die Verteidigung von Stuhlweißenburg errichtet wurde.¹⁴ Was den Ausdruck *compages* anbelangt, hat J. Holub angenommen, daß der hier stehende *conpage* eine Verschreibung anstatt *conpago* ist, und daß es sich im Original um das Wort *compagus* handelt, was bei Georges in der Bedeutung «der nächste Gau» belegt wird.¹⁵ Es ist aber fraglich, worauf sich «der nächste» bezieht; der angenommene Ausdruck *in conpago Urhida civitatis* dürfte meines Erachtens soviel bedeuten, daß das Dorf Füle in einem anonymen Gau liegt, der nächst dem Gau von Úrhida liegt. Die Annahme, daß bei *compagus* auf das vorherstehende Komitat verwiesen wurde, kommt nicht in Frage, da vor *compages* Úrhida das weiter nördlich liegende Komitat Visegrád erwähnt wird. Wenn wir aus dem in dem Text befindlichen *compages* ausgehen, können wir eine bessere Lösung finden. *Compages* bedeutet nämlich eine Organisation¹⁶, und *compages civitatis* kann eine kleinere Burgorganisation bezeichnen, die nicht von einem *comes* verwaltet wird und kein Komitat ist. In diesem Fall können wir annehmen, daß es sich hier um die in Europa weit verbreitete Erscheinung handelt, wonach die von Grafen und Markgrafen verwalteten Komitate auch kleinere Burgbezirke umfaßten. Solche Burgbezirke wurden in Sachsen, Thüringen und im elbslawischen Gebiet *Burgwarde* genannt; sie sind auch in der Ostmark bekannt, aber die lombardischen Urkunden beweisen auch die Existenz von Kastellen und Kastellbezirken, die Teile von größeren Komitaten bilden.¹⁷ Die endgültige Lösung der Frage: *compagus* oder *compages* steckt in dem lombardischen Urkundenmaterial. Die betreffende Urkunde von 1009 ist, wie dies schon festgestellt wurde, von einem lombardischen Notar geschrieben worden,¹⁸ die erwähnten Wörter kommen aber in den bekannten Urkunden der in Italien regierenden deutschen Kaiser und des Königs Arduin nicht vor.

Ich hoffe, daß die weitere Forschung auch die erwähnten Probleme klären wird, die dann letzten Endes zur weiteren Klärung wichtiger historischer Probleme beitragen können.

Budapest.

¹⁴ Gy. GYÖRFFY: Der Aufstand von Koppány. *Studia Turcica*. Budapest 1971 200 ff.

¹⁵ J. HOLUB: A királyi vármegyék eredete. (Der Ursprung der ungarischen Komitate. (Szent István Emlékkönyv Bp. 1938. II. 84--85.)

¹⁶ H. FINÁLY: A latin nyelv szótára. Bp. 1884. 422.

¹⁷ W. SCHLESINGER: Die Entstehung der Landesherrschaft. Darmstadt 1969.³ 228 ff.; F. SCHNEIDER: Die Entstehung der Burg und Landgemeinde in Italien. Berlin 1924.; Gy. GYÖRFFY: *Acta Arch. Hung.* 28 (1976) 343. ff.

¹⁸ Vgl. Anm. 3. und 13.

REMARQUES SUR LE LEXIQUE DU LATIN MÉDIÉVAL ET LE SUBSTRAT HONGROIS

Les recherches des monuments médiévaux de la latinité de Hongrie ont obtenu, au cours des dernières décennies, de remarquables succès dans l'étude de la formation, du développement et des formes stylistiques de la littérature latine en Hongrie. Considérables efforts peuvent également être enregistrés dans le domaine de l'examen de la formation et de l'histoire de l'orthographe hongroise. Cependant le rapport et les liens entre l'usage du latin écrit et celui du hongrois de la Hongrie médiévale, et par conséquent les problèmes que soulèvent l'interpénétration et la coexistence de la latinité de Hongrie et du hongrois médiéval sont restés presque au dehors de l'intérêt de la recherche scientifique. Dans ce domaine deux groupes de questions ont seulement attiré l'attention: d'une part le problème de l'origine de la prononciation du latin médiéval et de l'orthographe hongroise, d'autre part le problème des mots d'emprunt et des suffixes d'origine latine dans le hongrois.

La cause de ceci sera certainement à chercher dans ce fait que ni en Hongrie, ni dans tel autre pays, ni à l'échelle de l'Europe entière il n'existe aucun ouvrage lexicographique du lexique du latin médiéval lequel répondrait aux exigences modernes. Le sentiment de cette lacune a-t-il justement donné l'impulsion aux travaux du *Novum Glossarium Mediae Latinitatis* de même que des dictionnaires de la latinité médiévale de la plupart des pays d'Europe. A côté de cet inconvénient objectif il n'est pas cependant difficile d'apercevoir un autre facteur de caractère théorique. Il s'agit d'une conception qui sans être jamais énoncée est même invisiblement présente dans presque tous les ouvrages y relatifs: une conception qui, considérant la formation de l'usage du hongrois écrit comme un phénomène allant de soi, ne trouve même pas nécessaire de s'en occuper. En suite de quoi le problème de la coexistence et des rapports du latin écrit et du hongrois parlé n'a pas été soulevé non plus, alors que dans les recherches d'histoire littéraire les problèmes du rapport entre la littérature latine médiévale de Hongrie et la poésie hongroise orale jouent un rôle bien remarquable.

Or, la formation de l'usage d'une langue écrite ne va jamais de soi, pas même dans les pays où le *sermo vulgaris* génétiquement rapproché du latin est à un certain moment lui-même devenu langue écrite. Le système d'écriture,

la langue et la connaissance de l'écriture sont inséparablement liés l'un à l'autre, aussi est-il fort difficile d'emprunter n'importe quel système d'écriture sans la langue écrite, ou les deux sans des personnes sachant écrire. Une longue série d'exemples historiques nous montre que l'emprunt d'un système d'écriture — d'un alphabet — sans la langue écrite passe pour tout exceptionnel. Ce qui est historiquement typique c'est que l'écriture est chaque fois empruntée avec la langue écrite et les personnes sachant écrire, à un moment déterminé par le développement social et économique.

Il s'ensuit de là que l'emprunt de l'usage de l'écriture engendre normalement une dualité linguistique, à savoir la coexistence de la langue étrangère écrite et de la langue (des langues) parlée(s) du pays en question, coexistence qui se manifeste de différentes façon dans le domaine de l'administration, de la littérature et de la religion. Au point de vue historique ce phénomène pourra être le mieux étudié dans le cas de l'Empire achéménide, puisqu'après quelques antécédents de l'Orient ancien c'est ici que se formèrent la première fois dans l'histoire un système et une pratique de chancellerie embrassant un immense territoire et dont plusieurs éléments se sont transmis — par l'intermédiaire des États hellénistiques et de Rome — au moyen âge. Les gouverneurs et les commandants militaires qui se trouvaient à la tête de l'administration de l'Empire achéménide étaient des Perses qui donnaient les ordres et les décrets en vieux-perse. L'usage de l'écriture cunéiforme vieux-perse ne se prêtait cependant pas à des fins de l'administration, et, en plus, il n'y avait pas assez de personnes sachant l'écrire. Pour cette raison dans les chancelleries de l'ancienne Perse on a employé la langue et l'écriture araméennes, ce qui revient à dire que la langue de chancellerie était l'araméen. Ces chancelleries fonctionnaient de la sorte qu'à la résidence du Grand Roi les lettres et les ordres donnés oralement en vieux-perse furent chaque fois traduits en araméen, mis en écrit et envoyés ainsi aux résidences provinciales dans les chancelleries desquelles ces documents furent verbalement retraduits de l'araméen en vieux-perse.

Le fonctionnement de ce système de chancellerie avait deux exigences fondamentales. Il était d'une part absolument nécessaire qu'il y eût assez de scribes sachant l'araméen aussi bien que le vieux-perse; d'autre part il fallait qu'entre le vieux-perse et l'araméen, et plus précisément dans le domaine du lexique et de la structure syntactique eût lieu une compensation ou une adaptation linguistique permettant à leur tour une traduction rapide et exacte. C'est que, au point de vue d'histoire des langues, la traduction n'est pas, elle non plus, une chose allant de soi. Dans les cas où nous avons, en matière de traduction, des exemples historiques pour les rapports naissants entre deux langues, nous pouvons chaque fois constater que les premières traductions sont très inexactes et même qu'elles ne peuvent guère être considérées comme de véritables traductions. La naissance des premiers textes effectivement bilin-

gues est précédée d'une longue période de pratique de traduction. Ce n'est donc que l'élaboration et l'emploi d'un système de correspondances lexicale et syntactique qui permettent l'emploi d'une pratique de chancellerie basée sur le système de traduction langue parlée — langue écrite — langue parlée.

Ce processus a eu en effet lieu dans le cas du vieux-perse et de l'araméen. Entre ces deux langues qui lexicalement et syntactiquement s'influençaient l'une l'autre, s'établit un système de correspondances qui nous permet, après 2500 ans et malgré la connaissance lacunaire du vieux-perse de retraduire en vieux-perse les documents araméens des chancelleries de l'ancienne Perse, c'est-à-dire de restituer leur original vieux-perse qui n'a jamais existé en écrit. Voilà un fragment de la lettre araméenne d'Aršāma (Nr. 2, lignes 1-2), gouverneur perse de l'Égypte:

- 1 *mn 'ršm 'l 'rtwnt šlm wšrrt šgy' hušrt lk wk't d š n' zy mn mlk' wmnny*
yhb l'hḥpy
 2 *'lym' zyly zy ppyd hwh b g y' zyly zy b'lyt' wḥtyt' . . .*

La restitution de l'original vieux-perse:

- 1 *hacā: Aršāma: abiy: Artaxantam: druvatāmtaiy: utā: tava: vasiy:*
frastāyāmiy: utā: nūram: dāšnam: taya: hacā: xšāyaθiya: utā: hac-
āma: dātām: Ahhapaīš:
 2 *haya: manā: badaka: haya: frataraka: atar: bāqā: tayā: manā: hayā:*
Upariyaiy: utā: Adariyaiy: abava . . .

Traduction:

- 1 D'Aršama à Artawanta. Je t'envoie beaucoup de salut et de vigueur.
 Et maintenant la terre concédée qui par le roi et par moi fut donnée
 à Ahḥapi,
 2 à mon serviteur, qui de mes propriétés se trouvant à la Haute et Basse
 (Égypte) était le gouverneur . . .

Comme on peut le voir, le système de correspondances entre les deux textes est même du point de vue de la structure syntactique parfait. Là où il s'agissait d'une catégorie propre à l'ordre social de l'ancienne Perse, comme dans le cas des termes techniques *dāšna-* 'terre concédée' et *bāga-* 'propriété reçue de la terre royale' dans le texte araméen figurent tout simplement les termes administratifs du vieux-perse. Il pouvait par conséquent se produire qu'une structure syntactique entière a passée dans le texte araméen, comme par ex. dans le cas de l'expression *hd'bgw* = *hadā abigāwā* en vieux-perse 'gros d'intérêts'.

Pendant les deux siècles de l'existence de l'administration de l'ancienne Perse et malgré cette pratique développée de chancellerie l'usage de l'écriture du vieux-perse employant l'alphabet araméen restait sans s'introduire. Les chancelleries araméennes continuaient à fonctionner dans l'empire des Séleucides jusqu'à la formation du Royaume parthe, ensuite, pendant presque un siècle, dans ce nouvel État avec leur pratique invariable basée sur ce système de traduction langue parlée — langue écrite — langue parlée. Mais pendant cette période aux scribes araméens succédèrent des iraniens (des parthes) qui connaissaient fort défectueusement l'araméen. Aussi ont-ils commencé à employer de plus en plus des mots et des expressions iraniens, et malgré que p. ex. les formules de protocole sont restées invariables, les moyens syntactiques araméens tombaient dans l'oubli. De cette sorte les mots araméens ne servaient plus qu'à la représentation graphique des mots iraniens (parthes) correspondants, fait qui donna naissance à l'hétérographie: on a écrit des mots araméens, mais on les a lus en parthe. Voyons un exemple:

MN KRM' 'wzbry 'rtbnwkn QRY (en majuscules les mots araméens, en minuscules les éléments parthes)

Ce texte se lisait de la façon suivante: *až raz uzbar Artabanukān xvānt* «du vignoble assujetti à la livraison appelé Artabanukān». Cinq siècles durent se passer pour que la nouvelle tendance religieuse du manichéisme pût se détacher de l'hétérographie et établir sur la base d'une nouvelle orthographe moderne l'usage des écritures purement iraniennes (moyen perse, parthe et sogdienne).

Ce processus pourra nous aider à divers égards à reconnaître les problèmes compliqués concernant les rapports entre l'usage du latin écrit de la Hongrie médiévale et l'ancien hongrois parlé. Il paraît premièrement hors de doute que l'emprunt de l'usage du latin écrit fut une nécessité historique, étant donnée l'impossibilité d'établir tout d'un coup l'usage de l'ancien hongrois écrit, et quant à l'emprunt de l'usage du latin écrit il n'aurait pu bien entendu se passer sans l'aide des scribes étrangers. Nos premières chartes latines furent en effet écrites, comme on l'a constaté, par le notaire Heribert C. qui était arrivé en Hongrie de la chancellerie de l'empereur allemand Henry II. La première question qui s'y impose est de savoir quel était le mécanisme de langue de cette nouvelle pratique de chancellerie. Les ordres qui devaient être mis en écrit ont été tout probablement donnés en hongrois: le notaire, lui, les a ou bien compris, ou bien il fallait les lui traduire. Le notaire étant de langue étrangère il est exclu qu'une traduction grammaticalement exacte ait pu jamais être faite, et sans doute aussi chaque charte se divisait au point de vue de son langage en deux parties de qualité différente. Les protocoles initiaux et finaux, eux, ne dépendaient pas d'antécédants hongrois oraux, tandis que le contenu effectif de la charte s'appuyait d'une façon directe ou indirecte (par traduction)

sur un texte hongrois verbalement formulé. Pour nos premières chartes de langue latine un vague rapport grammatical sera seulement à supposer entre le texte latin écrit et l'original hongrois oral. Il n'était pas par conséquent possible qu'un système de correspondances lexicale ou syntactique commence à se former comme dans le cas des chancelleries araméennes de l'Empire achéménide.

La formation d'une pareille interpénétration du latin et du hongrois se trouvait empêchée par ceci aussi que le latin, langue littéraire employée dans plusieurs pays d'Europe et remontant à une remarquable tradition n'a subi qu'accidentellement l'influence de la langue locale parlée. Or, après la renaissance caroline et ensuite à l'époque de l'humanisme naissant, pour lequel le latin antique voire classique servait de modèle, cette influence ne put plus opérer de changements radicaux et décisifs dans la structure syntactique du latin. La situation historique et sociale du latin en Europe était donc complètement différente de celle de l'araméen dans l'Empire achéménide, puisque langue de la chancellerie, le latin s'employait en même temps comme langue de la littérature et de la religion. La formation d'un système de correspondances pareil à celui du vieux-perse et de l'araméen avait été certainement entravée aussi par le caractère différent de la structure du hongrois. A cause de ces deux facteurs la formation du rapport entre la latin écrit et le hongrois parlé a suivi un chemin autre que celui du développement du rapport entre le vieux-perse et l'araméen, et l'usage du hongrois écrit s'établit, lui aussi, d'une façon différente.

L'apparition des notaires de langue hongroise a apporté une certaine modification dans le rapport du latin écrit et du hongrois parlé. La charte de fondation datant de 1055 de l'abbaye de Tihany nous permet de jeter un coup d'œil sur ce processus. La charte de fondation eut été rédigée selon une hypothèse par l'évêque Nicolas qui, à en juger par sa mentalité antiallemande, ne pouvait guère être d'origine allemande. La transcription des noms de lieu hongrois figurant dans la charte prouve également que le rédacteur n'était pas de langue allemande. Il est donc à supposer que dans ce cas-là le notaire comprenait le hongrois et que, par conséquent, pour décrire les limites il n'avait pas besoin d'interprète. Il est cependant remarquable qu'au point de vue de la langue la charte se divise nettement en deux parties. Tandis que le protocole initial rappelle — d'après la constatation des recherches antérieures — les chartes d'Occident à rédaction solennelle, et est formulé «avec un art remarquable», la *narratio* a un langage tout simple et est émaillée de noms qui se trouvent dans une structure syntactique hongroise. Le meilleur exemple en est fourni par les lignes 29 – 31:

*Adhuc autem est locus mortis dictus, cuius incipit terminus a sar
feu, eri iturea hinc ohut cutarea. inde ad holmodi rea.
postea gnir uuege holmodia rea et exinde mortis uuasara*

kuta rea, ac postea nogu azah fehe rea. inde adcastelic et feheruuaru rea meneh hodu utu rea, post hec petre zenaia hel rea.

«Il y a encore un lieu, dit Martis dont la limite commence à partir de Sárköz, à Érit, de là au puits d'Óut, de là Halmad, ensuite au halmad de Nyírvége et de là au puits de Martisvásár et ensuite à Nagyaszfő, de là Kasztelic, et à la route des armes menant à Fejérvár, ensuite à l'endroit Petreszénája.»

Comme on peut le voir, les structures syntactiques hongroises s'appliquent en général correctement aux rapports syntactiques latins, mais il arrive que dans un même syntagme les moyens syntactiques latins et hongrois sont à la fois présents (p. ex. *adholmodi rea*). Un texte hybride latin-hongrois se produit de cette sorte qui a bien sûr une grande importance pour la définition du rapport entre ces deux langues. Il est en effet évident que le différent caractère linguistique des deux parties de la charte soit dû à ce que le protocole initial n'a pas eu d'antécédant hongrois ce qui permit au notaire de faire valoir en pleine liberté sa connaissance du latin. Arrivant à la description des limites il se voyait par contre obligé de tenir à un texte hongrois oral et de le traduire en latin. Cette constatation est valable même si nous supposons que les deux parties de la charte représentent des brouillons de deux notaires différents. La partie de niveau d'art de la charte pourra donc être considérée comme une rédaction libre — même si elle est formulée sur un modèle quelconque, tandis que la partie à langage simple est la traduction d'un texte hongrois verbalement formulé. Or, cette dernière partie témoigne de la manque de n'importe quelle pratique de traduction. Le substrat hongrois se fait valoir avec autant d'intensité que sur plusieurs points le caractère latin du texte devient lui-même problématique. Le notaire a emprunté non seulement des mots hongrois qu'il aurait pu cependant traduire (*hadi út, kút, fő*) et qu'il a quelque part traduits en effet (*ad magnam viam, adcaput*, etc.) mais il a également emprunté des syntagmes entiers et allait jusqu'à se servir de moyens syntactiques latins et hongrois à la fois.

Dans la charte de fondation de l'abbaye de Tihany nous avons affaire à une phase initiale des rapports entre le latin écrit et le hongrois parlé quand la traduction exacte n'était possible qu'au prix de la prédominance des effets de substrat. A cette époque les représentants de la latinité de Hongrie étaient pour la plupart de langue étrangère et restaient sans apprendre le hongrois. L'évêque Gérard prêchait par interprète ce qui au XI^e siècle passait, à en juger par les données de ses légendes, pour tout normal. Ce n'est qu'à la fin du siècle que dans le clergé l'élément d'origine hongroise devient en quelque sorte prédominant ce qui pour le moment ne supprime point la pratique de l'interprétation.

Étant donnée cette situation il serait difficile de supposer qu'au cours du XI^e siècle l'usage de l'écriture du hongrois et une langue hongroise écrite

se seraient déjà formés. Contrairement à l'opinion courante les mots et les syntagmes hongrois figurant dans la charte de fondation de l'abbaye de Tihany prouvent l'existence à cette époque de l'usage de l'écriture du hongrois, d'une langue écrite hongroise et d'une orthographe hongroise aussi peu que les transcriptions des mots et des expressions du vieux-perse ne prouvent l'existence de l'usage de l'écriture employant l'alphabet araméen pour le vieux-perse. Le fait que dans cette charte l'orthographe des éléments hongrois est hésitante parfois même à l'intérieur d'une seule ligne (*kuta* — *cuta*, *munoran* — *monarau*, *bolatin* — *balatin*, *ueieze* — *uueieze*, *fizeg* — *fyzeg*, *castelic* — *kastelic*) indique tout nettement qu'au XI^e siècle ni l'usage du hongrois écrit, ni l'orthographe hongroise n'ont pas existé encore. Tout probablement la nécessité de ceci ne s'est même pas présentée à cette époque, et lorsqu'au cours du XII^e siècle cette exigence fit son apparition, c'est d'abord dans la pratique de l'Église que s'établit l'usage de la langue hongroise écrite pour n'apparaître que beaucoup plus tard dans le domaine de la littérature et ensuite de l'administration.

Ceci étant on se demande à juste titre quel était le rapport entre le latin écrit et le hongrois parlé au cours des XII^e et XIII^e siècles, lorsque, selon le témoignage de l'Oraison funèbre, l'usage du hongrois écrit avait déjà sporadiquement apparu dans la pratique de l'Église. Examinons à cette fin les *Gesta Hungarorum* d'Anonyme qui date en tout cas d'une époque où l'organisation et le fonctionnement de la chancellerie royale s'étaient déjà consolidés et l'usage du hongrois écrit s'était déjà présenté dans la pratique de l'Église. Puisque dans la pratique de chancellerie tout comme de l'Église on peut supposer la connaissance et l'élaboration de plus en plus exactes du système de correspondances entre le latin écrit et le hongrois parlé et par conséquent celles de la traduction du hongrois en latin, on n'attendra plus, à cette époque, une pénétration tellement brutale du substrat hongrois comme ce fut le cas pour la charte de fondation de l'abbaye de Tihany. Il est d'autant plus à penser que l'effet du substrat hongrois se présente dans des nuances lexicologiques, dans les cas où on a affaire non à une rédaction latine libre, mais à la traduction en latin ou à une plus vague périphrase latine d'un texte hongrois oral (puisque il serait difficile de supposer n'importe quel texte littéraire hongrois en écrit).

Comme on le sait, Anonyme cite quelque part deux lignes du chant d'un *ioculator* (c. 25):

*Omnes loca sibi acquirebant
et nomen bonum accipiebant.*

On avait également signalé que le pendant exact de la deuxième ligne se retrouve dans le poème épique intitulé «Le siège de Szabács»:

Azzal magyarok yo newet wunek.

L'expression *nomen bonum accipiebant* chez Anonyme semble en effet être la traduction littérale de la structure hongroise *jó nevet vőnek*. Deux éléments de la traduction latine sont à remarquer. C'est d'une part l'expression *nomen bonum* qui, tout banale qu'elle paraît, est inconnue dans le latin classique et la seule donnée qu'y cite le *Novum Glossarium* est justement ce lieu d'Anonyme. Ceci étant il paraît probable que le *nomen bonum* soit à considérer chez Anonyme comme le calque de l'expression hongroise *jó név* 'célèbre nom'. Une autre curiosité c'est l'emploi du verbe *accipere* dans le sens de 'venni' (= prendre). Ce verbe est attesté plusieurs fois chez Anonyme dans ces expressions où le hongrois se sert également du verbe *venni*. Il semble que nous avons affaire ici à une correspondance latine—hongroise où l'emploi du verbe latin se trouva défini par le substrat hongrois.

Si la deuxième ligne du chant du *ioculator* est une traduction, la première doit l'être également. Ici c'est le mot *loca* qui attire l'attention. Il est compris généralement comme 'propriété', mais pour désigner cette notion, Anonyme préfère employer les expressions *terra*, *terrae* et *possessiones* (*dux Arpad terras et possessiones magnas dabat; volebat Tuhutum per se . . . terram acquirere; Turzol . . . acquisivit magnam terram* etc.). Le mot *loca* correspond visiblement au terme hongrois *hely* (lieu) qui auprès de son sens général 'hely' (lieu) put signifier, à propos de personnes, 'logement, propriété'. De cette sorte l'expression *loca acquirebant* serait, elle aussi, un calque.

Ces observations ont été faciles à faire puisque le passage examiné était une citation, il s'agit donc sans doute d'une traduction. Chez Anonyme cependant on peut en maints autres endroits observer l'effet du substrat linguistique hongrois. Ces effets se présentent dans des formes différentes.

1. En maint endroit Anonyme retient la structure syntactique hongroise des noms de personne en les introduisant de cette sorte dans la phrase latine, p. ex. . . . *dux Arpad dedit terras multas diversorum locorum . . . Edu n e c et Edumer n e c* ou bien (*dux Arpad*) *dedit terram magnam Ousad n e c*. Ce phénomène figure chaque fois dans la même structure syntactique, ce qui veut dire que l'effet de substrat se fait cette fois valoir dans une formule de la répétition épique.

2. En maint endroit aussi il introduit les expressions hongroises originales dans le texte latin. Ce procédé a trois variantes.

a) L'expression est employée uniquement dans sa forme hongroise, sans être traduite, p. ex. *fluvium Etyl super tulbou sedentes . . . transnataverunt*. Le terme *tulbou* est resté jusqu'à présent problématique puisqu'il ne peut pas être identifié avec le mot hongrois *tömlő* ('outre'). Le terme ancien hongrois doit avoir été l'emprunt de l'ancien turc *tol(u)boy* 'ballot bourré, sac'. D'après la description de Plano Carpini les Mongols, eux aussi, traversaient les fleuves sur de pareils ballots bourrés.

b) Dans le cas de la deuxième variante l'expression hongroise qui ne s'applique pas syntactiquement au texte latin, est employé en alternance avec l'expression latine correspondante. On y trouve p. ex. l'emploi parallèle des expressions *magnum alda mas fecerunt* et *convivium magnum fecerunt*. Dans ce cas-là le syntagme latin doit être le calque de l'expression hongroise originale.

c) Dans la troisième variante l'expression hongroise apparaît dans une forme latinisée et alterne avec l'expression latine correspondante. On peut citer en exemple l'emploi parallèle des expressions *dux Arpad et ... sui primates* et *dux Arpad et sui yobagyones* où le sens du mot *primates* a été défini par le substrat hongrois, notamment par le nom de dignité *jobbágy* 'notabilité').

3. La recherche antérieure a déjà souligné que le récit d'Anonyme sur la conquête du pays observe un modèle quelconque qui avec la répétition permanente de certaines formules épiques semblerait indiquer que les sources d'Anonyme étaient les chants de *ioculator* et quelque épique populaire dont le style épique apparaît évidemment dans son œuvre. Ce singulier phénomène de style n'est pas sans agir sur la lexicologie. Les phénomènes de substrats examinés plus haut sont tous au service de ce style épique. Au style narratif de caractère épique d'Anonyme correspond un matériel d'expressions qui — comme les formules épiques en général — se répète d'une façon permanente et détermine le caractère de langue de son œuvre. Dans ces expressions l'effet du substrat hongrois se manifeste de deux façons. D'une part c'est la naissance des structures syntactiques latines ou des acceptions des mots latins qui laissent nettement deviner leur caractère de calque, comme p. ex. les expressions *super equum sedere* 'être assis à cheval' ou *super verticem montis* 'au sommet de la montagne', expressions dans lesquelles on observe l'apparition de l'aspect du superessif hongrois.

L'effet du substrat hongrois se manifeste d'autre part dans ceci qu'Anonyme choisit parmi les structures syntactiques possibles celles qui correspondent exactement à la structure des expressions hongroises. C'est le cas pour la structure syntactique du verbe *egredior* p. ex. qu'Anonyme emploie dans le modèle épique avec *de* + ablatif, p. ex. *de eadem regione egressus est* 'il s'est retiré de cette région', *egressi de castro Hung* 'retirés de Ungvár', etc. où la structure latine passe pour le calque du delatif hongrois. On peut faire des observations analogues au sujet d'une série d'autres expressions, p. ex. *contra stare* 'résister' (à côté de cette expression il connaît aussi *obsistere alci*), *in circum aspicere*, *nasci in mundum*, *in obsides accipere*, *in adiutorium postulare*, etc., structures qui correspondent aux essifs et sublatifs hongrois: 'körül nézni' (regarder autour), 'kezesül venni' (prendre pour garant), 'segítségül hívni' (recourir à) et 'világra születni' (venir au monde).

Ces manifestations de l'effet du substrat hongrois font voir non seulement la force suggestive du style des sources épiques orales d'Anonyme, mais

elles prouvent aussi que le langage de ses sources a profondément influencé son latin.

Toutes ces observations ne font qu'indiquer le soulèvement d'un problème: elles ont été appelées à attirer l'attention sur le problème du substrat hongrois de la latinité de Hongrie tout en invitant à s'en occuper dans une plus large mesure à l'avenir.

Budapest.

CENA AGNI — MENSA CHRISTI

(Contribution aux rapports de la terminologie eucharistique du moyen âge et de quelques phrases importantes de la *Passio* et de la *Legenda Sancti Gerhardi*)

1. Tous ceux qui se sont livrés à l'étude des deux Légendes de Saint Gérard, se souviennent certainement de la scène, où Gérard et ses compagnons se décident d'aller au martyre. Les concordances et les différences des textes de deux Légendes méritent ici, à propos de cette scène un examen bien approfondi.

Toutes les deux Légendes nous communiquent qu'avant d'aller à la rencontre de *Vata*, Gérard et ses compagnons se sont préparés au martyre par la célébration de la messe et par la sainte communion. D'après la *Legenda maior* «*Sanctus Gerhardus missam celebravit*» pendant laquelle «*de fide catholica premioque vite eterne sollempnem sermonem . . . fecit*». A la fin de son discours il a parlé de la vision qu'il avait eu la nuit. «*Vidi . . . Dominum nostrum Ihesum Christum in gremio sanctissime Matris sue Virginis Marie sedentem nobisque ad se vocatis de manu sua corporis et sanguinis (!) sui ewkaristiam porrexit.*» Quand l'évêque *Beneta* est arrivé devant Jésus, celui-ci «*retraxit ewkaristiam*» pour signaler que l'évêque *Beneta* ne serait pas parmi les martyrs. Après avoir raconté la vision Gérard «*admonuit eos ut confiteantur alterutrum peccata sua et audita missa . . . omnes communicaverunt*» (l. c. ch. 15.; SRH. II. 502).

L'adieu du héros partant à la mort et son dernier discours à ses compagnons sont des thèmes épiques ayant des caractères archaïques et en même temps ils sont des éléments employés souvent de la hagiographie. Ce sont les évangiles mêmes qui nous fournissent l'exemple du discours d'adieu le plus mémorable et le plus inspirateur en nous présentant la Dernière Cène.

L'histoire de la dernière messe et de la communion du Saint qui se prépare à la mort est aussi un élément sans cesse revenant des *Vitae Sanctorum*. Dans la Légende de Gérard le discours d'adieu et l'histoire de la dernière communion s'unissent, même ils se complètent par un troisième élément: par la vision que Gérard raconte dans son discours et par laquelle le ciel s'ouvre au dessus des personnages.

On trouve également des exemples à cette connexion triple autre part. Avant tout il y en a un dans la *Vita Sancti Adalberti* auquel se reporte la note de *Scriptores Rerum Hungaricarum*. D'outre des legendes des martyrs on peut

parler également de la *Vita Sancti Dunstani* de XII^e siècle où se figurent la vision eucharistique et le thème de la dernière messe deux fois.¹

On doute fort qu'on se trompe d'en chercher derrière l'accroissement des récits traitant de la messe et de la dernière communion les traces des disputes eucharistiques enflammées au XI^e siècle et des changements se manifestant dans la piété eucharistique.

2. La partie de la scène déjà mentionnée ci-dessus qui contient *l'histoire de la vision* de Saint Gérard mérite une analyse à part. Saint Gérard a vu Jésus assis sur les genoux de Sainte Marie et c'est par ce détail que sa vision diffère des parties parallèles des autres biographies déjà mentionnées. C'est sur les mosaïques de Saint Apollinaire de Ravenne du VI^e siècle qu'on peut voir Jésus de cette façon: assis comme souverain sur les genoux de sa mère.² A l'iconographie de l'Église orientale ce modèle de Jésus trônant sur les genoux de Marie est devenu typique.³ Tandis qu'en Occident cette manière de la représentation ne se répandait pas, elle était justement typique dans le siècle des Othons. Il suffit de mentionner la miniature représentant l'adoration des trois Mages dans le livre de péricope de Henri II³ ou la statue de la mère de Dieu d'Essen au X^e siècle.⁴

Est-ce qu'il y a une *relation substantielle* entre le thème eucharistique et l'apparition de Jésus sur les genoux de Marie ? Sur le niveau historique des évangiles il est impossible d'interpréter que Jésus donne «*corporis et sanguinis sui eucharistiam*» justement comme Seigneur assis sur les genoux de sa mère. Mais il y a un fait qui vaut d'être retenu, c'est qu'au disputes de *Berengarius* on soulignait la «*veritas*» du corps et du sang qui se présentent sur l'autel en affirmant que ceux-ci sont identiques avec le corps de Jésus *né de la Vierge*. Cette relation (entre Jésus et sa mère Vierge) est en même temps la raison du miracle: l'événement qui se produit sur l'autel est inexplicable par des raisons naturelles de la même manière que la maternité de la Vierge qui «conçoit et accouche d'un garçon». Lanfrancus cite Saint Ambroise: «*Panis de caelo, corpus*

¹ *Vita sancti Dunstani* auctore Osberno cantuariensi monacho c. 16 et 42: PL. 137; 427, 454.

² Cfr. P. HINZ: *Deus homo — Das Christusbild von seinen Ursprüngen bis zur Gegenwart*. Evang. Vlgsganstalt. Berlin 1973. I. 82. et la note 31 de p. 399: «Der Schoß der thronenden Maria als Thron des Jesuskindes ist unter der Bezeichnung 'Maria Thron' in der Ostkirche ein fester Begriff geworden. So thront in der altchristlichen, byzantinisch beeinflussten Kunst das Kind unter strengen Wahrung der Mittelachse auf dem Schoß der Mutter und noch nicht, wie später in abendländischen Werken, auf ihrem linken Knie».

³ Cfr. P. HINZ: o. c. I. 152: «In dem Segensgestus seiner (sc. Jesu) rechten Hand erkennen wir die gleiche Gebärde, die uns schon oft als die Heilandsgebärde des helfenden, rettenden, Beistand verheissenden *salvator mundi* begegnet ist. Dem entspricht die über alles Kindesmaß weit hinausragende Größe der Gestalt, dem entsprechen Haltung und Gewandung. Es ist der Weltenheiland, der als bereits in dem Kinde gegenwärtig gemeint ist, und Mariens Schoß ist sein Thronszitz.»

⁴ Cfr. H. JANTZEN: *Ottonische Kunst*. Rohwolt. Hamburg 1959. 124. p.

ex Virgine». ⁵ C'est pour cela que dans les hymnes eucharistiques se multipliant au XIII^e siècle le «marianische Motiv» se joint à plusieurs reprises à la glorification de l'eucharistie. P. ex. dans l'hymne de Liège commençant «*Christus vere noster cibus*» on trouve la strophe suivante: «*Vera caro quam sumimus / quam accepit de virgine / verus sanguis quem bibimus / quem effudit pro homine*». ⁶ L'exemple le plus célèbre se trouve dans Pange lingua: «*Nobis datus, nobis natus / ex intacta Virgine . . . sui moras incolatus / miro clausit ordine*». M. Szövérfy a plusieurs fois observé la liaison de ces deux motifs, mais il n'en donnait pas l'explication. ⁷ D'ailleurs il y a encore une relation frappante (et justement par son caractère de peu d'importance) entre le texte de Pange lingua et de la vision analysée de la Légende de Saint Gérard. Le récit de la Dernière Cène dans l'hymne se termine par les versets suivants: «*Cibum turbae duodenae / se dat suis manibus*. On serait porté à considérer le «*suis manibus*» comme cheville, née d'une rime par contrainte. Mais c'est de la même manière que dans la vision de la Légende le Seigneur assis sur le genoux de Marie «*de manu sua . . . eucharistiam porrexit*». Cela veut dire que c'est lui-même qui donne à tous la nourriture sainte.

3. Après avoir examiner les éléments iconiques de la scène il faut parler des mots et des expressions à l'aide desquels la Légende s'exprime. Saint Gérard «*missam celebravit*». C'est à partir du V^e siècle qu'on se sert du mot *missa* pour désigner l'action centrale du culte chrétien. ⁸ Ce mot s'était propagé pour ainsi dire sur le niveau du langage familier du latin ecclésiastique, et il a bientôt écarté ses synonymes. Il s'est introduit dans le langage des decrets et de la législation, même des rubriques liturgiques, mais jamais dans les textes liturgiques. Les autres expressions concernant la messe — conservées justement par les textes liturgiques — sont devenues soutenues, extraordinaires, solennelles par rapport à ce mot-là ou en comparaison avec lui.

«*Missam celebravit*»: le verbe *celebrare* joue un rôle assez important dans les textes liturgiques aussi. Mais là son objet n'est jamais le mot *missa* ou l'un de ses synonymes archaïques et solennels, mais le mot *festas* et ses synonymes et ainsi le sens du verbe est un peu différente de celui qu'il a dans la construction *missam celebrare*. Ce sont déjà des textes liturgiques qui reflètent la métasémie et la formation d'une nouvelle signification de *celebrare*. Il ressort de la monographie écrite sur les oraisons du Missel Romain de Dom P. Bruylants qu'il n'y a qu'une seule oraison du Missel Romain où nous trouvons comme

⁵ Liber de corpore et sanguine Domini c. 18. PL. 150, 432.

⁶ F. J. MONE: Lateinische Hymnen des Mittelalters. Freiburg im Br. 1853. I. 268.

⁷ J. SZÖVÉRFY: Die Annalen lateinischen Hymnendichtung. E. Schmidt Vlg. Berlin 1964–1965. II. passim.

⁸ J. A. JUNGMAN: Missarum Sollemnia³. Herder. Freiburg 1952. I. 230. avec une bibliographie détaillée.

objet de ce verbe le mot *sacrificium*, le synonyme de *missa*.⁹ On est persuadé de dire que le raidissement de la construction *missam celebrare* et des autres de ce type (p. ex. *sacrificium, mysterium celebrare*) ne s'est produit que par un procès tardif, après la formation des textes liturgiques et que ces locutions déjà figées s'étaient répandues sur le niveau de la communication linguistique moins solennelle.

Cette constatation est valable dans une mesure encore plus grande pour l'alliance *missam audire* qui se figure à la fin de la scène analysée. Tandis que le peuple comprenait le langage de la liturgie, il n'en était tout simplement l'auditeur, mais le participant vocal et actif. C'est Jungmann qui cite l'observation de Saint Jérôme qu'au mot du prêtre le peuple romain «*ad similitudinem caelestis tonitruī AMEN reboat*». ¹⁰ Mais le peuple ne se rattachait pas à la prière du prêtre seulement par ses paroles, il participait à l'action aussi par son mouvement: par la procession, la révérence et la génuflexion. C'est dans les définitions de synodes que le *missam audire* est attesté, premièrement comme exigence de minimum, fixé par le droit.¹¹ Dans le langage de tous les jours il s'est généralisé au cours de l'opposition perpétuelle des prêcheurs et des écrivains méditatifs. (Cfr. l'indignation de Guillaume de Paris: «*multi et innumerabiles, qui christiani reputantur, in sacratissimis sollemniis missarum solis auribus christiani sunt, missam tantum audire quaerentes*». ¹² Tout cela était possible alors, dans un temps, où les laïques étaient réduits à un rôle de plus en plus passif à la suite de la différenciation des langues vulgaires et de la cléricatisation de la liturgie de la messe. Ce sont les calques de cette expression qui se trouvent dans les langues nationales.¹³

Le mot *eucharistia* se laisse ramener au récit même de l'évangile et aux temps apostoliques. Il est attesté pour désigner l'action renouvelante le dernier repas du Seigneur. Mais d'après Jungmann¹⁴ déjà au II^e siècle (chez Justin) il signifie «*die heiligen Gaben selbst*». C'est par l'intremise de Tertullien et de Cyprien et surtout avec ce sens que ce mot s'est glissé dans le vocabulaire du latin ecclésiastique. Il faut noter qu'il ne se figure pas dans le langage liturgique; et quant au Missel Romain il n'y est attesté que dans une des oraisons («*eucharistiae sacramentum*»: dans l'œuvre de Dom P. Bruyants l'oraison n° 501), dans une oraison tardive, rédigée au XIII^e siècle, dans un des textes

⁹ Dom P. BRUYANTS: Les oraisons du Missel Romain. Texte et histoire. I—II. Louvain, Centre de Documentation et d'Information Liturgiques. 1952. L'index allègue encore une construction synonyme: *sacramenta celebrare* (n° 1075), mais celle-ci n'est qu'une lectio varians d'un Missel de XIV^e siècle.

¹⁰ Comment. in Ep. ad Gal. PL. 26, 355.

¹¹ Decretum Gratiani le cite des définitions synodales de VI^e siècle.

¹² De sacramentis, De eucharistia c. 2. p. 426; cité dans l'œuvre d'A. FRANZ: Die Messe im deutschen Mittelalter. Herder. Fr. im Br. 1902. p. 17.

¹³ Cfr. JUNGMAN: O. c. I. 319. note 59.

¹⁴ O. c. I. 226.

fériaux de la messe, en connexion de la Fête-Dieu. Pour tracer l'arrière-plan du texte de la légende de Saint Gérard cela vaut la peine de porter notre attention sur une des locutions de la liturgie ambrosienne se figurant dans un Missel d'XI^e siècle: «*accipiente fratre nostro . . . sanctissimum hanc eucharistiam corporis et sanguinis Domini nostri Jesu Christi filii*». ¹⁵ Voilà la même construction qu'on peut lire dans la légende.

Le verbe *communicare* aussi est un terme de droit et de rubrique: tout au moins dans le sens spécifique ou il est attesté dans le texte examiné de la Légende. Ce verbe ne se trouve que dans une seule oraison du Missel Romain, pas encore en soi-même, mais dans une construction adverbiale convenante: «*cuius corpori communicamus et sanguini*» (942). Voilà un seul exemple qui montre nettement le point de départ d'où provient l'enrichissement de la signification de verbe. Cette construction de mots devenait habituelle et les adverbes s'évadaient peu à peu superflus après le verbe, car celui-ci a rattrapé le sens de toute l'expression. ¹⁶

4. Le chapitre sixième de la *Legenda minor* concentre dans une seule phrase la scène du discours d'adieu et dans une autre celle de la dernière messe. Il vaut citer tout le texte: «*Vir Domini ad ecclesiam sancte Savine . . . hospitatus est, ubi cenantibus fratribus ait: Fratres et amici, cras ad cenam Agni Dei vocamur, absque excusatione properemus, pro Christo moriamur. Altera vero inlucescente die pater sanctus missam celebravit menseque Christi multitudinem coadherentium participem fecit ac lectus ad martirium pergebat*» (SRH. II. 477).

Les notes de Scriptores nous éclaireissent que ces deux phrases courtes comprennent trois références bibliques. Ce fait en soi-même ne serait encore que peu intéressant. Mais il est impossible de ne pas admirer la richesse intérieure du texte succinct, si l'on en fasse l'exégèse d'une manière bien attentive et en la comparant à la partie parallèle de la *Legenda maior*.

Ici il ne s'agit pas de la *vision*: d'ailleurs il est impossible d'en parler, car c'est le soir, pendant le dîner que Gérard dit son encouragement d'une seule phrase et le temps de la vision ne puisse être que la nuit, qui succède nécessairement au soir. La phrase de Gérard, citée dans l'oratio recta: «*cras ad cenam Agni Dei vocamur*» se joint d'une manière frappante au complément de «*cenantibus fratribus*». Cette phrase ne rend pas compte d'une vision, pourtant elle a une valeur de vision, elle devient elle-même une vision poétique par l'image biblique qu'elle évoque. Dans la *Legenda maior* l'exhortation que voici: «*scitote nos . . . ad Christum cum corona martyrii in eterna gaudia perventuros*» se faisait entendre à part du compte-rendu citant la vision nocturne par lequel Jésus a fortifié ceux qui partaient au martyre. Ici par

¹⁵ L. ANT. MURATORI: *Antiquitates Italicae medii aevi*. Arretii 1773—1780. IV. 845. In: P. BROWE: *Die Sterbekommunion im Altertum und Mittelalter*. ZKTh 58. (1936), p. 220.

¹⁶ Cfr. *Decretum Gratiani* passim.

contre c'est l'encouragement même lequel retentit sur les lèvres de Gérard qui évoque une image apocalyptique sur la Cène de l'Agneau, où Saint Gérard et ses compagnons avaient été invités.

En outre de répondre à «*cenantibus fratribus*» la cène de l'Agneau accroît l'idée des oraisons de «*benedictio mensae*». «*Ad cenam vitae aeternae perducat nos rex aeternae gloriae*» — voilà la bénédiction du diner de Breviarium Romanum. Il est presque impossible de trancher la question: est-ce que c'était cette bénédiction qu'on disait à l'XI^e siècle au monastère de Sainte Savine ou là où vivaient l'écrivain de la Passion de Saint Gérard et les premiers lecteurs de celle-ci, car en ce temps-là on connaissait et utilisait de diverses bénédictions. Mais les unes et les autres considèrent la nourriture terrestre comme gage du «festin éternel» et elles en disent merci dans ce sens-là.¹⁷

En même temps l'«*ad cenam Agni Dei vocatur*» remplit presque les fonctions aussi de la vision, lue dans la Legenda maior. L'auteur cite la phrase de l'Apocalypse en apportant quelques changements dans le texte. Là, selon le texte de la Vulgata on lit: «*Beati qui ad cenam nuptiarum agni vocati sunt*». Ici le mot *nuptiarum* de la phrase biblique est supprimé et à côté de l'*agnus* se trouve placé le génitif de *dei*. C'est de cette façon que la phrase devient apte à ce que nous lui attribuons un sens eucharistique aussi. L'expression *agni dei* est vraiment l'écho de la messe. C'est là où on chante au cours de la communion: «*Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis*». D'ailleurs la tradition chrétienne prenait toujours le festin eucharistique pour le commencement de salut, c'est pour cela qu'elle a parlé de *panis angelorum*, de *mensa caelestis* par rapport à l'eucharistie.

Le mot *vocatur* du texte vient de l'Apocalypse, mais peut-être il reflète la construction «*nobisque ad se vocati s*» de la Legenda maior et en même temps il donne l'occasion à l'auteur ou bien au Saint qui parle à ses compagnons d'insérer un mot dans la citation prise de l'Apocalypse, un mot qui vient de l'évangile de Luc, de la parabole sur la *cena magna* (14, 16 sqq). «*Homo quidam fecit cenam magnam et vocavit multos*». Mais les invités «*ceperunt excusare*»: ils ont envoyé le message suivant à l'hôte-inviteur: «*habe me excusatum*». Saint Gérard encourage maintenant ses compagnons à ne pas suivre l'exemple de ces recalcitrants, au contraire de se dépêcher de bien accomplir «*sine excusatione*» cette invitation. Cette remarque puisée à la péricope de Luc complète parfaitement la phrase citée de l'Apocalypse: la tradition prenait la *cena magna* de l'Évangile au même que le banquet apocalyptique de l'agneau pour le symbole du salut et l'interprétation eucharistique de cette scène était aussi courante à partir d'Origènes.¹⁸

¹⁷ Cfr. l'article «Tischgebet» de J. A. JUNGEMANN in LThK; et celui de J. BAUDOT in DACL. II. 713 – 716.

¹⁸ J. DANIELOU: Die Vorbilder der Eucharistie. (In: Liturgie und Bibel. Kösel Vlg. München 1963.), p. 161.

La deuxième phrase de la *Legenda minor* traite déjà l'événement du lendemain matin. C'est ici qu'il s'agit de la messe. Par des mots simples: «*Gerhardus missam celebravit*». Ensuite on parle de la communion par des paroles solennelles: «*mensequē Christi multitudinem coadherentium participem fecit*». Cette expression pompeuse fait allusion directe à la I. Cor. 10. 21: «*Non potestis mensae Domini participes esse et mensae daemoniorum*».

5. Le titre de mon humble exposé rappelle les deux expressions qui se figurent dans le texte: *cena agni* et *mensa Christi*. On voudrait les examiner maintenant.

Le mot *cena* comme dénomination du dernier repas et de l'action aussi cultuelle qui le renouvelle est d'origine archaïque et biblique. Dans la I. Cor. 11. 20. Paul rabroue les destinataires de cette épître: «*convenientibus vobis in unum iam non est dominicam cenam manducare*». Il n'y a pas longtemps que deux articles excellents ont été publiés sur l'histoire de ce terme eucharistique.¹⁹ Il apparaît de ces articles que le mot *cena* n'avait une signification eucharistique que très peu de temps ou bien que dans une corrélation contextuelle très limitée. Le caractère de repas de l'action liturgique de la communauté chrétienne s'était effacé en effet très tôt, déjà à l'époque apostolique,²⁰ c'est pourquoi le mot *cena* ne pouvait devenir la dénomination communément admise de la messe. D'après Jungmann les examinations des rapports patristiques de l'expression *cena dominici* «nur zur Feststellung führen können, daß die Eucharistie so wie zu allen Zeiten als coena bezeichnet wurde, wenn dabei an die Kommunion gedacht wurde, und daß die Feier selbst nur dort unter dem Stichwort coena (dominica) erscheint, wo man I. Kor 11, 20. erklären wollte oder wo die Mahlsituation von damals mitbezeichnet werden sollte».²¹

De même si l'on examine l'expression *mensae Christi participes fecit*, on arrive à des constatations pareilles. Selon l'article s'y rapportant du Dictionnaire d'Archéologie Chrétienne et de Liturgie (DACL) dans l'usage ecclésiastique de l'époque des martyrs le mot *mensa* signifie «le mobilier liturgique des repas». Il signifie l'autel qu'on dressait sur le tombeau d'un martyr. «*In eodem loco mensa Deo constructa est, et tamen mensa dicitur Cypriani, non quia ibi est unquam Cyprianus epulatus, sed quia ibi est immolatus*» — cite le DACL le sermon de Saint Augustin. «Le mot *mensa* — continue-t-il — évoque donc non plus la communion — on ne lit nulle part *mensa Christi* — mais le tombeau, la confession dans laquelle repose le martyre».

¹⁹ J. A. JUNGMAHN: *Abendmahl als Name der Eucharistie* — in: ZKth 93 (1971) 91—94; H. ASHWORTH: *De Cena Domini* — in: *Notitiae S. Congregationis pro Cultu Divino*, 53 (1970) 141—149.

²⁰ Cfr. P. NEUENZET: *Eucharistie und Gemeinde*. (Eine notwendige Relation nach paulinischer Theologie). In: *Una Sancta* 25 (1970) 116—130.

²¹ L. c. ZKTh. 93, 93—94.

Ceci posé il est surprenant que dans les textes liturgiques le mot *mensa* soit employé souvent au sens métaphorique — justement pour désigner la nourriture eucharistique. En analysant bien attentivement l'index de l'œuvre supra loué de Dom P. Bruylants on peut constater qu'il n'est jamais attesté dans la construction «*mensae Christi particeps*», cela veut dire que jamais dans un développement de la phrase citée de Saint Paul. *Mensa caelestis, sacra, caelestis convivii*: voilà les syntagmes attributifs employés. Les verbes qui se figurent à côté de ceux-ci sont surtout les formes de *pascor* et le noms sont des mots qui font allusion à la vigueur, à la force. C'est Daniélou qui a éclairci l'origine de ces constructions et de ces figures figées. Dans le texte de la Vulgata le 5^e verset du psaume 22 est conçu en ces termes: «*parasti in conspectu meo m e n s a m adversus eos qui me angustiauerunt*». Le psaume glorifie Dieu comme le Bon Pasteur qui «*in loco pascuae . . . super aquam refectionis*» garantie un endroit à son troupeau. Depuis les temps les plus reculés on chantait ce psaume pendant la messe et justement pendant la communion, et déjà la catéchèse patristique rapportait le verset 5^e à l'eucharistie.²²

Participes est un mot caractéristique de la liturgie. Il fait référence plusieurs fois à l'incorporation qui se produit entre Christ et le croyant selon la foi de l'Église — au cours de la réception des espèces eucharistiques. Mais le Missel Romain emploie ce mot aussi toujours dans des autres combinaisons (*particeps convivii, corporis sacri sacrificii etc.*), jamais en relation avec *mensa* excepté un seul cas. Mais dans cette seule oraison aussi (dans l'œuvre de Dom P. Bruylants: n° 676) c'est l'attribut *caelestis* qui est à côté de *mensa*, par conséquent cette phrase non plus ne se réfère pas directement à la I. Cor. 10, 21. On ne ravive guère le souvenir de cette phrase, car celle-ci défendait l'usage de la viande sacrifiée aux idoles et cette interdiction a perdu son actualité au cours de l'histoire ultérieure de l'Église.

6. Pour terminer et pour résumer on peut constater que le passage analysé de la *Legenda maior* emploie la terminologie eucharistique ayant cours dans le langage de droit et de tous les jours et qui était d'usage à cet époque. La formulation de la *Legenda minor* ou bien de la *Passio* est choisie et concise. Par ses références audacieuses elle pouvait servir des surprises même aux lecteurs de l'époque et d'une manière concise elle évoquait un contenu très riche en figures et en idées à l'aide de quelques mots rares.

M. L. Csóka²³ a mis des textes parallèles à côté des passages analysés de la *Passio*. Il est remarquable dans quelle mesure notre texte est différent de tous les textes analogues: et toujours grâce à son élégance et à la richesse des idées. Si ce n'est pas une témérité de formuler mon opinion sur une discussion

²² J. DANIELOU: Psalm 22 (Liturgie und Bibel 180—193).

²³ J. L. CSÓKA: A latin nyelvű történeti irodalom kialakulása Magyarországon a XI—XIV. században. Akad. Kiad. Budapest 1967. p. 153.

de longue durée²⁴ à la base de l'analyse linguistique et stilistique d'une seule scène, il me soit permis de déclarer qu'il me semble unimaginable que le texte de la *Legenda maior* soit né de celui-ci de la *Passion* comme une variation aggrandie, mais on pourrait supposer beaucoup plus facilement une dépendance contraire, puisque la raison l'exige qu'on rapproche le parfait de l'imparfait et non au contraire. D'ailleurs on ne voit aucun inconvénient en ce qu'on fasse dériver les deux légendes d'une source commune perdue; et dans ce cas ce serait l'auteur de la *Legenda minor* sans doute à qui appartienne le mérite d'avoir élaboré cette scène admirable.

Budapest.

²⁴ J. L. CSÓKA: Szent Gellért kisebb és nagyobb legendájának keletkezés-története; J. HORVÁTH: A Gellért-legendák keletkezése és kora. (Középkori kútfőink kritikus kérdései. Akad. Kiadó. Bp. 1974. 137—147; 147—163.)

RÖMISCH-RECHTLICHE UND KANONISTISCHE TERMINOLOGIE IN DER UNGARISCHEN HISTORIOGRAPHIE DES 12. – 14. JH.

Das im Titel genannte Thema wurde systematisch bisher noch nicht untersucht; auch die vorliegende Arbeit ist eher als Versuch denn als erschöpfende Darstellung dieser Problematik zu verstehen. Allerdings ist von einigen Verfassern mittelalterlicher Geschichtswerke gelegentlich behauptet worden, daß sie juristische Bildung gehabt hätten.¹ Diese Tatsache ist eigentlich auch nicht verwunderlich. Die Leute, denen wir diese Werke verdanken, gehörten zur Intelligenz ihrer Zeit; in einigen Fällen kann man annehmen, daß sie am königlichen Hof beschäftigt waren, in erster Linie in der Kanzlei, wo die Überprüfung rechtlicher Probleme und die Ausstellung von Urkunden zur Tagesarbeit gehörten. Andererseits hatten die historischen Ereignisse, von denen sie berichten wollten, selbst verschiedene rechtliche Aspekte (wie z. B. die Frage von *idoneitas* oder *legimitas*, die in der letzten Zeit eingehend untersucht wurde).²

Dennoch gibt es hinsichtlich rechtlicher Interessen beträchtliche Unterschiede unter den Geschichtsschreibern dieser Periode. Die *Gesta Hungarorum* des anonymen Notars z. B. ist in dieser Hinsicht wenig ergiebig. Zwar stimmen darin einige Sätze mit Einleitungs- und Anathemaformeln von Urkunden überein,³ und auch Wörter wie *lex*, *consuetudo* kommen vor, tieferes Interesse für Recht hat der Autor gewiß nicht gehabt. Als anderes Extrem könnte Simon de Kéza gelten, dessen Werk gerade nach juristischen Begriffen konzipiert ist.⁴

Das dritte historiographische Werk dieser Periode ist die sog. Chronik-Komposition, die uns in verschiedenen Handschriften des 14. und 15. Jh.

¹ I. MADZSAR: A II. Géza-kori névtelen. Budapest 1926. 1–2. J. HORVÁTH: Árpád-kori latinyelvű irodalmunk stílusproblémái. Budapest 1954. 275. E. MÁLYOSZ: Az V. István kori *Gesta*. Budapest 1971. 11–15. Besonders bei Simon de Kéza wurde dieser Gesichtspunkt hervorgehoben, s. Anm. 4.

² J. GERICS: Legkorábbi gesta-szerkesztéseink keletkezésrendjének problémái. Budapest 1961. Gy. KRISTÓ: Legitimitas és idoneitas. Száz. 108 (1974) 585 ff.

³ S. DOMANOVSKY: Anonymus és a II. Géza korabeli *Gesta*. Budapest 1933. 3.

⁴ J. HORVÁTH: a. a. O. 374–383. J. GERICS: Adalékok a Kézai krónika problémáinak megoldásához. *Annales Universitatis Scientiarum Budapestinensis de Rolando Eötvös nominatae. Sectio historica* 1 (1957) 106 ff. J. SZÜCS: Nemzet és történelem. Budapest 1974. 427–464.

vorliegt. Diese zeigen untereinander beträchtliche Abweichungen, haben aber alle gemeinsamen Ursprung.⁵ Die Forschung ist bestrebt, im Text dieser Chronik verschiedene Schichten zu unterscheiden, von denen die älteste noch in das 11. Jh. gehört. Da die Nachfolger den Text ihrer Vorfahren nicht einfach übernommen, sondern jeweils verändert, umgeformt und interpoliert haben, ist die Entstehungsgeschichte dieser Chronik in vielen Punkten noch immer umstritten. In den folgenden Ausführungen sollen einige Chronik-Stellen untersucht werden. Da sich die Verbreitung rechtlicher Kenntnisse und Begriffe auch in den Urkunden beobachten läßt, und auch mit dem Rechtsunterricht (an ausländischen Universitäten) zusammenhängt, können unsere Beobachtungen auch chronologisch ausgewertet werden.

Instruktiv in dieser Hinsicht ist der Abschnitt, in dem die Sage vom weißen Roß erzählt wird. Der ungarische Fürst Árpád schickt Zuatapolug, dem Herrn des Landes ein weißes Roß mit Sattel und Zaum und verlangt dafür Erde, Wasser und Gras. Dieser versteht den wahren Sinn dieses Handels nicht, er glaubt, es seien Bauern gekommen und verlangen Felder, um sie zu bestellen. Er nimmt das Geschenk an. Baldaber kehrt der Gesandte der Ungarn wieder zurück zu ihm und erklärt: *«Arpad cum suis tibi dicit, quod super ista terra, quam a te emerunt, diutius nullo modo stes, quia terram tuam cum equo emerunt, herbam cum freno, aquam cum sella. Et tu propter emphyteusim, id est inopiam et cupiditatem terram, herbam et aquam concessisti.»*⁶

Wie ersichtlich, ist der Sinn des letzten Satzes ganz falsch: *emphyteusis* bedeutet ja nicht *inopia et cupiditas*. Derjenige natürlich, der hier das Wort verwendete oder einfügte, muß auch dessen Bedeutung gekannt haben. Auch sein Motiv für die Einfügung des Wortes können wir vermuten. Wahrscheinlich störte sein Rechtsempfinden die primitive Moral der Sage. Als ein juristisch geschulter Mann (*emphyteusis* als Rechtsinstitution war in Ungarn nicht vorhanden, dementsprechend ist auch das Wort erst spät belegt; die Anwendung dieses Wortes zeugt eindeutig für gründliche theoretische Rechtskenntnisse) wußte er gewiß, daß ein solches Geschäft rechtlich nichtig ist, weil *fraus et dolus alicui patrocinari non debent*, wie es als *regula iuris* in Bologna unterrichtet wurde.⁷

Dieser Chronist versuchte die Sage anders zu interpretieren: es sei kein mit Hilfe von *fraus et dolus* zustandegekommener symbolischer Kauf für einen lächerlichen Preis gewesen, sondern ein Erbpachtvertrag, eben eine *emphyteusis*. Er fügte also dem Text etwa den folgenden Satz zu: **tu per emphy-*

⁵ *Chronici Hungarici compositio saeculi XIV.* Praefatus est, textum recensuit, annotationibus instruxit A. DOMANOVSKY (des weiteren: Chron.) in: *Scriptores rerum Hungaricarum.* Budapestini 1937. (des weiteren: SRH) I. 229 ff.

⁶ Chron. c. 28 — SRH I. 289.

⁷ So in den Notabilien des Paulus Hungarus, zitiert aus der Handschrift Bibliotheca Vaticana Fond. Borghese 261. Der Satz findet sich öfters, z. B. 85rA, 85rC, 86rB.

teosim terram, herbam et aquam concessisti (vgl. dazu Cod. Iust. 4, 66, 1: *rei, quae per emphyteusin data est*).

Daß in der Chronik im vorhergehenden Satz das Verb *emerunt* vorkommt, konnte den Interpolator nicht gestört haben. Denn *emptio* und *emphyteusis* schließen einander nicht aus, wie das in einer ungarischen Urkunde⁸ aus dem Jahre 1309 ersichtlich ist: ein Martinus Sartor hat ein Haus für 72 Mark *empcionis titulo* erworben, für das er dann noch jährlich 2 Mark 1 *ferro feudum seu pensio* zu bezahlen hatte. Nun versäumte er längere Zeit hindurch die Zahlung, so daß er sein Recht auf das Haus verlor. Als Begründung folgt in der Urkunde der Satz: *emphyteota enim iuris regula suadente emphyteosi non persoluta a iure suo cadet*. An dieser Stelle kommt übrigens das Wort zum ersten Mal in einer ungarischen Urkunde vor.⁹ Der Satz ist eigentlich eine Allegation von Novell. Iust. 7, 3, 2: *emphyteutae, qui non exsolverunt emphyteoticum cano-nem, fient omnino extranei emphyteomatis*.

Einem späteren Bearbeiter wollte aber diese juristische Spitzfindigkeit nicht einleuchten; das Wort war ihm unbekannt. So fügte er eine «Erklärung» dazu, nämlich die Worte: *id est inopiam et cupiditatem*, und auch die Präposition *per* veränderte er der neuen Sinngebung entsprechend in *propter*. Auffallend ist es allerdings, daß niemand später daran Anstoß genommen hat: alle Handschriften bringen diesen Unsinn.

Diese letzterwähnte Tatsache beweist, daß die uns vorliegende Textform bereits vor der Bilderchronik, d. h. spätestens in der ersten Hälfte des 14. Jh. entstand. Das Wort *emphyteusis* muß dann früher, etwa Ende des 13. Jh. eingefügt worden sein. Als Interpolator könnte in erster Linie *magister Acus* genannt werden.¹⁰ Aus dieser Rekonstruktion folgt, daß die Sage vom weißen Roß zu einem noch früheren Zeitpunkt in die Chronik Eingang fand.

Es kann eine andere Stelle der Chronik angeführt werden, wo mit einer ähnlichen Entwicklung zu rechnen ist. *Dum ergo capitaneus iste Arpad uteretur speciali quadam dignitate in Scythia, et hanc haberet ipsius generatio consuetudinem Scithica legitima et probata, ut unus in expeditione gradientibus debeat anteire, in redeundo vero retrocedere . . .*¹¹ Der Text ist korrupt, und zwar wurde hier wieder ein juristischer Ausdruck mißverstanden. Die Adjektive *legittima et probata* beziehen sich in der jetzigen Textform auf das Substantiv *generatio*. Ein solches Hyperbaton ist aber in der Chronik ziemlich ungewöhnlich, und es ist auch nicht recht verständlich, was in diesem Zusammenhang *probata* bedeuten soll. Die Lösung ist in der Nähe dieser Worte zu suchen: die Adjektive gehörten eigentlich zu einem anderen Wort, zu *consuetudo*.

⁸ F. KNAUZ: Monumenta ecclesiae Strigoniensis. Strigonii 1882. II. 613–614.

⁹ In den Notabilien des Paulus Hungarus aber — fast hundert Jahre früher — wird wiederholt *emphyteota* erwähnt: Vaticanus (s. Anm. 7) 77vA, 77vB, 83rA.

¹⁰ Über seine rechtlichen Kenntnisse s. E. MÁLYUSZ: a. a. O. 11–15.

¹¹ Chron. c. 28 — SRH I. 290.

Sowohl im römischen Recht als auch in der Kanonistik galt das Axiom, daß neben *lex*, *ius scriptum* oder *ius commune* auch die Rechtsgewohnheit Gültigkeit besitzt. Wenn die Rechtsquellen einander widersprachen, mußte entschieden werden, welcher der Vorrang einzuräumen ist. Keinesfalls war das immer das *ius commune*.¹² Es war natürlich wichtig darauf hinzuweisen, daß im gegebenen Fall eine richtige, sozusagen rechtlich anerkannte *consuetudo* vorhanden sei. Das sollten die dem Wort beigegebenen Attribute betonen, z. B. *longa*, *antiqua* usw. Im 13. Jh. erscheint aber meistens das Adjektiv *approbata*, das zuerst 1229 verwendet wird,¹³ ab 1243 an stark in Mode kommt.¹⁴ Auch *legitima* finden wir neben *consuetudo*, wenn auch nicht so häufig und zeitlich nicht so konzentriert.¹⁵ Die jetzige Textform unserer Stelle könnte etwa folgendermaßen entstanden sein. Ein Chronist im 13. Jh. fand die Geschichte noch mit der Formel *consuetudine Scythica*. Er wollte betonen, daß die Gültigkeit dieser *consuetudo* über jeden Zweifel erhaben sei, und fügte hinzu: *legitima et approbata*. Einem späteren Bearbeiter, der in der rechtlichen Terminologie nicht so bewandert war, erschien das nicht ganz klar zu sein. Er las *consuetudinem* (was er auf *hanc* bezog), die weiteren drei Wörter verstand er als Nominative und zu *generatio* gehörig. Dabei hat ihn wahrscheinlich *legittima* verleitet, das ja auf *generatio* bezogen sinnvoll erschien. So wurde *approbata* sinnlos, er stellte *probata* ein.

Wie ersichtlich, ist die Stelle ähnlich wie die vorher besprochene entstanden; auch die chronologischen Folgerungen sind die gleichen.¹⁶

Im 13. Jh. entstand die Theorie, daß die Ungarn in der Frühzeit eine selbstregierende Gemeinschaft gebildet hatten. So finden wir in der Chronik: *Hungaris autem VII sine auribus, pro eo ut vivi redierunt et se occidi cum sociis non elegerunt, communitas talem sententiam dedisse perhibetur: omnia que habebant amiserunt, tam in re stabili quam mobili, ab uxoribus et pueris illos separantes, pedites sine calceis, proprium nil habere permiserunt*.¹⁷ Neben den Wendungen *sententiam dare, tam in re stabili quam mobili, proprium* verdient hier auch

¹² *consuetudo preiudicat iuri communi in loco suo* heißt es bei Paulus Hungarus; Vaticanus (s. Anm. 7) 80^{vb}. Auf folio 77^{rc} aber: *consuetudo iuri contraria non valet*. Das Problem stand im Mittelpunkt der Diskussion; in den Notabilien finden wir mehr als 20 Stellen mit ähnlichen Formulierungen, in denen die Gültigkeit, bzw. die Ungültigkeit der *consuetudo* ausgesagt wird. Da die Behauptungen sich jeweils auf den in den Notabilien eben behandelten Rechtsfall (bzw. auf das besprochene Reskript) beziehen, braucht man hier keine Widersprüche zu entdecken.

¹³ T. SMIČIKLAS: *Codex diplomaticus regni Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae*. Zagráb 1904—1916. III. 325.

¹⁴ F. KNAUZ: a. a. O. I. 348 (1243); G. WENZEL: *Árpád-kori új okmánytár*. Pest, Budapest 1860—1874. VII. 260. (1248); 347 (1252); A pannonalhalmi Szent-Benedek-rend története. Budapest 1902—1916. II. 293 (1255); F. KNAUZ: a. a. O. I. 425 (1255); G. WENZEL: a. a. O. XI. 411 (1255) und noch weitere 12 Urkunden aus dem 13. Jh.

¹⁵ Im Gesetz Decretum Ladislai I. 31 (1092); in Urkunden nur dreimal: G. WENZEL: a. a. O. XI. 112 (1211); X. 434 (1282—1300; XII. 81 (1383).

¹⁶ E. MÁLYUSZ: a. a. O. 61. schreibt die Stelle dem Magister Acus zu; m. E. ist dieser nur der Interpolator, dessen Ergänzung dann mißverstanden wurde.

¹⁷ Chron. c. 36 — SRH I. 293.

das Wort *communitas* Beachtung, mit dem die Gemeinschaft der Ungarn bezeichnet wird. Dieser Begriff spielt eine wichtige Rolle bei Simon de Kéza;¹⁸ die angeführte Stelle findet sich bei ihm jedoch nicht. Die Theorie wurde mit der Gesellschaftstheorie,¹⁹ dann — m. E. richtig — mit der Jurisprudenz des 13. Jh. in Verbindung gebracht.²⁰ In diesem Zusammenhang ist es von Bedeutung, daß in den Notabilien des Paulus Hungarus deutliche Ansätze einer Korporationslehre zu beobachten sind. Nur daß er das Wort *universitas* gebraucht: damit bezeichnet er verschiedene kirchliche und weltliche Gemeinwesen, die als autonome Körperschaften berechtigt sind, ihre Leiter selbst zu wählen, für sich verbindliche Normen (*statuta*) aufzustellen, ihre Mitglieder zu bestrafen. In dieselbe Richtung zeigt auch das Wort *socius*: in Bologna heißt das Mitglied einer Schüलगemeinschaft so.²¹

Ein in unserem Rechtswesen ungebräuchlicher Terminus kommt in der Drohrede König Petrus vor: «*Si aliquamdiu sanus fuero, omnes iudices tam clarissimos et spectabiles quam pedaneos, centuriones (et etiam decuriones add. S) ac villicos omnesque principes et potestates in regno Hungarie Teutonicos constituam.*»²² Neben dieser Stelle finden wir den Ausdruck *iudices pedanei* zuerst in einer Urkunde²³ aus dem Jahr 1298; diese ist voll von römisch-rechtlichen und kanonistischen Allegationen, was eindeutig die Richtung zeigt, woher das Wort in die Chronik gelangt ist.

Diese Stelle hat ihre Parallele bei Simon de Kéza:²⁴ «*Si aliquamdiu sanus ero, omnes iudices, spectabiles, centuriones, principes et potestates statuam Teutonicos et Latinos.*» Es ist leicht einzusehen, daß sie ein Auszug aus der Chronik ist, und zwar ein oberflächlicher: das Wort *spectabiles* hängt in der Luft. Daraus folgt, daß unser Wort bereits vor Simon de Kéza in der Chronik stand.

Die wenig schmeichelhafte Charakterisierung König Kolomans in der Chronik lautet: *erat namque habitu corporis contemptibilis, sed astutus et docilis, ispidus, pilosus, luscus, gibosus, claudus et blesus.*²⁵ Die letzten sechs Adjektive, die die Körperfehler des Königs schildern, sind ziemlich seltene Wörter; kaum vorstellbar, daß sie dem Autor so einfach aus der Feder geflossen wären. Woher nahm er sie dann? Auf die direkte Quelle kann ich nicht hinweisen, bemerkenswert aber ist, daß die letzten vier in einem Abschnitt der Digesten

¹⁸ J. SZÜCS: a. a. O. 444–464.

¹⁹ P. VÁCZY: A népfelség elvének magyar hirdetője a XIII. században: Kézai Simon mester. Károlyi Árpád-émlékkönyv. Budapest 1933. 546 ff.

²⁰ Siehe Anm. 4.

²¹ Die entsprechenden Stellen der Notabilien sind angeführt und besprochen in meinem Aufsatz: Die Geschichte des Bologneser Studiums bei Paulus Hungarus. *Annales Universitatis Budapestinensis de Rolando Eötvös nominatae. Sectio classica. Tomus III* (1975) 97–106.

²² Chron. c. 71 — SRH I. 324.

²³ A. GÁRDONYI: Budapest történetének okleveles emlékei I. Budapest 1936. 335.

²⁴ SRH I. 174.

²⁵ Chron. c. 142 — SRH I. 421.

erscheinen.²⁶ Sie stehen allerdings in einem längeren Passus, unter anderen Krankheiten oder Körperfehlern verstreut. Einige Wortformen sind auch abweichend, die Digesten haben *luscrosi* und *gibberosi*. Von diesen vier finden wir zwei auch im Buch Leviticus der Bibel:²⁷ *nec accedat ad ministerium eius (sc. Dei), si caecus fuerit, si claudus . . . si gibbus*. Isidors Leviticuskommentar bringt das Wort in einer Form, die der Wortform in der Chronik am nächsten steht: *gibbosus*.²⁸ Die übrigen zwei Adjektive finden sich in Hieronymus Isaiaskommentar: *Seir . . . interpretatur hispidus et pilosus*.²⁹ Mit Hilfe der Leviticusstelle können wir die Quelle unseres Autors mit einiger Wahrscheinlichkeit erraten: es wird eine kanonistische Schrift gewesen sein, in der die Hindernisse (*irregularitates*) der Priesterweihe zusammengefaßt waren, und deren Autor neben der Bibel und den Kirchenvätern auch die Digesten ausgebeutet hatte.³⁰

Ausgesprochen theoretische Rechtskenntnisse verrät die folgende Stelle: *Dux Almus severitate regis Stephani minoris seu mediam capitis diminutionem passus fuerat. Quamvis fuisset obcecatus, tamen mortem timens de rege Stephano fugerat in Greciam*.³¹ Wie es in den justinianischen Institutionen³² heißt, *minor sive media capitis deminutio* tritt ein, wenn jemand die *civitas* verliert, *libertas* jedoch bewahrt. Gerade das geschah mit dem *dux Almus*, der aus seiner Heimat fliehen mußte (also seine *civitas* verlor), aber auf diese Weise frei blieb (also seine *libertas* bewahren konnte). Der Zusammenhang dieser Stelle mit den Institutionen wurde bereits von der früheren Forschung erkannt.³³ Auf dieser Grundlage wurde auch von I. Madzsar die Konjektur *minorem* (statt *minoris*) vorgeschlagen. Allerdings ist der Hinweis in der Chronik an diese Institution des römischen Rechts doch nur eine Spielerei: der *dux* wurde weder verurteilt, noch verbannt. Die Beschreibung seiner Situation könnte sein: als ob er eine *capitis deminutio media* erlitten hätte. In diesem Sinne kann auch die über-

²⁶ Dig. 21, 1, 3; 21, 1, 10; 21, 1, 13.

²⁷ 21, 20.

²⁸ Quaest. Lev. 13, 3 (zitiert nach ThLL s. v.).

²⁹ Zitiert nach ThLL s. v. *hispidus*.

³⁰ Nach H. E. FEINE: Kirchliche Rechtsgeschichte I. Weimar 1954². 346. fällt die Systematisierung der Irregularitäten ins 13. Jh.

³¹ Chron. c. 157 — SRH I. 442.

³² I, 62, 2.

³³ I. MADZSAR: a. a. O. 2; nach ihm auch J. HORVÁTH: a. a. O. 280. Man versteht leichter die Fehlgriffe der mittelalterlichen Bearbeiter, wenn man sieht, wie falsch diese Stelle trotz der richtigen Deutung von I. MADZSAR und J. HORVÁTH in den neuen Übersetzungen interpretiert wird. So finden wir in der deutschen Übersetzung: «Auch der Fürst Almus litt schwer unter der Strenge des jüngeren Königs Stephan.» (Bildchronik. Chronicon Pictum. Band II. Budapest 1968. 146). Auch die englische Übersetzung ist nicht besser: «By king Stephen's cruelty Duke Almus was made to live but half a life». (The Hungarian Illuminated Chronicle. Budapest 1969.). Ganz albern ist die ungarische Übersetzung, die deutsch etwa folgendermaßen wiedergegeben werden könnte: «Infolge der Grausamkeit des jüngeren Königs Stephan hat auch der Fürst Almus gleichsam eine halbe Enthauptung (!) erlitten». (Képes krónika. Budapest 1971. 110.).

lieferte Textform als sinnvoll angesehen werden, wenn man annimmt, daß hier *seu* (nicht ganz korrekt) im Sinne von *quasi* steht.

Abschließend sollen die chronologischen Beobachtungen zusammengefaßt werden. Es konnte gezeigt werden, daß in der überlieferten Textform einige juristische Termini (*emphyteusis*, *consuetudo legitima et approbata*) mißverstanden worden sind. Da die Verderbnisse in allen Handschriften vorkommen, sind sie nicht späten Kopisten zuzuschreiben. Anscheinend wurden diese Termini von den Redakteuren in der ersten Hälfte des 14. Jh. nicht mehr verstanden, obwohl sie in den Urkunden dieser Zeit auch weiterhin vorkommen, oder gar erst in dieser Zeit in den Urkunden auftauchen (*emphyteusis*). Dieses überraschende Ergebnis hängt damit zusammen, daß die Chronisten der Anjou-Zeit einer anderen Schicht der kirchlichen Gesellschaft angehörten als die früheren Chronisten. Bis Ende des 13. Jh. war die Historiographie in Ungarn in den Händen des Weltklerus. Im folgenden Jahrhundert ging sie in die der Minoriten über. Diese hatten keine juristische Bildung; es war ihnen sogar verboten, solche Studien zu betreiben.³⁴ Die Stellen, die von der eingehenden Kenntnis des römischen und kanonischen Rechts zeugen (und deren Zahl wahrscheinlich noch vermehrt werden kann), gehören in die Zeit vor den Anjou-Königen, die man als juristische Periode in der mittelalterlichen ungarischen Historiographie bezeichnen könnte. Den Höhepunkt in dieser Beziehung bedeuten unter den Chronisten magister Acus und die Gesta von Simon de Kéza.

Eine weitere Frage ist, wann diese Periode begann. In dieser Hinsicht verdienen die zuletzt behandelten Stellen (Kolomans Charakteristik und die *capitis deminutio*) besondere Beachtung. Sie stehen in einem Abschnitt der Chronik, die allgemein einem Fortsetzer aus der Zeit des Königs Géza II. (1141–1162) oder seines Nachfolgers, Stephan III. (1162–1171) zugeschrieben wird. Dieser Teil wurde kaum interpoliert; die Bearbeitung der Chronik in der zweiten Hälfte des 13. Jh. scheint ihn nicht gekannt zu haben, er wurde erst später, d. h. im 14. Jh. in die Komposition aufgenommen. Theoretisch ist es möglich, daß diese Stellen Interpolationen dieser Zeit sind. Wenn aber unsere obengenannten Beobachtungen richtig sind, dann dürfte man diesen späten Chronisten eine so ausgesprochen theoretische Interpolation wie die Erwähnung der *capitis deminutio media* kaum zumuten.

Daraus würde folgen, daß die Stellen bereits im Originaltext standen, d. h. etwa Mitte des 12. Jh. niedergeschrieben worden sind. Auch diese Annahme ist nicht ohne Schwierigkeiten. Die Verbreitung römisch-rechtlicher und kanonistischer Kenntnisse ist gewiß mit dem Besuch ausländischer Universitäten in Zusammenhang. In Paris sind einige ungarische Studenten am Ende des 12. Jh. feststellbar; einer sogar zu Mitte dieses Jahrhunderts. Das wird wahr-

³⁴ In einem Kanon der Synode von Buda im Jahre 1279; M. SZVORÉNYI: *Synopsis critico-historica decretorum synodaliū. Vesprimii 1807*. 43.

scheinlich eine Ausnahme sein. Übrigens kennen wir sein Leben, er ist der spätere Erzbischof Lucas, mit der Chronik hat er nichts zu tun. Auch haben wir keinen Grund, bei ihm wie auch bei den anderen gerade juristische Studien anzunehmen. Der richtige Mittelpunkt rechtlicher Studien war Bologna. Es wurde behauptet, daß es erst ab Mitte des 13. Jh. Bedeutung für Ungarn habe.³⁵ Eine neuere Untersuchung scheint darauf hinzuweisen, daß bereits im zweiten Jahrzehnt des 13. Jh. ungarische Studenten in gewisser Anzahl dort lernten.³⁶ Viel weiter zurück, sogar bis zur Mitte des 12. Jh. zurückzugehen, scheint mir gewagt. Auch die Urkunden dieser Zeit unterstützen die Annahme römisch-rechtlicher und kanonistischer Bildung für diese frühe Zeit nicht. Ich möchte mich hier damit begnügen, auf das chronologische Problem dieser Stellen hinzuweisen, ohne eine Lösung zu versuchen. Die weitere systematische Untersuchung der rechtlichen Terminologie auch in anderen Schriftwerken des ungarischen Mittelalters wird vielleicht auch zur Klärung dieser Frage beitragen, wie überhaupt noch wichtige literaturgeschichtliche und kulturgeschichtliche Aufschlüsse von ihr zu erwarten sind.

Budapest.

³⁵ E. VERESS: Olasz egyetemeken járt magyarországi tanulók anyakönyve és iratai 1221–1864. Budapest 1941. 1–2; GY. BÓNIS: Középkori jogunk elemei. Budapest 1972. 22–23, 29.

³⁶ Siehe Anm. 21.

FORTUNA, HUMANITAS, GLORIA

(ZUR TOPOLOGIE RITTERLICHER KULTURWERTE)

Das erstrangige Quellenmaterial für das lateinische Schrifttum in Ungarn bildet die Urkundenpraxis. Es unterstützt die Lösung der komplizierten Fragen der Ideengeschichte und im allgemeinen der Kulturgeschichte, wenn man innerhalb einer gegebenen Epoche in jener Quellengruppe das Erscheinen von Werte ausdrückenden Wörtern und Gedankenschemata, ihre Entwicklung und die Wandlung ihrer Bedeutung beobachtet.

Im Folgenden möchte ich, indem ich aus der Materialsammlung einer im Entstehen begriffenen Abhandlung einiges heraushebe und es von einem anderen Gesichtspunkt beleuchte, auf solche Wörter bzw. Ausdrücke der Urkundenpraxis des 13–14. Jh. und die damit verbundenen epischen Quellen hinweisen, die im allgemeinen als die Träger der Renaissance-Ideologie, als ihre «Schlüsselwörter» angesehen werden.

Die *Fortuna* erscheint in den Topoi der Urkundennarrationen des 13. Jh., die mit der Tapferkeit, dem Wagemut, genauer mit dem gebefreudigen Leben, dem Aufs-Spiel-Setzen des Belohnten verbunden sind: *res et personam du b i i s fortuna e cas i b u s pro nobis intrepide exponendo* (1234. Fejér CD IV/1. 287.) *se et sua fortune casibus multipliciter submittendo pro honore regie maiestatis* (1295. Hazai oklevéltár 145.). Auch im 14. Jahrhundert tritt dieser Topos sehr häufig auf,¹ so in der an Benedek Himfi gerichteten königlichen Privilegierung: *non parcendo eorum rebus persone diversis fortunis et inopinatis casibus se exponendo* (1396. Fejér CD IX/4. 173.).

Der Topos des Risikos ist oft mit dem übrigens auch selbständig existierenden Topos der Todesverachtung verbunden. So heißt es 1324 von dem Edelknaben Miklós, Sohn des Gergely: *multis periculosus casibus ac fortunis necis formidande pluries se submittens* (AO II. 128.). Und im Text der

¹ Aus der Sigismund-Epoche: bei László Losonei 1387. B Á N F F Y = Oklevéltár a Tomaj nemzetségbeli losonezi B Á N F F Y család történetéhez (Urkundensammlung zur Geschichte der zum Tomaj-Geschlecht gehörenden Losonezer Bánffy-Familie). Red. E. V Á R J Ű: I. 1214–1457. Budapest 1908. S. 403–404. — bei Stibor 1388. G. WENZEL: Stibor vajda (Der Woiwode Stibor). Budapest 1874. S. 49. Bei den Kanizsaern 1392. ZsO I. 2408. In der Stiftungsurkunde des Drachenordens: 1408. FEJÉR: CD X/4. S. 689. In einer Privaturkunde: Palatin István an István, den Sohn Lodomérs, 1303. AO I. S. 52., der Woiwode Tamás an István Pogány 1339. AO III. S. 613.

Minoriten-Chronik von J. Kétyi, der auch sonst Narrationswendungen benutzt : *exponentes se pro eo ad omnem eventum et fortuna m.*²

Für die *Fortuna* mit zweifelhaftem Ausgang, den Glückszufall, dem sich der Krieger, der Ritter des 13–14. Jh. mutig unterwirft, ließen sich zahlreiche Beispiele kontinuierlich aus der ganzen Epoche anführen. Das ist bei weitem noch nicht der *Fortuna*-Begriff der Renaissance, hier greift noch nicht der Mensch mit eigener Hand in die Speichen des Glücksrades.³ Gerade die Größe des Wagnisses und sein völlig unvorherzusehendes Ergebnis hebt die Ethik des Risikos auf eine derart hohe Rangstufe. So gewinnt diese frühe, auf Kriegs- (und Lebens-) Erfahrungen beruhende Heldentugend im ritterlichen Tugendsystem einen hervorragenden Platz, und obwohl ihr die Geschichte zur Zeit der Herausbildung der entwickelteren Kriegstechnik und gesellschaftlichen Verhältnisse bei Nikopol ein Schnippchen schlägt, erhält sie sich doch fast bis Cervantes.

Das Moment unserer mittelalterlichen Narrationen, daß der Held sich auszeichnet und sich unter den anderen hervorhebt, entsprach der Helden tradition des Nomadentums, aber auf einer anderen Ebene auch der neuen, weltlicheren Kultur des späten Mittelalters, die im Gegensatz zum religiös oder teilweise religiös begründeten Kultus der Unpersönlichkeit und des Universalismus, ja der Ständeordnung, nach und nach auch dem Individuum seinen Platz einräumen will.⁴ Im Jahre 1240 formuliert die Arenga des Fürsten Kálmán die Ideologie : man soll hauptsächlich jene belohnen, *quos non modo inter communes et in communibus reperimus fideles, verum etiam singularis servitiorum frequens ac laudabilis praerogativa reddidit multipliciter commendatos* (Smič. IV. 102.).⁵

All das hängt noch mit den kriegerischen Tugenden zusammen, bedeutet doch die persönliche Initiative besonders hier einen hervorragenden Wert. Aus der ritterlichen Kampfweise läßt sich diese Art des Individualismus wahrhaftig erklären, der Heldenkultus ist also keine Erfindung des Humanismus.⁶ Die

² Chronicon Dubnicense. Historiae Hungaricae Fontes Domestici (HHFD) III. Recensuit M. FLORIANUS. Quinque-ecclesiis 1884. S. 149.

³ Vgl. Á. HELLER: A reneszánsz ember (Der Renaissance-Mensch). Budapest 1967. 290–291., CH. BEC: Die Mentalität und der Wortgebrauch der Händler von Florenz am Anfang des 15. Jahrhunderts, Annales E. S. C. 1967. S. 1206–1226., E. MÁLYUSZ: A Thuróczy-krónika és forrásai (Die Thuróczy-Chronik und ihre Quellen). Budapest 1967. S. 149–150, 194.

⁴ Selbstverständlich werden die Helden in den Chroniken schon um ein beträchtliches früher individualisiert.

⁵ Fürst Kálmán an seinen Erzieher, Demeter. SMÍČ.: IV. S. 102. Die gleiche Arenga in einer Donation von Karl I. 1320. AO I. S. 569. Anders: *illos tamen qui prae ceteris insignia fidelitatis et servitii familiaria exhibuerunt, et quam meritorium praerogativa praeculari efulserunt* . . . 1250. FEJÉR: CD IV/2. S. 92.

⁶ So: *praeclaris fidelitatis insigniis coram nostrae maiestatis oculis tam commendabiliter enituit* (1250. FEJÉR: CD IV/2. S. 92.); *ante omnes alios milites nostros se pugnae opponens* . . . *ipse non ultimus sed primus, et etiam prima et prior lancea fuit* (1267.

persönliche Initiative wurde auch früher schon hoch geschätzt.⁷ Über die Welt der Topoi hinaus dringt der Individualismus auch in das gesellschaftliche Leben ein: die individuell erworbenen Güter dürfen in bestimmten Fällen nicht der Familienerbteilung unterworfen werden. Im Jahre 1355 kommen die Becsei-Söhne überein, daß das, was von nun an einer von ihnen *per propriam humanitatem* in der Lage ist zu erwerben, er ohne Teilung individuell in Besitz nehmen kann. (AO III. 180.)

Der Bedeutung *humanus* 'menschlich' und *humanitas* 'Menschentum' begegnet man auch in den Urkunden des 13. Jh.⁸ Die *humana fragilitas* ist 'menschliche Schwäche, Fehlbarkeit', die *humanitas* trägt auch einen Sinn von 'schwächlicher, zerbrechlicher Organismus'.⁹ Über die allgemeine bzw. die durch die religiöse Ideologie einigermaßen gefärbte Bedeutung hinaus zeugt der Text der obengenannten Urkunde jedoch von einem andersgerichteten stolzeren menschlichen Selbstbewußtsein, indem er von 'aus dem eigenen Menschentum' — zu verstehen als: aus seiner Kraft, mit seiner Fähigkeit — erworbenem Besitztum spricht. Aber schon 1280 wird ein früher verloren gegangenes Feld *per humanitatem, laborem et expensam* zurückgewonnen. (ÁUO XII. 314.) Auf eine Bedeutungsentwicklung in dieser Richtung deutet das Statut von 1326 des St. Georg-Ritterordens hin: *Item si quis fratrum in expugnacione castrorum sive in fossatum cadat, sive de equo, unus alium relinquere non praesumat, quantum potest humana virtus exercere in iuvamine impendendo.* (Fejér CD VII/3. 166 ff.)

I. Pogány wird vom Woiwoden T. Szécsényi und seinen Söhnen auch deshalb so gelobt, weil er sehr bemüht war, sich ihnen gegenüber dankbar zu erweisen, *ut in ipso et eius humanitate animus eorum certitudinaliter ex toto conquievissent.* (1339. AO III. 613.)

L. Tót wurde aus der Gefangenschaft des walachischen Bazarád sua industria et humanitate laudabili befreit, er bekommt die Burg Temetvény vom König *considerata humanitatis laudabilis* —

FEJÉR: CD IV/3. S. 407., vom jüngeren König Stephan); *arreptis armis militaribus, ante omnes alios circumstantes, in medios hostes ultro se immisit* [1268. HO (= Hazai Okmánytár, Codex diplomaticus patrius. Herausg. I. NAGY, I. PAUR, K. RÁTH, D. VÉGHÉLY I–VIII. Győr–Budapest. 1865–1891) VIII. S. 111. vom jüngeren König Stephan]; *coram omnibus in ipso insultu . . . claruit tamquam miles strenuus* (1270. ÁUO XIII. S. 12, von Stephan V.); ähnlich noch: 1273. ÁUO XII. S. 73., 1276. SZENTPÉTERY: Krit. jegyz. 2729., 1339. AO III. S. 613., 1387. I. BÁNFFY I. 403., 1406. G. WENZEL: Stibor vajda . . . S. 132.

⁷ 1250. FEJÉR: CD IV/2. S. 92.: *ipse solus ibat ad speculandum descensum Tharturorum.* — 1364. SMIČ: XIII. S. 332.

⁸ 1235. FEJÉR: CD IV/1. S. 21. ff., 1281. SZENTPÉTERY: Krit. jegyz. 3113, und später: 1303. AO I. S. 54., 1330. M. G. KOVACHICH: Supplementum ad Vestigia Comitatum apud Hungaros I. Budae 1798. S. 271., 1371. Sopr. [= Sopron vármegye története (Geschichte des Komitats Sopron). Oklevéltár I. 1156–1411. Red. I. NAGY. Sopron 1899.] S. 393.

⁹ 1324. AO II. S. 152., 1397. G. WENZEL: Stibor vajda . . . S. 98.

que sue milicie industria ad famulandum nobis et regno nostro» (1349. Csáky I. 1. 102.). Sein Sohn, M. Kont, «*totum . . . Sycilie statum humanitate et discretione propria continuis preliorum aggressibus reformavit*» (1349. AO V. 339.). Offensichtlich ist der Zusammenhang mit den Kriegstaten.¹⁰

Neben den Bedeutungen: 'menschliche Kraft, Begabung, Menschentum, Entfaltung individueller Fähigkeiten' für *humanitas*, findet sich auch die von 'Menschlichkeit': *in hoc se ad ipsius magistri Michaelis humanitatem commisissent* (1879. Károlyi okl. I. 360.). J. Szerdahelyi Ravasz betraut seine Frau Klára mit der Sorge um seinen kleinen von der ersten Gattin geborenen Sohn mitsamt dessen Vermögen, weil er auf ihre *humanitas* baut. (ZsO I. 2486).¹¹

Die Bedeutungen von *menschliche Fähigkeit* bzw. *Menschlichkeit* existieren zwar im 13. Jh., verbreiten sich aber mehr in der Anjou-Epoche. Ich glaube nicht, daß man dies mit dem Eindringen von prähumanistischen Strömungen erklären müßte. Die ritterlich-weltlich gefärbte Kultur des Spätmittelalters schafft durch ihre Hochschätzung der persönlichen Initiative, des sich Heraushebens, des Talents im Gegensatz zur religiösen Ideologie die Grundlage für ein stolzeres Mensch-Bewußtsein. In der Verbindung *fides* (sc. *christiana*), *humanitas et honor* des 15–16 Jh., die zu einer adligen Eidesformel wurde, ist merkbar von einer adlig-ritterlichen Menschenwürde, -ehre die Rede.¹² Darauf weist auch schon in der Stiftungsurkunde des aristokratischen Drachenordens die Tatsache hin, daß das königliche Paar die «*virtuosos et bonae humanitatis*» Männer in den Orden aufnehmen kann.¹³

Der Wunsch nach Ruhm und Ehre ist die emotionale Motivation für die herausragende kriegerische Leistung und gleichzeitig auch die Ideologie zur Schönfärbung dessen, daß Geschlechter und Familien zu materiellen und Machtvorteilen gelangen, die Oberhand gewinnen. Das erklärt zum Teil die primitive Heldenverehrung in der Stammesaristokratie, ja sogar den «Aventiure»-Kult des europäischen Ritters im Spätmittelalter.¹⁴ (E. Mályusz beobachtete in den Narrationen der Urkunden, die im 14–15. Jh. aus der ungarischen Kanzlei hervorgingen, einen solchen Gebrauch der Heldenverehrung, der in der europäischen Praxis einmalig dasteht.)¹⁵ Die *Todesverachtung* ist eigentlich ein Aus-

¹⁰ Miklós sigillator erfüllte von seiner Kindheit an «*cum omni sue humanitatis et conaminis studio*» den Willen des Königs. 1373. HO II. S. 124. Der «*humanitate et industria*» — Topos findet sich in einer an die Garaier gerichteten Urkunde, 1406. HO VII. S. 436, und auch in der Stiftungsurkunde des Drachenordens, 1408. FEJÉR: CD X/4. S. 689.

¹¹ In adverbialer Form auch schon früher: *comes Nicolaus humaniter postularit et benigne* (1237. ÁVO VII. S. 43.), bzw. *in humaniter* 'grausam' von Felicián Zach, 1336. Károlyi okl. I. S. 119.

¹² Vgl. Gy. BÓNIS: Hűbériség és rendiség a középkori magyar jogban (Lebenswesen und Ständeordnung im mittelalterlichen ungarischen Recht). Kolozsvár (1947). S. 229. ¹³ 1408. FEJÉR: CD X/4. S. 691.

¹⁴ In der Zeit des Hundertjährigen Krieges wird die Tugend der *prouesse* ganz besonders gepriesen. (Jean Froissart, im Prolog seiner Chronik, vgl. S. HUIZINGA: Herbst des Mittelalters. München 1931. S. 93.)

¹⁵ E. MÁLYUSZ: La chancellerie royale et la rédaction des chroniques dans la Hongrie médiévale. Le Moyen Age 75 (1969), SS. 51–86, 219–254. 16. 1350.

druck der Ruhmbegierde. Parallel lassen sich Beispiele dafür finden, daß der Ruhm eine Eigenschaft des Königs ist, für den der Held stirbt, aber auch dafür, daß er sich durch seinen Tod selbst Ehre erwirbt. Béla IV. begründet eine Schenkung damit, daß *ex hoc accendantur alii tanto affectuosius suas pro honore regie vitam ponere et personas*, aber in der Arenga taucht auch der andere Aspekt auf: *quanto certius constat illos, qui pro regibus et regno occumbunt, vita post mortem vivere gloriosa, quorum quodam modo privilegium proprii decorat rubricatio sanguinis, faciens eos post mortem per fame meritum semper vivos ...* (1248 Szentpétery: Krit. jegyz. 886.). Und diese durchaus nicht klerikale Auffassung vom ewigen Leben nach dem Tode wurde in den Jahren nach dem Tatareneinfall formuliert! Auch 1264 läßt dies die an Lörinc, den Hofrichter und Gespan von Moson (Wieselburg), gerichtete Urkunde im Zusammenhang mit den Kriegstaten wieder aufklingen: *volens potius post mortem vivere per fame gloriam, quam tergum hostilitati huiusmodi vertere* (Fejér CD IV 3/3. 196.). Selbst hundert Jahre später ist das sich so gut in das ritterliche Wertsystem einfügende Klischee wieder in der Mode: wortwörtlich wiederholt es sich — zusammen mit anderen Topoi — in der István Lackfi verliehenen Donation, die auch *Küküllei* verwendet.¹⁶

Die *Fama* in der Bedeutung von 'Nachricht, Kunde, Bekanntmachung' war natürlich schon lange bekannt.¹⁷ Auf dem Wege ihrer Wandlung zu «Ruf» bedeutet die erste Station die *Kunde von der Tugend*. Simon von Aragonien «*nostrae benignitatis fama ... nos visitaturus accessit*» (1223. Fejér CD III/1. 393—394.); Karl I. belohnt 1319 den Edelknaben István auch deshalb, weil er *regalis magnificentiae fama largitatis odore respersam illustrare* wünscht (Fejér CD VII/2. 210.). Die Logik des Bedeutungswandels ist in einem Satz der Ladislaus-Legende spürbar: *cum autem fama sancti Ladislai ... nomen longe lateque diffudisset ...*¹⁸ Der genitivus qualitatis *bonae fama* zeigt die andere Richtung des Bedeutungswandels.¹⁹ In der zitierten Urkunde von

¹⁶ FEJÉR: CD IX/1. S. 756 ff. — Die Ludwig I.-Biographie von János Küküllei, János Thuróczy in seiner *Chronica Hungarorum: Scriptores rerum Hungaric. veteres ac genuini ...*, cura et studio JOAN. GEORGII SCHWANDTNERI. Vindobonae 1766. I. S. 266. (caput 15.).

¹⁷ 1237. PRT [= A pannonthalmi Szent Benedek-rend története (Die Geschichte des St. Benedictus-Ordens von Pannonhalma). I—XII/b. Budapest 1902—1916.] I. S. 757. — 1235. MES [= Monumenta Ecclesiae Strigoniensis. Disposuit F. KNAUZ, L. C. DEDEK. I—III. Esztergom, 1874—1924.] I. S. 408., AUO VII. S. 351. — 1366. PRT II. S. 511.

¹⁸ *Scriptores rerum Hungaricarum tempore ducum regumque stirpis Arpadianae gestarum*. Ed. E. SZENTPÉTERY. II. Budapestini 1938. S. 521.

¹⁹ 1270/1329. HO VIII. S. 128. In dem ebenfalls 1270 dem Ban Roland ausgestellten Privilegium, findet sich dasselbe Epitheton *von gutem Ruf*, in barockerer Form: *odore bone fame illibatum* (FEJÉR: CD VII/2. S. 14.). In dem den Pseudo-Aristoteles (*Secreta secretorum*) anführenden Küküllei-Prolog «*primum instrumentum intellectus est desiderium bonae fama*, *quia qui vere desiderat bonam famam famosus erit et gloriosus*», und die Fama muß man um ihrer selbst willen wünschen, so wie man die Herrschaft

1264 ist die *Fama* ('Ruf') der Besitzfall der *Gloria*, an einer anderen Stelle des Textes ist aber die *fama pollens* die Parallele zu *nomen gloriosum*.²⁰

Die Kunde, der Ruf werden immer mehr um den typisch adligen Begriffskreis der 'Namensehre' bereichert. Der Woiwode Tamás und seine Söhne belohnen ihre Familiaren, weil *procuracione promocionis nominum eorum et honoris* weder seine Güter noch seine Person schont (1339. AO III. 613.). Wer sich durch seine Heldentaten Ruhm erwirbt, der strebt danach: *ut ipsius fame preconium apud posteros celebre habentur* (1294. ÁUO X. 135.). Die Propaganda-Rolle des Exemplum verschmilzt hier mit dem die Familientradition pflegenden Adelsbewußtsein.²¹

Die *Gloria* bedeutet in der Urkundenpraxis im allgemeinen den Ruhm Gottes, der Kirche oder des Königs. In der Kanzlei des jüngeren Königs Stephan bekommt auch dieser abstrakte Wert eine dem obengenannten ähnliche Bedeutung. Vorläufig erst im Kontext (*non metuens mortem, sed nostram quaerens gloriam et honorem coram oculis nostrae maiestatis mirifice dimicando*. 1268. Fejér CD IV/3. 465 ff.), 1271 auch so: *qui in acie patria moriuntur, vivere intelliguntur per gloriam*. (ÁUO III. 256.) und darauf: *gesta magnifica ... posteris acquirunt gloriam*. (1292/1301, Zimmermann—Werner I. 193.).

Ich glaube nicht, daß die Ruhmbegier in der ungarischen Gesellschaft des 14. Jahrhunderts ein allgemeinwirkender Faktor gewesen ist, aber trotzdem kann man in der Tugendpropaganda der Schenkungen des 13—14. Jh., in ihren Narrationswendungen die damit verbundenen Gedankenklischees in großer Zahl finden. Küküllei griff bewußt auf die Kanzleitraditionen zurück, als er die die Wendungen einer 100 Jahre früheren Urkunde wiederholende Lackfi-Donation verwendete. Wir wollen nicht erörtern, inwieweit die Ansichten der zeitgenössischen italienischen Humanisten zu ihm gelangt sein konnten. Aber wenn das auch geschah, so gab doch die Wertpropaganda der ungarischen Urkundenpraxis die breite Adaptionsgrundlage dazu. Und wenn es nicht geschah, dann kann man verstehen, daß eine große Schriftstellerpersön-

nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des guten Rufs wünscht. An anderer Stelle, in Zusammenhang mit Ludwig I.: «*propter virtutum perfectionem ... nomen suum apud multos nationes exaltavit*» (caput 39.). SCHWANDTNER: a. W. S. 214, 241. Den Ausdruck *odore bonae famae exornatum* fand I. TRENCSENYI-WALDAPFEL in den anonymen St. Louis-Lebensbeschreibungen. [I. WALDAPFEL: Horváth János új könyvéhez (Zu dem neuen Buch von J. Horváth). *Magyarságtudomány* 1936. II. 216.] In Kenntnis der Variante, die sich in der an Ban Roland gerichteten Urkunde findet, ist die Verbindung auch ohne den Einfluß der St. Louis-Lebensbeschreibungen vorstellbar.

²⁰ *cum adhuc in numero seu collegio iuvenum domus nostrae famam pollentem et nomen duceret gloriosum*. Der gleiche Ausdruck, in der Lackfi-Urkunde wiederholt. 1264. FEJÉR: CD IV/3. S. 197., 1350. FEJÉR: CD IX/1. S. 756 ff.

²¹ Deshalb kann der Chronist Felician Zach vorwerfen: *extinxit semen proprium, suam gentem infamiavit*. Deshalb forderte König Ludwig nach der Chronik von János Kétyi Miklós Kont auf: *ne nomen suum, regnum dignum et honorificum per sue male operationis infamiam macularent*. (Scriptores rerum Hungaricarum ... Ed. E. SZENTPÉTERY. I. Budapestini 1937. S. 495. — Chronicon Dubnicense ... a. W. S. 147.)

lichkeit aus dem Strömungen verschiedener Herkunft und Natur in sich vereinigenden gesellschaftlichen Bewußtsein gefühlsmäßig die Tendenzen der Zukunft ableitet.²²

Das Publikum der Urkundenpropaganda jedoch ist ausgesprochen die feudale, adlige Gesellschaft. Kükülleis «Fürstenspiegel» zeigt der weltlichen herrschenden Klasse ein Beispiel. Im Humanismus erhält die sich in die antike Toga kleidende Ruhmbegier der Renaissance teilweise einen anderen Inhalt; in der Tat, die Klischees des feudalen Bewußtseinssystems — und das ist eines der Zeichen der feudalen Krise — wurden von einer aufstrebenden und absolut nicht von Widersprüchen freien Klasse, dem damals sich noch dem Adel anpassenden Bürgertum,²³ nach seinem eigenen Geschmack umgeformt.

Budapest.

ABKÜRZUNGEN

(in der Reihenfolge ihres Vorkommens im Text)

FEJÉR: CD = Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis. Studio et opera G. FEJÉR. I–XI. Budae 1829–1844.

AO = Anjoukori okmánytár. (Urkundensammlung aus der Anjou-Epoche) Codex diplomaticus Hung. Andegavensis. Red. I. NAGY und Gy. TASNÁDI NAGY I–VII. Budapest 1879–1920.

Hazai oklevéltár = . . . (Einheimische Urkundensammlung) 1234–1536. Red. I. NAGY, F. DEÁK und Gy. NAGY, Budapest 1879.

SMIČ = Codex diplomaticus regni Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae. II–XI. Collegit R. SMIČIKLAS. Zagrabiae 1904–1934.

ÁUO = Árpád-kori új okmánytár (Neue Urkundensammlung aus der Árpáden-Epoche). Codex diplomaticus Arpadianus continuatus. Herausg. G. WENZEL I–XII. (Mon. Hung. hist., Diplomataria 6–13, 17–18, 20, 22) Pest, Budapest 1860–1874.

Csáky = Oklevéltár a gróf Csáky család történetéhez (Urkundensammlung zur Geschichte der Grafen Csáky). Die Geschichte der Grafen Csáky von Körösszeg und Adorján. I. Band, I. Teil, Urkunden von 1229–1499. Budapest 1919.

Károlyi okl. = A Nagy-Károlyi gróf Károlyi család oklevéltára. Codex diplomaticus comitum Károlyi de Nagy-Károly. (Die Urkundensammlung der Grafen Károlyi von Nagy-Károly). Hrsg. K. GÉRESI. I–V. Budapest, 1882–1897.

ZsO = Zsigmondkori Oklevéltár (Urkundensammlung aus der Sigismund-Epoche). I. 1387–1399. Zusammengest. von E. MÁLYUSZ, Budapest 1951.

SZENTPÉTERY: Krit. jegyz. = Árpád-házi királyok okleveleinek kritikai jegyzéke. Regesta regum stirpis Arpadianae critico-diplomatica. Red. I. SZENTPÉTERY, I. BORSA I–II/2–3. Budapest 1923–1961.

ZIMMERMANN–WERNER = Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Von F. ZIMMERMANN, C. WERNER, G. MÜLLER, G. GÜNDISCH. I–IV. Hermannstadt 1892–1937.

²² Vgl. Á. KURCZ: Anjou-kori történetíróink kérdéséhez (Zur Frage unserer Geschichtsschreiber der Anjou-Epoche). Irodalomtörténeti Közlemények 68 (1964) S. 361.

²³ Vgl. O. BRUNNER: Adeliges Landleben und europäischer Geist. (Leben und Werk Wolf Helmhardts von Hohenberg 1612–1688). Salzburg 1949. S. 83.

DAS *DECUS* DES MITTELALTERLICHEN KUNSTWERKES

Die Ausdrücke *decus*, *decor* treten in der Beschreibung von mittelalterlichen Kunstwerken häufig auf. Gewöhnlich werden diese Wörter angewandt, wenn vom, der Bestimmung würdigen Bauschmuck, vor allem der Kirchen, die Rede ist. Gedenkt man in den erzählenden Quellen des Mittelalters der Verwendung edlen Materials, der Herstellung von Werken der bildenden Kunst — und hauptsächlich in diesen Fällen (wesentlich seltener dann, wenn von dem angemessen errichteten Gebäude selbst gesprochen wird) — dann wird häufig geschrieben: das alles geschah *ad decus ecclesiae* oder *ad decorem domus dei*. Es scheint also — und das verursacht bei der Interpretation jeder einzelnen Quellenstelle, die diesen Ausdruck enthält, ein sorgsam zu erwägendes Problem — daß diese Ausdrücke in der Mehrzahl der mittelalterlichen Quellen in einer ihrer modernen Bedeutung nahestehenden Auffassung vorkommen. Wie bekannt bedeuten die Substantive *decor*, *decus* zusammen mit dem Verb *decorare* ebenso wie *ornatus*, *ornamentum* in erster Linie dem Wesen der Baustruktur oder des Gegenstands fremde oder nachträglich angebrachte Verzierungen, welche eine selbständige künstlerische Form darstellten und eigenen Gesetzmäßigkeiten unterworfen sind. Es sieht aus, als ob bereits Isidorus von Sevilla bei der Bestimmung des Begriffs *venustus* diese Auffassung verträte: «*Venustus est quidquid illud ornamenti, et decoris causa aedificiis additur, ut tectorum auro distincta laquearia, et pretiosi marmoris crustae, et colorum picturae.*» (Etymologiarum L. XIX, XI. 1.)

Aus dem Text von Isidorus geht jedoch auch hervor, daß er nicht das *decus* selbst, sondern die im Dienste der *venustus* stehenden vergoldeten Decken, die Wandverkleidungen und Fußböden aus Marmor und die Bilder für Beiwerkelemente hält, im Vergleich zu den beiden anderen Hauptbestandteilen der Baukunst, der *dispositio* und der *constructio*, die in den Tätigkeitsbereich der *architecti* d. h. der *cementarii* gehören. Die Ziele der *venustus*, die den beiden Hauptelementen zukommt, werden durch die beiden Wörter *ornamentum* und *decus* ausgedrückt. Ihre Unterschiede werden durch andere mittelalterliche Quellen auch klargelegt. Das *decus* trägt eher einen geistigen Charakter, während *ornamentum* eine betonter materielle, dingliche Bedeutung hat. Unter dem Namen *ornamenta* pflegte man die in den Schatzkammern befindlichen liturgischen Geräte zusammenzufassen. Theophilus Presbyter stellt dem David, der am «*decor domus*» Gefallen hat, den David gegenüber, der gleichzeitig «*ornatum materialis domus Dei, quae locus est orationis*» wünschte. (Schedula diversarum artium, h. III. Prologus) Ebenso spricht auch Bernhard von Clair-

vaux von den Bischöfen, die «*carnalis populi devotionem, quia spiritualibus non possunt, corporalibus excitant ornamentis*». (Apologia ad Guillelmum, c. XII. P. L. 182. c. 914.)

Die Drei-Einteilung der Baukunst durch Isidor, von der auch die *venustas* ein Teil ist, steht offensichtlich unter dem Einfluß der drei Forderungen Vitruvs: der *firmitas, utilitas, venustas*. (L. I. c. III.) Die *dispositio*-Vorstellung von Isidor bezieht sich hauptsächlich auf die Fundamentierung, denn «*Architecti . . . caementarii sunt, qui disponunt in fundamentis*», (L. XIX, VIII. 1) und so berührt sie teils den vitruvianischen-Begriffskreis der *firmitas*, da dessen Voraussetzung «*fundamentorum ad solidum depressio, quaque e materia, copiarum sine avaritia diligens electio*» ist, teils aber enthält sie, ebenso in Hinsicht auf die Grundriß-Anordnung, den Begriff der *utilitas*, insofern deren Grundprinzip «*emendata et sine inpeditione usus locorum dispositio et ad regiones sui cuiusque generis apta et comoda distributio*» ist. So beziehen sich die Begriffe des Isidorus unter den fünf «Teilen» der Baukunst, die Vitruv unterscheidet, in erster Linie auf die *dispositio*, in der Weise, daß er in dieser, vor Allem die entwerfende Tätigkeit einschließenden Kategorie die Forderungen der *firmitas* und der *utilitas* nicht voneinander trennt. Vom Gesichtspunkt der Unterscheidung der *dispositio* und der *structura* ist viel wichtiger, was Vitruv als Arten der *dispositio*, d. h. als Gattungen des Bauplans anführt, und von ihnen können die beiden ersten Unterarten: die *ichnographia*, d. h. der Grundriß im engeren Sinne, bzw. die *orthographia*, d. h. der Aufriß im engeren Sinne, zur Unterscheidung der beiden Unterarten dienen. Offensichtlich stellt vom Standpunkt der Architekturauffassung des Isidorus die *dispositio* die höherstehende Tätigkeit dar so wie der *architectus* ein besonders ausgebildeter, außer der bloßen *structura* auch zur *dispositio*, zum Entwerfen des Grundrißsystems fähiger *caementarius* ist. Daß das Entwerfen des Grundrisses eine höhergeordnete Tätigkeit bildet, wird auch durch die Definition des Vitruv unterstützt. Demnach «*Ichnographia est circini regulaeque modice continens usus*» (L. I. c. II.); d. h. verlangt eine Vertrautheit mit Problemen der Geometrie. Die Architektur-Einteilung des Isidorus enthält im wesentlichen alle die Grundelemente, die die Lage und das Ansehen der Baukunst und des Baumeisters im gesamten weiteren Verlauf des Mittelalters bestimmten. Weil in ihr einerseits die Interpretation der Tätigkeit des Baumeisters als *techné*, mechanisches Handwerk, und nicht als freie Kunst steckt, andererseits auch die Auffassung, daß sich die Tätigkeit des Baumeisters vor allem durch die Ausübung der Geometrie von der des Maurers unterscheidet und ihn auf eine höhere Stufe hebt. Aber in dieser Einteilung tritt auch der Gesichtspunkt auf, der in der gesamten mittelalterlichen Architekturtheorie eine beherrschende Rolle spielt: die bestimmende Bedeutung des Grundrisses und die Wichtigkeit der Fähigkeit, geometrische Formeln anzuwenden.

Aus dieser Bewertungsweise folgt, daß der *decor*, der nach der Aufteilung von Vitruv als *emendata dispositio* nicht nur innerhalb der Forderungen

der *venustas*, sondern auch im Begriffskreis der *utilitas* zur Geltung kam, jetzt als eindeutig nicht aus der Tätigkeit des Baumeisters stammendes Element dem Begriffskreis der *venustas* eingereiht wird. Sobald die Wahl des Gebäudetyps nicht zur Aufgabe des Baumeisters gehört, sondern die Sorge des Bauherren ist, und der Baumeister dem Gründer nicht als autonome Persönlichkeit, sondern als Mittel, nicht mit umfassendem Wissen, sondern mit einer speziellen praktischen Erfahrung zur Verfügung steht, wird die Forderung der *utilitas* sinnlos. Wenn überhaupt die *dispositio* dadurch berührt wird, gilt in dieser Hinsicht die Entscheidung, die Wahl des Auftraggebers als richtungweisend, wie aufgrund des Vitruv auch die wörtliche Auffassung von *decor* über die Tätigkeit des Baumeisters hinausweist: *«decor autem est emendatus operis aspectus»*. So verwandelt sich die ursprüngliche Forderung des *decor* durch die mechanische Interpretation der *emendatio* tatsächlich zu einer nachträglichen Berichtigung, einer Ausbesserung, einer Modifizierung durch zusätzliche Verzierungen. Aus all dem geht offensichtlich hervor, daß die in der vitruvianischen Einteilung der Baukunst herrschende Verschiedenartigkeit der Gesichtspunkte, das System, in dem die Teile und Forderungen der Bautätigkeit in einer doppelten Definition miteinander verflochten sich in der Auffassung des Mittelalters zu einer Reihe streng getrennter, auch in ihrem zeitlichen Nacheinander mechanisch aufeinanderfolgender Operationen wandelt. Der *decor* stellt in diesem System das Ergebnis eines nachträglichen Eingriffs, der auf die Arbeit des Baumeisters folgt, dar.

So kann das *decor* das Ergebnis einer symbolischen Handlung sein, wie Adémar de Chabannes in Verbindung mit der Liturgie der Kirchenweihe schreibt: *«Ad decorem et mysticum ecclesiae sacramentum pertinere . . . videtur, quod in dedicandis manu factis templis a pontificibus agitur»*. Auch wenn es in baulichen Zügen besteht, manifestiert es sich eher in einzelnen Motiven als in der allgemeinen Anordnung. Nach der Lebensbeschreibung von Thangmar hat Bernward von Hildesheim um die Stadt solche Mauern gebaut, *«dispositis per gyrum turribus . . . ut decore simul ac munimine . . . simile nil in omni Saxonia invenias»*. Auf ähnliche Weise äußert sich Abt Suger von St. Denis über die Würdigkeit und gleichzeitig praktische Bedeutung der befestigten Fassade: *«Turrim etiam et superiora frontis propugnacula tam ad ecclesiae decorem quam et utilitatem, si oportunitas exigeret, variari conduximus»*. Mit Ausnahme dieser wenigen Fälle, bei denen die Bedeutung von *decor* im Sinne des Vitruv und sein Zusammenhang mit der Forderung der *utilitas* bis zu einem gewissen Grade lebendig ist, bezieht er sich meistens doch auf die Ausschmückung der Kirche. Eine besondere Rolle bekommt vor allem der Schmuck durch Malerei. So können — ganz im Sinne der Auffassung von Isidorus — in den Libri Carolini die Bilder *«ad memoriam rerum gestarum et venustatem parietum»* in der Kirche erlaubt werden. Ebenso führt auch Honorius Augustodunensis die drei Ziele der Malerei an: *«primo quia est laicorum litteratura; secundo,*

ut domus tali decore ornetur; tertio, ut priorum vita in memoriam revocetur.» (De gemma animae CXXXII. P. L. 170.) So kommt zur traditionellen Motivierung des Bilderschmuckes wie sie von Papst Gregor I. als didaktische Funktion formuliert wird, die im geistigen Sinne aufgefaßte Entsprechung der Bestimmung. In diesem Sinne hat das *decus* des mittelalterlichen Kunstwerkes seinen Ursprung darin, daß das Werk die Kirche schmückt, würdig macht.

Vitruv kannte drei Arten des *decor*: die auf der Konvention beruhende, griechisch *thematismos* genannte Unterart, die auf dem Brauch beruhende und die sich auf die Natur beziehende Varietät. Unter ihnen entspricht vor allem der *thematismos* dem in der antiken Gattungstheorie herausgebildeten Begriff des *decor*, im Sinne des aristotelischen *prepon*. Für Vitruv dienten die den verschiedenartigen Göttern gebauten Tempel als Beispiel. (L. I-c. II.) Horazens *Ars poetica* überliefert diese Forderung in demselben Sinne, nachdem *«Aetatis cuiusque notandi sunt tibi mores, mobilibusque decor naturis dandus et annis»* Eine andere Quelle des *decor*, die auch für die mittelalterliche Kunsttheorie erreichbar war, bildet die rhetorische Literatur des Altertums, vor allem die Schriften Ciceros. Im *Orator* tritt unter den Forderungen des Redestils auch die auf, daß man *«ad rerum dignitatem apte et quasi decore»* sprechen solle (L. I. 32.) Alle diese Quellen unterstützen in erster Linie die Bestimmung des *decor* als dem Thema und der Gelegenheit angepaßte Vortragsweise, also die erste Unterart des Vitruv. Neben ihr spielt die *«consuetudine»* erschienene Form, die sich vor allem auf die Einheit der Dimensionen der Gebäudeteile und die Bewahrung des Verzierungs-Systems der Säulenordnungen bezieht, keine bedeutende Rolle in der mittelalterlichen Baukunst, während die Anpassung an die natürliche Umgebung durch die Wahl des Standortes der Gebäude, durch ihre Einfügung in die Landschaft immer stillschweigend zur Geltung gelangt. Gerade durch die Zusammenhänge mit der antiken Poetik und Rhetorik gewinnt die grundlegend inhaltliche geistige Sinngebung des Begriffes *decus* in der mittelalterlichen Kunsttheorie ihr Gewicht. Dem entspricht auch, daß das *decus* in dieser Epoche in Gegensatz zu dem Begriff der Mannigfaltigkeit gerät, der in der antiken Kunstauffassung nicht von ihm zu trennen war. Sobald man ihn auf die christliche Kirche und deren Verzierung anwandte, wurde es üblich, ihm immer den Maßstab eines einzigen Themas, einer einzigen Art von Bestimmung anzulegen. So bedeutet das *decus* die einzige der christlichen Gottheit würdige Gestaltung und Schmückung und wird, sich der früher herausgebildeten allegorischen und didaktischen Funktion gesellend, zur dauernden Aufgabe der mittelalterlichen Kunst. Der *decus*-Begriff wird, angefangen von der Karolingerzeit und mit besonderer Gültigkeit im 11.–12. Jahrhundert, in dieser Form zur prinzipiellen Grundlage der Repräsentativität der mittelalterlichen Kunst, zur Unterstützung der Prunkentfaltung, des materiellen Luxus und des Formenreichtums. Gegenüber der Auffassung, die die materielle Pracht und die

bildlichen Darstellungen ablehnt, bleibt im ganzen Mittelalter das in dieser Hinsicht ständig zitierte Beispiel vom Tempel Davids und Salomons lebendig. In diesem Sinne spielt der Text des 25. Psalms der Vulgata *«Domine, dilexi decorum domus tuae et locum habitationis gloriae tuae»*, eine wichtige Rolle, in dem, im Gegensatz zu den späteren lateinischen Übersetzungen, der Ausdruck *decor* gerade als Vermittler des *decor*-Begriffs der antiken Poetik und Rhetorik zur Geltung kommt. Es ist kein Zufall, daß im Mittelalter eben diese Psalmstelle zum am häufigsten gebrauchten Topos der Stifter wird, die Werke der bildenden Kunst in Auftrag geben oder zur Ausstattung der Kirche beibringen, darüber hinaus wird sie auch zur Begründung der Notwendigkeit der bildkünstlerischen Verzierung. Und das erklärt auch, warum sie in den protestantischen Psalmübersetzungen nicht mehr erscheint.

Gegen die Interpretation von *decor* als materiellem Prunk richteten sich schon im Mittelalter die Feinde des kirchlichen Luxus und der bildlichen Darstellung. Die klarste Formulierung der spirituellen Deutung findet sich bei Bernhard von Clairvaux. Er erklärt, daß während die Größe von Salomons Tempel in seinem Material bestand, für die Tempel *«omnis decor et gratiae venustatatis ornatus, pia est habitantium religiositas et ordinatissima conversatio»*. Weil, wie er mit einem Zitat aus dem 92. Psalm begründet, und es der häufig angeführten Stelle des 25. Psalms gegenüberstellt: *«Domum quippe Dei decet sanctitudo, qui non tam politis marmoribus quam ornatis moribus delectatur.»* In seiner Apologie aber weist er offen eine Deutung der Stelle des 25. Psalms, zugunsten der Unterstützung des materiellen Luxus zurück. Gleichzeitig gibt die Apologie die Erörterung des anderen wichtigen Grundprinzips der antiken Gattungstheorie, der Differenzierung des Stils, der Unterscheidung der Hörerschaft nach ihrem Stand, mit der Feststellung, daß *«alia causa est episcoporum, alia monachorum»*. Indem er diesen Unterschied festlegt, geht Bernhard über die bisher zur Geltung gekommenen Gegensatzpaare *litterati-illiterati* bzw. *legentes-idiotae* hinaus und nimmt eine feiner gegliederte Hierarchie der Gattungen vorweg.

Ebenfalls in der Apologie findet man bei Bernhard die Kritik an zwei seit langem mit dem künstlerischen Schmuck der Kirchen verbundenen Begriffen. Er zählt die offensichtlichsten Fälle des verschwenderischen Luxus, die Beispiele für das Bestreben, das Licht und die Edelmetalle anzuhäufen auf und fragt: *«Quid putas in his omnibus quaeritur? poenitentium compunctio an intuitum admiratio?»* Das von ihm angewandte Wort, die *compunctio*, dient bei Hieronymus, und später in den Schriften von Ambrosius, und Augustin zum Ausdruck reuiger Betroffenheit. In demselben Sinne kommt die Betroffenheit, die er bei der Betrachtung der die Kirche schmückenden Bilder empfand, in der von Gregor II. an Leo von Isaurien gerichteten Epistel über die Bilderverehrung zum Ausdruck, wobei die angeführten Bildthemen (Die Wunder Jesu, die stillende Madonna unter dem Engelschören schon allein zeigen,

daß nicht etwa Bilder allegorischen Inhalts oder didaktischer Absicht, sondern solche, die die Erscheinung Christi auf der Erde und die himmlische Hierarchie vergegenwärtigen, dieses Gefühl hervorgerufen haben. Im selben Sinne enthält auch der Prolog von Theophilus Presbyters drittem Buch den Begriff *compunctio*. Nach Theophilus wird dieses Gefühl durch das Betrachten der bunten Decken, der bemalten Wände und des durch die Fenster hereinströmenden Lichtes in den gläubigen Seelen erzeugt. So entspricht die beim Schauen des Lichtes, des edlen Materials und des Prunks sich in der Betrachtung der materiellen Dinge verwirklichende spirituale Einsicht, wie sie in der Beschreibung der Kunstwerke des 11.—12. Jahrhunderts so oft durch *mirus decor*, *admirandus decor* ausgedrückt wird, den ästhetischen Ansichten von platonischer Herkunft, die sich unter dem Einfluß des Pseudo-Dionysius Areopagita verbreitet hatten, und ihre Anwesenheit wird dadurch widerspiegelt. Gerade gegen diese Ansicht, die unter seinen Zeitgenossen, so bei den Benediktinern von Cluny, bei den Victorinern oder in der Ästhetik des Abtes Suger verbreitet ist, wendet sich Bernhard. Er leugnet die von ihnen vertretene Möglichkeit der «*materialis manuductio*» und betont die alleinige Berechtigung der spirituellen Kontemplation.

Auf die gleiche Weise kritisiert er das andere Charakteristikum dieser Kunst, die Herrschaft der die Meditation ausschließenden Phantasie, deren Schöpfung die «*diversarum formarum . . . varietas*» ist. Diese Mannigfaltigkeit, die im Betrachter gleichsam das Bild der Natur beschwört, stellt auch bei Theophilus das andere Charakteristikum des *decor* dar, und mit den abwechslungsreichen Farben bietet sie gleichsam den Anblick des blühenden Paradieses. In der Beschreibung Leos von Ostia macht die Vielfalt der Farben an den Mosaiken und den Marmorböden ebenfalls den Eindruck von blühenden Blumen. Die Mannigfaltigkeit der Formen, Farben, Materialien aber enthält nicht nur allegorische Bezüge, verfolgt keine didaktische Absicht, sondern erweckt den Anschein der Wirklichkeit. Bezeichnend für diese Auffassungsweise ist das Gedicht des Abtes Balderich von Bourgueil, über die Wandteppiche im Schlafgemach von Adele von Blois, auf denen «*manus artificis sic attenuaverat artem, ut vix putas, quod tamen esse scias*». Dieser Anschein der Wirklichkeit ist es, was von Bernhard in Kenntnis der horazischen *Ars poetica* und durch Zitieren ihrer Beispiele, unter ihnen der Monstren, abgelehnt und *vanitas vanitatum* genannt wird. Und das zu Recht und folgerichtig, weil die von der klassischen antiken Kunstauffassung gespeiste Konzeption der bestürzenden scheinbaren Realität des Kunstwerkes ebenfalls die direkte Folge der aus der antiken Gattungstheorie im Zusammenhang mit den Begriffen der *venustus* und des *decus* weiterlebenden bzw. wieder auflebenden Elemente darstellt.

Budapest.

AUTOUR DE LA TERMINOLOGIE ECCLÉSIASTIQUE ET CULTURELLE DE LA HONGRIE MÉDIEVALE

1. Ce thème n'a en effet qu'une étendue bien restreinte, et sa présentation des buts très modestes. Les mots, les termes ne seront analysés que d'après les possibilités permises par nos connaissances historiques, éclairant leur contenu. Ces mots originaires de la latinité médiévale de l'ancien royaume de Hongrie d'après le témoignage des sources seront les suivants: *monasterium*, *chorare*, *chorator*, *lector*.

Ainsi, nous avons à faire tout d'abord à un *édifice*, une espace réelle et puis à des *personnages* qui font rehausser d'une part leurs aspects liturgico-esthétiques, d'autre part leurs aspects culturels. Donc ces explications ont l'intention d'introduire dans cette réalité sémantique, qui sert pour base de la *terminologie ecclésiastique*, non moins que *culturelle* de l'ancienne Hongrie.

2. Nous commencerons par le mot *monasterium*. Mot bien connu, d'usage fréquent, d'un contenu presque univoque, qui l'attache à l'idée d'un couvent, d'une maison religieuse. Au dire de M. Du Cange le mot *monasterium* devait avoir à l'origine une signification plus étroite. Bien entendu, sa source est le texte du grand étymologue Isidore de Séville: «*Inter coenobium et monasterium ita distinguit Cassianus, quod monasterium possit etiam unius monachi habitatio nuncupari, coenobium autem non nisi plurimorum*». ¹ Par conséquent, la maison religieuse désignée de nos temps par «*monasterium*» devrait s'appeler *coenobium*. Or, quelques deux cent ans avant Isidore, l'évêque africain Possidius, en écrivant la vie de son maître Aurelius Augustinus, parle déjà d'un *monasterium* établi par l'évêque d'Hippone pour abriter une communauté ne pas des moines, mais celle des clercs. Il est évident que St. Augustin, le grand contemporain de Jean Cassien, ne voulait pas faire de distinction entre *coenobium* et *monasterium*, lieu de *κοινός βίος* de ses clercs. ²

L'évolution sémantique envisageant de supplanter le *coenobium* par le terme *monasterium* ne fut pas éluçtable. Le fait est attesté par le pape Eugène II parlant au synode Romain de l'an 826: «*coenobia vel ut hoc tempore nuncu-*

¹ Isidorus de ecclesiasticis officiis. I. MIGNE, PL. 81, 87. = DU CANGE: s. v. monasterium, Glossarium, 5, 457.

² «Factus ergo presbyter monasterium clericorum mox instituit . . .» Possidius, Vita Augustini, MIGNE, PL. 32, 38.

pantur monasteria». ³ Dès ces temps, coïncidant avec l'établissement de l'église impériale des Carolingiens, cet usage du mot ne faisait que s'enraciner dans la latinité ecclésiastique médiévale. Il est vrai, qu'il partage encore çà et là cet usage avec son devancier, le *coenobium*, devenu quelque peu maniéré. Cependant le procès qui alla se dérouler n'était pas ni sans altération, ni sans contradiction. En ce qui concerne le premier visage de cette différenciation, on peut considérer le passage de la *Vita s. Maximiani*, évêque de Ravenne, ou le biographe parle des œuvres architecturales de Maximien: «*ad latera vero ipsius basilicae monasteria parva subjunxit . . . in quibus defunctorum corpora sepeliebantur . . .*» ⁴ C'est à dire, à côté de la basilique épiscopale, l'évêque faisait construire des petites églises, plutôt chapelles, néanmoins désignées par le mot *monasterium*. Voilà, le monastère n'est pas une habitation des moines, mais des morts: «*in quibus defunctorum corpora sepeliebantur*». En tout cas un lieu sacré, qui entre par sa destination plutôt dans l'entourage sémantique de l'église, que dans celui d'une maison religieuse. ⁵ Destination d'ailleurs valable aussi pour l'église elle même, exprimée par la belle prose notkérienne: «*Psallat ecclesia*»: «*Et corpora in gremio confovens animarum, quae in coelo vivunt . . .*» ⁶ Ici notre *monasterium* s'enrichit dans son contenu par cette destination, qui l'apparente de tout proche au terme *ecclesia*, à la destination d'être le lieu, l'édifice de sépulture.

Enrichissement du contenu, embarras concernant l'acception. Car, étant donné la bifurcation d'usage du *monasterium* dans le sens de maison religieuse, identique à *coenobium*, et dans cet autre sens, espèce d'église, le mot exige un attribut facile à interpréter, afin que nous puissions correctement préciser le sens envisagé. Alors il n'y a rien d'étonnant que dans l'époque de nos sources citées, au IX^e siècle, nous trouvons cette précision apparemment voulue par l'auteur de *Gesta Ludovici Pii*: «*Drogoni episcopatum dedit et Hugoni coenobialia monasteria*». ⁷ Donc *monasterium* est à être entendu dans le sens de *coenobium*, pas dans cet autre sens de l'église sépulcrale. Tout en retenant sa signification — disons — monastique, le mot *monasterium* s'achemine vers une généralisation dans l'autre signification d'une sorte d'église. Changement

³ MIGNE, PL. 2, 69.

⁴ L. A. MURATORI: *Rerum Italicarum scriptores*. 2, 106 = DU CANGE: *Glossarium*. 5, 457.

⁵ Une conviction, qui se trouve exprimée chez Gratien: «*nullus mortuus inter ecclesiam sepeliatur nisi episcopi, aut abbates aut digni presbyteri vel fideles laici . . .*» c. 12. II. C. XIII. qu. 2.

⁶ JOSSE CHLICHTOVE (+1543) en commentant ces vers nous explique: «*per assiduam luminis sensibilis effulgentiam in hoc materiali templo, quaedam fit representatio immensae illius claritatis, quae in caelo refulget. Denique illic animae sanctorum in pace dei quiescunt. Hic vero corpora defunctorum in beata spe futurae resurrectionis sunt reposita . . .*», *Elucidatorium ecclesiasticum ad officium ecclesiae pertinentia planius exponens . . .* (IV. Ed.). Paris 1548. 336—337, Oeuvre dédiée «*D. Joanni Gozthon de Zelesthe superiore in Pannonia Ecclesiae Jauriensis Episcopo . . .*»; l'épître dédicatoire à cet évêque de Győr date de l'an 1515.

⁷ *Gesta Ludovici Pii*, MGH, *Scriptores* (PERTZ) 2. 573—585.

général et fondamental du contenu original, qui a mis sur les lèvres de M. Du Cange les paroles: «*Universim ecclesiae omnes monasteria dicta*». ⁸ Paroles approuvées par les fameux vers de Villon introduisant sa mère dans son église paroissiale, le moustier. D'autre part même le sens monastique du mot fait le tour vers celui de l'église. Désormais on désignait par le mot *monasterium* non pas la maison religieuse mais l'église de celle-ci: «*nude pro ecclesia monasterii*». ⁹ Par exemple l'abbatiale de Bec en Normandie reçoit cette dénomination dans *Historia Beccensis monasterii*: «*vel in refectorio, vel in capitulo aut in monasterio lectionem legeret*». C'est ou au réfectoire ou dans la salle capitulaire ou enfin dans le monastère que la leçon soit lue. ¹⁰ Évidemment et le réfectoire, et le chapitre font partie de l'édifice monastériel dans le sens de nos jours. Tout autrement vers l'an mille. Ces localités appartiennent aux édifices cénobiaux, le terme monastère étant réservé pour désigner l'église abbatiale elle-même.

Cette dernière expérience acquise autour du sens du *monasterium*, nous amène par l'ordre chronologique à l'examen des vicissitudes du mot dans le Moyen Âge hongrois s'ouvrant sur le premier millénaire. Il est naturel que les abbayes bénédictines fondées au courant des siècles de l'époque des Arpads (de 1000— à 1300), — fondations accompagnées de celles pour les Prémontrés et les Cisterciens — sont dénommées *monasteria*. Plus signifiant est la distinction faite scrupuleusement entre le *monasterium* et *ecclesia* du même lieu, entendue par cette dernière toujours la paroisse du village. *Monasterium* et *ecclesia* sont deux choses différentes. Car la dernière se trouve en possession du droit insigne d'être le lieu du baptême et en général de l'administration des sacrements pour les paroissiens: *ecclesia baptismalis* pour la *plebs baptismalis*. ¹¹

⁸ DU CANGE: Glossarium, 5, 457.

⁹ Ibid.

¹⁰ Chronicon Beccense. L. D'ACHERY — DE LA BARRE: Veterum aliquot scriptorum spicilegium. I. Paris 1723. 412.

¹¹ Les dénominations nous trouvons p. e. dans le Capitulaire «donné aux Longobards», c. 2. (BORETIUS: Capitularien im Longobardenreich, 125): «De ecclesiis baptismalibus, ut nullatenus eas laici homines tenere debeant . . .»; dans le Concile Romain a. 826. c. 8. (Mansi 14, 1003): «episcopi in subiectis baptismalibus plebibus . . .» = P. HINSCHIUS: System des katholischen Kirchenrechts. II. Berlin 1878. 264—267; Voici quelques exemples de moyen âge concernant la distinction entre le monastère et l'église (paroissiale): Ohat 1335: «cum patronatu monasterii beate virginis et ecclesie beati Georgii martiris in facie eiusdem possessionis constructarum . . .» Codex Diplomaticus comitum Károlyi . . . I. Budapest 1882. 112; Lébény 1270: «mater ecclesia beate margarete de Lybun» (Codex Diplom. Patrius, VII, 122); «patronatus due ville monasterii s. Jacobi de Lybun» (WENZEL: Codex Diplom. Arpad. continuatus, VII. 1.; Babocsa: Johannes abbas de Babocha beate Virginis (1348) 1390: parochialis ecclesia s. Egidii de villa Babocha (Cod. Dipl. Stirpis Andegaven. 5. 240; Mon. Vat. Hung. Bull. Bonif. IX. I, 57.) Ják: Jacobus abbas monasterii sancti Georgii de Jaak (Codex Diplom. Patrius I. 35. 130); 1290 possessio in Jaak apud ecclesiam sancti Michaelis archangeli (WENZEL: Cod. Diplom. Arpad. Contin. IX. 537); une identification de l'église et le moutier: «ipsi monasterio s. Laurencii et per ipsum predicto magistro Jacobo preposito eiusdem ecclesiae . . .» (1230: Cod. Diplom. comitum Zichy. I, Pest 1871, 365), il s'agit de l'église collégiale de St. Laurent de Háj; maison religieuse et son église dite moutier, distingués 1285: «Stephanus prior ordinis heremitarum s. Augustini de claustrum monasterii s. Stanislai de Sarus» Monumenta Ecclesiae Strigoniensis II. 199.

Tandis que le *monasterium* dépourvu de ces droits est fondé et construit pour devenir un lieu sacré, la sépulture d'un roi, d'un prince du sang royal, ou des grand lignages (*genera*): c'est ainsi, qu'on a enterré le roi Aba dans son monastère «*sepelierunt in proprio monasterio suo in Saurus*»¹² André I^{er} «*fundavit monasterium in Tichon ubi et sepultus est*»,¹³ le prince Álmos «*construxit monasterium de Demes . . .*»¹⁴ Dans les deux premiers cas deux abbayes bénédictines sont mentionnées, dans le dernier une collégiale, c'est à dire et une maison religieuse et une église séculière desservie par des chanoines, qui sont désignées par le mot *monasterium*. Au cours du XII^e et XIII^e siècles les *genera*, les lignages ont construit quelques deux cents *monasteria* en Hongrie, dont la destination majeure est toujours claire, d'assurer par l'existence d'un tel édifice une sépulture digne des membres de *genus*. Cet avis renforcé par le droit canonique de l'époque, se manifeste — entre autres — dans le Sextus des Décrétales par le cas suivant: un gentilhomme décédé en dehors de son domicile doit être enseveli: «*in ea potius (ecclesia) in qua maiorum ab antiquo sepultura extitit*».¹⁵

La différente fonction du *monasterium* sépulcral et de l'église baptismale est unifiée d'une certaine façon dans une église cathédrale. Le roi Géza fut enseveli dans l'église cathédrale de Vác, construite par lui-même, d'après la chronique: «*in monasterio suo*».¹⁶ Le roi Saint Ladislas avait la coutume d'aller la nuit à la cathédrale de Várad fondée par lui-même, pour y prier. «*Quadam siquidem nocte monasterium Waradiense iuxta consuetudinem subiit ut oraret . . .*»¹⁷ Et à l'heure de sa canonisation une étoile d'une splendeur miraculeuse brilla au dessus de la cathédrale de Várad, lieu de sépulture du roi. «*In eadem hora sydus peculiaris fulgoris stetit supra in directo monasterii ubi sanctum corpus ipsius positum erat*».¹⁸ Enfin nous avons aussi l'évidence en ce qui concerne une distinction consciente faite d'une part entre le *monasterium* — *ecclesia*, d'autre part la maison religieuse et ses dépendances pour l'économie monastique. Deux chartes de fondation issues par le roi Béla IV et Etienne V pour

¹² Chronici Hung. compos. s. XV. 76. E. SZENTPÉTERY: *Scriptores Rerum Hungaricarum*. I. Budapest 1935. 332; le roi Pierre (1046) fut enseveli dans la cathédrale de Pécs: «*Sepultus est Quinqueecclesiis in basilica quam ipse fundaverat . . .*» ib. 343.

¹³ «*Sepultus est autem in monasterio sancti Aniani confessoris, quod idem rex construxit in Tihon iuxta lacum Balaton . . .*» Chron. 93. SZENTPÉTERFY: *Scriptores T.*, 357. Béla I^{er} «*sepultus est autem in monasterio sancti Salvatoris, quod ipso construxerat in loco qui dicitur Zugzard . . .*» Chron. 96; *Scriptores*, 360.

¹⁴ Chron. 148. SZENTPÉTERY: *Scriptores I.* 427.

¹⁵ C. 3. in VI^o 3, 12; c. 4. in VI^o 3, 12.; voir aussi c. 1. X de sepulturis, 3, 28; c. 3. X de sepulturis 3, 28.

¹⁶ *Legenda S. Ladislai regis . . .* SZENTPÉTERY: *Scriptores Rer. Hung.* II. 392.

¹⁷ «*sepultus Waradini in monasterio suo . . .*» Chron. 141. SZENTPÉTERY: *Scriptores I.* 420.

¹⁸ Ibid. 278.

les Prémontrés, nous disent expressément que ces rois ont fondé: «*monasterium, domum religiosam cum officinis . . .*». ¹⁹

Le *monasterium* construit pour une destination bien définie, avait aussi une construction, une architecture non moins marquante. Le monastère de Szabolcs, mentionné dans le partage des biens du lignage Bogát-Radvány, fut partagé lui-même aussi. Or le *monasterium* construit en six piliers (*cum sex columnis lapideis*)²⁰ c'est à dire à trois nefs, pas de tours. C'est pourquoi le parti intéressé a obtenu un certain dédommagement. Par conséquent une église dite *monasterium* devait avoir d'ordinaire trois nefs et certainement deux tours imposantes, massives, de style roman. Pas étonnant donc que l'estimation officielle des biens immeubles, entre autres, nous informe aussi sur ce qu'il vaut une *ecclesia per modum monasterii constructa id est cum duobus pinnaculis*.²¹ Encore un mot *per modum corollarii*: le *monasterium* avec son équivalent hongrois *monostor* n'avait autre sens que p. ex. le *Münster* en allemand ou bien le *moustier*, *moutier* en ancien français. Il a reçu aussi une définition très nette comme *ecclesia per modum monasterii constructa*.²² Le *modus monasterii*²³ était — au moins en général — une église de trois nefs avec deux tours.

3. Le deuxième mot qui nous occupe est le *chorator*.²⁴ Le double sens du *monasterium* une fois déterminé il est impossible d'en douter que cet édifice

¹⁹ Bela IV, 1252: «*monasterium predictum et religiosam domum sub praedicto castro de Turuch . . .*» FEJÉR: Codex diplomaticus, IV/2, 135; VII/5, 294; Codex Patrius (Hazai Okmánytár) Etienne V, 1271; Etienne V, 1271: «*monasterium predictum et religiosam domum de Chuth, monasterium pro predictis fratribus in insula Chuth in honore beati Eustachij et domos et officinas religiosas conversationis quieti congruentes disposuimus*» KNAUZ: Monumenta Ecclesiae Strigoniensis. Esztergom 1874. 592.

²⁰ Bien que le moutier fut édifié «*cum sex columnis lapideis*» à trois nefs cependant avec une tour de bois seul; c'est pourquoi que l'église St. Michel (paroissiale) et le droit de trajet perçu à Balsa viennent d'être estimés ensemble à 100 marcs; (Chapitre de Várad, 13 mars 1357.). A nagyállói Kállay-család levéltára (Regestes des archives de la famille Kállay de Nagyálló. II. Budapest 1943. 42.)

²¹ Tripartitum opus iuris consuetudinarii incliti regni Hungariae. I. tit. 133. «*Quid sit et qualiter fiat bonorum mobilium et immobilium aestimatio.*» («*Castrum lapideum aestimatur ad marcas centum*»); «*Item monasterium sive claustrum sepulturam patronorum et aliorum specialium nobilium sepulturam habens aestimatur ad marcas 100. Ecclesia cum duobus pinnaculis ad modum monasterii fundata aestimatur ad marcas 50. Ecclesia cum duobus turribus, seu cum duobus pinnaculis non penes monasterium existens, vel non per modum monasterii fundata ad marcas 25.*» (iuxta veterem et approbatam huius regni nostri consuetudinem aestimatio dicitur: Bonorum mobilium et immobilium, competentis valoris, limitata quaedam ac statuta taxatio).

²² Les plans des abbayes, des moutiers, de Lébény, Ják, Ákos et Zsámbék nous montrent un type de construction de six piliers par conséquent à trois nefs. D. DERCSÉNYI: Vorromanische Kirchentypen in Ungarn, Acta Hist. Artium Hung. 20 (1974) 8.

²³ Le sens du terme «*modus*» au moyen âge se trouve exposé avec une grande clarté chez S. Thomas d'Aquin: «*. . . modus autem est ut dicit Augustinus (super Gen. ad litt. 1. IV. c. 3. med.) «quem mensura praefigit», unde importat quandam determinationem secundum aliquam mensuram . . .*» Summa Theol. I. IIae, 49, 2. in c.

²⁴ À ce sujet sont été consultés: Ordinarius secundum veram notulam sive rubricam alme ecclesie Agriensis, Cracoviae 1509. . . közlési KANDRA KÁBOS. Eger 1905. Adatok az egri egyházmegye történetéhez III/3; Missale Strigoniense, Nürnberg 1484; Breviarium Strigoniense, Nürnberg 1484; Missale Quinqueecclesiense, Venetiis 1499; Missale Zagrabiense, Venetiis 1511; Breviarium Ordinis S. Pauli I Eremitae, Venetiis 1540.

d'une architecture presque toujours solennelle sinon pompeuse, fut aussi la scène d'une vie culturelle d'un rang élevé. Au centre du *monasterium*, occupant parfois une bonne partie de la longueur du nef central, se trouvait le chœur, le *chorus*. Cette place spéciale pour la communauté canoniale ou monastique desservante de l'église monastériale, était réservée pour le déroulement tranquille et solennel de la prière liturgique: de l'office. Cette prière ayant été chantée, exigeait une exécution précise et consciencieuse assurée par la direction des compétents, des spécialistes ou au moins des membres suffisamment doués. En général — on le sait — c'était le préchantre, le chantre du chapitre ou de la communauté monastique — disons — les régents du chœur. En parlant de l'action de ces directeurs de chœur on faisait l'usage de la phrase *chorum regere*. En parlant de ce chef, les coutumiers liturgiques des chanoines et des moines nous fournissent d'innombrables citations.

Pour éclaircir le vrai sens du mot *chorare* et de sa dérivation *chorator*, en Hongrie comme partout on se sert comme sources principales des ordinaires et en second lieu des rubriques des livres liturgiques. A Eger à la fête patronale de la cathédrale, la St. Jean Evangéliste nous lisons la rubrique suivante: «*Item chorum regant dignitates cum canonicis si prelatus celebraverit. Si vero suffraganeus tunc quattuor canonici regant chorum*».²⁵ Ailleurs: «*chorum regant quattuor sacerdotes*»,²⁶ «*chorum regant scholares in rubeis*»²⁷ *chorum regant scholares aut procedentes*.²⁸ Mais aussi dans ce même contexte: *chorabunt quattuor pueri* (in vesp.) *similiter et in missa*;²⁹ *chorabunt quattuor pueri in cappis*.³⁰ C'est bien sûr que la phrase *chorum regere* a le même sens que *chorare*. Le rôle ayant été confié ou aux dignitaires ou aux simples chanoines, ou encore aux prébendiers (*sacerdotes chori*), ou aux écoliers, ou enfin aux enfants de chœur,

²⁵ Ordinarius; (Première dimanche de l'Avent), «... *chorum regant dignitates cum canonicis si prelatus* (l'évêque) *celebraverit. Si vero suffraganeus* (l'évêque auxiliaire) *tunc quattuor canonici regant chorum*... » ib. 18—19.

²⁶ Ordinarius, 31; «*Simonis et Iude apostolorum. Est festum colendum, chorum regant sacerdotes in albis vestibus*... » ib. 190.

²⁷ Ordinarius, 131; (Decem milium militum martyrum) «*Deinde scholares finita tertia intrant ecclesiam cum processione*... » ib. 99; «*Sancti Benedicti abbatis. Est tabulatum festum. Chorum regant scholares*... » ib. 141; «*Sancti Briccii episcopi. Est tabulatum festum. Chorum regant scholares*... » ib. 191.

²⁸ Ordinarius, 177; ces *procedentes* devaient être les écoliers plus aînés, qui se décidèrent d'entrer dans les ordres, en certain sens les théologiens: cf. Ordinarius 66: «... *duo canonici rubeis casulis induti cantantes lenta voce Popule meus*... et *duo procedentes supra superpelliceum solum dalmaticis rubeis induti*... *ipsi procedentes cantent Agios...*» Le terme semble être de provenance française. Cf. DU CANGE: VI. 514; (Laon) «*Duo de subdiaconis qui procedentes fuerunt in missa*... » (Besançon) «*diaconus autem praeparat se sicut in diebus festis tam ipsi quam caeteri processores*... » Ordinarius, «... *quattuor procedentibus seu invenibus*... » 67; «*Sancti Fabiani et Sebastiani martyrum. Est festum tabulatum. Chorum regant quattuor scholares in rubeis cappis aut procedentes* 188; «*Sancti Demetrii martiris. Est tabulatum festum chorum regant procedentes*».

²⁹ Ordinarius, 104; «*quando dominicale officium agitur semper chorabunt duo iuvenes in cappis*... » ib. 102; «*deinde succentor incipiat antiphonam Sancta Maria succurre miseris*... finita antiphona per pueros dicitur versiculus Post partum virgo... ».

³⁰ Ordinarius, 33.

écoliers plus jeunes. La personne assumée de n'importe quelle classe, reçoit le nom d'un *chorator*.³¹ Exemples: «*hebdomadarius dominus prelatus*» (Premier dimanche de l'Avent, l'évêque) «... *choratores duo ex dignitatibus unus et ex canonicis unus*...» (ib.) «*si vero suffraganeus celebraverit, tunc choratores duo canonici*...»³² A la St. Etienne *dominus prepositus est missans cum quattuor astantibus*³³ et *totidem choratoribus*. Le *chorator* est évidemment la personne qui règit le chœur, au milieu du chœur devant le pupitre, vêtu d'une chape de soie dite chape du chœur.

Ni le verbe *chorare*,³⁴ ni le *chorator* se trouvent chez Du Cange. Les enquêtes dans les sources pertinentes abordables m'ont emmené à une pareille conclusion négative.

M. Du Cange ne connaît que le mot chœurier.³⁵ Ça veut dire en latin *chorarius*. Il est vrai, que nous rencontrons ce mot dans les missels de Zagreb et de Pécs, mais il semble qu'il veut désigner une fonction stable, réservée à une personne qualifiée, à un expert du plein chant surtout.³⁶ Par contre,

³¹ Die Animarum; «incipitur missa per choratorem...» Ordinarius, 187.

³² Ordinarius, 1.

³³ Ordinarius...; les quatres «astantes» étaient évidemment les deux diacres et les deux sousdiacres assistants au prélat.

³⁴ Tout au contraire l'expression *chorum regere*, *chorare* fut tellement enracinée dans la latinité de Hongrie, qu'elle donna naissance à un mot latino-hongrois «*korálni*». Un fragment de l'Ordinaire en hongrois des moniales de l'Ordre de Prémontré (15/16. s) prescrit que les vêpres des morts soient régies par les deux chantresses: «*ees az keth kanth-ryx koralya az halathak wecherneyeth*...» (et les deux cantrix regissent le chœur [chantant] aux vêpres des morts) *Apor-kódex*, ed. en facsimilé et introd. par D. Szabó. Kolozsár 1942, 190.

³⁵ «Ce cueuriers le tout a diacre et sousdiacre et cueuriers cum diacono et subdiacono et chorarius in eccl., s. Germani sint 24 tantum clerici scilicet 12 subchorarii» DU CANGE: II. 343.

³⁶ Missale Zagradiense: «egrediaturs processio cantore inchoante. Responsorium. Conclutit vias meas...» f. 54; «incipiat cantor sive chorarii Resp. Circumdederunt...» d. 55; finita antiphona chorarii incipient Resp. Collegerunt...» f. 56; «Quo finito chorarii incipient Responsorium sequens... Ingredientie Domino...» f. 58; «statim duo chorarii subiungant hymnum sequentem Tellus ac aethra iubilent...» f. 75. Missale Quinqueecclesiense: tout simplement ne parle que de chanter: «postea incipiat cantor istam antiphonam...» f. 68; «et intrante clero incipiat cantor...» f. 70; «Hic (hinc) pueri cantent hos versus Tellus ac ethera...» f. 85. Même le Missale Strigoniense. Nürnberg 1484. «In redeundo incipiat cantor. Ant. cum appropinquaret dominus...» f. 59. «Redeuntibus vero in ecclesiam cantantur a duobus clericis isti versus: Inuentor rutili dux bone luminis...» f. 65. (Ordinarius Agriensis. p. 68.: *choratoribus cantantibus*. Toutes ces différences sont bien explicables par l'effort des rubricistes de nos missels pour rendre praticables dans les églises paroissiales pourvues d'un plus au moins grand nombre de clercs ou écoliers, les usages liturgiques éformées au chœur de la cathédrale avec ses chanoines, ses prébendiers, ses clercs, ses écoliers, ses enfants du chœur. Cependant le mot *chorarius* connu à Zagreb ne paraît être étranger pour les autres chapitres de l'ancienne province ecclésiastique de Kalocsa. Au moins nous lisons dans les Statuts du chapitre de Várad: «Cure sive sollicitudini cantoris incumbit similiter considerare curialiter, quibus diebus qualiter chorus regatur... nam... debent esse constituti *choralii* de canonicis senioribus vel archidiaconis, et in aliis festivitatis solennibus et simplicibus et diebus dominicis duo similiter de canonicis iunioribus et quinque (?) de prebendariis et rectoribus altarium seu capellarum prout videbitur expedire...» V. BUNYITAY: A váradí káptalan legrégibb statutumai. (Les plus anciens Statuts du chapitre de Várad. Nagyvárad 1886. 96.

à *Esztergom* dans l'église primatiale, et à *Eger* dans la cathédrale du plus puissant suffrageant de l'archévêque, pour les chorateurs dignitaires, chanoines, prêtres prébendiers, clercs en ordres majeurs (*procedentes*), écoliers, enfants sont choisis ou d'après le rang de fête ou de dimanche; c'étaient donc des personnes diverses, appartenant naturellement au cercle des meilleurs chanteurs de *chorus*.³⁷

En France, notamment à St. Germain, les *chorarii* douze en nombre, se rangent après les vingt-quatre clercs. Espèce — paraît-il — d'une maîtrise. Un *chorarius* ou choeurier régit le chœur à une fonction funérale ou anniversaire, où le prêtre est entouré de diacre et de sous-diacre.³⁸

La pratique exprimée par *chorare* et *chorator* nous permet encore une autre conclusion. Le rôle fréquent et bien ordonné des *choratores* suppose de sûres connaissances musicales et en théorie et en pratique, au moins pour la majeure partie du clergé de la cathédrale et de l'ensemble de son école, du «*chorus almi ecclesie Strigoniensis*». Une culture musicale — disons obligatoire — pour tous fleurissait «*in schola et in choro*» ou élevée là.³⁹

4. Le troisième mot au sujet duquel nous allons nous entretenir est le *lector*. La dénomination seule n'est pas inconnue dans la nomenclature concernant la vie capitulaire des pays occidentaux d'Europe. On peut même la trouver chez Du Cange avec un contenu qui me paraît être plutôt modeste. P. e. à Auxerre la *lectoria* est bien une dignité, pourtant sa fonction est certainement utile, mais pas très importante. *Lectoriam et succentoriam per quas totum in legendo cantandove servitium dispensatur*.⁴⁰ Si je ne me trompe pas, le *lector* devait à Auxerre distribuer les rôles à remplir par les clercs pendant l'office solennel. Toujours à Auxerre en 1213 c'est l'archidiaque qui a le droit d'engager un maître en qualité de *lector*. *Ad officium dignitatis archidiaconi spectaret ecclesiae nostrae providere lectorem qui totum legendi officium ordinat*.⁴¹ L'importance de cet emploi dépend, bien entendu, de ce qu'il veut dire le *legendi officium*. Or celui-ci paraît être coïncider avec le devoir d'un lecteur biblique: *sacram legere scripturam*, c'est-à-dire, tenir des cours théologiques.⁴² Mais encore plus avant, en 1197 à Tournay le *scholasticus*, l'écolâtre fut obligé, qu'au moins «*de divina pagina et de majoribus facultatibus aliquid legat*». ⁴³ Nous avons donc le sens pour le verbe *legere*,⁴⁴ mais aussi une désignation

³⁷ DU CANGE: II. 316 *chorus* = *capitulum* de communi chori nostri consensu; en Hongrie de tout vraisemblance le clergé et l'école de la cathédrale.

³⁸ Ua. 35. j.

³⁹ L. MEZEY: Der Litterat und seine Litteratur, Acta Litt. Hung. 10 (1968) 37.

⁴⁰ DU CANGE: V. 53.

⁴¹ Ibid.

⁴² Meaux, 1353, le *lector* interprété par DU CANGE (l. c.) comme théologal.

⁴³ HINSCHIUS: o. a. II. 101 note, 7, (cité la charte de fondation de l'écolâtrerie).

⁴⁴ Sur le sens du mot *legere* dans l'enseignement médiéval: Hajnal, I., L'enseignement de l'écriture aux universités médiéval, Budapest 1959, voir l'index, «*lectura, lector, legere*» etc.

double pour la personne ayant *officium legendi*: *lector et scholasticus*.⁴⁵ Et dans la plus grande partie de la Chrétienté, c'est la dernière, qui prévaut. Il ne retient pas toujours une dénomination pure, puisque nous les rencontrons sous la forme de *magister scholarum*, *capiscola*, en espagnol *maestrescuela*. En tout cas c'est une fonction qui avait fait sa fortune en avançant de grade d'un simple ordinateur ou régisseur de l'office cathédral à celui d'un maître respecté.⁴⁶

Et plus encore, c'est n'est pas l'école cathédrale seule qui est confiée aux soins de l'écolatre, ce sont les affaires capitulaires autant qu'elles exigent des dispositions de les mettre en écrit. En 1219 à Amiens: «*Magister vero scholarum signabit lectiones in matutinis et in missa legendas et auscultabit si fuerit requisitus, litteras capituli faciet, regimen scholarum conferet de anno in annum, tabulam lectorum scribet . . .*»⁴⁷ A Lübeck: «*. . . ad officium scholastici pertinet scholares regere in choro et in scholis . . . item scholasticus cavebit confusiones chori in choris . . . scribit literas ecclesiae et omnia negotia ecclesiam tangentia eaque deinceps, si registranda fuerint, sciat registrare . . .*»⁴⁸ A Bingen il devait être «*os et advocatus capituli . . .*»⁴⁹ Nous le voyons, l'office de l'écolatre, de *scholasticus* a une bien grande étendue: l'école, ordination du chœur, les affaires capitulaires, lettres, registres, archives, plus encore la bibliothèque scolaire. De bon droit est appelé l'écolatre dans la *Ley de las siete partidas*, le *maestrescuela*, en même temps canceller.⁵⁰

Quoiqu' l'écolatre exerça une grande influence sur la vie capitulaire de par la raison de sa fonction importante et multiple, il n'était pas honoré d'avantage qu'un dignitaire parmi les autres.

⁴⁵ Même dans le cas où en fait usage la Faculté des Arts à Paris en 1353, le dénomination ne reste pas pour désigner un grade universitaire: «*omnes lectores, tam magistri, quam scholares . . .*», HAJNAL: o. c. 117; le *lector* a un autre sens dans la législation des mendiants, p. ex. chez les dominicains dont les statuts médiévaux (Dist. II. c. 2.) énoncent: «*Conventus citra numerum duodenarium fratrum professorum . . . absque priore et doctore non admittatur . . .*» le *doctor* est bien entendu le *lector* conventuel cf. HUMBERT DE ROMANS: De instructione officialium c. 11.: «*officium boni lectoris est conformare se capacitati auditorum et utilia et expedientia eis utiliter et intelligibiliter legere . . .*», lui incombe encore de faire des sermons et des collationes: «*debet etiam animare alios sermonibus, collationibus fraternis ad omnem religionem . . .*», L. HOLSTENIUS—M. BROCKIE: Codex regularum monasticarum IV.; Augustae Vindellicorum 1759, 171.

⁴⁶ Il est impossible de laisser l'importante fonction de surveillance qu'exerça l'écolâtre nommé le chancelier, notamment, celui de Notre Dame de Paris sur les écoles de la ville épiscopale.

⁴⁷ D'ACHÉRY: Spicilegium, III. 589; HINSCHIUS: o. c. II. 101. note 5.

⁴⁸ Cité par HINSCHIUS: ibid. note. 3.

⁴⁹ Ibid. note 9.: «*exercebo officium advocationis in causis ecclesiae per me ipsum si sim iuris peritus . . . factaque ecclesiae quasi advocatus et os capituli concipere, notare, pronuntiare . . .*».

⁵⁰ HINSCHIUS: o. c. II. 102, note. 1.

Tout au contraire en Hongrie. Avant tout le *scholasticus* change de nom.⁵¹ Il est appelé *lector* jusqu'à nos jours dans les chapitres de l'ancienne Hongrie (p. cons. en Croatie, Transsylvanie, Slovaquie). C'est une dénomination donc rigoureusement restreinte à cette orbite hiérarchique. Et l'importance de son office est encore soulignée par le fait, qu'il est toujours la deuxième dignité du chapitre. «*Lector ecclesie nostre obtinet primum locum in levo choro in capite in ecclesia maiori ratione sui lectoratus . . .*» puis suit la description de ses fonctions très semblables à celles connues partout mais à la fin il ajoute: «*obligatur etiam lector noster ratione dignitatis si tante facultatis fuerit et nobis placuerit . . . omnes et singulas litteras cuiuscumque formae, pro rerum et causarum qualitate necessarias, sigillis capituli nostri sigillandas . . . sine fraude conscribere . . .*»⁵²

Alors, la *notaria capituli* ci-mentionnée n'est pas autre chose que le fameux *locus credibilis*, lieu authentique de rédaction de l'acte privé hongrois. Le *lector* était le *dataire* de ces actes rédigés par l'autorité du chapitre et scellé par ses propres sceaux, il est donc le *chef du locus credibilis*, gardien de l'authenticité.⁵³ Et c'est précisément, ce rôle important qui *rehaussa la dignité du lector hongrois* plus que nulle part dans les chapitres d'Europe et en même temps il enrichissait, à raison de ce changement, notre latinité médiévale.

5. *Monasterium, chorus, schola* appartiennent donc par leur contenu spécial au même cercle des idées. Le *monastère*, (cathédrale, collégiale, abbatale) était le lieu où des relations humaines furent réglées par la puissance de l'écriture, confiée aux soins compétents du *lecteur*, «*iuxta laudabilem consuetudinem huius patriae.*»⁵⁴

Budapest.

⁵¹ En 1183 nous ne le rencontrons parmi les officiaux et les chanoines de l'église d'Esztergom (KNAUZ: Monumenta . . . I. 183; F. KOLLÁNYI: Esztergomi kanonokok. Esztergom 1900. 3.; 1205 magister scholarum Strigoniensis: c. 4. X. de elect. I, 6; 1209: Jacobus lector, KNAUZ: Monumenta . . . 193; 1218: Jacobus scholasticus, 199, Jacobus lector 10. c. 196; 1230: magister Benedictus lector, ib. 273; magister Richardus lector, o. c. 279; chose curieuse en l'an 1264 le même maître Sixtus chapelain du Pape est pour Urbain IV: scholasticus Strigoniensis, clericus et nuncius Bele regis; pour le roi Bela IV.: magister Sixtus lector Strigoniensis, «dilectus et fidelis clericus noster missus per nos ad Curiam Romanam . . .», THEINER: Monumenta Vaticana Hung. I. 274 et KNAUZ: o. c. 501.; Honorius III. 1217: archidiaconus Nitriensis et scholasticus Albensis, Theiner; Monumenta . . . I. 8.

⁵² «Lector ecclesiae nostrae obtinet primum locum in levo choro in capite in ecclesia maiori ratione sue dignitatis, que est dignitas vel potius personatus. Hic habet vocem in nostro capitulo immediate post prepositum . . . dummodo existat canonicus . . . in absentia prepositi agenda in capitulo disponere . . . item cantantes . . . in officio divino publice et ordinarie . . . in ecclesia maiori attendere et corrigere in accentibus errantes ac male aliqua proferentes . . . Item regere scholas seu interessentes scholis nostris docendo utiliter in primitivis saltem scientiis, prout de iure et locorum sollemnium saltem nostro similium de bona consuetudine requiritur . . . Spectat etiam ad eius officium considerare subtiliter qualiter administratur doctrina . . .», BUNYITAY: o. c. 90—94.

⁵³ L. MEZEY: Die Anfänge der Privaturkunde in Ungarn und der Glaubwürdigen Orte. Archiv für Diplomatik 18 (1972) 297—298.

⁵⁴ Ibid. 302.

LINGUA, IDIOMA UND VERWANDTES

Es war Charles Du Fresne Du Cange, der Begründer der mittellateinischen Lexikographie, der sich als erster unter den Mediävisten mit dem Problem des Wortes *lingua* in den mittellateinischen Quellen ernsthaft auseinandergesetzt hatte. Er untersuchte einen Spezialfall, nämlich den Gebrauch des Ausdrucks *lingua romana*.¹ Die Ermittlung der genauen Bedeutung dieser Wendung ist bekanntlich von entscheidender Wichtigkeit für die Aufhellung mancher dunkler Punkte der romanischen Sprachgeschichte in der Epoche, welche der Ausbildung der selbständigen romanischen Schriftlichkeit voranging. Bei den nichtromanischen Völkern kommt zwar der Untersuchung der lateinischen Terminologie für «Sprache» nicht die gleiche Bedeutung zu, es dürfte jedoch nicht ohne Interesse sein, die diesbezüglichen Ausdrücke der ungarländischen Latinität in einer kurzen Mitteilung zu überblicken.

Bei der Zusammenstellung der nachfolgenden Bemerkungen haben wir uns auf die Zettelsammlung des in Bearbeitung begriffenen Wörterbuches der ungarländischen Latinität gestützt. Im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit stand die Periode vom 11. bis zum 15. Jh., da das Material dieser Epoche den Kern des Wörterbuches bildet. Es ist gleich am Anfang zu bemerken, daß eine Vollständigkeit in der Verzettelung der Quellen für dieses Werk nur hinsichtlich der beiden ersten Jahrhunderte angestrebt wurde.

In der lateinischen Wortgruppe für «Sprache» sind in der christlichen Spätantike, im Vergleich zu den klassischen Verhältnissen, wesentliche Veränderungen vorgegangen. Aus der volkstümlichen Latinität waren die meisten diesbezüglichen Wörter verschwunden, und wenn wir der Hypothese eines deutschen Romanisten, der die Geschichte des altfranzösischen Wortes *langue* monographisch bearbeitete,² trauen dürfen, hatte sogar das Wort *lingua* bzw. *langue* die Bedeutung «Sprache» verloren, und erst unter dem Einfluß des mittellateinischen *lingua* hatte es sie wiedergewonnen. Die spätlateinische Schriftsprache wurde dagegen durch mehrere neue Synonyme bereichert. Die ursprünglich poetischen Wörter *loquela* und *eloquium* hatten sich unter dem

¹ Glossarium Mediae et Infimae Latinitatis. Bd. I., Nior 1883, S. XIII ff.

² H.-G. KOLL: Die französischen Wörter 'langue' und 'langage' im Mittelalter. (Kölner Romanistische Arbeiten, N. F. Heft 10.) Genève—Paris 1958.

Einfluß der christlichen griechisch-lateinischen Übersetzungsliteratur als Äquivalente der griechischen *λαλιά* und *λόγιον* eingebürgert. Im christlichen Sprachgebrauch erweiterte sich die Bedeutung der Wörter *oratio*, *sermo* und *lingua*, was aber ihre Anwendung für den Begriff «Sprache» nicht verhinderte. Auch während des Mittelalters vermehrte sich die Zahl der Synonyme, nämlich mit dem anfänglich als grammatischer Fachausdruck angewendeten *idioma*, sowie mit dem romanischen Lehnwort *linguagium*, das seit Anfang des 13. Jh. bezeugt ist.³

Wenn wir nun das diesbezügliche ungarische Material näher ins Auge fassen, fällt zuerst die verhältnismäßige Armut an Synonymen auf. In der Periode bis 1200 kommt *eloquium* nur als plurale tantum, in der Bedeutung «Heilige Schrift» vor; während *loquela* in demselben Zeitabschnitt nur einmal begegnet, wo es «Sprachfähigkeit» bedeutet. Den Begriff «Sprache» enthalten freilich auch andere Wörter, so z. B. die Adverbien *vulgo* und *vulgariter*, welche in dieser Periode mit 7 bzw. 6 Belegen vertreten sind. Da ins Zettelmateriale des Wörterbuches keine Eigennamen aufgenommen wurden, können wir über die aus Völkernamen abgeleiteten Adverbialformen vom Typ *latine* keine statistischen Angaben geben.

Es läßt sich nicht leicht entscheiden, inwiefern die erwähnte Eintönigkeit hinsichtlich dieser Wortgruppe für die gesamte mittellateinische Literatur Europas nach dem 10. Jh. typisch sein konnte, ganz sicher wirkte aber darin eine gewisse inhaltliche Einseitigkeit unseres lateinsprachigen Schrifttums mit: die Glossographie z. B. beginnt ziemlich spät, die grammatische Literatur, eine potenzielle Fundgrube der uns interessierenden Wendungen, setzt noch später ein.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß das Wort *lingua* und seine Synonyme in unseren Texten hauptsächlich bei der Erwähnung von Eigennamen, insbesondere von Ortsnamen, begegnen, meistens in der Begleitung von Verben wie *appellatur*, *nuncupatur* usw. Aber auch in diesen Fällen nur dann, wenn sich der Verfasser bei dem betreffenden Eigennamen längere Zeit aufhält. So verwendet z. B. Simon von Kéza, ein Chronist aus der zweiten Hälfte des 13. Jh. das Wort *lingua* in der Erklärung des Namens «Hispanien»: «Ex his . . . Hunis . . . fuerant . . . capitanei constituti, qui *Hunorum lingua* spani vocabantur, ex quorum nominibus tota Hispania est vocata . . .».⁴ *Lingua* hatte freilich auch in diesen Fällen einen starken Rivalen in den Adverbialformen der aus Völkernamen abgeleiteten Adjektiven gefunden (wie z. B. *Hungarice*, *Graece*). Mit dem einfachen adverbialen Gebrauch des Völkernamens begnügt sich

³ Siehe KOLL: a. a. O., S. 103.

⁴ *Scriptores rerum Hungaricarum tempore ducum regumque stirpis Arpadianae gestarum. Edendo operi praefuit E. SZENTPÉTERY* (Im weiteren: SRH), Bd. I., Budapest 1937, S. 155₉₋₁₁.

Simon von Kéza an einer anderen Stelle seines Werkes: «In montibus etenim . . . cristallus invenitur . . . avesque legerfale, quae *Hungarice* kerechet appellantur». ⁵

Die mittellateinischen Wörter für «Sprache» begegnen in den ungarländischen Quellen hauptsächlich dort, wo der Verfasser für einen Ort mehrere, aus verschiedenen Sprachen stammende Bezeichnungen erwähnt, so z. B. bei dem erwähnten Chronisten: «Unde idem locus, ubi praelium est commissum, *eorum lingua* (d. h. in deutscher Sprache) usque hodie *Florum Pair* est vocatus et Weznemut *nostra lingua*». ⁶

Was nun das Wort *lingua* betrifft, können wir an seiner Behandlung nichts auffallendes beobachten. Wir beschränken uns deshalb auf drei kurze Bemerkungen. Die charakteristisch mittelalterliche Prägung *lingua materna* kommt in Ungarn zum ersten Male in einer Urkunde vom Jahre 1322 vor: die Wendung *linguam capere*, d. i. «einen Gewährsmann aus dem feindlichen Lager gefangennehmen», ein Ausdruck, der außer dem Mittellatein auch aus verschiedenen türkischen und modernen europäischen Sprachen bekannt ist, ⁷ ist seit 1555 bezeugt; das schon erwähnte *linguagium* taucht im zweiten Drittel des 15. Jh. auf.

Nach den bisher Gesagten wird es wohl begreiflich, warum wir für das wichtigste Synonym von *lingua*, d. h. für das Wort *idioma* nur wenige Belege finden. Bis zum Jahre 1500 kommt das Wort bloß 18 Mal vor, während *lingua* in der Bedeutung «Sprache, Rede» nur bis 1200 insgesamt 24 Mal belegt ist. Wenn wir die «Gesta Hungarorum» des Anonymen Notars zum 12. Jh. rechnen, so haben wir für *idioma* aus diesem Jahrhundert 3, aus dem 13. einen, aus dem 14. vier und aus dem 15. Jh. 10 Belege. Aus dem in der Zettelsammlung nur sporadisch vertretenen 16. Jh. kommen noch weitere 10 Belegstellen hinzu. Das Wort kommt also mit dem Vergehen der Zeit immer häufiger vor.

Die Texte, die das Wort *idioma* enthalten, bieten hinsichtlich ihres Inhalts und Gattung keine besondere Mannigfaltigkeit: aus den 18 Belegen begegnen nämlich 14 in Urkunden. Von den übrigen 4 Stellen befinden sich 3 in den Gesta Hungarorum des Anonymus, während die vierte aus der im Jahre 1487 verfaßten Chronik des Johannes Thuróczy stammt. Das Wort *idioma* scheint also im behandelten Zeitabschnitt ein Lieblingsausdruck der Kanzleisprache gewesen zu sein. Natürlich hat diese Feststellung nur für die ungarländische Latinität eine Geltung, und es steht uns fern, daraus bei dieser Gelegenheit weitgehende Schlußfolgerungen zu ziehen, obwohl es auffallend ist, daß auch die beiden Historiographen, die das Wort gebrauchten, königliche

⁵ SRH I., S. 146₂₃₋₂₅.

⁶ SRH I., S. 177₃₋₅.

⁷ Vgl. GY. MORAVCSIK: Zur Geschichte des Ausdrucks «vzjat' jazyka». Int. Journ. of Slavic Linguistics and Poetics 4, 1961, 34–37; und M. PLEZIA: Byzantinoturcicum. Acta Ant. Hung. 10 (1962) 399–402.

Notare gewesen sind. Wir möchten diesmal eher auf ein lexikographisches Problem von allgemeinerer Bedeutung hinweisen: um den Anwendungsbereich der einzelnen Wörter bestimmen zu können, was ja auch bei einem mittellateinischen Wörterbuch nicht ohne Interesse sein dürfte, wäre es wünschenswert, den Umfang unseres mittellateinischen Schrifttums nach Gattungen (wie Urkunden, Geschichtswerke usw.) annähernd einzuschätzen. Erst nach Durchführung einer solchen Einschätzung könnte man klarstellen, ob die auffallend große Zahl der Belege in einer bestimmten Gattung nicht etwa einfach dem starken Überwiegen dieser Gattung im Schrifttum der betreffenden Epoche zuzuschreiben wäre.

Kehren wir zum Wort *idioma* zurück. Seine ersten vier Belege, also die drei Anonymus-Stellen und eine Urkunde des Abtes Urias von Martinsberg aus dem Jahre 1216, bilden eine Gruppe für sich nicht nur wegen ihrer zeitlichen Nähe — der nächste Beleg taucht ja mehr als hundert Jahre später auf —, sondern auch hinsichtlich ihrer grammatischen Umgebung. Anonymus gebraucht das Wort einmal mit der Präposition *per* und zweimal mit der Präposition *secundum*. Die drei Stellen lauten wie folgt:

1) «... petisti a me, ut... quare populus de terra Scithica egressus *per ydioma alienigenarum* Hungarii et *in sua lingua propria* Mogerii vocantur, tibi scriberem.»⁸

2) «... locum illum... Hungarii *secundum suum idioma* nominaverunt Scerii...»⁹

3) «... Ethe... fecit... edificari castrum fortissimum de terra, quod nominaverunt Slaui *secundum ydioma suum* Surungrad, id est nigrum castrum.»¹⁰

In der Urkunde des Abtes Urias steht das Wort *idioma* mit der Präposition *iuxta*, die ja mit *secundum* gleichbedeutend ist: «... pratum ecclesie situm in loco, qui vocatur *iuxta idioma terre* Milartw.»¹¹

Das Wort kommt im weiteren niemals mit diesen Präpositionen vor. In der Bedeutung 'in einer Sprache' wird *idioma* im späteren Material fünfmal mit bloßem Ablativ, und viermal mit der Präposition *in* + Ablativ konstruiert. Bei Anonymus kommt in je einem Fall auch das Wort *lingua* mit den Präpositionen *per* bzw. *secundum* vor (in den Ausdrücken: *per linguam hungaricam* und *secundum linguam alienigenarum*).¹² Diese Konstruktion ist wiederum beachtenswert: im ganzen ungarländischen Material finden wir dazu eine einzige Parallele, nämlich die vielumstrittene Stelle in der lateinischen *Renova-*

⁸ SRH I., S. 33₁₋₁₇.

⁹ SRH I., S. 83₁₋₁₉.

¹⁰ SRH I., S. 84₂₋₆.

¹¹ A. pannonthalmi Szent Benedek-rend története. Bd. I., Budapest 1902, S. 642, Nr. 54.

¹² SRH I., S. 35₁₃₋₁₄ und S. 52₁₀₋₁₁.

tion der griechischen Donationsurkunde des Nonnenklosters vom Veszprémfal aus dem Jahre 1109:¹³ «Vetus . . . privilegium iuxta linguam auctoris monasterii graece scriptum. . .»

Soviel über den Gebrauch von *idioma* in der ungarischen Latinität. Das Wort *idioma* stellt eigentlich eine viel interessantere Frage, als die bisher behandelten, und zwar das Problem seiner Bedeutungsentwicklung. Da die Lösung dieser Frage anhand des ungarländischen Materials nicht erreichbar ist, müssen wir uns diesmal mit der bloßen Problemstellung begnügen.

Mit dem Wort *ἰδιώμα* bezeichneten die griechischen Grammatiker jene syntaktisch-morphologischen Eigentümlichkeiten gewisser Autoren, die vom normalen Sprachgebrauch abweichend waren. In diesem Sinne sprach z. B. Dionysios von Halikarnassos über *ἰδιώματα Θουκυδίδου*,¹⁴ oder Apollonios Dyskolos über *Ῥωμαίων ἰδιώμα*.¹⁵ Die spätrömischen Grammatiker verwendeten diesen Termin — offenbar im Anschluß an die ältere Überlieferung — in einem noch engeren Sinne. Aus der nahen strukturellen Verwandtschaft der beiden klassischen Sprachen ausgehend bezeichneten sie mit diesem Worte jene Eigentümlichkeiten, die das Lateinische — vor allem im Geschlecht der Substantive oder in der Rektion der Verben — gegenüber dem Griechischen aufwies.¹⁶ *Idioma* hatte also in der Antike weder im Griechischen, noch im Lateinischen die Bedeutung «Sprache» bzw. «Mundart» gehabt. Das griechische *ἰδιώμα* ist uns in der Bedeutung «Dialekt» erst aus dem Neugriechischen bekannt, wo es anscheinend eine semantische Entlehnung aus irgendeiner modernen westeuropäischen Sprache ist. Die Bedeutung «Sprache» hatte also das lateinische *idioma* erst im Mittelalter erhalten.

Die Frage, wie und wann das Wort zu dieser Bedeutung gelangte, ist nicht leicht zu beantworten. Die im Erscheinen begriffenen und uns zugänglichen mittellateinischen Lexika enthalten das betreffende Stichwort noch nicht. Es fehlt auch aus dem «Glossarium» von Du Cange: dem gelehrten Lexikographen war das Wort offenbar so geläufig, daß er auf die Verzettelung dessen völlig verzichtet hatte. Der früheste und zugleich einzige Beleg, den wir im Thesaurus Linguae Latinae finden, stammt aus den sog. «Miracula S. Teclae», einer kurzen

¹³ Vgl. D. PAIS: Az «auctor monasterii» a veszprémvölgyi apácák Kálmán-féle megerősítő oklevelében. Magyar Nyelv 36 (1940) 41–42.

¹⁴ Dionysii Halicarnassii Opuscula, edd. H. USENER et L. RADERMACHER. Vol. I. Lipsiae 1899, S. 419 ff.

¹⁵ Apollonii Alexandrini de Constructione orationis libri quatuor, ex rec. I. BEKKERI. Berolini 1817. Lib. II, c. 21, S. 157_{9–10}.

¹⁶ Z. B. Charisius (ed. BARWICK), S. 379: «Idiomata quae sunt nostri sermonis innumerabilia quidem debent esse. ea enim sunt omnia quae nostro more efferimus et non secundum Graecos . . .». S. 380: «aliis etiam ita de idiomatibus placuit definire: cum ab omni sermone Graeco Latina lingua pendere videatur, quaedam inveniuntur vel licentia ab antiquis vel proprietate linguae Latinae dicta praeter consuetudinem Graecorum, quae idiomata appellantur.»

hagiographischen Erzählung, die wahrscheinlich nicht vor dem 6. Jh. entstanden sein dürfte. Die betreffende Stelle lautet wie folgt: «...locus... qui *Brittannico idiomate* Lantteglin nuncupatur, quod latine 'fundus Teclae' sonat.»¹⁷

Idioma wurde in der Bedeutung «Sprache» während des Mittelalters hauptsächlich auf die Landessprachen angewendet; das Lateinische oder das Griechische konnte damit erst später gemeint sein. Zur Interpretation der Bedeutungsentwicklung können wir vielleicht einen Anhaltspunkt in der Erklärung finden, die Beda Venerabilis in einem Briefe über das Wort *idiota* gibt: «Et quidem omnes qui Latinam linguam lectionis usu didicerunt, etiam haec optime didicisse certissimum est: sed *idiotas, hoc est, eos qui propriae tantum linguae notitiam habent*, haec ipsa sua lingua dicere, ac sedulo decantare facito.»¹⁸ Meines Erachtens ist es nicht ausgeschlossen, daß *idioma* die Bedeutung «Landessprache» bzw. «Dialekt» durch gelehrte Paretymologie nach *idiota* erhalten habe. Dabei ist daran nicht zu denken, daß hier etwa das schon in der Bedeutung «Sprache» gebrauchte *idioma* auf das andere Wort gewirkt habe, da für *idiota* die Bedeutung «unwissend» schon sowohl im Altgriechischen, als auch im klassischen Latein gut bezeugt ist, also in einer Epoche, wo *idioma* noch ein nur wenigen geläufiger Fachausdruck war. Bei der Entscheidung dieser Frage muß man eine Eigentümlichkeit der mittellateinischen Semantik vor Augen halten. Es scheint nämlich, als ob im Mittellatein die Lautgestalt des Wortes sich gewissermaßen vom Bedeutungsgehalt unabhängig gemacht hätte und Wörter nach ähnlich klingenden Ausdrücken plötzlich ihre Bedeutung hätten verändern könnten. E. Löfstedt zitiert in einem Aufsatz ein lehrreiches Beispiel dafür:¹⁹ das klassische Wort *morosus* nahm im Frühmittelalter nach *mora* die Bedeutung «sich zögernd» an, und dasselbe Wort konnte nach *mores* auch «ehrlich» heißen. Vielleicht liegt so etwas auch im Falle von *idioma* vor.

Wie man auch die Bedeutungsentwicklung von *idioma* erklären mag, ist die Geschichte dieses Wortes in noch einer Hinsicht bemerkenswert. Es ist wohl kaum ein Zufall, daß es von den beiden klassischen Sprachen, welche in der ausgehenden Antike hinsichtlich dieses Wortes noch die gleiche Chance hatten, eben das Lateinische war, das die Bedeutung des Wortes der historischen Notwendigkeit zufolge schöpferisch weiterentwickelte. Während in der einsprachig gebliebenen östlichen Hälfte des ehemaligen Imperiums die Byzantiner sich niemals den Unterschied zwischen der lebendigen Volkssprache und dem

¹⁷ O. VON GEBHARDT: Die lateinischen Übersetzungen der Acta Pauli et Theclae. (Texte und Untersuchungen zur Gesch. d. altchr. Lit. N. F., VII. Bd., 2. Heft.) Leipzig 1902. S. 169.

¹⁸ Epistula ad Ecgbertum antistitem. PL 94, col. 659, C.

¹⁹ E. LÖFSTEDT: Some Changes of Sense in Late and Medieval Latin. *Eranos* 44 (1946) 340–54, hier S. 341.

strengen attizisierenden Idiom klar realisieren konnten,²⁰ haben im Westen die Germanen seit dem Frühmittelalter, und die romanischen Völker wenigstens seit der Karolingischen Renaissance das Problem der Zweisprachigkeit kennengelernt. Im mittellateinischen Wortschatz kam diese Auseinandersetzung in der Entstehung neuer Wörter und Begriffe (z. B. *lingua materna*) für die Widerspiegelung der veränderten sprachlichen Verhältnisse zum Ausdruck, und vielleicht wäre es kein großer Irrtum, auch im Bedeutungswandel von *idioma* dieselben Triebkräfte zu sehen.

Budapest.

²⁰ Siehe E. KRIARAS: Diglossie des derniers siècles de Byzance: naissance de la littérature néo-hellénique. (XIIIth Int. Congress of Byzantine Studies. Main Papers IX.) Oxford 1966.

LATINITÄT UND UNGARISCHE LEHNWORTFORSCHUNG

0.0. In der vor fast 40 Jahren erschienenen ersten modernen zusammenfassenden Darstellung der lateinischen Elemente des Ungarischen liest man u. a. : «Die ungarländische Latinität ist ein Zweig der von der karolingischen Reform erfaßten, in den Formen in hohem Maße gereinigten, universalen mittelalterlichen lateinischen Literatursprache. In verschiedenen Epochen machten sich dabei verschiedene ausländische Einflüsse geltend, diese konnten anfänglich sogar gleichzeitig nebeneinander wirken, die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Beziehungen steht heute jedoch noch aus».¹

Die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Beziehungen steht noch immer aus, nur in bezug auf die Lautbezeichnung im Altungarischen kann man von beruhigenden Ergebnissen berichten. In der Frage nach dem Ursprung der altungarischen Graphematik ging man nämlich von der Annahme aus, daß ein jedes europäische Volk, auch das ungarische, mit der lateinischen Schrift auch die lateinische Kirchen- und Literatursprache letzten Endes durch Vermittlung irgendeiner romanischen Sprache übernahm, die Aussprache des Lateinischen jedoch dem eigenen Phonemsystem anpaßte. I. Kniezsa gelang der Beweis, daß nicht die *letzten Endes* feststellbare romanische Sprache, sondern die *unmittelbare* Abgebersprache wichtig ist, die durch den Vergleich der graphematischen Systeme ermittelt werden kann. Schrift und Aussprache und damit die Lateinkenntnisse stammen aus der unmittelbaren Abgebersprache. Von den vor fast 40 Jahren angedeuteten «verschiedenen ausländischen Einflüssen» konnte eindeutig der deutsche, der italienische und der französische festgestellt werden.² Demnach ist der Ursprung der ungarländischen Latinität im Deutschen Reich, in Italien und in Frankreich zu suchen.

0.1. Diese Ergebnisse enthalten natürlich nur eine *mittelbare* Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der ungarländischen Latinität. Die *unmittelbare* Antwort müssen wir aus der unmittelbaren Untersuchung der ungarländischen Latinität selbst bekommen. Diesbezüglich gibt es noch keine systema-

¹ J. FLUDOROVITS: A magyar nyelv latin jövevényszavai (Die lateinischen Lehnwörter des Ungarischen). Budapest 1937. 8.

² I. KNEZSA: Helyesírásunk története a könyvnyomtatás koráig (Geschichte der ungarischen Orthographie bis zum Zeitalter des Buchdruckes). Budapest 1952. 64—69.

tischen Untersuchungen, wenigstens was den Wortschatz anbelangt. So wollte man z. B. aufgrund des Gebrauchs von zwei liturgischen Termini (*balteus*, *subtile*) im ältesten ungarländischen Missale (Pray-Kodex, 1192—1195) auf das Deutschtum der ungarländischen Benediktiner schließen; auch glaubte man annehmen zu dürfen, daß das karolingische *mansus* 'Hufe' in Ungarn nicht, nur das aus Niederösterreich eingeführte *laneus* bekannt war.³ L. Gáldi leitete in seiner Untersuchung «La penetrazione delle voci italiane nel latino medioevale d'Ungheria» alle Elemente der ungarländischen Latinität, die auch in der Latinität Italiens belegt sind, aus der Latinität Italiens ab, wie z. B. *guerra* statt *bellum* 'Krieg', obwohl dieses ursprünglich germanische (fränkische) Wort aus der Latinität Galliens auch in die süddeutsche Latinität Eingang fand (vgl. die Urkunde des Herzogs Albert von Österreich aus 1289: «...*guerre* inter nos et Vngaros»).⁴ Die Latinität des Deutschen Reiches hat doch bekanntlich sehr enge Beziehungen einerseits zu Italien, andererseits zu Gallien, und auch die lateinischen Lehnwörter des Deutschen stammen zum Teil aus der Latinität Italiens bzw. Galliens,⁵ wobei das Oberdeutsche mehr unter dem Einfluß Italiens, das übrige deutsche Sprachgebiet unter dem Galliens steht (vgl. obd. *kestene* usw. aus Italien: alat. *cástina*; md. *Kastanie* aus gallorom. *castánea*; aus der obd. Form ung. *gesztenye* 'Kastanie').⁶ Den Anteil der Latinität Italiens, bzw. des Deutschen Reiches und Frankreichs an der Latinität Ungarns wird man nur durch systematisch-vergleichende Untersuchungen, wie sie durch das im Entstehen begriffene «Wörterbuch der mittelalterlichen Latinität Ungarns» ermöglicht werden, feststellen können.

0.2. In dieser Hinsicht wird man manche Anregung aus der Erforschung der letzten Endes auf das Lateinische zurückgehenden Bildungswörter des Altungarischen bekommen. Ich denke hierbei in erster Linie an die kirchliche Terminologie und an Wörter der höfischen Bildung. In bezug auf die kirchliche Terminologie war besonders die ungarländische Slawistik regsam und deshalb ist es nicht zu verwundern, daß ein beträchtlicher Teil der kirchlichen Terminologie aus dem Slawischen erklärt wurde. Wenn es auch unzweideutig aus dem Slawischen stammende kirchliche Termini gibt, darunter auch solche, die aus dem Lateinischen nur über slawische Vermittlung ins Ungarische gelangen konnten (z. B. *bérmál*, 'firmare', *keresztény* 'Christianus', *szent* 'sanctus' usw.),

³ M. ZALÁN: A Pray-kódex írásának helye és további sorsa (Schreibort und weiteres Schicksal des Pray-Kodexes). Magyar Könyvszemle 1927. 266; FR. VALJAVEC: Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten. München 1940. 16. Für den ungarländischen Gebrauch von *mansus* vgl. z. B. die Urkunde von König Béla aus 1270 H. WAGNER: Urkundenbuch des Burgenlandes. Graz—Köln 1955. Bd. I, 365).

⁴ Archivio Glottologico Italiano 1942. 81—102; I. LINDECK-POZZA: Urkundenbuch des Burgenlandes. Graz—Köln, 1965. Bd. II, 219.

⁵ TH. FRINGS: Germania Romana. Halle (Saale) 1966—1968.

⁶ K. MOLLAY: Jövevényszó-kutatás és tárgytörténet (Lehnwortforschung und Sachgeschichte). *Geszténye* 'Kastanie'. In: Nyelvtudományi értekezések 40: 249—255.

erkannte gerade die slawistische Forschung der letzten zwei Jahrzehnte,⁷ daß bei manchen Termini die slawische Vermittlung nicht angenommen werden müsse (z. B. *ádvent* 'adventus', *apostol* 'apostolus', *dézsma* 'decima', *eretnek* 'haereticus', *mise* 'missa', *oltár* 'altare', *remete* 'eremita', *zsoltár* 'psalmus', eigentlich 'psalterium', usw.). Bei der Vermittlung der Lateinkenntnisse muß man daher auch mit den Slawen rechnen, wenn auch nicht in dem Maße, wie das bislang der Fall war; d. h. zugleich, daß man im Bereich der kirchlichen Terminologie die slawistischen Ergebnisse auch weiterhin einer Revision unterziehen muß. Der Slawist I. Kniezsa zählte 1955 ung. *kehely* 'calix' unter die unsicheren slawischen Lehnwörter des Ungarischen («geht letzten Endes auf das aus dem lat. *calix* übernommene ahd. *kelich*, mhd. *kelch* zurück, nur ist die Frage, ob unmittelbar oder durch katholisch-slawische Vermittlung») und entscheidet sich für die Möglichkeit des unmittelbaren deutschen Ursprungs. Die deutsch-lateinische kirchliche Terminologie steht in Ungarn sogar zur ursprünglichen slawischen Terminologie in stärkster Konkurrenz (vgl. z. B. neben *barát* 'monachus; amicus' das durch deutsche Vermittlung übernommene altung. *monoh* 'monicus' und das unmittelbar aus dem Lateinischen stammende *fráter* 'monachus').

Nach den slawistischen Ergebnissen der letzten zwei Jahrzehnte gibt es sogar eine Reihe kirchlicher Termini, bei denen die slawische Vermittlung überhaupt ausgeschlossen werden muß, die also nicht unsichere, sondern sicher nicht slawische Lehnwörter des Ungarischen darstellen (z. B. *monostor* 'monasterium', *orgona* 'organa', *prépost* 'praepositus', *pünkösöd* 'pentecoste', *püspök* 'episcopus'). Damit wurde nicht nur der Anteil der slawischen kirchlichen Terminologie des Ungarischen erheblich verringert, sondern auch die Untersuchung des deutschen und des italienischen Einflusses mit besonderer Rücksicht auf die Latinität des Deutschen Reiches und Italiens höchst notwendig.

1.0. Im wesentlichen diese Arbeit unternahm ich in einer noch handschriftlichen Arbeit («Deutsch-ungarische Sprachkontakte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts».)⁸ Ich untersuchte vor allem die von dem Slawisten I. Kniezsa bearbeiteten «Sicheren slawischen Lehnwörter», die «Unsicheren slawischen Lehnwörter» und die «Sicher nicht slawischen Lehnwörter». Das auffallendste Ergebnis dieser Untersuchung war der Beweis einer kirchlichen und höfischen Terminologie aus dem Althochdeutschen und dem Mittelhochdeutschen, die z. T. auf die Latinität des Deutschen Reiches zurückgeht. So glaube ich bewiesen zu haben, daß z. B. von den sog. «sicheren» slawischen Lehnwörtern *apáca* 'Äbtissin; Nonne' (altung. *appaccha* ~ *apacha*) und *apát* 'Abt' (altung. *apat* ~

⁷ I. KNEZSA: A magyar nyelv szláv jövevényszavai (Die slawischen Lehnwörter des Ungarischen). Budapest 1955; Benkő, Loránd (hg.): A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára (Historisch-etymologisches Wörterbuch der ungarischen Sprache). Budapest 1967 ff.

⁸ Német – magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig. Budapest 1974. Manuskript.

appat) in sachgeschichtlicher wie auch sprachgeschichtlicher Hinsicht aus der Latinität des benachbarten bairisch-österreichischen Raumes stammen können; vgl. lat. *abbatissa* ~ *abbatessa* [appātissa] > [áppātessa > áppātssa] ~ *abatissa* ~ *abatessa* [apātissa] > [ápātessa] > [ápātssa]; lat. *abbāt* ~ *apbat* ~ *appat* ~ *appad*- usw. mit deutscher Interferenz [áppāt ápāt]. Diese Etymologien gewinnen an Wichtigkeit, wenn man weiß, daß die Benennungen der höheren kirchlichen Würdenträger nicht slawischen Ursprungs sind (deutschen Ursprungs sind: *érsek* 'archiepiscopus', *püspök* 'episcopus'; aus der Latinität Italiens stammen *gvárdián* 'guardianus', *plébános* 'plebanus', *prépost* 'praepositus'. usw.); wohl slawisch sind aber die der niederen Würdenträger (*pap* 'sacerdos', usw.), auch diese bekommen eine deutsche bzw. lateinische Konkurrenz (vgl. die bereits erwähnten Beispiele: *barát* ~ *monoh* ~ *fráter*, usw.). Diese Terminologie der kirchlichen Würdenträger kann durch weitere Elemente der kirchlichen Terminologie ergänzt werden: aus dem Althochdeutschen stammt z. B. ung. *monostor* 'monasterium' (diesem steht das lateinische *klastrom* 'claustrum' gegenüber), weiterhin *pünkösd* 'pentecoste' (doch ist *karácsony* 'dies nativitatis Christi' slawisch; *husvét* 'pasca' eine Lehnübersetzung aus dem Slawischen); hingegen aus der Latinität Italiens kommt *orgona* 'organa'. Doch aus welcher Latinität haben wir *templom* 'templum' (vgl. auch oben *klastrom*)?

Bei der Entlehnung der lateinischen Wörter auf *-us* ~ *-ius* ~ *-um* ~ *-ium* dachte die frühere Forschung in jedem Falle an slawische Vermittlung, wenn diese Endungen im Ungarischen fehlen. Der Slawist I. Kniezsa bezweifelte diese Annahme und erklärte die Abstoßung dieser Endungen aus dem Ungarischen. Man wird wohl besser tun, hier auch das Deutsche nicht zu vergessen und daran denken, daß die Vermittlung des lateinischen Wortguts durch zweisprachige Sprecher (z. B. deutsch-lateinisch, italienisch-lateinisch, usw.) an zweisprachige Sprecher (ungarisch-deutsch) geschah. Man wird daher *ádvent* 'adventus', *apostol* 'apostolus', *kanonok* 'canonicus' usw. durch lateinisch-deutsche, *angyal* 'angelus', *arkangyal* 'archangelus' durch lateinisch-italienisch-ungarische Vermittlung zu erklären haben.

1.1. Diese Zweisprachigkeit ist auch bei der höfischen Terminologie zu beobachten. Außer den unmittelbaren deutschen Lehnwörtern, wie *pohár* 'Becher; Kelch', *kályha* 'Kachelofen', *konyha* 'Küche' usw. finden wir Elemente der Latinität des Deutschen Reiches, *kamara* 'königliche Schatzkammer', wie *suba* 'suba; Schauben', *szekrény* 'scrinium; Schrein', *szoba* 'stuba; Stube', *zománc* 'smalts; Schmelze'.

1.2. Über den Ursprung der ungarländischen Latinität kann man trotz der spärlichen Vorarbeiten bereits gewisse, in sprachgeschichtlicher Hinsicht verwendbare Feststellungen machen. Bei der Christianisierung des Ungartums hatten gewiß slawische, italienische und deutsche Geistliche die größte Rolle. Diese vermittelten nicht dieselbe Latinität, wenn es auch natürlich Gemeinsam-

keiten gegeben hatte. Wegen der unmittelbaren Sprachverwandtschaft kam das Vulgärlatein am stärksten in der Latinität der italienischen Geistlichen zur Geltung, wie das aus dem in Ungarn geschriebenen Werk des in Venedig geborenen (†1046) Bischofs Gerhard («*Deliberatio supra hymnum trium puorum*») ersichtlich ist. Die Latinität der deutschen und der slawischen Geistlichen hält sich hingegen an die karolingische Reform, vermeidet die Italianismen.⁹ Die ungarländische historiographische Literatur hat auch inhaltlich viele Beziehungen zur Historiographie des Deutschen Reiches.¹⁰ Von einem slawischen Geistlichen ist uns kein in Ungarn entstandenes lateinisches Werk bekannt. Italienische, deutsche und slawische Geistliche vermittelten ihre Latinität sicherlich mit einer provinziellen Aussprache, deshalb muß unterschieden werden, was sie als lateinisches «Fremdwort», bzw. als lateinisches Lehnwort ihrer eigenen Volkssprache vermittelten.

Die hohe Bedeutung der Latinität des Deutschen Reiches für die Anfänge der ungarländischen Latinität geht auch aus den Ergebnissen der Urkundenlehre hervor. I. Szentpétery nennt in seiner «Ungarischen Urkundenlehre»¹¹ die Zeit zwischen 1001—1077 «Das Zeitalter der Nachahmung der deutschen Kaiserurkunden». In dieses Bild paßt auch nach Szentpétery die einzige, in einem authentischen Exemplar erhaltene Urkunde, nämlich die aus 1055 stammende Stiftungsurkunde der Abtei Tihany nicht hinein. Die auffallendsten Merkmale in der Beurkundung (Christus-Monogramm am Anfang; Erwähnung des Königs in dritter Person; Zeugenliste) weisen Beziehungen zu französischen Königsurkunden bzw. zu deutschen Privaturkunden auf. Die Zeugenliste ist auch in den zeitgenössischen Urkunden der lothringischen Bischöfe zu finden (freundliche Mitteilung von Gy. Györffy).

Die Beziehungen zu Lothringen sind besonders unter König Andreas I. von Ungarn (1047—1060) sehr rege. In Ober-Lothringen wohnten Deutsche (Mittelfranken) und Franzosen (Lothringer) zusammen, Verdun und Prüm hatten enge Beziehungen zu Ungarn; in Nieder-Lothringen wohnten Flamen und Wallonen zusammen, die Beziehungen sind auch quellenmäßig zu belegen. Was die Stiftungsurkunde von Tihany anbelangt, wurden in den ungarischen Belegen derselben italienische, französische und deutsche Lautbezeichnungen nachgewiesen; im Stil französische Elemente. Der Wortschatz ist eingehender noch nicht untersucht worden, ich mache hier nur auf das Attribut *sceptrifer* des ungarischen Königs aufmerksam, das in der ganzen ungarländischen Latinität nur hier vorkommt und außerhalb Ungarns nur im Byzantinischen (σκηπ-

⁹ J. HORVÁTH: Árpád-kori latinnyelvű irodalmunk stílusproblémái (Die stilistischen Probleme der ungarländischen lateinischen Literatur der Árpádenzeit). Budapest 1954.

¹⁰ L. CSÓKA: A latin nyelvű történeti irodalom kialakulása Magyarországon a XI—XIV. században (Entfaltung der lateinischen historiographischen Literatur in Ungarn im 11—14. Jahrhundert). Budapest 1967.

¹¹ Magyar oklevéltan. Budapest 1930.

τροφόρος, freundliche Mitteilung von I. Borzsák) und im Französischen (*sceptrifère*) belegt werden kann. Gerade zu Zeiten des Königs Andreas I. kennen wir einen Bischof von Bihar, namens Liedwin, der aus Nieder-Lothringen stammte, auf Lothringen weist auch das ung. *kaptár* 'Bienenkorb' mit seinen wallonischen, mittelfränkischen und letzten Endes lateinischen Entsprechungen hin.

2.0. Die ungarländische lateinische Schriftlichkeit entfaltet sich eigentlich in der Zeit nach König Andreas I. Die Quellenkritik des ungarländischen lateinischen Schrifttums beweist, daß man in den ungarländischen Skriptorien die Latinität des Deutschen Reiches sehr gut kannte. Wir kennen die Praxis der einzelnen Skriptorien noch nicht genügend, obwohl die literarischen Werke, Urkunden und Fälschungen diesbezüglich ein reiches Material bieten.

Einige Urkunden (1111, 1113, 1138, 1156, 1211) wurden für die ungarische Sprachgeschichte ausführlich verwertet, die Bearbeitung beschränkte sich jedoch nur auf die ungarischen Elemente der lateinisch verfaßten Urkunden, die Latinität selbst wurde kaum untersucht. In meiner bereits erwähnten Arbeit versuchte ich sämtliche Probleme einer bislang vernachlässigten Martinsberger (ung. Pannonhalma) Urkunde aus 1153 darzustellen und zwar aufgrund der inhaltlichen, graphematischen und phonematischen Untersuchung der Schrift, des lateinischen Textes und der ungarischen Elemente. So konnte festgestellt werden: 1. daß die Urkunde (ein Testament!) nach Aussage eines lateinisch gebildeten, zweisprachigen (deutsch-ungarisch), doch mehrere Sprachen beherrschenden, nicht aus einem ungarischen Geschlecht stammenden, in Transdanubien begüterten, doch in West-Transdanubien beheimateten Adligen verfaßt wurde; 2. daß der Martinsberger Schreiber mit der ungarländischen Kanzleipraxis bekannt war, nicht die west-transdanubische ungarische Mundart sprach, das Lateinische mit ungarischer Artikulationsbasis verwendete und eine graphematische Neuerung einführte. Zeicheninventar und Phoneminventar konnten zusammengestellt werden und eine systematische Bearbeitung sämtlicher Martinsberger Emissionen würde nicht nur weitere Einzelheiten über dieses wichtigste ungarländische Skriptorium, sondern überhaupt auch über die ungarländische Latinität liefern. Eine ähnliche Untersuchung habe ich in Ödenburg (ung. Sopron) durchgeführt, wo man Lateinkenntnisse seit 1162, lateinische Schriftlichkeit seit 1274 bezeugen kann: bis zur Gründung der Wiener Universität (1365) ist italienischer Einfluß zu beobachten; dann herrscht hier zweihundert Jahre die an der Wiener Universität unterrichtete Norm (bis 1510 das Doctrinale des Alexander de Villa-Dei, dann das Humanistenlatein), von 1563 an die von Melanchton geprägte Norm der Wittenberger Universität.¹² Wenn auch in der Stadt außer dem lateinischen

¹² K. MOLLAY: Töbnyelvűség a középkori Sopronban (Mehrsprachigkeit im mittelalterlichen Ödenburg). Soproni Szemle 1967. 155–171, 205–223, 317–333; 1968. 37–58, 130–150.

noch ein deutsches, ungarisches, hebräisches (jiddisches) Schrifttum entstand, mannigfaltige Variationen der Mehrsprachigkeit sich herausbildeten, blieb das Lateinische dennoch ein wichtiges Mittel der Kommunikation. Ich schließe mit den Worten, mit denen 1557 Johannes Csóron, der in Koberndorf (heute Burgenland) begüterte ungarische Stadthauptmann von Ödenburg auf einen deutschen Brief des Stadtrates antwortete: «...litteras Germanica lingua scriptas... ex quo scribam Germanicam non habemus, intelligere nullo modo potuimus... Litteras ipsas Germanicas in specie remisimus, rogamusque vestras prudentes ac circumspectas dominaciones, velint nobis et de ista re et alias semper latine scribere, nam alioqui nos voluntatem vestrarum dominacionum intelligere non possumus».¹³

Budapest.

¹³ J. HÁZI: XVI. századi magyarnyelvű levelek Sopron sz. kir. város levéltárából (Ungarische Briefe des 16. Jahrhunderts aus dem Archiv der kgl. Freistadt Ödenburg). Sopron 1928. X.

LEXIKALISCHES ZU DEN NEULICH ENTDECKTEN ÜBERSETZUNGEN AUS DEM GRIECHISCHEN VON JANUS PANNONIUS

Die bisher unbekannten Texte von Janus Pannonius, die in dem von J. Hamm entdeckten und zuerst von M. Horváth besprochenen¹ Kodex von Sevilla erhalten geblieben sind, wurden vor kurzem von J. Horváth in einer kritischen Ausgabe vorgelegt.² Unter diesen Texten sind zwei Übersetzungen aus dem Griechischen: eine Probe aus der Ilias (2, 299—330) und der unter den Werken des Demosthenes erhaltene Epitaphios.³

Untersucht man eine Übersetzung, so stellt sich zunächst selbstverständlich die Frage der Treue. Ohne uns in die Problematik des Übersetzens zu vertiefen, darf soviel bemerkt werden, daß die Treue von verschiedenen Gesichtspunkten untersucht werden könne. Eine Übertragung mag z. B. wortgetreu, stilistisch dennoch ganz untreu sein — und umgekehrt: um die stilistische Treue bewahren zu können, muß der Übersetzer manchmal mit den Wörtern etwas freier umgehen usw. Wir möchten diesmal bei der Betrachtung der beiden Übersetzungen hauptsächlich das Lexikalische berücksichtigen, können aber auch auf das Stilistische nicht ganz verzichten.

Bei der Übersetzung aus einer Sprache — nennen wir sie A — in eine andere (B) gibt es nämlich bezüglich der Wortwahl zwei Möglichkeiten. Entweder gibt es ein Wort (oder gar auch mehrere) in Sprache B, das nach der Ansicht des Übersetzers einem gewissen Wort der Sprache A in dem gegebenen Kontext entspricht, oder gibt es nicht. Im ersten Fall gebraucht er einfach das Wort. (Einfachheit halber lasse ich da die Frage außer acht, inwiefern diese seine Ansicht mit dem allgemeinen Sprachgefühl der die Sprache B sprechen-

¹ M. HORVÁTH: Híradás egy Janus Pannonius-kódexről. Fil. Közl. 17 (1971) 123—30, bzw. Vorbericht über einen Janus Pannonius-Kodex in Sevilla. Acta Lingu. Hung. (1972) 95—106.

² J. HORVÁTH: Janus Pannonius ismeretlen versei a Sevillai-kódexben. Irodalomtört. Közl. 78 (1974) 594—625. Die Ilias-Übersetzung zitiere ich nach der Zeilenzahl der Ilias und der Übersetzung, die Epitaphios-Übersetzung nach Seite- und Zeilenzahl der Ausgabe von HORVÁTH, gebe aber in Klammern auch die Paragraphenzahl des Originals an. Auf textkritische Fragen kann ich nicht eingehen.

³ Wie bekannt, wurde die Rede schon im Altertum mehrfach dem Demosthenes abgesprochen, und die Mehrzahl der modernen Forscher teilte diese Meinung. Nach einigen mißlungenen Versuchen des letzten Jahrhunderts verteidigte zuerst J. SYKUTRIS die Echtheit der Rede [Hermes 63 (1928) 241—58], ihm schloß sich P. MAAS (ebd. 258—60), neulich M. POHLENZ an [Symb. OsI. 25 (1947) 46—74.].

den Gemeinschaft im Einklang steht, ferner auch die Frage, inwieweit die Konnotation der beiden Wörter einander entspricht, entsprechen soll, bzw. ob diesbezüglich eine vollkommene Übereinstimmung überhaupt möglich sei.) Im zweiten Fall kann der Übersetzer zu verschiedenen Mitteln greifen. Er kann das betroffene Wort einfach weglassen oder den Sinn mit einem Wort der Sprache B teilweise, annähernd wiedergeben. Er kann die Elemente des Originals vor Augen haltend einen neuen Ausdruck, einen Calque schaffen. Er kann den Sinn mit mehreren Worten umschreiben oder auch ein schon vorhandenes Wort gebrauchen, doch in einem etwas erweiterten Sinn, d. h. in einer Bedeutung, oder Bedeutungsnuance, in welcher es vorher nicht gebraucht wurde, die aber durch den Kontext ohne weiteres verständlich wird. Handelt es sich schließlich nicht bloß um ein Wort, sondern um einen zusammengesetzten Ausdruck, so kann der Übersetzer so verfahren, daß er Wörter in ihrer gewöhnlichen Bedeutung gebraucht, fügt sie jedoch in einer Weise, die vorher in Sprache B nicht üblich war, sondern der Wortfügung von Sprache A entspricht: er schafft also einen syntagmatischen oder syntaktischen Calque, was insofern möglich ist, als durch die gewöhnliche Bedeutung der Wörter auch die ungewöhnliche Fügung verständlich gemacht wird. Kann die neuartige Konstruktion sich auf nähere oder fernere Parallelen stützen, so kann sie sich eventuell einbürgern, ist das nicht der Fall, so bleibt sie für immer fremdartig oder kann sogar nur an Hand des Originals verstanden werden.

Damit haben wir jedoch nicht alle Schwierigkeiten des Übersetzens bezüglich der Wortwahl erschöpft. Die Wörter und Ausdrücke mögen auch einen besonderen Stilwert haben, wodurch die Frage der Wortwahl nicht nur eine lexikalische, sondern auch eine stilistische Frage wird: der Übersetzer muß bei der Auswahl des entsprechenden Wortes auch den Stilwert beachten. Wenn z. B. eine Kunstgattung sowohl in Sprache A wie in Sprache B einen festen Stil hat, die beiden aber in ihrer Eigenart, in stilistischen Normen usw. voneinander abweichen, muß der Übersetzer entweder in Anbetracht des Stilwertes oder gar lexikalischen Wertes (Bedeutung) der Worte (Ausdrücke) der Sprache A untreu sein, damit er die Forderungen der Sprache B erfüllen kann, oder muß er den Stil und Sprache der betreffenden Kunstgattung der Sprache B revolutionär umgestalten. Steht eine solche revolutionäre Umgestaltung, Erneuerung prinzipiell im Einklang mit den ästhetischen Forderungen der Zeit (mit dem «Zeitgeist»), so kann er damit durchdringen und Erfolg haben. Hält aber die Ästhetik eines Zeitalters aus irgendeinem Grund an den herkömmlichen Formen fest, so ist er gezwungen, den anderen Weg zu gehen, und stilistisch (freilich manchmal auch lexikalisch) dem Text, den er übersetzt, untreu zu sein. Will der Übersetzer dennoch die Treue bewahren, so entsteht daraus eine gewisse Spannung zwischen diesen gegensätzlichen Bestrebungen: Bewahrung des Herkömmlichen und Neuerung aufgrund einer anderen Sprache, eines anderen Stils, was dann auch in dem Lexikalischen spürbar werden

kann. Das Lexikalische ist demnach mit dem Ästhetischen (das letztere auch mit dem Weltanschaulichen) aufs engste verbunden. All dem ausführlich nachzugehen würde unsere Rahmen sprengen, wir beschränken uns daher auf das Lexikalische, und begnügen uns mit gelegentlichen Hinweisen auf das Übrige.

Aus den Übertragungen des Janus lassen sich fast für alle oben angeführten Fälle Beispiele bringen. In den meisten Fällen findet er freilich ein entsprechendes Wort, bisweilen gar mehrere: um Wiederholungen zu vermeiden, übersetzt er manchmal dasselbe Wort unterschiedlich.⁴ Darin mochte auch das gründliche Vokabular behilflich sein, das ihm zur Verfügung stand,⁵ und das öfters auch mehrere Bedeutungen und Bedeutungsnuancen angibt. Darin aber, daß er das Entsprechendste gewählt hat, dürfte wohl auch seine Belesenheit ihm geholfen haben. Im Altertum war z. B. die Frage öfters behandelt, wie das griechische Wort *σωτήρ* wiederzugeben sei. Nach Cicero sei es *ita magnum, ut Latine uno verbo exprimi non possit*.⁶ Marcianus Capella schrieb offensichtlich auf diese Stelle anspielend: *Cicero soterem salvatorem noluit nominari*,⁷ und die Autoren des Altertums sagen tatsächlich *servator*, *conservator*, *sospitator* — nie aber *salvator*.⁸ Augustin verfocht andererseits die Ansicht, *salvator* sei eine berechtigte Form.⁹ Das Wörterbuch sagt einfach: *salvator*, *servator*. Nun, Janus — obwohl er, wie wir es noch sehen werden, ganz ohne Vorbehalt auch von spätlateinischen Wörtern gebrauch machte — übersetzt das Wort mit *servator*.¹⁰ Das Wörterbuch gibt ferner als Bedeutung von *αὐτόχθων* *aborigo* und *indigena* an. Janus wiedergibt *αὐτόχθονες* mit *aborigenes*.¹¹ Im Kommentar des Servius lesen wir an einer Stelle: *Indigenae sunt inde geniti, quos vocant aborigines Latini, Graeci αὐτόχθονας*.¹² Hat Janus auch den Servius gelesen?

Jedoch selbst wo er nicht auf irgendeine bestimmte Aussage der früheren Literatur sich stützen konnte — und das ist doch meistens der Fall —, stimmt seine Wortwahl, ja, sie ist manchmal ausgezeichnet. So übersetzt er *στόλος*, der einen Kriegszug sowohl zu Land wie zu Wasser bedeuten kann, mit *classis*,

⁴ Z. B. *σκοπέω* 613, 12 *cogito*, 613, 13 *considero* (beides in § 1); *χώρα* 614, 16 *terra*, 614, 17 *regio* (beides in § 5); *ἔργα* 614, 33 (8) und 614, 35 (9) *opera*, 614, 38—9 (9) *res geste* (in 615, 7 (13) wird aber mit *res geste πεπραγμένα* wiedergegeben); *ἀνήρως* 617, 18 (32) *incorruptibilis*, 617, 39 (36) *perpetuus*; *μυμήσκω* 616, 50 (29) *recordor*, 617, 6 (31) *memini*.

⁵ Von diesem Vokabular — im Folgenden als «Wörterbuch» zitiert — (Cs. CSAPODI: Die Bibliothek des Janus Pannonius. Acta Litt. Hung. 14 (1972) 390—391).

⁶ Verr. 2, 154.

⁷ Marc. Cap. 5, 166.

⁸ *Servator*: Cic. Plane. 89; Phil. 10, 8; Liv. 6, 17, 5; Prop. 4, 6, 37 (*s. mundi*) usw. — *Conservator*: Tac. Ann. 15, 71, 1 (ausgesprochen für *σωτήρ*). — *Sospitator*: Apul. Met. 9, 3; Apol. 64; Arnob. 1, 53; 2, 74 (gar von Jesus). — Auch *salvo* ist nachklassisch.

⁹ Serm. 299, sect. 6; Trin. 13, 10, 4.

¹⁰ 614, 32 (8); *σωτηρία* wird freilich — wie auch im Wörterbuch — mit *salus* übersetzt.

¹¹ 614, 9 (4).

¹² Ad Aen. 8, 328. Vgl. Lyd. Magistr. 1, 22 und die Glossographen.

die zwar in militärischem Sinn in der klassischen Prosa nur 'Flotte' bedeutet, in der archaischen Sprache (und bei archaisierenden Schriftstellern) aber auch 'Heer' bezeichnen kann.¹³ Ähnlich überträgt er in der Homerübersetzung, wo er auch die Stilnormen der lateinischen Hexametersprache beachten mußte, den Ausdruck οὓς μὴ κῆρες ἔβαν θανάτοιο φέρονσαι mit *quos nondum fata tulerunt*, was nicht nur sinngemäß, sondern auch Vergilisch ist: *fata tulerunt* ist in demselben Sinn in den Eklogen zu finden.¹⁴ Selbst in einem Fall, wo ihn der Verszwang zu gewisser Freiheit bzw. Einengung der Bedeutung drängt, ist er nicht unbeholfen. Das griechische Wort *φρένες* bedeutet lateinisch *praecordia*, das genau so, wie das griechische sowohl 'Zwerchfell' wie 'Sinn', 'Verstand' bedeuten kann. Da jedoch dieses Wort in lateinischen Hexametern nur in Nom.-Akk. gebraucht wird, und da in der Ilias ἰδμεν ἐνὶ φρεσίν steht, wo also in der Übersetzung der Gebrauch eines Ablativs schwerlich zu vermeiden gewesen wäre, schreibt Janus: *pectoribus retinemus*, und da das Wort *pectus* einmal bei Ovid wenigstens auch 'Magenmund' bedeuten kann, wird gewissermaßen auch die andere Bedeutung angedeutet.¹⁵

Janus versucht, womöglich bis zur Etymologie vordringend das entsprechende lateinische Wort zu finden. Es wäre möglich gewesen, das Wort *δηλόω* in 615,7 mit einem beliebigen Verbum dicendi wiederzugeben — so sagt das Wörterbuch auch: *significo, declaro, notum facio* —, er gebrauchte *declaro*, worin ebenso *clarus* steckt, wie *δῆλος* in *δηλόω*. Der griechische Redner spricht an einer Stelle davon, daß diejenigen, die den Heldentod erlitten, ihre Eigenart vor den Menschen bekannt (*γνώριμος*) gemacht haben, wobei er durch die Wortwahl auch das andeutet, daß diese Eigenart eine edle gewesen sei. Janus übersetzt das Wort mit *nobilis*, das, wie *γνώριμος* sowohl 'bekannt' wie 'edel' bedeutet.¹⁶ Der Grieche erklärt, er möchte τοὺς ἀκούοντας συμβουλευμένους λαβεῖν. Janus sagt das lateinisch: *auditores attentos comparavero*.¹⁷ «Mitwillend» in einem Wort zu sagen war unmöglich, durch den Gebrauch von *comparo* war Janus imstande, das da nicht belanglose Element *συν* — wenn auch in einer etwas anderen Nuance — zum Ausdruck zu bringen: der Redner wolle die verschiedenen und vielleicht auch unterschiedlich denkenden Zuhörer in der Aufmerksamkeit vereinigen und so für sich gewinnen.

¹³ 614, 42 (10); 614, 47 (11); Liv. 4, 34, 6; Fest. p. 189, 13; 249, 22; Gell. 10, 15, 4, vgl. 1, 11, 3; Verg. Aen. 7, 716 und Servius dazu. Das Wörterbuch gibt *agmen* und *classis*, und führt gerade die zweite der zitierten Stellen an.

¹⁴ Il. 2, 302 = 4; Verg. Ecl. 5, 34.

¹⁵ Il. 2, 301 = 3; Ov. Met. 6, 663.

¹⁶ 615, 27 (17). — *Nobilem antiqui pro noto ponebant* etc. Festus p. 174 Freilich nicht nur die *antiqui*, sondern auch Cicero (z. B. Deor. I, 145; Verr. 4, 73), Livius 39, 9. Ähnlich ist wohl auch die Wahl des Wortes *reddere* bewußt, da es hier zwar 'zu etwas machen' bedeutet, aber auch die Selbsthingabe assoziiert (*vitam reddere*; Lucr. 6, 1198; Ov. Met. 10, 203 usw., in einigen Handschriften bei Cicero Planc. 90 gar *pro re publica vitam reddiderunt*), was da nicht belanglos ist.

¹⁷ 615, 12 (13).

Die Übersetzung ist freilich — indem sie von mehreren Bedeutungsmöglichkeiten bzw. -nuancen eines Wortes eine auswählt — immer auch eine Interpretation. Der griechische Redner stellt fest, daß während die Besten der Griechen erst nach zehn Jahren imstande gewesen waren, eine einzige Stadt von Asien zu überwinden, besiegten die Athener in kurzer Frist eine Armee, die von ganz Asien versammelt wurde. Das griechische Wort *ἀριστοί* hat auch gesellschaftliche Bedeutung, steht jedoch hier in moralischem Sinne: 'die besten, tapfersten Helden'. Janus übersetzt aber das Wort mit *optimates*, das ausgesprochen gesellschaftlich-politischen Sinn hat.¹⁸ (Ob etwas daraus für Janus zu folgern sei, und falls ja, was denn, kann ich jetzt nicht erörtern.)

Etwas verschieden ist die Lage in der Homer-Übersetzung. Nicht als ob Janus den Homer-Text weniger sinngemäß übersetzt hätte. Die lateinische Hexameter-Dichtung hatte jedoch ihren festen Stil, der für jeden, der schöne lateinische Hexameter schreiben wollte, verbindlich war, dessen Charakter aber von dem des Homers in mancher Hinsicht abwich. Er war mehr rhetorisch, hatte seine stereotypen Ausdrücke für gewisse Handlungen und Situationen, indem er im allgemeinen die *imitatio* d. h. den Gebrauch von Ausdrücken, die von den Vorgängern in ähnlichen und noch mehr in verschiedenen Zusammenhängen gebraucht wurden, bevorzugte, und gebrauchte eine auch unabhängig von der *imitatio* allmählich zu Formeln erstarrende Kunstsprache. So sagt Janus statt des einfachen homerischen Ausdrucks *τέκνα πignora*,¹⁹ was auch vom Lateinischen her betrachtet nicht nur rhetorisch, sondern sogar schnörkelig ist, da während *pignus* im Lateinischen nur von Menschenkindern (-enkeln, Verwandten) gebraucht wird, und immer in einem Zusammenhang, wo die Tatsache, daß die Kinder als Pfand einer gegenseitigen Liebe, Ehe usw. seien, spürbar ist, ist hier nur von den Kindern einer einsamen Spatzennutter die Rede.

Als die Griechen in Aulis ihr Opfer darbrachten, kam eine Schlange unter dem Altar hervor, und stürzte nach dem Ahorn los — erzählt Homer.²⁰ Das kann in lateinischer Prosa ohne weiteres übertragen werden, wie z. B. in der Übersetzung von Valla: «...draco... ab ipsius arae imo prosilit... et in cacumen usque platani consurrexit». Janus übersetzte aber nicht in Prosa, sondern in Hexametern, und die lateinische Hexametersprache hatte für diese Situation ihren ständigen Ausdruck: die Schlangen greifen *agmine longo* oder *agmine certo* an.²¹ Janus vermochte demnach hier nicht wortgetreu sein, denn in einem schönen, den Vergil nachahmenden, lateinischen Hexameter durfte der Angriff einer Schlange nicht anders beschrieben werden.

¹⁸ Vgl. die Ausführungen von Cicero, Pro Sest. 96.

¹⁹ Il. 2, 315 = 17. Das Wörterbuch freilich nur: *liberi*.

²⁰ Il. 2, 310.

²¹ Verg. Aen. 2, 212; 5, 90.

Homer spricht ferner davon, daß sich die Schiffe der Griechen in Aulis versammelt haben. Janus hätte da getrost *convenire* gebrauchen können,²² da aber bei Ovid *Aulidaque Euboicam complerunt mille carinae* zu lesen ist (in der Erzählung derselben Geschichte)²³ und *litora complere* ein auch bei Vergil bekannter Ausdruck ist,²⁴ schreibt auch er *Graie complebant Aulida classes*.²⁵

Schließlich im Ausdruck *τόν δ' αὐτός Ὀλύμπιος ἤκε φώωσδε* wird *φώωσδε* wohl kaum deshalb mit (*ethereas*) *sub auras* wiedergegeben, weil der Übersetzer über die Bedeutung von *φώωσδε* nicht im reinen gewesen wäre (auch das Wörterbuch gibt *φῶς lumen, lux*), oder weil er kein entsprechendes lateinisches Wort gefunden hätte — *lux* kann ja auch im Lateinischen 'Lebenslicht' bedeuten —, sondern weil Präposition + *auras* am Versende ziemlich oft und auch *sub auras* öfters vorkommt.²⁶ Das ist keine *imitatio* mehr, es ist einfach eine Folge der Stereotypisierung des Versendes.

In all diesen Fällen gelang dem Übersetzer ein, dem Original irgendwie entsprechendes Wort zu finden, und wenn er freier verfuhr, so tat er es nicht wegen Mangel an entsprechenden Ausdrücken. Schwieriger wird die Lage, wenn kein entsprechendes Wort bzw. Ausdruck vorhanden ist, mit dem der Übersetzer ein griechisches Wort oder einen griechischen Ausdruck wiedergeben könnte. Wie erwähnt, ist da das einfachste Verfahren, wenn er diese Wörter beim Übersetzen einfach unter Tisch fallen läßt. So verfahren die Homer-Übersetzer der Zeit mit zahlreichen homerischen Beiwörtern, und auch die neulich entdeckte Probe aus der Ilias ist keine Ausnahme. So blieben Beiwörter wie *ἀρίζηλον, ἀγκυλομήτης, κάρη κομόωντες, μητίετα* unübersetzt.

Die zweite Möglichkeit war, eine approximative Übersetzung zu geben. So wird aus *πόλις εὐραγωγία* einfach *urbs lata*,²⁷ aus *φιλότιμος* *honorificus*,²⁸ aus *καλὸς κἀγαθός* *omnia virtutum genera*,²⁹ aus *πλεονεξία* *iniuriosae ambitiones*,³⁰ aus *προὔπτος θάνατος* *manifesta mors*,³¹ aus *ἀρχηγός* *princeps*,³² aus *οἰκουμένη* *orbis terrarum*.³³

²² Statt *Graie complebant Aulida classes* wäre wirklich leicht gewesen *Graie convenere Aulida classes* zu schreiben.

²³ Ov. Met. 13. 182.

²⁴ Verg. Aen. 3. 71; 3. 676.

²⁵ Il. 2. 304 = 6.

²⁶ *Sub auras*: Aen. 2. 158; 3. 422; *ad auras*: Verg. G. 2. 291 (*aetherias*), 363; 4. 468; Aen. 6. 128 usw.; *in auras*: Verg. G. 3. 109; Ov. Met. 9. 703 usw. Es könnte heißen: *Iuppiter in lucem quem miserat ipse diei*.

²⁷ Il. 2. 329 = 31.

²⁸ 614, 3 (3).

²⁹ 614, 26 (7).

³⁰ 614, 50 (11). Wörterbuch: *avaritia*.

³¹ 616, 37 (27). Wörterbuch: *προὔπτος ὁ φάνερος καὶ κατάδηλος promptus, manifestus, evidens*.

³² 617, 1 und 3 (30) und 7 (31). Ähnlich auch das Wörterbuch: *princeps rei cuiuspiam, origo, auctor, rector*.

³³ 617, 26 (33). Ebenso das Wörterbuch.

Prinzipiell gab es eine dritte Möglichkeit: die Schaffung einer Lehnübersetzung, aber bei der bekannten Enthaltung der lateinischen Sprache von Zusammensetzungen griechischer Art kann diese Möglichkeit fast vollkommen ausgeschaltet werden. In seiner Übersetzung einer anderen Ilias-stelle (die Begegnung des Glaukos und Diomedes) versucht Janus allerdings wenigstens einige homerische attributive Ausdrücke auf diese Weise zu latinisieren: *ῥεῖα ζώοντες* *facilem ducentia vitam*, *βοὴν ἀγαθὸς* *ingenti voce*,³⁴ das mußte jedoch Ausnahme bleiben.

Umso mehr Gebrauch macht Janus von der Umschreibung, d. h. er gibt ein Wort mit mehreren wieder, indem er seine Elemente, die im Griechischen zu einem Wort verschmolzen sind, gesondert übersetzt. So wird aus *μνησικακεῖν* *praeteritarum iniuriarum (tenaciter) memor esse*,³⁵ aus *δημοκρατία* *regimina popularia*,³⁶ aus *παρρησία* *loquendi libertas*,³⁷ aus *ισηγορία* *aequabilis dicendi libertas*,³⁸ aus *φιλοψυχεῖν* *cupiditate vitae duci*,³⁹ aus *γηροτροφεῖσθαι*, *senectutis alimentis perfrui*,⁴⁰ aus *γηροτρόφοι* *senectutis nutritii*,⁴¹ aus *κληρονομεῖν* *hereditatem possidere*,⁴² einmal auch aus *λόγος* *dicendi facultas*.⁴³

An mehreren Stellen erweitert er den gewöhnlichen Bedeutungskreis eines lateinischen Wortes bzw. Ausdrucks. *In tempus* bedeutet bei Tacitus 'provisorisch',⁴⁴ bei Janus wird damit *ἐν χρόνῳ* Wort für Wort übersetzt, und bedeutet demnach 'eine Zeit lang'.⁴⁵ *Damna ferre* gebraucht Ovid öfters im Sinn von 'Schaden erleiden',⁴⁶ bei Janus bedeutet es 'Schaden bringen' (*πάχα φέρειν*),⁴⁷ d. h. gerade das Gegenteil, doch jedem, der die Worte liest: *Phrygibus damna ferentes ac Priamo*, werden unbedingt die *Danai dona ferentes* einfallen, wodurch nicht nur der Sinn klar wird, sondern die Bedeutung des Ausdrucks durch die Assoziation eine besondere Tiefe gewinnt. Etwas ähnlich ist *virtutem relinquere*, was zwar bei Horaz vorkommt,⁴⁸ doch im Sinn 'die Tugend weg lassen', während die Worte bei Janus 'die Tugend (als Erbschaft) zurücklas-

³⁴ DGC 21 = Il. 6, 138; DGC 4 = 122.

³⁵ 615, 35 (18). Wörterbuch: *reminiscor priorum iniuriarum, succenseo, ut post inimicitias mala reminiscar*. Vgl. auch *μνησικακος succensus, odii tenax, memor iniuriarum*.

³⁶ 616, 25 (26). Wörterbuch: *populi regimen*.

³⁷ 616, 26 (26). *Libertas proprie loquendi* — sagt das Wörterbuch.

³⁸ 616, 41 (28).

³⁹ 616, 43 (28).

⁴⁰ 617, 20 (32).

⁴¹ 617, 38 (36).

⁴² 617, 41 (37).

⁴³ 613, 17 (1).

⁴⁴ Ann. 14, 21.

⁴⁵ Il. 2, 299 = 1.

⁴⁶ Am. 1, 13, 20; 3, 7, 72; AA 1, 186; 3, 280; Fast. 1, 60; Trist. 3, 8, 34.

⁴⁷ Il. 2, 304 = 5. Allerdings: *plus damni in rem publicam ferret* Tac. Ann. 3, 52; *tempora dant lucrum, tempora damna ferunt* Dracont. Satisf. 260; *damna vel augmentum dant clementa ferunt* ebd. 246; ferner *damnum apportare* Ter. Heaut. 747.

⁴⁸ Sat. 2, 3, 13.

sen' bedeuten.⁴⁹ *In aeternum* ist freilich gebräuchlich,⁵⁰ aber immer auf die Zukunft bezogen. Bei Janus bedeutet es 'fortwährend' (in der Vergangenheit) indem es δι' αἰῶνος wiedergibt.⁵¹ *Ingenero*, was doch 'einpflanzen' bedeutet⁵² (griechisch würde es ἐμφύω heißen), wird bei Janus für ἐγγίγνεσθαι 'darin sein' gebraucht:⁵³ da die Elemente gleich zu sein schienen, gebrauchte er das Wort im gleichen Sinn. *Speciosus* bezeichnet äußerliche Schönheit, jemanden oder etwas von schöner Gestalt, und obwohl bei Tacitus der Sinn schon etwas erweitert wird,⁵⁴ klingt doch etwas merkwürdig, wenn Janus schreibt: *honestissimum est res adversas speciosius ceteris ferre videri*,⁵⁵ freilich um εὐσχημονέστερον zu übersetzen, was auch 'elegant', 'der Würde gemäß' bedeuten kann, welche Bedeutung Janus nun auch dem Wort *speciosus* verleihen möchte.

Schließlich öfters gebraucht der Übersetzer irgendeine im Lateinischen fremdartige Konstruktion, einen syntagmatischen oder syntaktischen Calque. *Evadere in locum* 'irgendwohin hinaufkommen' kommt mehrfach vor,⁵⁶ im Sinn 'zu etwas werden' ist *evadere* ebenfalls bekannt,⁵⁷ doch *in viros evadere* in der Bedeutung 'von der Jugendzeit zum Mannesalter kommen' ist wohl eine Nachbildung des griechischen εἰς ἄνδρας ἀρίκοντο.⁵⁸ Als weitere Fremdarten solcher Art dürfen betrachtet werden: *plurimo a tempore ~ ἐκ πλείστον χρόνον*,⁵⁹ *in eam que nunc vivit etatem ~ τὴν νῦν ζῶσαν ἡλικίαν*,⁶⁰ *ad benivolentiam provocare ~ πρὸς εὐνοίαν παρακαλέσαι*.⁶¹ Eine Konstruktion *praestare aliquid ad aliquid* ist in der Sprache des Altertums beispieldlos,⁶² und verdankt ihre Existenz wohl dem griechischen Original: ὁ δ' εἰς τοῦθ' ἕκαστον ἔδει παρασχέσθαι.⁶³ Dasselbe gilt für *experientiam sumere ~ πείραν λαμβάνειν*,⁶⁴ *fortunam nancisci ~ τυχήν λαβεῖν*,⁶⁵ *sollicitudinem intendere ~ ἀγωνίαν ἐκτεῖ-*

⁴⁹ 613, 17 (1).

⁵⁰ Z. B. Liv. 28, 28, 11; 34, 6, 4; Quint. 5, 11, 41 usw.

⁵¹ 614, 18 (6).

⁵² Z. B. Cic. Pro Sest. 21; De div. 2, 96; Catull. 61, 215 usw.

⁵³ 614, 21 (6).

⁵⁴ *Ut quisque opibus, domo, paratu speciosus*: Ann. 3, 55.

⁵⁵ 617, 34—5 (35), auch das Wörterbuch: *honestus, modestus*.

⁵⁶ Z. B. Cic. Nat. deor. 2, 95; Liv. 33, 8, 9.

⁵⁷ *Iuvenis regiae indolis evasit*: Liv. 1, 39, 4.

⁵⁸ 615, 26—7 (17).

⁵⁹ 614, 6 (4).

⁶⁰ 614, 52 (11). *Aetas vivitur* bei Ovid, Met. 12, 188; *aetatem vivere*: Cic. Cato 31; *aetas* kann Verschiedenes tun: *defert palmam* Varro RR 2, 1, 11; *versatur* Cic. Off. 2, 45; *credidit* Quintil. 12, 1, 36 usw., für *aetas vivit* habe ich aber kein Beispiel gefunden.

⁶¹ 615, 8 (13). Es gibt *conciliare aliquem ad benevolentiam* (Cic. De or. 2, 43; 182; 200; 236), *conciliare benevolentiam ad aliquid* (Cic. Cluent. 7), *petere benevolentiam* (Quintil. 4, 1, 25).

⁶² *Praestare se ad aliquid* kommt bei Ovid (Trist. 4, 5, 23—4) und Seneca (De ira 2, 28) vor.

⁶³ 615, 42 (19).

⁶⁴ 615, 47 (20), wo freilich auch *tentamina sumere* (Ov. Met. 3, 341) und *conamina sumere* (Lucr. 6, 1041; Ov. Met. 8, 366) nachklingen mag.

⁶⁵ 615, 49 (20).

*vat*⁶⁶ — obgleich diese sich teilweise auf wenigstens verwandte Konstruktionen berufen mögen. Ein ganz extremer Fall ist wieder — wenn der Text heil ist — *in quibus* für *ἐφ' οἷς*.⁶⁷

Da stellt sich freilich die Frage, die bezüglich des Cerbanus schon von I. Boronkai gestellt wurde,⁶⁸ nämlich inwiefern diese Ausdrücke von Janus herühren, ob sie nicht vielleicht schon früher in der Übersetzungsliteratur gebräuchlich waren. Diese Frage ließe sich befriedigend erst dann beantworten, wenn wir den Wortschatz der Übersetzungen aus dem Griechischen durchzumustern imstande wären. Ohne ein Spezialwörterbuch ist das jedoch schwerlich ausführbar. Es schiene demnach angebracht, aufgrund der mittelalterlichen Übersetzungen ein griechisch-mittelateinisches Glossar anzufertigen, das auf eine interessante Schicht der mittelalterlichen Latinität Licht werfen würde, und aufgrund dessen klarzustellen wäre, ob die Sprache der Übersetzungen irgendwelche Wirkung auf die Entwicklung des Mittellateinischen ausgeübt habe. Das dürfte für die Klärung der Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Latinität wohl eine gewisse Bedeutung haben.

Laßt uns aber zum Janus zurückkehren. Es bleibt eine gute Anzahl von sprachlichen Eigentümlichkeiten, zu denen der griechische Text keinen Ansatz bietet, und wo die Abweichung vom Gebrauch des Altertums mit anderen Gründen erklärt werden muß. Der griechische Redner erwähnt, daß die Toten auch von manchen *ἔξω τοῦ γένους* zum Grab begleitet seien. Bei Janus: *qui cum iis genere nihil attinent*.⁶⁹ Eine Konstruktion *attinere aliquid (nihil) cum aliquo* ist nicht nur beipielllos, sondern ganz unmöglich vom Gesichtspunkte des klassischen Sprachgebrauchs. Ich habe kein Beispiel auch für Konstruktionen wie *de rerum summa . . . facere periculum*,⁷⁰ *incusare aliquem de aliqua re*,⁷¹ *vindictam sumere de aliquo*⁷² gefunden, das mag jedoch wohl mit der bekannten Verbreitung von *de* erklärt werden, was ja schon im Altertum zu beobachten ist. Der Gebrauch von *eorum* statt *suus* — was bei Janus einmal vorkommt⁷³ — ist ebenfalls — wenigstens unter Umständen — aus dem Altertum zu belegen,⁷⁴ wie auch *minus* im Sinn von *non* schon in der antiken Umgangssprache bekannt war.⁷⁵ Daß Janus mitunter auch Ausdrücke schafft, die zwar nicht

⁶⁶ 617, 3 (30), allerdings *curam intendere* Liv. 5, 8; 25, 9, 7; 37, 36, 9; *bellum intendere* Liv. 21, 6, 6; *considerationem intendere* Cic. De inv. 2, 103; *laborem intendere* Quintil. 2, 11, 6; bzw. *sollicitudinem struere* Plin. 2, 12, 9.

⁶⁷ 616, 36 (28). J. HORVÁTH ergänzt in *<eos> quibus*; *<eos>* scheint mir fraglich, selbst wenn etwas zu ergänzen wäre, hielte ich *<iis>* für angebracht.

⁶⁸ Siehe oben 305 ff.

⁶⁹ 615, 7 (13).

⁷⁰ 616, 1 (20); *periculum facere in, ex aliqua re* oder Gen. kommt vor.

⁷¹ 616, 6 (21).

⁷² 617, 12 (31).

⁷³ 617, 17 (31): *eorum animo* statt *suis animis*.

⁷⁴ STOLZ—SCHMALZ—LEUMANN—HOFMANN: Lateinische Grammatik. München 1928. 470.

⁷⁵ Ebd. 643.

belegt sind, aber enge Parallelen haben, wird demnach wohl niemand wundernehmen.⁷⁶ Mißverständene Worte habe ich nicht gefunden.⁷⁷

Aufgrund vom bisher Gesagten hat man schon den Eindruck, daß Janus ganz unbefangen den Wortschatz und die Grammatik der gesamten Latinität gebraucht habe. An Hand einer Durchmusterung seines Wortschatzes von diesem Gesichtspunkt kann diese Meinung erhärtet werden.

Von Wörtern, die ausschließlich in der archaisch-vorklassischen Sprache belegt sind, konnte ich keines ausfindig machen, und nur ein einziges, das wenigstens in dem von Janus gebrauchten Sinn nur vorklassisch ist: *percipere* in der Bedeutung von 'in Besitz nehmen', 'sich einer Sache bemächtigen'.⁷⁸

Es gibt einige Wörter, die nur früh und spät belegt sind, so *congruus*,⁷⁹ *condecet*,⁸⁰ und hier erwähne ich *habitus*, obwohl es einmal auch vom Auct. ad Herenn. gebraucht ist.⁸¹

Eine gute Anzahl von Wörtern ist vor- und nachklassisch belegt, nicht aber in der klassischen Latinität im orthodoxen Sinn des Wortes, d. h. nicht bei Cicero und Caesar. Solche sind: *supersedeo* + Inf.,⁸² *defensare*,⁸³ *vicitatire*,⁸⁴ *cognominare*,⁸⁵ *valeo* + Inf.,⁸⁶ *malignitas*,⁸⁷ *in praesentiarum*,⁸⁸ was jedoch wiederum vom Auctor ad Herenn. nicht verschmäht wird.

⁷⁶ *Heroicorum series* 614, 40–1 (9), vgl. *series rerum sententiarumque* Cic. Leg. 1, 19, 52; *series historiae* Val. Max. 1 pr. Der griechische Ausdruck ἡρωϊκὴ τάξις ist nicht minder ungewöhnlich. — *Apparatus edere* 615, 10–11 (13), wie *ludos edere* sehr oft, z. B. Tac. Ann. 1, 15, 2; Suet. Caes. 10; *ludicrum edere* Tac. Ann. 12, 41, 2; *spectaculum edere* Tac. Ann. 14, 17, 1; Hist. 2, 71, 1. — *Discrimen certaminis* 615, 37–8 (18) wie *discrimen belli* Liv. 44, 23, 1; Val. Fl. 6, 545; *discrimen pugnae* Curt. 6, 1, 1; *discrimen proeliorum* Amm. 17, 13, 11. — *Expetibilitas* 617, 23 (33), *expetibilis*: Sen. Ep. 117, 5; Boeth. Cons. 2, 6, 4.

⁷⁷ 614, 16 (5) ist *iudicium* offenbar ein Druckfehler für *indiciu*, wodurch das griechische σμμεῖον richtig übersetzt wird.

⁷⁸ 615, 33 (18); vgl. Plaut. Men. 921; Ter. Eun. 972; Lucr. 3, 29, 80.

⁷⁹ 613, 12 (1); vgl. Plaut. Mil. 1116 (dies aber die einzige Stelle, und der Text ist etwas unsicher); Apul. Met. 6, 23; Rutilius 1, 304; Claudian. In Rufin. 1, 315; Vulgata, Gen. 40, 5; Exod. 15, 23 usw., sehr oft in der späten Latinität (klassisch: *congruens*).

⁸⁰ Bei Janus das Part. *condecens*, 614, 44 (10), wie nach einigen Handschriften Ammian 16, 10, 17; doch *condecet* bei Plautus öfters, z. B. Amph. 722; Cas. 652; Pseud. 935 usw.; Vulg. Sir. 32, 30; *condecetior* Auson. Grat. act. 14, 64 (20 Peiper).

⁸¹ 616, 35 (27) für *ἐπιδοσεις*; vgl. Ter. Eun. 242; Auct. ad Her. 4, 10, 15; Apul. Met. 2, 8; Apol. 14; SHA 1, 26; 8, 12, 1 usw., spät nicht selten.

⁸² 614, 20 (6); vgl. Sisenna fr. 108 PETER; Liv. 4, 7, 21, 40, 1; 34, 59, 2; Val. Max. 2, 6, 6; 2, 8, 6; Plin. Ep. 5, 7, 5; Tac. Ann. 15, 63; Curt. 5, 6, 14 usw. sehr oft.

⁸³ 614, 27 (7); vgl. Plaut. Bacch. 443; Rud. 692; Sall. Jug. 26, 1; 60, 3; 97, 5; Tac. Ann. 2, 5, 3; auch bei Dichtern: Ov. Met. 11, 374; 12, 376; Stat. Silv. 5, 2, 105. Klassisch: *defensitare*, z. B. Cicero, Brutus 100.

⁸⁴ 614, 14 (5); vgl. Plaut. Rud. 764; Truc. 315; 347; Terent. Eun. 1074; Varro LL 5, 10; Gell. 4, 11, 6; Amm. 14, 1, 4.

⁸⁵ 614, 32 (8); vgl. Claud. Quadr. fr. 10 PETER; Varro in Gell. 16, 16, 4; Val. Max. 2, 2, 21; Plin. NH 21, 67 und öfter; Gell. 2, 22, 8; Iustin. 15, 2, 11; Macrobi. Sat. 1, 6, 26 usw.

⁸⁶ 615, 1 (12); vgl. Lucr. 1, 108; 6, 1056 und in der Dichtung allgemein, in der Prosa zuerst Liv. 38, 23, 4 (an der einzigen Stelle!), dann Curt. 3, 4, 5; Suet. Caes. 79 usw.

⁸⁷ 615, 33 (18); vgl. Liv. 5, 22; 38, 50, 3; Val. Max. 4, 7 extr. 2; Sen. Vit. beat. 18, 2; Tac. Agr. 41, 4.

⁸⁸ 617, 7 (31); vgl. Cato RR 144, 4; Nep. Hann. 6; Auct. ad Her. 2, 11, 16; Tac. Ann. 4, 59; Apul. Flor. 2, 16; Apol. 65; Min. Fel. Oct. 5, 1; Ulpian. Dig. 11, 1, 11, 8.

Nicht kleiner ist die Zahl der Wörter, die von der silbernen Latinität an bekannt, vorher aber nicht nachweisbar sind. Solche Wörter sind: *impossibilis*,⁸⁹ *dissertatio*,⁹⁰ der Komparativ *convenientius*⁹¹ und der Superlativ *convenientissimus*⁹² (der Positiv ist durchaus klassisch), *praevalere*,⁹³ *contentiosus*,⁹⁴ *nomine censeari*,⁹⁵ *agon*.⁹⁶ Hier erwähne ich schließlich *funerare*, das zwar einmal bei Horaz vorkommt, sonst jedoch ausschließlich nachklassisch belegt ist.⁹⁷

Einige Wörter sind nur in der späten Latinität nachweisbar, so: *perfruitio*,⁹⁸ *sequestro*,⁹⁹ *inopinabilis*,¹⁰⁰ die Konstruktion *contrarius quam*.¹⁰¹

Manche Ausdrücke sind vorwiegend poetisch, wenn sie später freilich auch von Prosaikern benutzt wurden. So *relegere locum aliquem*,¹⁰² *consonus*,¹⁰³ *tenaciter*.¹⁰⁴ Ein vorwiegend Livianisches Wort ist *inexsuperabilis*.¹⁰⁵

Wie ersichtlich, gibt es für Janus in der Wortwahl keine Norm, von irgendeinem strengen Klassizismus, geschweige denn Ciceronianismus ist keine Spur zu finden, sein Wortschatz ist etwas mehr nachklassisch gefärbt. Das ist vollkommen verständlich. Cicero war zwar seit Petrarca ein Vorbild für die Epistolographie, manche folgten ihm, eine verbindliche Norm wurde Cicero jedoch erst bei den Ciceronianern von der zweiten Hälfte des 15. Jh. an, selbst dann, wie bekannt, nicht ohne Widerspruch: es waren nicht wenige, die neue Wörter,

⁸⁹ 613, 14 (1); vgl. Quintil. 5, 10, 18; 5, 13, 34 (doch. vgl. auch was er 3, 8, 25 von *possibile* sagt); Iustin. 2, 4, 18; Vulg. Sap. 11, 18 usw.

⁹⁰ 613, 18 (1); nur bei Gell. 1, 2, 6; 14, 3, 5; 17, 13, 11 und in einigen Handschriften von Plin. NH 10, 109.

⁹¹ 615, 11 (13); vgl. Plin. NH 34, 35; Val. Max. 3, 3, 1; Suet. Aug. 10.

⁹² 617, 5 (30); vgl. Vell. 1, 6, 3; Plin. Ep. 3, 18, 1; 10, 3a, 2; Paneg. 87.

⁹³ 615, 14–5 (14); vgl. Vell. 2, 108, 2; Quintil. 4, 7, 19; 6, 2, 9; Tac. Hist. 2, 65; Ann. 1, 58; Augustin. Serm. 122, 3 usw.; *praevalens* auch bei Livius, Praef. 4, und von Phaedrus (1, 13, 14) an bei Dichtern.

⁹⁴ 616, 9 (22); vgl. Plin. Ep. 2, 19, 5; Apul. Met. 2, 3; August. Civ. D. 21, 10, 1; Tertull. De pud. 2; Vulg. Cor. 1, 11, 16.

⁹⁵ 617, 26 (33); vgl. Val. Max. 8, 7 ext. 2; Apul. Met. 5, 26; 8, 25.

⁹⁶ 617, 40 (36); vgl. Plin. Ep. 4, 22, 1; Suet. Nero 22; 23; 45; Censorin. Die nat. 18.

⁹⁷ 613, 11 (1); vgl. Hor. Carm. 3, 8, 7 (part. pf.); Il. Lat. 1005; Sen. Cons. ad Helv. 2, 5; 12, 5; Val. Max. 1, 6, 6; 4, 4, 2; 4, 6, 3; Plin. NH 11, 63; Suet. Tib. 51; Cal. 15 usw.

⁹⁸ 613, 22 (2); vgl. Augustin. Trin. 6, 10; Epist. 102, 27.

⁹⁹ 614, 14–5 (5); vgl. Tertull. Resurr. carn. 27; Prudent. Cath. 10, 133; SHA 6, 5; Macrobi. Somn. 1, 5, 6; 1, 8, 8; 2, 14, 10; Sat. 7, 11, 2; Boeth. Cons. 3, 2 usw.

¹⁰⁰ 616, 2 (21); vgl. Gell. 11, 18, 14; 17, 9, 18; Aurel. Vict. 39, 15; Amm. 29, 1, 17.

¹⁰¹ 615, 13 (13); vgl. Lact. 3, 29, 13; Augustin. Civ. D. 8, 24, Claudian. In Eutr. 2, 268–9.

¹⁰² Z. B. *litora* Verg. Aen. 3, 690; *aquas* Ov. Trist. 1, 10, 24; *campos* Val. Fl. 8, 121; *iter* Stat. Ach. 1, 33; in Prosa: *Asiam* Tac. Ann. 2, 54 und Spätere. Das bei Janus stehende *relegens vestigia* [615, 24 (16)] genau so bei Claudian. Bell. Goth. 529.

¹⁰³ 614, 15 (5); vgl. Ov. Am. 1, 8, 60; Met. 13, 610; Sil. 17, 448; Claudian. Rapt. Pros. 2, 42; Cons. Stil. 2, 69; einmal bereits bei Cicero (allerdings in den Briefen): Att. 4, 16, 3; dann erst bei späteren Prosaikern: Apul. Met. 2, 1; Vulg. Paral. 2, 20, 21; Boeth. Inst. mus. 3, 1.

¹⁰⁴ 615, 36 (18); vgl. Ov. Her. 3, 43; 9, 21; der Komparativ schon bei Val. Max. 7, 5, 2; dann Solin. 52, 44; Amm. 25, 4, 4; der Positiv bei Macrobi. Somn. 1, 6, 23.

¹⁰⁵ 613, 16 (1); vgl. Liv. 21, 23, 4; 21, 30, 7; 21, 36, 5; 42, 54, 1; 44, 35, 8; in metaphorischem Sinn: 8, 7, 8; Sen. Ep. 111, 2.

Ausdrücke zu schaffen, oder gar einen individuellen lateinischen Stil zu entwickeln sich für durchaus berechtigt hielten. Wie sich Janus prinzipiell zu diesem Streit — der ohnehin erst später sich wirklich entspann — verhielt, wissen wir nicht. Praktisch war er allerdings bei weitem kein Ciceronianer. Das Latein war für ihn eine lebendige Sprache, mit der ein jeder, der sie gebraucht — zwischen gewissen Grenzen — frei umgehen, sie gar nach Bedarf bereichern mochte. In dieser Hinsicht mag das Übersetzen eine besondere Rolle spielen: die Fremdartigkeiten, die den Eigentümlichkeiten einer fremden Sprache folgen, dürften Mittel zur Bereicherung der eigenen Sprache sein. Die ungarischen Spracherneuerer am Anfang des 19. Jh. waren allerdings dieser Meinung, und allem Anschein nach war auch Janus ähnlicher Auffassung.

Der Aufmerksamkeit des Lesers ist sicherlich nicht entgangen, daß wir Gräzismen oder sich dem Griechischen anschmiegende Ausdrücke fast ausschließlich aus der Prosa-Übersetzung angeführt hatten. Der Stilzwang war da viel kleiner und weniger einheitlich. In der Prosa gab es schon im Altertum verschiedene Richtungen, die einander gegenüberstanden: Ciceros Stil und Sprache wurde von Seneca verworfen, dieser wiederum von Quintilian, beide von den späteren Archaisten usw. Solange die Verschiedenheiten der Stile nicht bewußt gemacht, und solange einer von den verschiedenen Stilen bzw. Sprachen nicht zur Norm erhoben wurde, konnte jedermann vom Ganzen des Sprachmaterials frei seine Mittel erwählen. Das war der Fall in der Prosa im wesentlichen bis zum 15. Jh.

Verschieden war die Lage in der Dichtkunst. Niemand, dem die lateinische Hexameterpoesie bekannt ist, würde wohl behaupten, daß Stil und Sprache oder auch nur Wortschatz bei Vergil und Ovid gleich seien, sie sind jedoch schon im Altertum zur Norm geworden, und blieben Normen auch für die späteren Zeiten. Wer schöne Hexameter schreiben wollte, mußte es in der Weise von Vergil und Ovid tun, ihrer Sprache, ihrem Stil folgend. Teilweise wirkte diese bemaßte *imitatio*, teilweise die unbewußt mechanische Formulierung des Verses (an gewissen Punkten) dahin, daß der Stil, die Norm in der Dichtkunst viel mehr als in der Prosa bindend wurden. Die Prosa entwickelte sich freier: wer neuern wollte, mochte es in der Prosa versuchen, in der Dichtkunst war das fast unmöglich. Deshalb sind alle, aufgrund des Griechischen geschaffenen Neuerungen (Neologismen) nur in der Prosa des Janus zu finden.

Wollte aber Janus tatsächlich neuern, oder folgte er einfach mechanisch dem Urtext? Auch den besten Übersetzern unterlaufen einige Fremdartigkeiten, und wortwörtlich zu übersetzen ist oft leichter, als einen entsprechenden, aber anders gebauten Ausdruck zu finden. Wenn wir bloß die beiden, soeben behandelten Texte besäßen, wäre die Frage schwerlich zu entscheiden, obwohl der Unterschied zwischen den beiden Übersetzungen bezüglich der Zulassung von Gräzismen auch dann auffiele. In der Übersetzung der Begegnung von Glaukos und Diomedes versuchte Janus jedoch das Schwierigere, das Unmög-

liche: die Homerisierung der lateinischen Hexameter-Sprache, die lateinische Nachbildung von homerischer Sprache und homerischem Stil. Versuchte er das, was keineswegs der leichtere Weg genannt werden kann, und was er nur aus bewußtem künstlerischem Wollen tun mochte, so kann man auch in seiner — aller Wahrscheinlichkeit nach gleichzeitigen — Epitaphios-Übersetzung das gleiche Vorhaben ihm zumuten. Die ultima manus fehlt freilich an dieser Übersetzung. Was er von den Neologismen beim letzten Feilen im Text gelassen, was er ausgemerzt hätte, wissen wir nicht; ich will auch nicht behaupten, daß alle Fremdartigkeiten Folgen eines bestimmten stilistischen Vorhabens seien, aber auch das scheint mir unwahrscheinlich zu sein, daß sie alle bare Schlampereien oder Schnitzer eines Unbeholfenen wären.

Jedenfalls, der bald stark um sich greifende und die Sprache mit strengen Regeln bindende Ciceronianismus einerseits, das unaufhaltsame, immer stürmischer werdende und natürliche Vordringen der modernen Sprachen andererseits machten aus dem Lateinischen immer mehr eine tote Schulsprache, die sich nicht mehr als ein lebendiger Organismus entwickelte, sondern im Vergleich mit den absoluten Normen «verfiel». Der Weg, den Janus — und freilich noch viele anderen auch nach ihm — folgten, wurde immer weniger gangbar.

Budapest.

AUTOUR DU PROBLÈME DES CHANGEMENTS SÉMANTIQUES DANS LE LATIN MÉDIÉVAL

Ce serait enforcer la porte toute ouverte que de relever l'importance des changements de sens comme facteur fondamental de la formation du vocabulaire médiéval.

On ne peut, bien sûr, sousestimer l'apport des néologismes tantôt forgés par les écrivains médiévaux, plus ou moins conformément aux règles classiques de dérivation des mots, tantôt puisés des langues nationales. La profusion des formations nouvelles est sans aucun doute une des caractéristiques les plus frappantes du latin médiéval en tant qu'une langue toujours vivante. Ceci dit, il n'en reste pas moins vrai que le fonds lexical de base reste celui qui a été transmis de l'antiquité classique et chrétienne. C'est au moyen des acceptions nouvelles conférées aux mots datant de l'époque antique que les écrivains médiévaux ont essayé, avec plus ou moins de succès, d'adapter le vocabulaire ancien aux conditions nouvelles de leur époque.

L'évolution sémantique qui s'est produite dans la terminologie institutionnelle — d'une façon différente d'ailleurs dans de différents pays d'Europe — a fait l'objet de plus d'une étude, pour en citer celle de F. Blatt sur l'évolution du latin médiéval (ALMA XXVIII, p. 201—219) ou Les remarques sur la formation du vocabulaire institutionnel de J. Niermeyer (ib. p. 253—261).

On n'a pas besoin de rappeler la fortune qu'ont fait les mots comme *curia*, *civitas*, *consul*, *forum*, *magister* et tant d'autres comme termes techniques pour désigner les concepts et les institutions intégralement liées à la civilisation du monde médiéval.

À côté de ces innovations sémantiques déterminées en quelque sorte par des conditions extérieures, il y'a un nombre bien important des mots datant de l'époque antique qui ont changé de sens sous la plume des écrivains médiolatins suite des spéculations linguistiques de ces derniers. Le goût typique des médiévaux, à examiner l'étymologie des mots pour en tirer des conclusions d'ordre métaphysique n'a pas resté sans influencer le domaine du vocabulaire latin. L'étude de D. Norberg sur L'érudition et spéculation dans la langue latine médiévale (ALMA XXII p. 5—16) apporte de précieuses lumières à ce sujet. C'est la tendance à mettre en relation des mots qui ont un radical semblable qui est à la source des rapprochements souvent inattendus, comme *ter-*

ribilis regardé comme dérivé de *terra* ou *speculum* employé dans le sens de la vue. Qu'il me soit permis d'y ajouter quelques exemples qu'offre le latin de l'historien polonais du XV^e s., Jean Długosz (Longinus) qu'on est parfois enclin à regarder comme précurseur de l'humanisme en Pologne. Dans le vocabulaire de Długosz caractérisé par une richesse et expressivité due à la large lecture des auteurs latins antiques et contemporains (comme Pétrarque et Boccace) il ne manque pas des mots qui ont des acceptions nouvelles provenant des spéculations linguistiques de l'auteur.

Ainsi, *ceruleus* est employé par Długosz dans le sens de 'jaunâtre', parce qu'il est senti comme dérivé de *cera*. *Feralis* est mis en relation avec *fera* dans le passage (Op. p. 52): *ferales illi ausus, non regii, simultaneus* signifie 'faux, faussé' sous l'influence de *simulare* (Op. p. 50, ib. 52). De même, la formule *operam novare* employée sans une seule exception au lieu de *navare* s'explique par le fait que l'auteur regardait le verbe comme dérivé de *novus*. Avec ce dernier exemple on touche au coutume bien populaire dans le latin médiéval celui de modifier l'orthographe du mot conformément à l'idée que l'écrivain avait sur l'étymologie du terme en question. *Solarium* employé couramment au lieu de *salarium* sous l'influence de *solvere* en est le spécimen le plus connu.

Du domaine des spéculations linguistiques relève également l'habitude des écrivains médiévaux de faire appel au sens propre des mots composés qui a disparu dans l'usage des anciens. Si p. e. *condemno* prend le sens de faire tort à quelqu'un dans le passage (PommUrK I p. 483, a. 1273): *marchiones terram graviter spoliaverunt et Ecclesiam nostram multum condemnaverunt*, c'est parce que l'écrivain faisait allusion à *damnum* sous l'aspect qui n'est pas connu des auteurs antiques. De même *conduco* signifie 'accompagner' conformément au sens étymologique du mot qui n'est plus senti dans la langue classique (RachJag p. 534, a. 1425): *regina . . . recesserat ad conducendum . . . regem ad expeditionem*. *Confero* veut dire partager la fardeau porté par quelqu'un' (StPPP V p. 77, saec. XV): *tenemur cum passis damna conferre et eorum casum habere pro nostro proprio*.

De la même préférence pour les spéculations linguistiques tirent leur origine plusieurs confusions dans l'emploi des mots partiellement synonymes. Si p. e. *tenor* s'approche dans l'usage médiéval au sens de *carmen* pour désigner le chant, il arrive de rencontrer ce dernier au lieu de *tenor* pour signifier le contenu d'un document (PommQu p. 83, a. 1383): *recognosco carmine in presenti etc.*

Dans le passage de la Chronique du Maître Vincent (XIII s.) on confère au verbe *coniuro* le sens de 'tomber d'accord': (KADLUB. p. 175) *omnium . . . concurrunt vota, omnium coniurant studia*. Cette signification toute inattendue ne peut s'expliquer que par influence du verbe *conspiro* synonyme de *coniuro* dans le sens de 'conjurer contre quelqu'un'. Pareillement le terme *forum* qui équivaut à *curia* dans le sens de 'tribunal juridique', peut s'emparer du rôle

de ce dernier pour signifier la cour (VAdAnt p. 29, 6): *impia manus . . . episcopale forum irruperunt*.

Un changement de sens encore plus hardi s'est produit pour les mots *fossata* et *fovea* en tant que synonymes partiels du terme *alveus*. Tous les deux peuvent notamment signifier, comme *alveus*, lit d'une rivière. Or, on attribue à *fossata* le sens de 'jattée' (comme mesure de sel) couramment désignée par *alveus* (DLUG. LibBen III p. 335): *duo alvei salis seu fossate*. L'acception de 'plateau' (et par métonymie collecte faite à l'église) propre à *alveus* est conférée également à *fovea* (KodUJ I p. 141, a. 1420): *due partes de fovea . . . spectare debent . . . pro doctoribus*. (il est question des revenus d'un bénéfice ecclésiastique). A côté de ces spéculations plus ou moins savantes il existe un bon nombre des usages nouveaux faute des connaissances linguistiques des auteurs qui se servaient d'une langue acquise et pas toujours étudiée à fond. Il est tout d'abord question des confusions d'ordre phonétique, telles que se produisent entre *fossor* et *fusor*, *flagro* et *fragro*, *fornax* et *fornix*, *fractura* et *fragor*.

Un vaste champ aux changements sémantiques offre l'emploi des composés prépositionnels. C'est dans ce domaine que la maladresse des écrivains médiévaux se fait le plus souvent jour.

On tombe au cours des travaux de rédaction sur les acceptions inattendues qui surgissent d'une confusion entre de différents composés du même verbe. Dans bien des cas il suffit de changer de préfixe pour que la signification difficile à interpréter devienne toute compréhensible. Si par ex. on dit (Ztschr LXV p. 158, a. 1210), *pars bonorum attigit mulieri*, il va de soi que l'auteur de la notice avait en vue le sens propre au mot *contingere*. Il en est de même pour *concrevimus* employés au lieu de *decrevimus* dans le texte (CodVit 394, a. 1417); *L marcas grossorum . . . exsolvere . . . episcopo . . . concrevimus*. *Emitto* s'empare du rôle de *permitto* dans le passage (PP II p. 137, a. 1446): *predium . . . dominus Ioannesc. . . Thome emisit libere vendere* ou du celui de *omitto* (CodEp III p. 42, a. 1450): *ille . . . magister . . . hactenus preteritus est et emissus*.

S'il s'agit des confusions de ce genre, on est parfois tenté de voir l'influence du substrat national dans le choix du préfixe prépositionnel. Ainsi aborde-t-on le problème des calques sémantiques, aussi vaste que délicat, qui mérite une étude détaillée. Ce problème dépasse le cadre d'une brève communication qui ne prétend qu'à signaler les tendances les plus générales des déplacements de sens, telles que se laissent dépister au cours de nos expériences lexicographiques.

Cracovie.

Printed in Hungary

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki szerkesztő: Botyánszky Pál

A kézirat nyomdába érkezett: 1978. V. 2. — Terjedelem: 23,75 (A/5) ív, 20 ábra, 1 melléklet

78.5797 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

INDEX

<i>G. Komoróczy</i> : Lobpreis auf das Gefängnis in Sumer	153
<i>C. Curri</i> : Note preliminari sui monumenti arcaici della necropoli e del territorio di Vetulonia	175
<i>A. Michel</i> : Y a-t-il un art poétique de Virgile?	209
<i>P. Váczy</i> : Arrabona (Győr) an der Wende der Antike und des Mittelalters	221
<i>E. Maróti</i> : Über die Verbreitung der Wassermühlen in Europa	255

ACTES DU COLLOQUE SUR LA LEXICOLOGIE DU LATIN MÉDIÉVAL, BUDAPEST, LES 23–24 AVRIL 1975

<i>J. Harmatta</i> : Colloque sur la lexicologie du latin médiéval	283
<i>A.-M. Bautier</i> : «Popularis» et la notion de «populaire»	285
<i>I. Boronkai</i> : Sprachliche Calques in einer lateinischen Übersetzung aus dem 12. Jahrhundert	305
<i>I. Borzsák</i> : Die Spuren des sprachlichen Substrats in der horazischen Textüberlieferung	319
<i>Gy. Györffy</i> : <i>Civitas, castrum, castellum</i>	331
<i>J. Harmatta</i> : Remarques sur le lexique du latin médiéval et le substrat hongrois ..	335
<i>I. Jelenits</i> : <i>Cena Agni — mensa Christi</i>	345
<i>I. Kapitányfi</i> : Römisch-rechtliche und kanonistische Terminologie in der ungarischen Historiographie des 12.—14. Jh.	355
<i>A. Kurcz</i> : <i>Fortuna, humanitas, gloria</i>	363
<i>E. Marosi</i> : Das <i>decus</i> des mittelalterlichen Kunstwerkes	371
<i>L. Mezey</i> : Autour de la terminologie ecclésiastique et culturelle de la Hongrie médiévale	377
<i>A. Mohay</i> : <i>Lingua, idioma</i> und Verwandtes	387
<i>K. Mollay</i> : Latinität und ungarische Lehnwortforschung	395
<i>Zs. Rűtűk</i> : Lexikalisches zu den neulich entdeckten Übersetzungen aus dem Griechischen von Janus Pannonius	403
<i>D. Turkowska</i> : Autour du problème des changements sémantiques dans le latin médiéval	417

OIKUMENE.

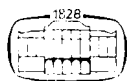
II.

Studia ad historiam antiquam classicam et orientalem spectantia.

Edited by I. Hahn

The second volume of the Annual presents further studies on ancient history written by outstanding Hungarian scholars.

In English, French and German — Approx. 290 pages — Cloth
ISBN 963 05 1590 3



AKADÉMIAI KIADÓ

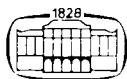
Publishing House of the Hungarian Academy of Sciences, Budapest

PROLEGOMENA TO THE SOURCES ON THE HISTORY OF PRE-ISLAMIC CENTRAL ASIA.

Edited by J. Harmatta

This volume — edited by an international editorial board, — is of unique importance for research workers. Written by the best specialists from all over the world it gives a useful collection of the sources on the history of Pre-Islamic Central Asia.

Studies in English, French and German — Approx. 272 pages — Cloth
ISBN 963 05 1651 9



AKADÉMIAI KIADÓ

Publishing House of the Hungarian Academy of Sciences, Budapest

Survivals of Greek Zoological Illuminations in Byzantine Manuscripts

by Z. Kádár

One of the most debated questions of cognition with regard to the living world is the correlation between scientific and artistic information. The beginnings of the problem go back as far as classical antiquity, when biological illustration came into existence; by its nature it unifies the two ways of cognition. The author — a qualified art historian, archeologist and biologist — is the first to publish the zoologically correlated illustrations of the scientific works of the antiquity, which have been preserved in Byzantine codices. On the basis of the ample material, the author has succeeded in partially reconstructing several lost antique scientific works, among them Aristotle's fundamental work, the first zoological-anatomical atlas. The book is based on highly complex researches, its foundations are provided by the antique specialist literature; nevertheless, its summarizing character makes it mainly a work on art history and science history.

In English · Approx. 370 pages · More than 500 monotone pictures on 200 plates · 20 colour plates · Cloth

ISBN 963 05 1187 8



AKADÉMIAI KIADÓ

Publishing House of the Hungarian Academy of Sciences

Budapest











												
		A	B	C	D	E	F	G	H	I	L	
Vetulonia	Diavolino	●										
	Porcarecce		●			●	●		●●●●			
	Manganello t.n.1		●●	●			●	●				
	Castelvecchio		●●			●				●		
	Migliarine t. II					●	●			●		
Selvella	T. n. 8		●●									
	T. n. 9							●	(●)			
	T. n. 10		●●									
	T. n. 15		●					●				
Val Berretta	T. n. 1	●●●			●	●		●				
	T. n. 3		●			●						
	T. n. 20		●●			●		●				
	T. n. 56	●	●●		●	●	●	●	●●●			
	T. n. 61					●		●	●			
San Germano	T. n. 1					●	●		●●			
Populonia	Tomba della Pseudocupola				●	●	●					
	Tomba dei Flabelli	●				●	●					
	Tomba dei Colatoi	●●				●	●					
	S. Cerbone t.n. 1	●				●	●	●				
	S. Cerbone t.n. 3					●	●	●				
	S. Cerbone t.n. 4					●	●					
Poggione di Castelnuovo Berardenga			●●	●		●			(●)			
Poggio Buco	T. G					●	●				●	
	T. F					●	●			●	●	
Orvieto	T. n. 46		●				●					
Vulci	T. n. 5						●				●	
	Tomba della Panatenaica			●	●	●		●				
Acquarossa	Tomba I del Campo d. Fonte						●			●	●	
S. Giovenale	La Staffa t.n. 3		●			●						
	Parzarago t.n. 1					●	●	●				
	Parzarago t.n. 6			●		●	●					

Fig. 12. Tavola delle associazioni di materiali arcaici nel territorio di Vetulonia e nell' Etruria centro-settentrionale. Il numero degli esemplari rinvenuti è indicato solamente per gli infundibula (A), le oinochoai di vetro a gocce (B) e gli alabastra con decorazione a teste plastiche umane (H) (v. note 68-70). A — Infundibula; B — Oinochoai di vetro a gocce; C — Coppe ioniche tipo A2; D — Coppe ioniche tipo B2-B3; E — Aryballoi e alabastra di imitazione corinzia; F — Askoi plastici; G — Ceramica attica a figure nere; H — Alabastra decorati con teste plastiche umane; I — Attingitoi di bucchero; L — Kylikes etrusco-corinzie

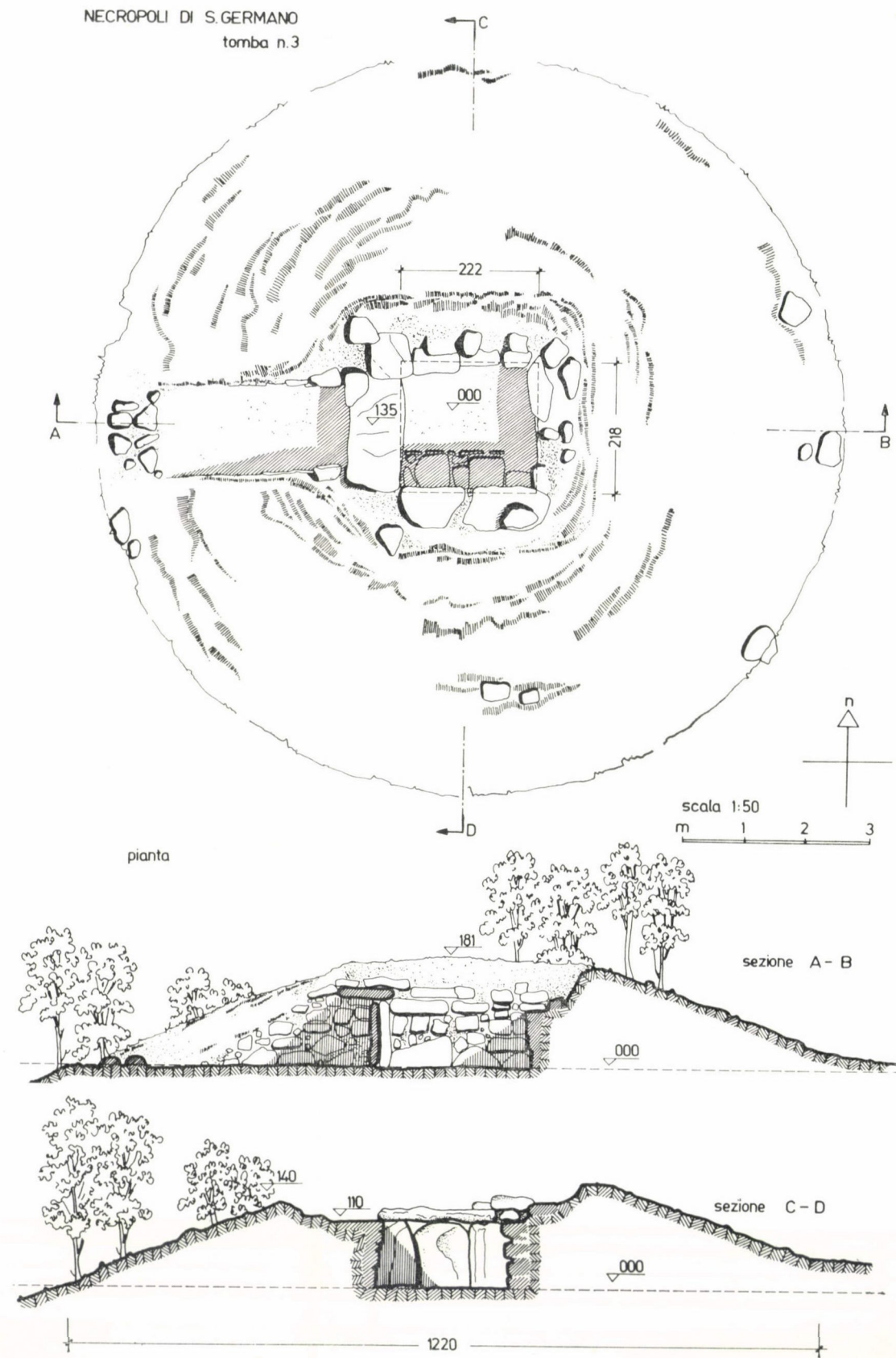


Fig. 13. S. Germano. Pianta e sezioni del tumulo n. 3

The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up volumes.

Manuscripts should be addressed to:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription is \$ 36.00 a volume.

Orders may be placed with "Kultúra" Foreign Trade Company (1389 Budapest 62, P. O. B. 149 Account No 218 10990) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est \$ 36.00 par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149 Compte-courant No 218 10990), ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латинском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу:

Acta Antiqua, Budapest 502, Postafiók 24.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации. Подписная цена — \$ 36.00 за том.

Заказы принимает предприятие по внешней торговле «Kultúra» (1389 Budapest 62, P. O. B. 149 Текущий счет № 218 10990), или его заграничные представительства и уполномоченные.

Reviews of the Hungarian Academy of Sciences are obtainable
at the following addresses:

AUSTRALIA
C.B.D. LIBRARY AND SUBSCRIPTION SERVICE,
Box 4886, G.P.O., Sydney N.S.W. 2001
COSMOS BOOKSHOP, 145 Ackland Street, St.
Kilda (Melbourne), Victoria 3182

AUSTRIA
GLOBUS, Höchstädtplatz 3. 1200 Wien XX

BELGIUM
OFFICE INTERNATIONAL DE LIBRAIRIE, 30
Avenue Marnix, 1050 Bruxelles
LIBRAIRIE DU MONDE ENTIER, 162 Rue du
Midi, 1000 Bruxelles

BULGARIA
HEMUS, Bulvar Ruszki 6, Sofia

CANADA
PANNONIA BOOKS, P.O. Box 1017, Postal Sta-
tion "B", Toronto, Ontario M5T 2T8

CHINA
CNPICOR, Periodical Department, P.O. Box 50,
Peking

CZECHOSLOVAKIA
MAD'ARSKÁ KULTURA, Národní třída 22,
115 33 Praha
PNS DOVOZ TISKU, Vinohradská 46, Praha 2
PNS DOVOZ TLAČE, Bratislava 2

DENMARK
EJNAR MUNKSGAARD, Norregade 6, 1165
Copenhagen

FINLAND
AKATEMINEN KIRJAKAUPPA, P.O. Box 128,
SF-00101 Helsinki 10

FRANCE
EUROPERIODIQUES S.A., 31 Avenue de Ver-
sailles, 78170 La Celle St. Cloud
LIBRAIRIE LAVOISIER, 11 rue Lavoisier, 75008
Paris

OFFICE INTERNATIONAL DE DOCUMENTA-
TION ET LIBRAIRIE, 48 rue Gay-Lussac, 75240
Paris Cedex 05

GERMAN DEMOCRATIC REPUBLIC
HAUS DER UNGARISCHEN KULTUR, Karl-
Liebknecht-Strasse 9, DDR-102 Berlin
DEUTSCHE POST ZEITUNGSVERTRIEBSAMT,
Strasse der Pariser Kommüne 3—4, DDR-104 Berlin

GERMAN FEDERAL REPUBLIC
KUNST UND WISSEN ERICH BIEBER, Postfach
46, 7000 Stuttgart 1

GREAT BRITAIN
BLACKWELL'S PERIODICALS DIVISION, Hythe
Bridge Street, Oxford OX1 2ET
BUMPUS, HALDANE AND MAXWELL LTD.,
Cower Works, Olney, Bucks MK46 4BN
COLLET'S HOLDINGS LTD., Denington Estate,
Wellingborough, Northants NN8 2QT
WM. DAWSON AND SONS LTD., Cannon House,
Folkestone, Kent CT19 5EE
H. K. LEWIS AND CO., 136 Gower Street, London
WC1E 6BS

GREECE
KOSTARAKIS BROTHERS, International Book-
sellers, 2 Hippokratous Street, Athens-143

HOLLAND
MEULENHOF-BRUNA B.V., Beulingstraat 2,
Amsterdam

MARTINUS NIJHOFF B.V., Lange Voorhout
9—11, Den Haag

SWETS SUBSCRIPTION SERVICE, 347b Heere-
weg, Lisse

INDIA
ALLIED PUBLISHING PRIVATE LTD., 13/14
Asaf Ali Road, New Delhi 110001
150 B-6 Mount Road, Madras 600002
INTERNATIONAL BOOK HOUSE PVT. LTD.,
Madame Cama Road, Bombay 400039
THE STATE TRADING CORPORATION OF
INDIA LTD., Books Import Division, Chandralok,
36 Janpath, New Delhi 110001

ITALY
EUGENIO CARLUCCI, P.O. Box 252, 70100 Bari
INTERSCIENTIA, Via Mazzé 28, 10149 Torino
LIBRERIA COMMISSIONARIA SANSONI, Via
Lamarmora 45, 50121 Firenze
SANTO VANASIA, Via M. Macchi 58, 20124
Milano
D. E. A., Via Lima 28, 00198 Roma

JAPAN
KINOKUNIYA BOOK-STORE CO. LTD., 17-7
Shinjuku-ku 3 chome, Shinjuku-ku, Tokyo 160-91
MARUZEN COMPANY LTD., Book Department,
P.O. Box 5050 Tokyo International, Tokyo 100-31
NAUKA LTD., IMPORT DEPARTMENT, 2-30-19
Minami Ikebukuro, Toshima-ku, Tokyo 171

KOREA
CHULPANMUL, Phenjan

NORWAY
TANUM-CAMMERMEYER, Karl Johansgatan
41—43, 1000 Oslo

POLAND
WĘGIERSKI INSTYTUT KULTURY, Marszał-
kowska 80, Warszawa
CKP I w ul. Towarowa 28 00-958 Warsaw

ROMANIA
D. E. P., Bucureşti
ROMLIBRI, Str. Biserica Amzei 7, Bucureşti
SOVIET UNION
SOJUZPETCHATJ — IMPORT, Moscow
and the post offices in each town
MEZHDUNARODNAYA KNIGA, Moscow G-200

SPAIN
DIAZ DE SANTOS, Lagasca 95, Madrid 6

SWEDEN
ALMQVIST AND WIKSELL, Gamla Brogatan 26,
101 20 Stockholm
GUMPERTS UNIVERSITETSBOKHANDEL AB,
Box 346, 401 25 Göteborg 1

SWITZERLAND
KARGER LIBRI AG, Petersgraben 31, 4011 Basel

USA
EBSCO SUBSCRIPTION SERVICES, P.O. Box
1943, Birmingham, Alabama 35201
F. W. FAXON COMPANY, INC., 15 Southwest
Park, Westwood, Mass. 02090
THE MOORE-COTTRELL SUBSCRIPTION
AGENCIES, North Cohocton, N. Y. 14868
READ-MORE PUBLICATIONS, INC., 140 Cedar
Street, New York, N. Y. 10006
STECHERT-MACMILLAN, INC., 7250 Westfield
Avenue, Pennsauken N.J. 08110

VIETNAM
XUNHASABA, 32, Hai Ba Trung, Hanoi
YUGOSLAVIA
JUGOSLAVENSKA KNJIGA, Terazije 27, Beograd
FORUM, Vojvode Mišića 1, 21000 Novi Sad